Der Graf von Gleichen.

Romantische Volkssage

von

Dr. Heinrich Döring.

Nebst

einem historisch-kritischen Anhange

und

einer anatomischen Beschreibung der neuerlich aufgegrabenen Gebeine

vom

Medizinalrath Dr. Thilow
in Erfurt.

Mit einem Kupfer, die beiden Frauen und den Grafen nach Original-Gemälden vorstellend.

Gotha und Erfurt,
Henning's'sche Buchhandlung.
1836.

KÖN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Es war im Jahr 1227, als am Hofe des Kaisers Friedrichs des Zweiten zu Neapel ein päbstlicher Nuntius erschien, gesandt von Pabst Gregor dem Neunten. Der Abgesandte sparte keine Ueberredung, Friedrich zu einem neuen Kreuzzuge zu bewegen, den das Heil der Kirche erfodere, nachdem Jerusalem und die heilige Stätte, auf den der Erlöser gewandelt, sich wieder im Besitz der Ungläubigen befand. Als aber jene Ueberredung wenig fruchtete, da drohte der Nuntius den Bann herabzuschleudern auf das kaiserliche Haupt. Friedrich versprach Gehorsam, und rüstete sich zum Heereszuge in das gelobte Land. Das kaiserliche Aufgebot verbreitete sich unter den Fürsten, diese thaten es den Grafen kund, und von ihnen wurden die Ritter und Herren aufgefodert, an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen. Gewappnet und gerüstet bestiegen sie ihre Rosse, und jeder sammelte sich unter dem ihm zustehenden Panier.

Im kaiserlichen Gefolge befand sich auch der Landgraf von Thüringen, Ludwig VI., ein treuer Lehnsmann, und mit ihm die Grafen von Schwarzburg, Heinrich X. und Günther VI., nebst vielen andern Rittern und Herren. Da sah man den edlen Günther von Käfernburg, Burkhart von Brandenburg, Meinhart von Mühlberg, Her-

mann von Heldrungen, Heinrich von Ebersberg, Hermann von Schlotheim, Bernhard von Mihla und Rudolph von Vargula. Als nun der Landgraf jene ſtattlichen Ritter erblickte, wie ſie ſtolz und freudig unter dem vorgetragenen Kreuzpanier einhertrabten, um in Sicilien zu des Kaiſers Heer zu ſtoßen und von da nach Brundus, dem Verſammlungsorte aller aus Europa erwarteten Truppen zu eilen — da gewahrte Friedrichs Auge einen ſtattlichen Ritter, der jenen Frohſinn nicht zu theilen ſchien und den Blick trüb und ſcheu zu Boden ſenkte. Unter dem geöffneten Helm blickte ihm das wohlbekannte Antlitz des Grafen Ernſt des Vierten von Gleichen entgegen, der ſich an Ludwigs eignem Hofe in den Wiſſenſchaften ſeiner Zeit und in allen ritterlichen Uebungen ſorgſam gebildet.

Ludwig aber wandte ſich zu dem Grafen faſt unmuthig und ſagte: „Wie mögt ihr ſo trüb und muthlos vor euch hinſtarren, während ſich ringsum Frohſinn in jeder Miene ſpiegelt? Seid ihr, edler Graf, deſſen Tapferkeit ſich ſo mannigfach erprobt, der Heeresfahrt abgeneigt, und mir nicht mit gutem Willen nachgezogen?“

Da entgegnete der Graf: „Wollet doch nimmer, edler Herr, an meiner Tapferkeit und Lehnstreue zweifeln, dagegen aber bedenken, daß mich manche theure Bande unauflöslich ketten an die Heimath und an das, was ich dort verlaſſe, um es vielleicht nimmer wieder zu ſehen. Wiſſet ihr doch, daß ich ſeit zwei Jahren vermählt bin mit einem treuen Weibe, die mir zwei holde Kinder geboren und ein drittes Pfand der Liebe noch unter ihrem Herzen trägt! Auch die Natur behauptet ihre Rechte. Noch gedenke ich des Augenblicks, wo Ottilia ſich beim Scheiden mit Gewalt meinen Armen entriß, die ſchlummernden Kinder vom Lager emporhob, ſie ſanft an ihre mütterliche Bruſt drückte,

und mir hinreichte, um auch den väterlichen Abschiedskuß auf ihre schuldlosen Wangen zu drücken."

Indem der Graf so sprach, bebten seine Lippen, und mit Mühe unterdrückte er ein lautes Schluchzen. „Und wie ich nun," fuhr er fort, „mit meinen Reisigen den Burgweg von der Veste Gleichen hinabzog, da schaute mir mein geliebtes Weib mit banger Wehmuth nach, so lange ihr Auge mein Panier erreichen konnte, worin sie mit Purpurseide das rothe Kreuz gestickt."

„Ist dem also," entgegnete der Landgraf, die Hand seines Lehnsmannes mit biederer Traulichkeit ergreifend, „dann tröstet euch, lieber Getreuer. Uns beide drückt ein gleiches Leid. Auch mir that das Scheiden weh von Elisabeth, meinem treuen und holdseligen Gemahl. Seid aber gutes Muths, edler Graf. Während wir kämpfen, werden unsre Weiber daheim ihr Gebet zum Himmel richten, daß wir mit Ruhm bekränzt widerkehren aus dem heiligen Lande."

Der Graf von Gleichen schien durch diesen fürstlichen Trostspruch einige Heiterkeit gewonnen zu haben. Er setzte den Heereszug muthig fort im Gefolge des Landgrafen, der aber bereits den 11. September 1227 zu Otranto in der Blüthe seines Lebens von einem heftigen Fieber dahin gerafft ward, ehe er sich noch das ritterliche Verdienst erworben hatte, einem Saracenen den Kopf zu spalten. Noch kurz vor seinem Tode hatte er unter den Dienern und Vasallen, die sein Krankenlager umgaben, den Grafen von Gleichen zu sich gerufen, und ihn an seine Statt zum Anführer des Häufleins der Kreuzfahrer ernannt, die ihm gefolgt waren. Zugleich hatte er dem Grafen einen Eid abgenommen, daß er nicht wieder heimkehren wolle, bevor

er dreimal das Schwert gezückt gegen die Ungläubigen. Nachdem der Sterbende mehrere Seelenmeſſen verordnet, hauchte er den letzten Athem aus. Der Graf von Gleichen ließ den Leichnam ſeines fürſtlichen Freundes einbalſamiren, und ſandte ihn ſeiner Gemahlin Eliſabeth zu, die ihrer Frömmigkeit und Milde wegen, den Namen der Heiligen führte, und den Dahingeſchiedenen zu Ehren die Trauerkleider Zeitlebens nicht wieder ablegte, als der Landgraf ſchon längſt ſchlummerte in ſeinem Grabe zu Reinhards-Brunn.

In dem Lager zu Ptolomais, wo der Graf von Gleichen mit den unter ſeinen Befehl ſtehenden Kreuzfahrern angelangt war, ſah er die Hoffnung eines ernſthaften Feldzugs verſchwunden. Von den zahlreichen Heldenſchaaren, die ihr Vaterland verließen, war nur der kleinſte Theil bis an die Grenzen des Landes gelangt, deſſen Eroberung ſie beabſichtigten. Noch ehe ſie vom Schwert der Saracenen getroffen wurden, unterlagen ſie dem Hunger, der glühenden Hitze, der Peſt und andern anſteckenden Krankheiten. Auch das Heimweh ſenkte ſich ſchwer drückend auf die ſtählernen Panzer und trieb manchen Ritter zur flüchtigen Rückkehr in die europäiſchen Gefilde. So war dem Grafen von Gleichen wenig Hoffnung geblieben, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, und ſein ritterliches Schwert dreimal gegen die Saracenen zu zielen, bevor er ſich wieder zur Heimkehr in ſein Vaterland rüſtete. Die Kreuzfahrer lagen hinter ihren Verſchanzungen und wagten ſich, ihre Ohnmacht fühlend, kaum hervor, indem ſie, wiewohl vergeblich, auf die Hülfe des Pabſtes hofften.

So herrſchte in dem Lager der Chriſten, ſtatt der Rüſtung zum Kampf, Wohlleben und Kurzweil. Man bemühte ſich

die Zeit zu tödten und die Grillen zu verscheuchen. Da tönte Sang und Saitenspiel und das Klirren der Humpen bei den oft bis tief in die Nacht fortdauernden Zechgelagen. Solcher Zeitvertreib behagte aber wenig dem Grafen von Gleichen, der, ein Freund des edlen Waidwerks, den flüchtigen Fuchs in den sandigen Steppen oder die Gemse auf hohen Felsen verfolgte. Auf solchen Zügen begleitete ihn oft nur sein treuer Knappe, Curt geheißen, während die Ritter seines Gefolgs, von den glühenden Sonnenstrahlen oder der feuchten Nachtluft heimgetrieben, wieder den Weg nach dem Lager einschlugen.

Einstmals hatte er, einen flüchtigen Gemsbock verfolgend, zu spät auf die Rückkehr ins Lager gedacht, von welchem ihn mehrere Irrlichter, die er für Wachtfeuer hielt, immer weiter entfernten. Die letzten Strahlen der Sonne hatten sich bereits ins Meer getaucht, und die nächtliche Dämmerung war eingetreten. Auf offnem Felde, unter einem Baum, beschloß er den Anbruch des Morgens zu erwarten. Auf weichem Mooslager, das ihm sein einziger Begleiter, der treue Curt, bereitet, entschlief der Graf, von der Hitze des Tages ermattet, noch eh' er, wie er es gewohnt, sich mit dem heiligen Kreuz gesegnet. Seinen Gefährten erhielt die Sorgfalt für seinen Herrn munter. Abwechselnd wandte er seinen Blick auf den Schlummernden und zu dem mit glänzenden Sternen besäeten Himmel empor. Eine ernste feierliche Stille herrschte in der weiten Einöde, und kein Lüftchen schien sich zu regen, während die nächtliche Kühle einige Erquickung verbreitete über die schlummernde Natur.

Als aber der Morgenstern funkelnd den kommenden Tag verkündete, da drang zu dem Ohr des Horchenden ein

Getöſe aus weiter Ferne, einem rauſchenden Waldſtrom vergleichbar, der ſich hinabſtürzt über einen jähen Felſenhang. Zugleich ſchien ihn ein Geruch anzuwehen wie von balſamiſchen Kräutern und zerquetſchten Grashalmen, das befremdende Getöſe aber ſich immer mehr zu nähern. Auf den Boden gelagert, mit dem Ohr auf die Erde, glaubte Curt deutlich ein Trappen wie von Roſſes Hufen zu hören. In dem Wahn, das wilde Heer ziehe vorüber, rüttelte er, von Furcht und Grauſen erfüllt, ſeinen Herrn aus dem Schlafe.

Den Grafen, der ſich auf der Stelle wappnen ließ, hatte die Ahnung nicht betrogen, daß ihn hier ein anderes, als ein geſpenſtiſches Abentheuer erwarte. Denn als die Schatten der Nacht ſchwanden und der Saum des öſtlichen Horizonts ſich wieder färbte mit dem Purpurlicht des Morgens, da nahte ſich, wohlgerüſtet zum Kampf, ein Trupp Saracenen. Ihnen zu entfliehen, war unmöglich, und rings umher wies ſich kein Buſchwerk, um Roß und Mann verbergen zu können. Da befahl der Graf ſeine Seele in den Schutz Gottes und der heiligen Jungfrau. Mit dem Entſchluß ritterlich zu ſterben und das Leben ſo theuer zu erkaufen als möglich, gebot er ſeinem Knappen ihm zu folgen. Die Ungläubigen ſtoben erſchrocken auseinander, als der Graf, ſeinen Rappen ſpornend, mitten in ihren Haufen hineinſprengte. Bald aber wuchs ihnen der Muth bei dem Anblick eines einzelnen Ritters, und es begann ein eben ſo heftiger als ungleicher Kampf. Mancher Saracene, von der Lanze des Grafen emporgehoben, flog aus dem Sattel, und ſein nervigter Arm ſtreckte ſelbſt den Anführer des Häufleins zu Boden. Auch Curt hielt ſich wacker, und kümmerte ſich wenig um die ihm entgegen geſchleuderten Steine, wohl wiſſend, daß

ſeine eiſerne Sturmhaube nebſt dem Harniſch den mäßigen Wurf ertragen könne. Aber die Tapferkeit des Einzelnen unterlag endlich der Menge. Die Zahl ſeiner Feinde übermannte, nach ritterlichem Gefechte, den Grafen. Sein Arm war müde, die Lanze zerſplittert, das Schwert ſtumpf. Auch ſtrauchelte ſein Roß auf dem mit Blut gefärbten Boden. Er hatte keine Kraft mehr zum Widerſtande, als er, mit dem Pferde ſtürzend, von hundert rüſtigen Armen umſtürmt ward, die ihm das Schwert entriſſen. Da entſank auch dem treuen Curt der Muth und zugleich der Streitkolben, der manchen Saracenenſchädel getroffen.

Die Behandlung der Gefangenen war menſchlicher, als dieſe hoffen mochten. Sie wurden entwaffnet, und nachdem ſie verhört worden, ihnen nach orientaliſcher Sitte Sklavenfeſſeln angelegt. Ein nach Alexandrien ſegelfertig liegendes Schiff nahm ſie auf. In dieſem Fahrzeug wurden ſie von dem Bei von Arbod an den Sultan von Egypten geſandt, Malek al Aziz Othmann geheißen, einem Sohn des hochberühmten Saladin. Am dortigen Hofe ſollten ſie beſtätigen, was ſie über die Beſchaffenheit der chriſtlichen Heeresmacht ſchon berichtet.

In Cairo traf dem Grafen von Gleichen das Loos, in niedriger Sklavenkleidung, mit ſchweren Ketten belaſtet, vor dem Sultan erſcheinen zu müſſen und hierauf in einem vergitterten Thurm geſperrt zu werden. In langen Nächten und einſamen Tagen hatte er dort hinlängliche Muße über ſein hartes Schickſal nachzudenken, und faſt erlag er ſeinem Gram, wenn ihm die Erinnerung an ſein häusliches Glück vor die Seele trat, und er mit Sehnſucht zurückdachte an ſein Weib und ſeine Kinder, die er daheim zurückgelaſſen. Oft in Augenblicken dumpfer Verzweiflung

verwünſchte er den unſeligen Kampf der heiligen Kirche mit den Ungläubigen, ſo bittere Vorwürfe ihm auch ſeine Frömmigkeit gegen Aeußerungen dieſer Art machte. In ſolcher Stimmung kam ihm die Erinnerung an die alte Sage von dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, wie derſelbe ſammt ſeinem treuen Löwen mit Hülfe des Böſen aus ſeiner Haft in Lybiens Gefilden wieder in ſeine Heimath verſetzt worden. Dieſe wunderbare Mähr, die er oftmals auf dem Schooſe ſeiner Amme gehört, doch in reiferem Alter als unwahr verworfen, gewann für ihn in der traurigen Einöde des vergitterten Thurms einen Anſchein von Möglichkeit und ſein ſchwankender Ammenglaube ward beinahe zur Ueberzeugung. Auch gab er der Idee Raum, ſich durch den Fürſten der Finſterniß befreit zu ſehen, ungeachtet er einmal ſolchen Wunſch zu unterdrükken und den Himmelsmächten ſich wieder zu nähern ſuchte, indem er keinen Abend ſich dem Schlummer überließ, ohne ſich zuvor bekreuzt zu haben.

Von dieſen Träumereien, denen der Graf ſich überließ, hatte er jedoch keinen weitern Gewinn, als daß er ein paar leere Stunden damit ausfüllte, und den wankenden Muth aufrecht erhielt, aus ſeiner Haft befreit zu werden. Indeß hatten ſeine heimkehrenden Diener der harrenden Gräfin die Botſchaft überbracht, daß ihr Herr aus dem Lager verſchwunden. Welch ein Abentheuer ihm zugeſtoßen, wußten ſie nicht zu ſagen, und halfen ſich mit mancherlei Vermuthungen, nach denen er bald von einem Drachen oder Lindwurm getödtet, bald vom giftigen Peſthauch ergriffen, bald von herumſtreifenden Horden geplündert, ermordet oder gefangen worden. Die Gräfin beweinte ihren Gemahl als einen Todten, und ihr namenloſer Schmerz erneute ſich, als die verwaiſten Kinder in

der Unbefangenheit ihres Herzens ſich der ſchwarzen Käpplein freuten, in denen ſie den Vater betrauren ſollten. Demungeachtet ſchien ihr eine geheime Ahnung zu ſagen, daß ihr Gemahl noch lebe. Geſtärkt durch dieſen tröſtenden Gedanken, ſandte ſie ins Geheim einen treuen Diener nach dem heiligen Lande, und als derſelbe nicht wiederkehrte, einen zweiten Boten aus, um das Schickſal ihres Gatten zu erkunden. Sie blieb darüber gänzlich im Dunkeln, als der Bote nach ſieben Jahren wieder heimkehrte. Dennoch zweifelte ſie nicht, daß ihr Gatte noch lebe, weil es ihr undenkbar ſchien, daß er, der ſich ſtets ſo treu und zärtlich bewieſen, den irdiſchen Schauplatz habe verlaſſen können, ohne ſeines Weibes und ſeiner Kinder zu gedenken und ein Anzeichen ſeines Abſchieds aus der Welt zu geben. Sie aber hatte weder einen leiſen Tritt im Zimmer, noch irgend ein Geräuſch in der Rüſtkammer, noch den nächtlichen Ruf des Todtenvogels von den Zinnen der Burg vernommen. So glaubte ſie mit Gewißheit ſchließen zu können, daß ihr Gemahl noch lebe, und beſchloß daher die Ausſendung eines dritten Boten, der aber für gut befand, ſtatt aller weitern Nachforſchungen in fernen Landen, ſich an den Hafen von Venedig gleichſam auf einen feſten Poſten zu ſtellen, weil dort die Pilger und Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande größtentheils zurückkehrten in ihre Heimath.

Unterdeſſen waren dem Grafen in ſeiner Haft zu Cairo ſieben Jahre in troſtloſer Einſamkeit vergangen. Kein Sonnenſtrahl drang in ſeinen Thurm, und das Tageslicht brach ſich nur kümmerlich durch die eiſernen Stäbe ſeines Fenſters. Er verzweifelte an der Erlöſung aus ſeinem Käfig und glaubte von Himmel und Hölle verlaſſen zu ſein. Nur Ein Wunſch regte ſich in ſeiner Seele, der

Wunſch durch den Tod von ſeinen Leiden befreit zu werden. Seit dem Eintritt in den Thurm hatte der Kerkermeiſter das Amt der Schlüſſel nicht wieder verwaltet, und für die Bedürfniſſe des Gefangenen war durch eine Klappe in der Thür geſorgt worden. Um ſo überraſchender und erfreulicher war es ihm daher, als er einſt das nahe Raſſeln eines Schlüſſelbundes hörte, und bald nachher die eiſernen Angeln der aufgehenden Thür laut knarrten. Mit bangen Herzklopfen und ungeduldigem Verlangen erwartete er die Botſchaft von der Veränderung ſeines bisherigen Schickſals.

Durch zwei ſchwarze Sklaven, welche mit dem Kerkermeiſter hineintraten, ſah er ſich befreit von ſeinen drükkenden Feſſeln. Zugleich erhielt er einen Wink zu folgen. Er gehorchte mit wankenden Schritten. Die Füße verſagten ihm den Dienſt und er wäre die ſteinerne Wendeltreppe hinabgeſtürzt, wenn ihn die beiden Sklaven nicht gehalten hätten. Als er nun vor den Hauptmann der Gefangenen geführt wurde, da redete ihn derſelbe, den ſtarren, unfreundlichen Blick auf ihn gerichtet, faſt trotzig an: „Dir ſelbſt und deinem Starrſinn haſt du dein Schickſal zu danken gehabt, hartnäckiger Franke! Warum verſchwiegſt du die Anlagen, mit denen dich die Natur ausgerüſtet, die Fähigkeiten, die in dir ſchlummern. Wäreſt du offen geweſen, du hätteſt nimmer den Gitterthurm geſchaut. Danke es dem Zufall, daß du ihn jetzt verlaſſen darfſt. Einer deiner Mitgefangenen hat uns berichtet, du ſeiſt wohl erfahren in der edlen Gartenkunſt. So gehe denn, wohin dich der Wille des Sultans ruft, und richte einen Garten ein nach Art der Franken und pfleg' ihn wie den Apfel deines Auges, auf daß die Blume der Welt darin fröhlich gedeihe zum Schmuck des Orients."

Mit Staunen und faſt ſichtbarer Verlegenheit, ſo ſehr er dieſelbe zu verbergen bemüht war, vernahm der Graf den ihm gemachten Antrag, Luſtgärtner des Sultans zu werden. Von der Gärtnerei verſtand er ſo wenig, als ein Laie von den kirchlichen Myſterien. Nur flüchtig hatte er die Gärten in Welſchland betrachtet, doch um ihre Anlage, und Pflanzenkunde und Baumzucht ſich wenig bekümmert. Von der Blume der Welt hatte er daher vollends nicht die mindeſte Kenntniß; er wußte weder ob ihr Flor, wie die Aloe, durch Kunſt herbeigeführt werde, oder ob er blos die Natur walten laſſen ſolle, wie bei der gemeinen Ringelblume. Seine Unwiſſenheit zu bekennen wagte er jedoch eben ſo wenig, als das ihm angetragene Ehrenamt abzulehnen, weil er mit Recht beſorgte, in beiden Fällen hart dafür büßen zu müſſen.

Der Platz, auf welchem er von einer Kunſt Gebrauch machen ſollte, die ihm zugleich fremd, war ein angenehmer Park, von der Hand der Natur oder durch frühern Anbau mit ſo reichen und freundlichen Anlagen verſehen, daß auch einem geſchärfterem Auge als dem ſeinigen ſich kaum irgend Fehler oder Mängel gezeigt hätten, die einer Verbeſſerung bedurften. Indem er aber jenen Park betrachtete, der durch ihn zu einem Luſtgarten nach europäiſcher Weiſe umgeſchaffen werden ſollte, ergriff ihn mitten in der lebendigen und ſchaffenden Natur, deren Anblick er ſieben Jahre lang entbehrt, ein unnennbares Gefühl der Wonne. Er hätte jede Blume, jeden Grashalm an ſein Herz drücken mögen, und konnte ſich daher mit der Idee nicht befreunden, daß er hier an dieſen Eden etwas meiſtern ſollte. Mit Recht beſorgte er, daß die Schönheit des Gartens durch jede Veränderung leiden würde, und ſollte die letztere nicht zur Zufriedenheit ausfallen, ſo befürchtete

er am Ende wieder in ſeine traurige Haft zurückkehren zu müſſen.

Obwohl in nicht geringer Verlegenheit, ſah er ſich zur raſchen Ausführung des ihm übertragenen Werks um ſo mehr genöthigt, da ihn der Scheik Kiamel, der die Oberaufſicht über die Gärten des Sultans führte, und bei dieſem viel galt, unaufhörlich ſpornte, die Arbeit zu beginnen. Funfzig Sklaven, die er dazu verlangt, erſchienen vor ihm mit dem nächſten Morgen, während er noch nicht wußte, wie er einen einzigen beſchäftigen ſollte. Groß aber war die Freude des Grafen, als unter jenem Häuflein auch ſeinen treuen Knappen Curt erblickte. Ihm vertraute er ſogleich, in welche ſeltſame und peinliche Lage ihn das Schickſal verſetzt und ihn genöthigt, das Ritterſchwert mit dem Spaten zu vertauſchen.

Da warf ſich ihm Curt, mit Thränen in den Augen, zu Füßen, und ſagte: „Könnt ihr mir verzeihen, edler Herr? Ich bin die Urſache des Kummers und der Verlegenheit, die euch jetzt drücken. Aber ohne mich wäre der traurige Gitterthurm, in dem ihr ſo lang geſchmachtet, noch jetzt eure Wohnung. Ein unſchuldiger Betrug hat euch errettet und euch den Anblick der allbelebenden Sonne wiedergegeben, den ihr ſo lang entbehrt. Der Sultan verlangte einen Garten, nach Art der Franken eingerichtet, und ließ ringeum verkünden unter den gefangenen Chriſten, daß wer ſich einem ſolchen Werk zu unterziehn getraue, auf Freiheit und großen Lohn rechnen könnte. Da gedacht' ich, edler Herr, eurer ſchweren Haft, und mich dünkt, es war ein guter Geiſt, der mir den Gedanken eingab, euch als einen Mann zu ſchildern, der vielfach erfahren ſei in der edlen Gartenkunſt. Machet euch darum keine

Sorge, wie ihr mit Ehren beſtehen werdet in dem euch anvertrauten Amte. Sollte ihr die Weiſe der Großen in der Welt ſo wenig kennen, lieber Herr? Nur nach etwas andern, das den Reiz des Neuen und Seltſamen hat, nicht nach etwas beſſern gelüſtet dem Sultan. Darum hauſt und ſchaltet nach Belieben in dieſen herrlichen Naturanlagen; verändert nur das bisher Beſtandene, und ſeid gewiß, daß euer Werk Gnade finden wird vor ſeinen Augen."

Durch dieſe Worte getröſtet und mit neuem Muthe belebt, entſchloß ſich der Graf zu dem mißlichen Unternehmen einer planloſen Umwandlung des ihm übergebnen Platzes. Er ſtellte die Arbeiter auf gut Glück an, und verfuhr mit beiſpielloſer Willkühr in dem wohlgeordneten, ſchattenreichen Park. Die nutzbaren Fruchtbäume mußten den Anpflanzungen von Rosmarin, Amaranthen und Sammetblumen weichen, und den nackten Boden deckte, nachdem er das gute Erdreich hatte ausſtechen laſſen, buntfarbiger Kies, der ſo ſorgfältig feſtgeſtampft wurde, daß kein Grashalm darin wurzeln konnte. Ein Roſenſaum, durch den ſich ſeltſam gewundene Blumenbeete mit grotesken Figuren ſchlängelten, umſchloß den ganzen Platz, den er in mehrere Terraſſen getheilt hatte. Die ganze Gartenanſtalt aber konnte nicht gedeihen, da der Graf, aus Unkunde, die Zeit zu ſäen und zu pflanzen, wenig oder gar nicht beachtete.

In dieſem abentheuerlichen Treiben ward er gleichwohl weder durch den Scheik Kiamel, noch durch den Sultan geſtört. Beide hatten ſich lange Zeit gehütet, ihr Gutachten über die neue Gartenſchöpfung abzugeben. Da trat aber einſt, als der Luſtgärtner ſeine wunderbaren Anlagen

mit Wohlgefallen betrachtete und ſich im Stillen das ſchmeichelhafte Zeugniß gab, mehr geleiſtet zu haben, als er anfangs geglaubt, der Scheik Kiamel in den Garten, und ſprach: „Was ſchaffſt du, Franke? wie weit biſt du gediehen mit deiner Arbeit?“

Dem Grafen pochte bei dieſer Anrede das Herz. Daß ſein Kunſtproduct jetzt einer ſtrengen Prüfung unterworfen werden dürfte war kaum zu bezweifeln. Indeß war er auf dieſen Fall längſt vorbereitet. Er unterdrückte daher ſeine Verlegenheit, und ſagte mit feſtem, zuverſichtlichem Ton: „Komm, Herr, und ſiehe: Die Kunſt hat dieſe traurige Wildniß umgewandelt in ein Luſtrevier, ſo reich geſchmückt mit Reizen aller Art, daß es würdig wäre, ſelbſt dem Houris zum Aufenthalt zu dienen.“

Unverkennbar zeigte ſich die Unzufriedenheit mit der neuen Gartenſchöpfung auf der gefurchten Stirn des Scheiks. Doch unterdrückte er jede Aeußerung des Unmuths, weil ihn entweder die Wärme und Selbſtgenügſamkeit, mit welcher der Graf ſprach, oder ſein eigner unſichrer Geſchmack irre machte. Aber während er das Geleiſtete auf ſeinem Werth oder Unwerth beruhen ließ, und ſich in dieſer Hinſicht kein Urtheil erlaubte, fiel es ihm doch ein, zu ſeiner Belehrung einige Fragen an den Grafen zu richten. Beſonders angelegentlich erkundigte er ſich nach den Fruchtbäumen, die mit ihren Pfirſchen und Limonien das Auge ergötzt und zu erfriſchendem Genuß eingeladen. Der Graf entgegnete mit Ruhe, daß ſie ſämmtlich umgehauen worden wären.

„Und weshalb?“ fragte der Scheik.

„Könnt ihr noch fragen, hoher Herr?“ nahm der Graf das Wort. Wer möchte Bäume, mit denen die

Gärten der gemeinſten Bürger von Cairo überfüllt ſind, Bäume, deren Früchte in ganzen Ladungen verkauft werden, wohl für eine Zierde achten in dem Luſtgarten des Sultans?"

„Aber mein Auge," fuhr der Scheik fort, „ſchaut auch vergebens umher nach den luſtigen Datteln und Tamarinden. Der Hain, in dem ſie ſtanden, bot dem Wanderer Schutz in ſchwüler Mittagsgluth, und Schatten und Erquickung wohnte unter den belaubten Zweigen. Was hatteſt du für Grund, auch dieſe zu vernichten?"

„Wozu der Schatten?" entgegnete der Graf. „Wer wandelt wohl im Garten während der heißen Mittagsgluth? Wird er nicht erſt beſucht, wenn der kühle Abendwind weht, und von ſeinem Hauch gefächelt, die Luft ringsum erfüllt wird mit balſamiſchen Düften?"

„Wie oft aber," verſetzte der Scheik, „verbarg ſich in jenem dunkeln Hain die beglückte Liebe vor dem neugierigen Auge der Welt! Wie oft hat der Sultan unter dem dichten Laubgewölbe der Datteln und Tamarinden geruht, bezaubert von den Reizen einer ſchönen Circaſſierin?"

„Schaue umher," ſagte der Graf, „und du wirſt ſchönere Plätze finden, eben ſo ſtill und verſchwiegen, wie der Hain, den du zu vermiſſen ſcheinſt. Sieh, wie das Geißblatt und der Epheu dort jene Laube umſchlingen, daß kein Sonnenſtrahl durch die dichten Blätter dringen kann. Dort in jener kühlen Grotte ſiehſt du einen Quell, klar wie Kryſtall aus dem Felſen hinabrauſchen in ein Marmorbecken. Sollte dich jener von Weinreben bedeckte Gang am Traubengeländer nicht freundlich einladen? Wünſcheſt du auszuruhn, findeſt du ein Lager von weichem Moos in der

Schilfhütte am Teich, in welchem die glänzenden Fiſche luſtig umherſpringen. An allen dieſen Orten braucht die verſchwiegene Liebe keinen Zeugen zu fürchten, aber auch kein ſchädliches Gewürm, kein ſchwirrendes Inſekt, das dich oft in dem Tamarindenhain beläſtigte. Und gilt die freie Ausſicht, die du dort nicht hatteſt, dir ſo wenig?"

Der Scheik ſchwieg eine Weile. „Ich vermiſſe," ſprach er, „die köſtliche Balſamſtaude von Mecca. Da, wo ſie ſonſt ihre Düfte verbreitete, haſt du Salbei und Iſop angepflanzt. Was bewog dich dazu?"

„Kannſt du das noch fragen?" erwiederte der Graf. „Der Sultan verlangte keinen orientaliſchen, ſondern einen europäiſchen Garten. Bedenke aber, daß in Wälſchland, wo die edle Gartenkunſt den höchſten Flor erreicht, weder Datteln gedeihen noch die Balſamſtaude von Mecca." —

Gegen dies Argument vermochte der Scheik nichts einzuwenden. Daß er aber mit den neuen Gartenanlagen, ſo ſehr ihr Schöpfer ſie anpries, nicht recht zufrieden ſein mochte, bewies ein bedenkliches Kopfſchütteln. Er entfernte ſich hierauf, indem er etwas zwiſchen den Zähnen murmelte, das dem Grafen unverſtändlich blieb. Dieſe Zeichen der Unzufriedenheit konnten aber nicht befremden an einem Manne, der, wenn der Garten dem Sultan ſo wenig behagte, als ihm ſelbſt, befürchten mußte, zu ſchwerer Verantwortung gezogen zu werden, und auf die bisher behauptete Stelle eines Günſtlings für immer Verzicht zu leiſten.

Denn der Sultan verband mit der beabſichtigten Umwandlung des Gartens beſonders die Idee, ſeine geliebte Tochter, Melechſala geheißen, an ihrem Geburtstage mit der neuen Schöpfung zu überraſchen, und ihr den Garten

als ein fürstliches Geschenk auf Lebenszeit zu verehren. Es ist aber vor allen Dingen nöthig, dem Leser etwas über den Charakter und die Eigenschaften, mit Einem Wort, über die ganze leibliche und geistige Beschaffenheit der erwähnten Prinzessin etwas näheres mitzutheilen, da dieselbe im Verlauf dieser Geschichte keine unbedeutende Rolle spielt.

Melechsala, die einzige Tochter, die dem Sultan unter zahlreichen Prinzen und Prinzessinnen geblieben war, verdankte der Natur so viele Reize, daß diese selbst das väterliche Auge entzückten. Alles wetteiferte, ihre Achtung und Zuneigung zu beweisen, ja es darin einander zuvorzuthun; und den ernsten Divan beschäftigte, keine wichtigere Angelegenheit als die Wahl eines Prinzen, der der holden Melechsala würdig wäre. Weniger kümmerte dieser Gegenstand den Sultan. Er war nur unablässig bemüht, der geliebten Tochter jeden Wunsch zu gewähren und sie stets in einer heitern Stimmung zu erhalten, die kein Wölkchen des Unmuths trübte.

Durch eine Christin von welscher Abkunft erzogen, die durch einen Seeräuber geraubt, in Alexandrien verkauft worden und von da nach mancherlei wechselnden Schicksalen zu dem Sultan nach Cairo gelangt war, hatte Melechsala früh, in anziehenden Schilderungen, die Vorzüge Italiens kennen gelernt. Besonders wuchs durch jene Erzählungen ihre Liebe zu ausländischem Putz, aber auch ihre ganze Sinnesweise neigte sich mehr zu den europäischen Sitten, als zu den Gebräuchen des Morgenlandes. Nur darin wich sie von denselben nicht ab, daß sie der Pflanzen- und Blumenwelt von frühster Jugend geneigt, nach orientalischer Sitte bedeutsame Sträußchen und Kränze zu winden pflegte, durch welche sie die Gesinnungen ihres Herzens of-

fenbarte. Durch das Zuſammenreihen mannigfacher
men von verſchiedenen Eigenſchaften, wußte ſie Sen
und Sittenſprüche des Korans ſo glücklich auszud
daß ihre Geſpielinnen den verborgenen Sinn leicht erri
Das Unſchuld des Herzens über Geburt und Sch
erhaben ſei, war die Deutung, welche Melechſalas
einem künſtlichen Blumengewinde gaben, welches ſie
aus der feuerrothen Lychnis zu einem Herzen geformt
ſes mit weißen Roſen und Lilien eingefaßt, und da
zwei emporſtrebende Königskerzen befeſtigt hatte, di
zartes Ammonenröslein einſchloſſen. Immer wußte ſi
dem ſie ihre Sclavinnen mit dergleichen Blumenſp
überraſchte, denſelben eine gewiſſe Deutung zu geben
der Empfängerin nicht dunkel bleiben konnten. Ein
von Flatterroſen bezeichnete den Leichtſinn, der Mohn,
kel und Eitelkeit, ein Hyazinthenſtraus mit herabhäng
Glöcklein, Demuth und Beſcheidenheit. Die Goldlilie
mit der untergehenden Sonne ihren Kelch verſchließt,
tete auf kluge Vorſicht hin, während die Blüthen
Stechapfels mit ſeiner giftigen Wurzel geheimen Neid
böſen Leumund ſinnbildlich darzuſtellen ſchienen.

Dieſe Phantaſieſpiele Melechſala's, in denen ſich
vorherrſchende Liebe zu der Blumenwelt offenbarte, h
den Sultan, wie früher erwähnt worden, zu der Ide
führt, ihr einen Garten im abendländiſchen Geſchmack
legen zu laſſen, und der Leſer weiß bereits, daß die
dabei gerade auf einen Mann gefallen war, der ſich
wenigſten zu dem ihm übertragenen Werk eignete.
Gartencultur war indeß bisher als ein Geheimniß betr
tet, und allen Dienern des Serails der Eintritt in
neue Schöpfung ſtreng unterſagt worden. Erſt als
lechſala's Geburtstag heranrückte, an welchem der Su

die geliebte Tochter durch die Schönheiten des Gartens überraschen wollte, äußerte er den Wunsch, dieselben zuvor selbst in Augenschein zu nehmen.

Die Abenddämmerung war bereits eingetreten, als er, begleitet von dem Scheik Kiamel, der ihm mit klopfenden Herzen folgte, in den Garten trat, voll Erwartung, was sein Auge schauen werde. Da eröffnete sich ihm eine weite und freie Aussicht. Vor sich sah er die Thürme und Cuppeln von Cairo nebst andern hochragenden Gebäuden. Den fernsten Horizont begränzte die helle Spiegelfläche des Nils mit zahlreichen hin und wieder wogenden Schiffen und Fahrzeugen. Majestätisch erhoben sich zugleich vor seinem Blicke die zum Himmel emporstrebenden Pyramiden, umkränzt von einer Gebirgsreihe, die in blauem Duft sich zu verlieren schien. Erfrischende Lüfte wehten ihn an, und eine Masse der verschiedenartigsten Gegenstände fesselte sein ringsumher schweifendes Auge. Der Reiz der Neuheit verfehlte, wie Curt, der Knappe des Grafen sehr richtig vermuthet, seine Wirkung nicht auf den Sultan, der den alten Park, in welchem er von Kindheit an lustwandelte, nicht zu vermissen schien, und die neue Schöpfung nicht mit dem Auge des Kenners, sondern nur nach dem Eindruck beurtheilte, den sie auf seine Sinne machte. Ihm schien alles gut zu sein, wie er es eben fand. Selbst seinen Füßen, die bisher nur auf ausgebreiteten Teppichen oder auf grünen Matten umhergewandelt waren, behagte die Veränderung, auf festgestampften Kieswegen den weiten Raum in mannigfachen labyrinthischen Gängen nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen.

„Kiamel," sagte der Sultan, nachdem er sich auf eine Ruhebank niedergelassen, von wo er einen reichen und

ſorgfältig gepflegten Flor der mannigfachſten Blumen überſchauen konnte. „Ich bin nicht getäuſcht worden in meiner Erwartung. Aus dem alten Park, deſſen Einförmigkeit mich längſt ermüdete, haſt du etwas Neues und Seltſames geſchaffen, das völlig abweichend iſt von den Sitten unſres Landes, aber zugleich ſo lieblich und anziehend, daß ich dir mein Wohlgefallen an dieſen Anlagen nicht vorenthalten kann. Es iſt ein Garten, nach Art der Franken eingerichtet, und als einen ſolchen mag ihn Melechſala empfangen.“

Ob ſolcher Lobrede verwunderte ſich der Scheik höchlich. Aber er freute ſich zugleich im Stillen, daß er geſchwiegen und ſeine Vorklage nicht hatte laut werden laſſen. Zugleich wollte ihm bedünken, der Sultan halte das, was ihn hier entzücke, für ſeine eigne Erfindung, und er benutzte dies, um ſich in der Gunſt ſeines Herrn immer feſter zu ſtellen. „Mächtiger Beherrſcher der Gläubigen,“ begann der Scheik Kiamel mit ſelbſtgefälligem Tone, „es ſei dir nicht verhehlt wie dein gehorſamer Sclave Tag und Nacht darauf geſonnen, nach deinem Wink und Willen den alten Park mit ſeinem Dattelhain in eine Schöpfung umzuwandeln, wie ſie bisher in Egypten noch nimmer geſehen worden. Das Ideal des Paradieſes der Gläubigen ſchwebte mir vor, als ich den Plan zu dieſen Anlagen entwarf, und daß er mir ſo gelungen, kann ich nur einer Eingebung des Propheten zu danken haben.“

Während Kiamel noch ſo ſprach, bekräftigte der Sultan ſeine hohe Meinung von dem Garten und zugleich ſeinen Dank dadurch, daß er den Scheik zum Vei ernannte, und ihn zugleich mit einem prächtigen Kaftan beſchenkte, während das Verdienſt des eigentlichen Schöpfers jener Anlagen ohne weitere Anerkennung blieb, und derſelbe ſich

mit den wenigen Aspern begnügen mußte, durch die der Scheik ſeinen bisherigen Tagelohn vermehrte.

Es war ein milder Frühlingstag, als die Blume der Welt zum erſtenmal in den für ſie geſchmückten Garten trat, als deſſen höchſte Zierde ſie unbedenklich gelten konnte. Da ſchweifte ihr Auge verwundert umher unter den in unabſehbaren Reihen wie zufällig unter einander gemiſchten Blumen, und ihr Geiſt fand Nahrung, indem er durch ſinnreiche Anſpielungen auf die verſchiedenen Eigenſchaften der Blumen dieſelben gewiſſermaßen in eine Art von methodiſcher Ordnung zu bringen wußte. Der Schöpfer jener Anlagen, dem Grafen von Gleichen, blieb jedoch, ſo ſehr auch ihn lüſtete, die Blume der Welt kennen zu lernen, die ſeiner botaniſchen Unwiſſenheit bisher ein Räthſel geweſen war, dieſe Hoffnung lange unerfüllt, weil nach Landesſitte, wenn die Prinzeſſin den Garten beſuchte, alle Arbeiter und Pfleger daraus entfernt wurden, nur die läſtige Begleitung eines Häufleins von Eunuchen ſie umgab

Dieſen Ehrenwächtern, die ſo feierlich vor ihr herzogen, als wenn der Sultan am Beiramfeſte zur Moſchee ritt, wußte ſich Melechſala mitunter zu entziehen. In ſolchen Fällen erſchien ſie an dem Arm einen Vertrauten, mit einem aus Binſen geflochtenen Körbchen in der Hand, die Gänge des Gartens auf- und abwandelnd, pflückte ſie Blumen, die ſie nach ihrer Gewohnheit durch allegoriſche Deutung zu Dollmetſcherinnen der geheimſten Gedanken und Empfindungen ihres Herzens machte. So oft ſie aber auch den Garten beſuchte, ſtets bedeckte ein halb durchſichtiger Schleier ihr Antlitz und verbarg ihre Reize.

Einſt ward ſie durch den friſchen Morgenhauch früher als gewöhnlich zu ihrem Lieblingsplatz hingezogen. Noch be-

deckte der Thau ringsumher die Pflanzen und Gräser, die in krystallhellen Perlen schimmerten. Da sah sie ihren Gärtner beschäftigt, die bereits verblühten Gewächse der Erde zu entziehen und ihre Stelle durch andre zu ersetzen, die er in Blumentöpfen sorgfältig gepflegt. Die letztern grub er in die Erde, wo sie frisch und fröhlich zu sprossen schienen, als wären sie in einer Nacht hervorgewachsen. Mit sichtbarem Antheil verweilte die Prinzessin bei diesem Geschäft und sie näherte sich dem Gärtner, um ihm eine Anweisung zu geben, wo und wann bald diese oder jene Blume blühen sollte.

Ueberrascht von dem holdseligen Klang der Stimme, die zu seinen Ohren drang, blickte der Graf von Gleichen empor. Er glaubte eine himmlische Erscheinung zu sehen. Verstaubt von den namenlosen Reizen, die der zarte Schleier nur schwach verbarg, entsank ein Blumentopf mit einer frischblühenden Colocasia seiner Hand, und er blieb in unbeweglicher Stellung, starr und leblos wie eine Bildsäule. Erst die Worte, welche Melechsala an ihn richtete, gaben ihm Besinnung wieder.

„Christ," sprach die Prinzessin, „fürchte nichts. Ich bin die Ursache, daß du dich an diesem Orte befindest. Thue dein Tagewerk und sorge für das fröhliche Gedeihn der Pflanzen und Blumen, wie ich es von dir verlange."

„Glanzvolle Blume der Welt," sprach der Graf, „du, vor deren Schimmer jede andere in diesem Garten erblaßt, ein Wink von dir belebt die Hand deines Sclaven, der freudig seine Fesseln trägt, dafern du ihm nur deiner Befehle werth achtest."

Melechsala hatte während dieser Worte ihre Augen auf die Blumen gerichtet, deren zarter Farbenschmelz sie

entzückte. Kaum hatte sie erwartet, daß ein Sclave ihr etwas erwiedern, und am wenigstens, daß er so schmeichelhafte Worte an sie richten würde. Ihr Auge fiel auf den Grafen, und wandte mit Verwirrung und sichtbarem Erröthen sich wieder von ihm hinweg zu dem Blumenflor.

Der Graf von Gleichen war ein schöner Mann, in kräftiger Jugendfülle, von edlem Antlitz, feurigem Auge und hochgewölbter Stirn. In reichen Locken floß von seinem Haupte das goldgeleckte Haar, und in dem Ton seiner Stimme paarte sich Kraft mit Anmuth. Auf dem Turnier zu Würzburg hatte er aus der Hand der Nichte Herzogs von Baiern den Dank empfangen, und auch bei manchem andern Lanzenrennen hatte sich der Antheil der Damen durch seine ritterliche Kühnheit noch gesteigert, nur zu sichtbar verrathen. Zwar hatte die siebenjährige Haft in dem vergitterten Thurm seine Wangen ein wenig gebleicht und der Feuerblick des Auges war matter geworden. Aber seine jugendliche Kraft, verbunden mit der Arbeit und Thätigkeit, die sein neuer Beruf von ihm forderte, hatte jenen Mangel bald wieder ersetzt. Er war wohl dem Lorbeer zu vergleichen, der den Winter hindurch verkümmert im Gewächshause, neue Blüthen treibt mit der Wiederkehr des Frühlings.

Schon Melechsalas Vorliebe für alles Ausländische mußte ihr die Gestalt des Fremdlings empfehlen, wenn diese auch minder einnehmend gewesen wäre. Mit holdseliger Stimme ertheilte sie daher dem Grafen Befehle, wie er die Blumenpflanzung ordnen sollte, beachtete seine Meinung und unterhielt sich lange mit ihm. Und als sie nun endlich schied, blieb sie zögernd stehen, kehrte wieder um und ertheilte ihm neue Aufträge. Sie schien den Garten

nicht verlassen zu können und war unermüdlich in Fragen und Vorschlägen zu mannigfachen Verbesserungen. Nur auf wenige Stunden trennte sie sich von ihrem Lieblingsplatze. Die Abendkühle rief sie wieder dort hin, in die Gegend, wo der Graf sich mit den Blumen beschäftigte; und kaum erschlossen diese mit dem anbrechenden Morgen ihre Kelche, so begrüßte auch Melechsala wieder den Platz, der ihr so lieb geworden.

Als sie eines Tags dort, ihrer Gewohnheit nach, umherwandelte, nicht ohne den geheimen Wunsch, den freundlichen Gärtner, mit dem sie sich so gern unterhielt, zu treffen, war keine Spur von ihm zu finden. Kein Gebüsch, kein hochstaudiges Pflanzengewächs, hinter dem sie ihn zu entdecken glaubte, blieb unersucht. Vergebens harrte sie seiner in der Grotte, suchte ihn vergebens in allen Lauben des Gartens mit der Hoffnung, ihn irgendwo schlummernd zu überraschen, und mit geheimer Freude über seine Verlegenheit, wenn sie ihn weckte. Da ergriff sie ein unendliches Gefühl der Traurigkeit. Sie beachtete, die verschlungenen Gänge auf- und abwandelnd, wenig die Blumen, die ihr vielfarbig entgegen dufteten, und gleichsam mit einander wetteiferten von ihr bemerkt zu werden. Der Gedanke, daß der rastlos thätige Fremdling nur durch Krankheit verhindert worden sein könnte, stieg in ihrer Seele empor und in tiefer Trauer und Bestürzung kehrte sie in das Serail zurück, wo sie durch mehrere Blumen von trauriger Bedeutung, die sie mit Cypressen und Rosmarin zu einem Kranze vereinigte, den ängstlich um sie besorgten Frauen ihre Stimmung zu erkennen gab. Doch verrieth sie mehrere Tage mit Blumengewinden ähnlicher Art sich beschäftigend, durch kein Wort ihren Gram, der erst da von ihr wich, als sie den Grafen

wieder im Garten fand, beſchäftigt mit ſeiner gewöhnlichen Arbeit. Ihre Ahnung hatte ſie nicht getäuſcht. Den Allzufleißigen hatte der Eifer, jedem Wink von ihr zuvorzukommen, aufs Krankenlager geworfen, und nur ſeine Jugendkraft beſchleunigte die Geneſung von einem heftigen Fieber, das ihn befallen.

Melechſala erfuhr dies aus dem Munde des Grafen, als ſie ſich nach ſeinem langen Außenbleiben mit lebhafter Theilnahme erkundigte. Sie überließ ſich dabei ganz unbefangen ihren Gefühlen, ohne Vernunft, Klugheit und Ueberlegung zu Rathe zu ziehen, die ſie offenbar auf den Keim einer ihr noch unbekannten Leidenſchaft aufmerkſam gemacht und ihr geſagt haben würden, daß dieſe Leidenſchaft das ihrem unſchuldigen Herzen bisher noch unbekannt gebliebene Gefühl der Liebe ſei. Daß ſich in dem Herzen des Grafen etwas Aehnliches regte, könnte der geneigte Leſer vielleicht nach dem raſtloſen Eifer vermuthen, mit welchem der Gärtner die Befehle ſeiner Gebieterin vollzog. Vielleicht ſpornte ihn aber auch zu jenem Eifer, ohne daß die Liebe einigen Antheil daran hatte, die ritterliche Sitte ſeiner Zeit, die es zum unverbrüchlichen Geſetz ſich machte, dem Willen der Damen unverzüglich ein Genüge zu leiſten.

Wenigſtens hielt ſich der Graf immer in den Grenzen der Beſcheidenheit, ohne ſich der Prinzeſſin auf irgend eine Weiſe zu nähern, obgleich dieſe, die faſt täglich den Garten beſuchte, oft lange mit ihm die traulichſte Unterredung pflog. Schuldlos, unerfahren und zugleich unbekannt mit den Künſten der weiblichen Koketterie, vermochte ſie nicht die Blödigkeit des Grafen zu verſcheuchen. Das Verhältniß zwiſchen beiden beſchränkte ſich auf ein wechſel-

ſeitiges Wohlwollen, und daß an deſſen Stelle Gefühle anderer Art traten, bewirkte nur der Zufall.

Es war ein ſchöner Abend und die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, als Melechſala, mit dem Grafen in traulichem Geſpräch begriffen, über mancherlei gleichgültige Dinge, aus dem Blumenkörbchen, das er ihr dargeboten, einige Kinder des Frühlings zu einem Strauße vereinigte. Mit einem ſichtbaren Ausdruck des Entzückens befeſtigte der Graf, als er jene Blumenſpende aus ihrer Hand empfing, dieſelbe an ſeiner Bruſt, nicht ahnend, daß unter den gewählten Blumen ein geheimer Sinn vielleicht verborgen ſein möchte. Der freundliche Blick, mit welchem der Graf ihr dankte, ließ der Prinzeſſin, die ihn der Blumenſprache ſo kundig glaubte, wie ſie es ſelbſt war, keinen Zweifel, daß er verſtanden, was ſie ihn durch jene Blumen andeuten wollte. Da regte ſich in ihr das Verlangen zu prüfen, ob auch er wohl die Empfindungen ſeines Herzens auf ähnliche Weiſe ſinnbildlich darzuſtellen vermöchte. Die an ihn gerichtete Bitte um einen Strauß beflügelte die Schritte des Grafen nach dem äußerſten Ende des Gartens, wo in einem abgeſonderten Zwinger die Gewächſe ſtanden, die eben ihre Knospen entfalteten.

Dort ſandte ihm die köſtliche Muscathyazinthe, bei den Arabern Muſchirumi geheißen, die ſo eben zur Blüthe gelangt war, ihre gewürzigen Düfte entgegen. Dieſe ſeltene Blume war aber bisher noch nicht im Garten zu finden geweſen, und mit dieſer Gabe wollte er daher die harrende Melechſala überraſchen. Vor ihr niederkniend, reichte er ihr die Blume dar, unter welche er ein breites Feigenblatt geſchoben, das die Stelle eines Tellers vertreten ſollte. Mit demüthiger, doch halb zuverſichtlicher Miene erwartete er von ihren Lippen ein kleines Lob.

Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als Melechſala äußerſt beſtürzt ihr Antlitz hinweg wandte. Der Schleier, der es verbarg, war durchſichtig genug, um ihn beobachten zu laſſen, daß ſie ihre Augen beſchämt zu Boden ſenkte. Vergebens harrte er auf ein Wort. Sie zögerte, die Blume in Empfang zu nehmen, würdigte dieſelbe keines Blicks, und legte ſie neben ſich auf die Raſenbank. Verſchwunden war ihre frohe Laune. Ernſt und Hoheit verkündete ihr Weſen. Nachdem ſie noch einige Augenblicke, wie in tiefem Nachſinnen verloren, da geſtanden, entfernte ſie ſich ſchnell, die Muſchirumi mit ſich nehmend, die ſie aber ſorgfältig unter ihrem Schleier verbarg.

In der Stellung eines Büßenden lag der Graf, als Melechſala ſich ſchon längſt entfernt, noch immer auf den Knien, verwirrt und betäubt, und durchaus unfähig, ſich dies räthſelhafte Benehmen zu erklären. Tief betrübte ihn der Gedanke, die Holdſelige, die er wie eine Heilige verehrt, auf irgend eine Weiſe gekränkt und ihre Huld verſcherzt zu haben. Düſter und ſcheu, als ſei er ſich einer böſen That bewußt, ſchlich er in ſeine Wohnung, wo er die Abendmahlzeit, die ihm der treue Curt bereitet, unberührt ließ. Aus dem dumpfen Hinbrüten, worin er verſunken, weckte ihn der Knappe, der ihm mit freundlicher Gutmüthigkeit einen Becher hinreichte, gefüllt mit köſtlichem Wein aus Chios. Da wich, als er noch einen zweiten geleert, die Traurigkeit des Grafen. Er ward geſprächig, und erzählte dem Knappen das ſeltſame Abentheuer im Garten. Curt konnte ſich Melechſalas Betragen eben ſo wenig erklären als ſein Herr. Dieſem aber floh, als ſie ſich ſpät zur Ruhe begaben, der Schlummer. Unter quälenden Gedanken ſchlich die Nacht hin, bis ihn der anbrechende Morgen wieder in den Garten rief.

Mit Sehnſucht harrte er dort der Stunde, wo Melechſala ihren Lieblingsplatz zu beſuchen pflegte. Er blickte mit ſtarrem Auge nach der Pforte des Serails. Sie öffnete ſich nicht. Es verging der zweite, dritte Tag, ohne daß ſich die Erwartete blicken ließ. So blieb der Graf in peinlicher Ungewißheit, in welcher wir billigerweiſe den geneigten Leſer nicht laſſen wollen. Wer mit den Gebräuchen des Morgenlandes bekannt iſt, und einige dahin einſchlagende Werke geleſen, etwa Haſſelquiſt's Reiſe nach Paläſtina, wird wiſſen, daß der Graf mit Ueberreichung jener Blume ſeiner holden Gebieterin ein förmliches Liebesgeſtändniß gethan, und zwar auf unziemliche, die jungfräuliche Sittſamkeit verletzende Weiſe. Er hatte dadurch ihren Sprachſinn aufgefordert, den einzigen Reim zu ſuchen, der die arabiſche Sprache auf Muſchirumi hat, und der in dem Worte Hadskerumi zu finden iſt, ſo viel als Minneſold bedeutend. Dieſer Scherz, ſo unſchuldig er auch von Seiten des Grafen war, hätte ihm den Kopf koſten können, wenn Melechſala's Sanftmuth und ihre Liebe zu dem Fremdling nicht den Stolz gedämpft hätten, der ſich in der Tochter des Sultans regte. Bei dem Empfang der bedeutungsvollen Blume war eine Seite ihres Herzens berührt worden, die ſchon längſt bebte, um einen harmoniſchen Anklang zu geben. Aber in dem Gefühl jungfräulicher Scham hatte ſie ihr Antlitz von der Blume hinwegwenden müſſen, durch welche ihr Günſtling ſich erkühnte, ſie geradezu um Liebesgunſt anzuflehen. Der Graf hatte, durch ihren Schleier gehindert, nicht die Purpurröthe bemerken können, die ihre zarten Wangen überzog, obgleich ihm nicht entgangen war, daß ihr Buſen ſich höher hob und ihr Herz ungeſtüm zu pochen ſchien. Lange kämpften Scham und Zärtlichkeit in ihr einen unentſchloßnen Kampf, bei welchem ſie in einem

dumpfen Schweigen verharrte. Sie fühlte, daß ſie dem Liebenden alle Hoffnung raubte durch das Verſchmähen der Muſchirumi, daß ſie ihm aber auch durch Annahme derſelben das ſchweigende Geſtändniß gab, ſeine Wünſche zu gewähren. Die Liebe trug endlich den Sieg davon. Sie bewahrte die bedeutſame Blume, und verſchloß die Empfindungen, die ſich daran knüpften, in ihrem Herzen, da jede Mittheilung das Leben des Geliebten gefährden und ihr ſelbſt nachtheilig werden konnte.

Beſtürmt von mannigfachen Empfindungen verging ihr die Nacht halb ſchlaflos und in unruhigen Träumen, und ſie erſchien am andern Morgen mit bleichem Wangen und mattem Blick, der eine ſchwere Krankheit zu verkünden ſchien. Der herbeigerufene Arzt wiegte bedenklich ſein Haupt und prophezeihte ein abzehrendes Fieber, dem er durch das Verordnen von Calaf und andern Heilmitteln zu begegnen ſuchte. Mehr als dieſe, wirkte ein ruhiger Schlaf, und ſchon am nächſten Tage hätte ſie, wenn es der Arzt erlaubt, das Zimmer verlaſſen mögen.

Als ihr dies endlich vergönnt ward, da eilte ſie in den Garten mit geflügeltem Schritte, den Geliebten wiederzuſehen, deſſen Anblick ſie ſo lange entbehrt. Die Empfindungen des Grafen, als er hinter einer Epheulaube ihrer anſichtig ward, möchten ſchwer zu ſchildern ſein. Er ſchwebte in banger Erwartung, was dieſes Wiederſehn ihm bringen werde, Verzeihung oder Ungnade. Mit pochendem Herzen ſah er, wie ſie ſich ihm näherte, und als ſie nur noch einige Schritte entfernt war, da beugte er ſein Knie vor der heldſeligen Geſtalt, ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen.

Aus ſeiner Betäubung weckte ihn der ſanfte Ton der wohlbekannten Stimme, die ihn auffoderte, ihr in die nah-

gelegene Laube zu folgen. Der Graf gehorchte ſchweigend. „Es geſchehe der Wille des Propheten!“ begann Melechſala, nachdem ſie ſich dort auf einer Moosbank niedergelaſſen. „Zu dreienmalen hab' ich ihn angerufen, mir ein Zeichen zu geben, ob ich auf dem Pfade der Thorheit und des Irrthums wandle. Der Prophet hat geſchwiegen. Er billigt den Entſchluß der Taube, den ſklaviſchen Hänfling von ſeiner Kette zu befrein und mit ihm hinfort zu wohnen in Einem Neſte. Nicht verſchmäht hat des Sultans Tochter die Muſchirumi, die ſie aus deiner Sklavenhand empfangen. Säume nicht länger, und ſuche den Iman auf. Er wird dir in der Moſchee das Siegel der Gläubigen theilen. Nicht vergebens werd' ich dann an meines Vaters Herz die Bitte richten, daß er dich zum Bei ernenne in einer ſeiner Provinzen. Kühn magſt du dann dein Auge emporheben zum Glanz des Throns, denn wie möchte der Sultan den Eidam zurückweiſen, der ſeiner Tochter beſtimmt ward von dem Propheten!“

Lautlos blickte der Graf die holde Melechſala an bei der wunderſamen Rede, deren Sinn er nur halb begriff. Ein Haupträthſel blieb ihm die hohe Auszeichnung die ihm zu Theil werden ſollte. Melechſala deutete ſein Staunen, das ihn der Sprache beraubte, als den Ausdruck ſeines Entzückens, als das wonnige Gefühl des Minneglücks, das ſeiner harrte. „Du ſchweigſt?“ fuhr ſie fort. „Der giftige Hauch der Verſtellung hat nie mein Herz befleckt. Deine ſüßduftende Muſchirumi ſendet dir den Duft meiner Geſinnung zurück. Wie ſollt' ich dich täuſchen durch trügliche Hoffnung!“

Da ermannte ſich der Graf und ſprach: „Glanzvolle Blume des Morgenlandes! Sollte des Gärtners Hand

nicht die niedrige Pflanze, von Dornen umwuchert, vertilgen, die sich erdreistete, unter deinem Schatten zu blühen! Wie dürfte wohl einen Sklaven die köstliche Frucht gelüsten, die in den Gärten des Sultans dem fürstlichen Gaum entgegenreift! Eine liebliche Blume sucht' ich für dich, wie du mir es geheißen, und keine andre Absicht hatt' ich, als dir zu gehorchen, da ich dir die Muschiruni brachte, deren geheimnißvolle Bedeutung mir fremd."

Diese Antwort kam der holden Metechfala unerwartet, der eine so völlige Unkenntniß der Blumensprache ihr noch nicht vorgekommen sein mochte. Das Mißverständniß war offenbar. Sie schwieg einige Augenblicke, ihre Verlegenheit verbergend, indem ihre Hände mit dem Saum des Schleiers spielten, und sagte dann mit holder Anmuth: „Du bist bescheiden wie die Nachtviole, die lieblich im Verborgnen duftet, und sich nicht hervordrängt an den Sonnenstrahl, um mit ihren Farben zu glänzen. Nur der Zufall hat mir die Empfindungen deines Herzens, dir die meinigen verrathen. Die Erfüllung deines Wunsches ist dir nahe, dafern du dich bekennst zu der göttlichen Lehre des Propheten."

Da trat zu dem Grafen, dem der dunkle Zusammenhang der Sache immer allmählig klarer ward, der Versucher in des geflügelten Liebesgottes Gestalt, alle Künste der Verführung aufbietend, ihn zu überreden, daß er seinen Glauben verläugnen und treulos werde der Gattin, die er daheim zurückgelassen. Er glaubte in seinem Innern eine Stimme zu hören, die also mit verlockenden Worten sprach: Was zögerst du, die Sklavenfesseln mit den Banden der Liebe zu vertauschen, mit dem Genuß des höchsten Erdenglücks, das nur Thorheit und Eigensinn von sich

weisen würden? Von der Sünde, den Turban eine Zeitlang getragen zu haben, befreit dich Gregor's Ablaß, und vielleicht erwirbst du dir noch das Verdienst, Melechsala zu dem Glauben zu bekehren, dem du auf kurze Zeit entsagtest.

Also erklang die Stimme des Versuchers in seinem Innern. Aber der Graf, sich ermannend, gab ihr nicht weiter Gehör. „Der Wandrer," begann er nach langem Schweigen, „der verirrt in Lybiens Wüsten vor brennendem Durst verschmachtet, fühlt zweifache Qual, wenn der lebhafte Wunsch in ihm aufsteigt, in den Fluthen des Nils die lechzende Zunge zu kühlen. Wie ein nagender Wurm würde Reue an meinem Herzen zehren, wenn ich Hoffnungen nähren sollte, zu denen deine Worte mich berechtigen könnten. Wisse, daß in der Heimath ein tugendsames Weib, daß drei liebe Kinder dort meiner harren. Wie dürft' ich dir ein Herz widmen, das bereits einem andern Wesen gehört und mit ihm verschlungen ist durch unauflösliche Bande?"

Der Graf hielt inne, und schien die Wirkung abwarten zu wollen, die diese Worte auf Melechsala machten. Aber er irrte, wenn er vermuthete, daß sie ihre Uebereilung einsehen und das Liebesverhältniß sofort abbrechen würde. Das freimüthige Bekenntniß, wie es mit seinem Herzen stehe, schien gar keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben, weil sie nach der Sitte des Morgenlands die Zärtlichkeit der Männer als ein theilbares Gut betrachtete, dessen alleinigen Besitz sie weit entfernt war sich zueignen zu wollen. Solche Ansichten sprachen sich aus in den nachfolgenden Worten, die sie an den Grafen richtete:

„Siehe! neben mir, der Blume der Welt, wie du mich nennst, blühen noch gar manche Blumen, Aug' und

Herz erquickend durch ihren lieblichen Duft und Farbenschmelz. Würde nicht der stete Anblick Einer Blume dein Auge ermüden? Und ich sollte von dir verlangen, daß du nur diese Blume und keine andere in deinem Garten hegtest? Das Glück, das ich dir bereite, theile auch dein Weib. Führe sie ein in deinen Harem. Eine liebe Gespielin soll sie mir sein, die mich wieder lieben wird um deinetwillen. Auch ihre Kinder laß mich die meinen nennen!"

Sie schwieg, und ihr Auge heftete sich mit dem vollen Ausdruck der Liebe auf den Grafen, der in starrer Betäubung vor sich hinblickte. Als er daraus erwachte war Melechsala verschwunden. Der treue Curt stand neben ihm und betrachtete ihn mit so inniger Theilnahme, daß der Graf ihn sofort seine Herzensangelegenheit vertraute. Die mannigfachen Bedenklichkeiten, welche ihn von einem Schritte zurückhielten, der überdieß mit der Verleugnung seines Glaubens verbunden war, suchte der treue Knappe, so gut er konnte, hinwegzuräumen. „Bedenke vor allen, edler Herr," begann er, „daß ihr keine Hoffnung habt, jemals befreit zu werden von euren Sklavenfesseln, wenn ihr die Hand der Liebe zurückweist, die sie lösen will. Daheim in eurer Burg zählt man euch, nach so langer Abwesenheit, sicher zu den Todten. Täuscht euch nicht durch die vergebliche Hoffnung, euer Weib je wieder in euren Arm zu schließen. Ottilia ist längst, wenn der Gram über euren Verlust sie nicht getödtet, die Gattin eines Andern. Darüber macht euch also kein Bedenken, edler Herr. Schlimmer steht's mit der Verleugnung eures Glaubens. Aber auch dafür wüßt' ich Rath. Ich denke so: billigerweise zeigt der Mann dem Weibe den Weg zum Himmel, nicht das Weib dem Manne. Ihr dürft nur fest darauf beharren, daß Melechsala der Lehre ihres Pro-

pheten entſage. Liebt ſie euch wahrhaft, ſo wird ſie kein Bedenken tragen, ihr Paradies mit dem Chriſtenhimmel zu vertauſchen.“

Mit ſolchen Worten beſtürmte der treue Curt wohlmeinend ſeinen Herrn, und ſie klangen ihm wieder, als er ſich ſchlaflos die Nacht auf ſeinem Lager hin- und herwarf. In buntem Gewirre durchkreuzten Gedanken und Entſchlüſſe ſeine Seele und erſt gegen Morgen ſank er ermattet in leiſen Schlummer. Manche wunderbare Traumgebilde zogen an ihm vorüber, und in einem derſelben ſah er ſeine geliebte Ottilia auf der ſchwarzumflorten Todtenbahre, welche ſeine drei Kinder trauernd umgaben. Daß in Träumen ſich die Gottheit offenbare und dem Sterblichen einen Blick in das Vergangene und Zukünftige geſtatte, lag in dem Aberglauben der damaligen Zeit, und der Graf zweifelte kaum an der Wahrheit jener nächtlichen Erſcheinung. Das Bild des treuen Weibes verdunkelte in ſeinem Herzen die holdſelige Melechſala, deren Blick ihm, als er ſie wieder ſah, ſchmachtender dünkte als je. Ihr ſchlanker Wuchs, ihr zephyrleichter Gang entzückte ihn. Auf ihre Frage, ob er den Iman geſprochen, ſenkte der Graf die Augen zu Boden, legte die Hand auf die Bruſt und ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder.

„Glanzvolle Blume der Welt,“ ſprach er mit feſter Stimme, „gebiete über mein Leben. Ein Wink von deiner Hand, und ich bringe es dir freudig zum Opfer. Nur verlange nicht von mir, daß ich meinen Glauben verleugne. Bevor das geſchieht, trennt ſich meine Seele, ſo innig mit ihm verwebt, eher von ihrem Leibe. Daher —“

Er hielt plötzlich ein, getroffen von dem blendenden Glanz der Schönheit, der ſein Auge traf. Melechſala

hatte ihr Antlitz entſchleiert. Ihre Wangen umfloß eine ſanfte Röthe, während die Lippen in tiefem Purpur erglühten. Seelenvoll war der Blick des blauen Auges und zwei goldne Locken küßten ſich auf dem Buſen, der ſich in wellenförmiger Bewegung hob.

„Betrachte mich," ſprach Melechſala zu dem Erſtaunten, der in dem Anblick ſo vieler Reize verloren, keines Wortes mächtig zu ſein ſchien. „Dünke ich dir des Opfers werth, das ich von dir heiſche?"

Da rief der Graf, überwältigt von dem Uebermaß der Empfindung: „Du biſt werth, umfloſſen von einem Heiligenſchein, in den Vorhöfen des Chriſtenhimmels zu glänzen!"

Die Wärme und anſchauliche Ueberzeugung, die dieſen Ausruf begleitete, ſchienen auf Melechſala's Phantaſie einen lebhften und tiefen Eindruck gemacht zu haben, und freudig ergriff der Graf die Gelegenheit, den Chriſtenhimmel, über den ſie Erläuterung wünſchte, ihr ſo reizend zu ſchildern, als er irgend vermochte. Er wählte die anmuthigſten Bilder und ſprach mit ſo großer Zuverſicht, daß der Geſchmack der Prinzeſſin an den Sitten der Ausländer ſich auch auf ihre religiöſen Begriffe auszudehnen anfing. Der Himmel ſelbſt ſchien das Bekehrungsgeſchäft zu begünſtigen, und nur die eintretende Abenddämmerung nöthigte die Prinzeſſin, die mit ſichtbarem Antheil dem Geſpräch des Grafen zugehört, den Schleier wieder fallen zu laſſen und ſich ins Serail zu begeben.

Als der Graf ſeinem wohlmeinenden Rathgeber, dem treuen Curt, das eben Vorgegangene mittheilte, war deſſen unmaßgebliche Meinung, der holden Melechſala, die ſo

geneigt ſchien, eine Proſelytin zu werden, vor allem Stand und Herkunft ihres Geliebten zu entdecken, und ihr dann den Vorſchlag zu thun, mit ihm zu entfliehen. In Europa angelangt, möchten beide dann mit einander leben in chriſtlichem Ehebunde.

Der laute Beifall ſeines Herrn belohnte den Knappen für dieſen wohlausgedachten Plan. Die Schwierigkeiten, welche mit der Ausführung verbunden ſein könnten, dünkten dem Grafen leicht zu überwinden. Die Liebe trug ihn hinweg über alle Hinderniſſe. In ſolcher Stimmung redete er die holde Melechſala bei dem nächſten Wiederſehen alſo an: „Hehres Abbild der gebenedeiten Jungfrau Maria, der Himmel ſelber hat dich erkohren, dem Irrwahn zu entſagen, dem du bisher in thörichter Verblendung gehuldigt. Ich führe dich gen Rom, wo St. Peters Schlüſſel dir die Himmelsthür eröffnen und dich aufnehmen ſoll in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche. Dort knüpfen wir das Bündniß der Liebe. Haſt du Muth, dein Vaterland zu verlaſſen und mir zu folgen, ſo bereite dich zu ſchneller Flucht. Fürchte nimmer deines Vaters mächtigen Arm, auch wenn er uns erreichen ſollte. Siehſt du dort jene Wolke über unſrem Haupt? In ihr wohnen Engelſchaaren, dem Auge des Sterblichen unſichtbar, aber ihn zu ſchützen mit unbezwinglicher Kraft und Stärke gerüſtet. Auch ſei dir nicht verhehlet, daß mich Glück und Geburt begünſtigt. Weit ſind die Grenzen meiner Herrſchaft. Städte und Flecken, Palläſte und feſte Schlöſſer nenne ich mein im fernen Thüringerlande, wo Ritter und Knappen, Roß und Wagen bereit ſtehen zu meinem Dienſt. Auf meiner Veſte Gleichen umſchließt dich kein Serail mit einengenden Mauern. Frei ſollſt du dort herrſchen, wie eine Fürſtin."

Eine Botſchaft des Himmels glaubte Melechſala zu vernehmen in dieſen Worten, und ihre Zuverläſſigkeit zu bezweifeln fiel ihr nicht ein. Sie würde dem Grafen ſogleich gefolgt ſein, wenn dieſer ihr nicht die mannigfachen Zubereitungen geſchildert hätte, die noch erforderlich wären, um den Plan mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ausführen zu können. So große Schwierigkeiten aber auch das Beginnen des Grafen, die Tochter des Sultans zu entführen, haben mochte, es gelang nach Wunſch.

Gehüllt in einen Kaftan, mit welchem ſie ihr fürſtliches Gewand vertauſcht hatte, und verſehen mit einem Schmuckkäſtlein, das ihre koſtbarſten Juwelen enthielt, ſchlüpfte Melechſala eines Abends, von dem Grafen und Curt begleitet, unbemerkt aus dem Garten, die Reiſe anzutreten nach dem fernen Abendlande. Verborgen konnte ihre Abweſenheit nicht lange bleiben. Vergebens ward Melechſala von ihren Frauen in dem Serail geſucht. Mancherlei Vermuthungen durchkreuzten ſich, und der Sultan, dem das Ereigniß berichtet ward, ſchwur bei dem Barte des Propheten dem ganzen Serail den Untergang, wenn ſich nicht vor Sonnenaufgang eine Spur nachweiſen laſſe, wo die geliebte Tochter hingekommen. Auf den Landſtraßen von Cairo ſprengten Mamelucken nach allen vier Himmelsgegenden, und zahlreiche Schiffe durchkreuzten die Fluth des Nil.

Der Himmel ſelbſt ſchien die Liebenden dem weitreichenden Arm des Sultans entziehen zu wollen. Während jene Anſtalten, die Flüchtigen einzuholen, mit großem Eifer betrieben wurden, war es dem Grafen gelungen, mit der holden Melechſala und dem treuen Curt in Alexandrien Platz zu finden auf einem Frachtſchiffe, das nach Venedig

ſegelte, und bei günſtigem Winde pfeilſchnell die blauen Fluthen durchſchnitt. Als die volle Mondſcheibe zum zweitenmal aus lichtumglänzten Wolken trat, hatte das Schiff den Hafen von Venedig erreicht.

An dem Thor dieſer Stadt befand ſich noch immer der im Verlauf dieſer Geſchichte erwähnte Bote, den die Gräfin von Gleichen ausgeſandt, um Nachricht einzuziehen von dem Schickſal ihres Gemahls. Ungeachtet der ſiebenjährigen Abweſenheit ſeines Herrn glaubte er deſſen Geſichtszüge wieder zu erkennen. Die fremde Tracht des Grafen machte ihn gleichwohl für den Augenblick zweifelhaft, und er bemühte ſich daher den treuen Curt auszuforſchen, der aber allen ſeinen Fragen ſchlau auswich, als jener unumwunden geſtand, den Zweck ſeines Aufenthalts in Venedig ſei kein anderer, als Kunde zu erlangen von dem Grafen Ernſt von Gleichen.

Als dieſer jenen Vorfall aus Curts Munde vernahm, da zeigte ſich eine ſeltſame Miſchung von Freude und Beſtürzung auf ſeinem Antlitz. Er merkte, daß ihn jener Traum in Cairo, der ihn ſein Weib auf der Todtenbahre erblicken ließ, getäuſcht, oder daß er ihn falſch gedeutet habe. Der Plan, ſich mit der holden Melechſala zu vermählen, konnte bei ſo bewandten Umſtänden leicht ſcheitern. Lebhaft aber regte ſich in ſeiner Seele das Verlangen, zu erfahren, wie es daheim auf ſeiner Burg ſtände. Er gab daher, jede weitere Bedenklichkeit bei Seite ſetzend, ſich dem nach ihm ausgeſandten Boten zu erkennen, der die Hand ſeines ſo unerwartet wiedergefundenen Herrn mit Freudenthränen netzte, und unerſchöpflich war in Schilderungen, welche Freude er durch ſeine Wiederkehr der geliebten Hausfrau bereiten werde.

Der Graf aber, jene Worte kaum beachtend, überließ ſich ernſten Betrachtungen, zu denen ihn das angeknüpfte Liebesverhältniß mit der holden Melechſala nöthigte. Nach kurzem Ueberlegen ſandte er den Boten an ſein Weib mit einem treuen Bericht von ſeinen Schickſalen in Cairo, wie er dort Sklavenfeſſeln getragen und von ihnen wieder befreit worden ſei durch die Tochter des Sultans, die aus Liebe zu ihm Thron und Vaterland verlaſſen, unter der Bedingung, daß er ſich mit ihr vermähle, was er denn auch, irregeführt durch einen Traum, ihr verheißen. Am Schluſſe des Berichts hatte der Graf geſucht, ſein Weib auf eine zweite Genoſſin des gräflichen Ehebetts vorzubereiten, und daneben keine Gründe geſpart, in dieſer Hinſicht ihre Einwilligung zu erhalten.

Von einem Erker der Veſte Gleichen gewahrte die Gräfin Ottilia, gehüllt in ihren Wittwenſchleier, den rückkehrenden Boten, der athemlos den ſteilen Burgweg herantrabte, und ſchon von fern ein Briefſäckchen hoch in die Luft ſchwenkte, zum Zeichen fröhlicher Kunde. „Haſt du ihn gefunden?“ rief die Gräfin, dem in den Burghof ſprengenden Boten entgegeneilend. „Wo weilt er, daß ich ihn begrüße, ihm den Schweiß trockne von der Stirn, und ihn nach manchem Mühſal raſten laſſe in meinem treuen Arm?“

„Freuet euch,“ verſetzte der Ankömmling, „euer Gatte iſt wohl auf. Ich fand ihn in Venedig. Kennt ihr dieſe Hand? dies Siegel? Leſet dies Schreiben, welches er mir ſelbſt übergab, und worin er euch ſeine Ankunft meldet.“

Als die Gräfin Ottilia die wohlbekannten Schriftzüge ihres Gemahls erkannte, da drückte ſie den Brief an die

klopfende Bruſt und an die bebenden Lippen. Freudenthränen benetzten das entfaltete Pergament, während ſie las, aber die Thränenquelle verſiegte, noch ehe ſie den Brief geendet, deſſen Inhalt wohl ſeltſame Empfindungen in ihr erregen mochte.

Mit dem Gedanken, ihr Herz zu theilen, konnte ſie ſich nicht befreunden. Sie brach in Verwünſchungen aus über den Kreuzzug, in welchem ſie die einzige Quelle des Unheils erblickte, das ſie betroffen. „Der heiligen Kirche," rief ſie aus, „habe ich ein Brod geliefert, davon die Heiden gezehrt haben, um nun ein Bröcklein davon wieder zu empfangen!" Eine ruhigere Stimmung gab ihr ein nächtliches Traumgeſicht, das ihr den geliebten Gemahl zeigte, wie er heimkehrend ſie und die Kinder an ſein Herz drückte, während im Hintergrunde eine holde weibliche Geſtalt, einem Engel vergleichbar und geziert mit Gold und köſtlichem Geſchmeide, jenen Auftritt eine freundliche Theilnahme zu zollen ſchien.

Beruhigt durch jene Viſion, gab ſie dem Gedanken immer mehr Raum, daß ohne den Beiſtand der Saracenin, mit der ſie das Herz ihres Gatten theilen ſollte, derſelbe ſchwerlich ſeiner Haft entronnen ſein würde. So fügte ſie ſich in das unvermeidliche Schickſal und gab dem nach Welſchland zurückkehrenden Boten ſchriftlich ihre Willensmeinung in unzweideutigen Ausdrücken zu erkennen.

Dies Schreiben traf den Grafen von Gleichen in Rom, wo Melechſala dem Koran entſagt und ſich bekannt hatte zu dem Glauben der alleinſeligmachenden Kirche. Bei der feierlichen Taufhandlung, nach welcher ſie den ächtchriſtlichen Namen Angelika erhielt, ertönte ein vielſtimmiges Tedeum in der St. Peterskirche, auf Veran-

ſtellung Gregors des Neunten, der über die neue Proſelytin ſo große Freude empfand, als ob durch ſie und ihren Uebertritt das geſammte Reich des Antichriſts zerſtört worden wäre. Die heitre Stimmung des Pabſtes ſuchte der Graf für ſeine Zwecke zu benutzen. Doch fand er dem Antrage ſeiner Doppelehe, ſo viel ſcheinbare Gründe er auch dafür anzuführen bemüht war, Gregors Ohr ſo wenig geneigt, daß ſeine Verſuche vergeblich blieben, die begehrte Dispenſation zu erhalten.

In ſeinem Leidweſen ſuchte ihn der treue Curt zu tröſten: „Wie mögt ihr, edler Herr," ſprach er, „euch alſo betrüben über Gregors harten Sinn? Wißt' ich, daß ihr mir es nicht übel deuten würdet, ſo wollt' ich euch wohl einen Ausweg" —

„Rede!" unterbrach ihn der Graf ungeduldig.

„Wohlan," fuhr der Knappe fort, „zeigt, edler Herr, daß ihr, obſchon ein Laie, ein eben ſo zartes Gewiſſen habt, als der heilige Vater, der eben deshalb eure Doppelehe nicht geſtatten will. Iſt doch das Gewiſſen einem Mantel zu vergleichen, der jede Blöße deckt und den man leicht wenden kann, wohin man will. Mit Einem Wort, ſehet zu, edler Herr, ob ihr nicht mit der Gräfin Otilia im verbotenen Grade verwandt. Iſt dem aber alſo, was ſich leicht ausmitteln läßt, ſo löſet einem Scheidebrief, und eurer Vermählung mit der holden Melechſala" —

Da fuhr der Graf aus tiefem Hinbrüten empor, und mit einem Blick, in dem die verzehrende Gluth des Zorns loderte, rief er: „Schweig, Bube!"

Dann verſank er wieder in ein Gewühl der qualvollſten Empfindungen. Wegen der Untreue, die er an ſeinem

Weibe begangen, belaſtete mancher Vorwurf ſein Herz, das zugleich die auflodernde Liebesflamme verzehren zu wollen ſchien, da er die Unmöglichkeit einſah, der holden Melechſala ſein gegebenes Wort zu halten. Unter ſo ſchwermüthigen Betrachtungen floh ihn ſein froher Sinn. Er glich dem Lebensmüden, der an jeder Hoffnung verzweifelt.

Da verzehrte ſich Melechſala, der dieſe Veränderung in dem ganzen Weſen ihres Geliebten nicht hatte entgehen können, in tiefem Schmerz. Nach langem Hin- und Herſinnen kam ihr der Entſchluß, noch einen Verſuch zu wagen, ob es ihr ſelbſt vielleicht eher gelingen möchte, von Gregor die Dispenſation zu erhalten, die er dem Grafen verweigert. Vor dem heiligen Vater niederkniend, berührte ſie, den Schleier ein wenig lüftend, mit ihren zarten Lippen die rechte Hand des Pabſtes, die er ihr zum Kuß dargeboten, und kleidete dann ihre Bitte in eine rührende Anrede. Statt aber ihren Wünſchen Gehör zu geben, äußerte Gregor: es möchte ja noch wohl einen Ausweg geben, wie ihrem Verlangen nach der Vereinigung mit einem Geliebten Genüge geleiſtet werden könnte, ohne der beſtehenden Kirchenordnung dadurch Eintrag zu thun. Er ſchlug ihr einen Seelenbräutigam vor, wenn ſie ſich entſchließen könne den ſaraceniſchen Schleier mit dem klöſterlichen zu vertauſchen. Da riß aber Melechſala von ihrem Antlitz die Hülle, die neidiſch ihre Reize verbarg, und mit Thränen beſchwor ſie den Pabſt, ihrem Herzen keine Gewalt anzuthun und ſie zu nöthigen, es anderweitig zu vergeben.

„Stehe auf," ſprach Gregor, überraſcht von dem Anblick der blendenden Schönheit, zu der noch immer vor ihm Knienden. „Stehe auf, geliebte Tochter, und trockne deine Thränen. Zweifle nicht, daß an dir auf Erden in Erfül-

lung gehe, was der Himmel beſchloſſen. Ob deine Bitte an die heilige Kirche und an die gnadenreiche Mutter Gottes dir gewährt werden kann, ſollſt du in drei Tagen erfahren."

Da berief Gregor eine Congregation zuſammen von allen Caſuiſten in Rom, die eingeſchloſſen in die Rotunde, ſich berathen ſollten, während er jeglichem ein Laiblein Brod und eine Flaſche Wein reichen ließ. Nach langem und heftigen Streit neigte ſich der dort verſammelte Clerus zur Parthei des Grafen. Die Dispenſationsbulle ward ausgefertigt, und begleitet von Gregor's Segen, verließen die Liebenden Welſchland, und eilten nach Thüringen, wo die Veſte des Grafen Gleichen gelegen.

Dem Grafen, als er diesſeits der Alpen wieder die vaterländiſche Luft einathmete, war es ſo wohl um's Herz geworden, daß er, in freudiger Ungeduld, die heimathliche Gefilde zu begrüßen auf ſeinem Rappen voranſprengte, während Melechſala, von dem treuen Curt begleitet, ihm in kleinen Tagereiſen gemächlich nachfolgte. Und als nun die drei Gleichen in blauer Ferne ihre Thürme und Zinnen erhoben vor ſeinem überraſchten Blick, da klopfte ihm das Herz und er meinte zu vergehen vor Luſt und Wonne. Sein treues Weib, begleitet von einem ſtattlichen Junker und Fräulein, ſank, ihm entgegeneilend, an ſeine Bruſt, in einer luſtigen Aue, unfern der Burg, ſeit jener Zeit das Freudenthal geheißen. Ottiliens Empfang war ſo herzlich, ſo innig, wie ihn der Graf kaum vermuthet. Sie ſchien es ſich nicht verzeihen zu können, daß ſie über die Nebenſonne gemurrt, die an ihrem ehelichen Horizont glänzen ſollte. So ward denn auch Melechſala, die in wenigen Tagen anlangte, von ihr mit offenem Herzen und Armen empfangen, als Mitgenoſſin aller ihrer Rechte.

Die päbſtliche Diſpenſion, welche der Graf dem Weihbiſchof zu Erfurt vorwies, räumte die Bedenklichkeiten hinweg, die jener Geiſtliche hinſichtlich einer Trauung hegte, durch die er ſeinem Kirchſprengel Anſtoß zu geben glaubte. Zahlreiche Grafen und Ritter aus den thüringiſchen Gauen verherrlichten durch ihre Gegenwart die Vermählungsfeier, die mit Prunk und Pracht vollzogen ward. Da ſchlang ſich auf Melechſala's Haupt die keuſche Myrthe um eine güldne Krone, die ſie ſeitdem, als Zeichen ihrer hohen Geburt nie wieder ablegte. Und als nun der Tag ſich neigte, und die nächtlichen Schatten ſich ringsum zogen über Berg und Thal, da empfing das dreifache Kleeblatt der Liebenden, die heimlich, auf Veranſtellung der Gräfin Ottilia gefertigte und ſehr geräumige Bettſponde, deren gewölbte Decke, in Form eines Kirchenhimmels, geflügelte Engelsköpfe zierten. Wie ohne Zwiſt und Eiferſucht, zwei Frauen ſich in die Liebe Eines Mannes theilten, davon waren die ſämmtlichen Burgbewohner Zeugen, und unter ihnen auch der treue Curt der wieder zu ſeinem Herrn zurückgekehrt war, nachdem er ſein Weib in Ordruff an den Bürgermeiſter Wipprecht vermählt gefunden, und ſich jeder Rechte auf ſeine Ehehälfte hatte begeben müſſen.

Melechſala blieb kinderlos; aber ſie liebte und pflegte die Kinder ihrer Mitgenoſſin als die ihrigen. Der Tod entführte ſie zuerſt dem glücklichen Bunde; und als auch Ottilia den irdiſchen Schauplatz verließ, da ward es dem Grafen zu weit und einſam auf ſeiner Veſte. In ſchwermüthigen Erinnerungen verging ihm der Ueberreſt des Lebens. Es war im Jahr 1264, als er es verließ. Wie einſt Ein Ehebett, ſo nahm auch ein gemeinſames Grab die Liebenden auf. Ihr Denkſtein vor dem Altar der St. Peterskirche zu Erfurt zeigt die Gräfin Ottilia mit einem

Spiegel in der Hand, dem Sinnbilde ihrer Klugheit. Rechts ſchaut man die Saracenin, geſchmückt mit der Königskrone und in der Mitte den Grafen, geſtützt auf ſeinen Wappenſchild, den gelöwten Leoparden: und wer auch die berühmte dreiſchläfrige Bettſponde in Augenſchein nehmen möchte, findet ſie in einem Gemach des alten Schloſſes, die Junkernkammer geheißen.

Dr. Heinrich Döring.

Nachschrift.

Eine Abbildung des vorhin erwähnten Denksteins befindet sich in Falkenstein's Analectis Nordgaviensibus und in dem dritten Bande der von Vulpius herausgegebenen Curiositäten. Weimar 1813. — Zu den vorzüglichsten Schriften, welche bei der vorliegenden Volkssage benutzt worden, gehören:

1) Melissantes, das erneuerte Alterthum oder curieuse Beschreibung einiger vormals berühmten, theils verwüsteten und zerstörten, theils aber wieder neuerbauten Bergschlösser in Deutschland. Frankfurt und Leipzig 1721. S. 15 u. f.

2) P. Bayle's historisches und kritisches Wörterbuch. Leipzig 1742. Th. 2. S. 592 u. f.

3) J. G. A. Galletti's Geschichte Thüringens. Gotha und Dessau 1782. Bd. 2. S. 309 u. f.

4) Disquisitio historico-critica in bigamiam Comitis de Gleichen, cujus monumentum est in ecclesia S. Petri Erfordiae etc. Erford. 1788. (Der Verfasser dieser Dissertation ist der im J. 1821 verstorbene Professor der Theologie in Erfurt Placidus Muth. Vergl. über ihn: Die ge-

lehrten Theologen Deutſchlands im 18ten und 19ten Jahrhundert. Nach ihrem Leben und Wirken dargeſtellt von Dr. Heinrich Döring. Neuſtadt a. d. Orla 1832. Bd. 2. S. 633. u. f.)

5) J. A. Muſäus Volksmährchen der Deutſchen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Gotha 1805. Th. 5. S. 5. u. f.

6) Fr. Gottſchalk, die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands. 2te Auflage. Halle 1820. Bd. 3. S. 22 u. f.

7) H. J. Meyer, Thüringens Merkwürdigkeiten aus dem Gebiet der Natur, der Kunſt und des Menſchenlebens. Arnſtadt 1827. Heft 2. S. 99. u. f.

D.

Graf Gleichen.

Ballade.*)

„Auf, Fürſten und Grafen vom alten Geſchlecht!
Auf, rüſtige Ritter mit Knappen und Knecht,
Die Macht des Califen zu fällen!“
So ermahnte die Deutſchen der Prieſter zu Rom,
Von der Donau ſonnebegegnenden Strom,
Bis hin zu den baltiſchen Wellen.

Graf Gleichen entriß ſich dem weinenden Blick
Des Weibes, und kehrte gleich wieder zurück,
Noch Küſſe der Liebe zu holen.
Sie ſtand in der Laube beim murmelnden Bach,
Sie weinte mit fliegenden Haaren ihm nach,
Und bethaute die jungen Violen.

Sie fiel um den Panzer ihm, küßte ſein Haupt;
Wie die Rebe den ſtattlichen Ulmbaum umlaubt
Und ihn kränzt mit der goldenen Traube,
So ſchlang ſie ſich dicht um den trauten Gemahl,
So umwehten die goldenen Locken den Stahl,
In der blüthenumdufteten Laube.

*) S. deutſches Muſeum. 1782. S. 99 u. f. und die Gedichte der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamburg 1821. Th. 1. S. 298 u. f.

Nun ſcheidet er wieder; ſein muthiges Roß
Enteilt, wie ein Adler, dem thürmenden Schloß,
Und erreichet die reiſigen Schaaren
Der narbigen Knappen, die, alle voll Muth
Und dürſtend, wie Wölfe, nach feindlichem Blut,
Sein harrend, voll Ungeduld waren.

Sie fochten, wie Löwen, im blutigen Krieg.
Verkündet vom Schrecken, begleitet vom Sieg,
Erhob ſich das Fähnlein von Gleichen.
Sie ſtürzten, aus Eifer für's heilige Grab,
Manch Kind der Beſchneidung vom Sattel herab,
Und bedeckten den Jordan mit Leichen.

Er ſprengte voran auf ungariſchem Roß;
Da traf in die Seit' ihn ein ſcharfes Geſchoß
Aus tönendem Bogen geſchnellet.
Gleich eilte die Schaar der Barbaren herbei,
Und jauchzte mit trotzendem, lautem Geſchrei,
Sie habe den Löwen gefället.

Noch griff er zum Schwert, noch dräute ſein Blick;
Da ſank ihm ermattet die Rechte zurück,
Und es band ihn mit eiſernen Ketten,
Vor den Augen der Chriſten, ein grimmer Barbar.
Es ſtrebte vergebens die reiſige Schaar,
Den blutenden Helden zu retten.

Bedeckt mit dem Staub' und dem Blute der Schlacht,
Ward Gleichen zum ſtolzen Califen gebracht,
An Händen und Füßen gebunden.
Es wichen voll Ehrfurcht die Türken zurück.
Er rollte die Augen mit flammendem Blick,
Wie ein Keuler, umgeben von Hunden.

Es freute ſich trotzend der Soldan und ſprach:
„Wie? folgen dem Gleichen die Knappen nicht nach?
Oder willſt du bei mir ſie erwarten?
Du ſollſt mir indeſſen im Rittergewand,
Sobald du geheilt biſt, mit krieg'riſcher Hand
Die Nelken und Lilien warten.“

Bald ward er geheilet; dann ward er gebracht
In des Soldans Serail, wo mit herrſchender Pracht
Die blöde Natur ſich vermählte.
Sie bebte, von Marmelkaskaden verſcheucht;
Sie athmete ängſtlich im Schmucke gebeugt,
Den der üppige Soldan ihr wählte.

Als Sklave war Gleichen noch Retter. Er riß
Von ſeufzenden Zweigen die Feſſeln und ließ
In die wehenden Lüfte ſie ſtreben.
Er öffnete freiere Wege dem Quell;
Durch duftende Blumen ergoß er ſich hell,
Umſchattet von hangenden Reben.

Wenn der Morgen den Himmel mit Roſen umwand,
Trug Gleichen ein Körbchen mit Korn in der Hand,
Und es folgten, wie ehmals, die Knappen,
Faſanen und Pfauen und Tauben ihm nach;
Und pfiff er, ſo hüpften die Fiſchlein im Bach,
Die goldenen Körner zu ſchnappen.

Oft dacht' er im dunkeln Akaziagang,
Oft unter den Pappeln der Quelle entlang,
Oft bei babyloniſchen Weiden
Das Weib ſeiner Jugend; und ſtreckte den Arm
Gen Abend, und that mit verzehrendem Harm
Den reiſenden Kranich beneiden.

Ihm folgt' in den dunkeln Akaziagang
Ihm unter die Pappeln der Quelle entlang,
Ihm bei babyloniſchen Weiden
Das Auge Selina's. Sie ſtreckte den Arm
Nach ihm aus, und thät mit ſchweigendem Harm
Das Weib ſeiner Jugend beneiden.

Selina war Tochter des Soldans. So ſchön
War am Nil und Jordan nicht Eine zu ſehn,
Als Selina in knospender Blüthe.
Wo nehm' ich die Pracht, zu malen den Mund,
Das Händchen ſo klein und die Brüſte ſo rund
Und die Augen voll ſchmelzender Güte?

Sie hatt' ihn ſchon oft aus dem Fenſter geſehn,
Gewünſcht, und vermieden, hinunter zu gehn,
Und konnte ſich länger nicht halten.
Sie eilte dem Windelgang wankend hinab,
Sank blaß in die Blumen, als ſänk' ſie in's Grab,
Und fühlte ſich plötzlich erkalten.

Im Herzen, es brannt' ihr im Herzen die Gluth.
Es drang ihr zum Herzen das ſtrömende Blut
Und entfloh den erbleichenden Wangen.
Blaß lag ſie auf Veilchen und zitternd und ſchön
Wie der Mond in dem Quelle des Thales zu ſehn,
Voll Liebe, voll Angſt und Verlangen.

So eben kam Gleichen, und trug in der Hand
Eine Urne voll Waſſer, das lechzende Land
Zu erquicken und hangende Roſen.
Da ward er das ſchönſte der Mädchen gewahr.
Es ſchienen mit ihrem Kaſtanienhaar
Die freundlichen Weſte zu koſen.

Ein Muſelmann hätte ſich ſchüchtern entfernt.
Es hatte der Ritter die Furcht nicht gelernt;
Er nahte ſich frei und beſcheiden.
Sie öffnet den feuchten und ſchmachtenden Blick,
Springt auf, wie ein Reh, und ſinkt ſchreiend zurück,
Und wähnet von hinnen zu ſcheiden.

Er ſpritzt ihr in's Antlitz vom labenden Quell;
Ihr Buſen wird frei und ihr Auge wird hell
Und erfüllt ſich mit thauendem Sehnen.
Sie ſtammelt und zittert, will reden, bleibt ſtumm,
Sieht an den Geliebten, und wendet ſich um,
Und benetzet die Veilchen mit Thränen.

Er flüſtert gar freundliche Reden ihr zu.
Sie horchet und ſauget verrätheriſche Ruh'
Und den Wein und den Mohnſaft der Liebe.
Sie reichet ihm ſeufzend und lächelnd die Hand.
Er denkt an ſein Weibchen im heimiſchen Land,
Und ſchwöret ihm ewige Liebe.

Doch hebet er freundlich Selina empor,
Verſchließet und öffnet ihr Augen und Ohr,
Und führet, im röthenden Schimmer
Des Abends, ſie näher auf's prächtige Schloß.
Sie windet mit Thränen vom Ritter ſich los,
Und ſchleichet in's einſame Zimmer.

Und ſchleicht in Gedanken ein Mädchen ihr nach,
So weiß auch das Mädchen, daß jeglichen Tag
Die ſchöne Selina den Garten
Beſuchte. Sie wachte mit Hahnenſchrei auf,
Und konnte nicht ruhig den ſteigenden Lauf
Aurorens am Himmel erwarten.

Es faßte der Ritter den edlen Entſchluß,
Für tändelnde Worte, für Aeugeln und Kuß,
Sie heilige Wahrheit zu lehren.
Es entſtrömte die Rede des Heiles ihm hell
Und heiß, wie aus Bergen ein heilender Quell,
Und es ließ ſich Selina bekehren.

Nun ſann er bei Tage, nun ſann er bei Nacht
Auf Mittel, das Mädchen der eiſernen Macht
Der Barbaren durch Liſt zu entziehen.
Gern trotzte ſie Wetter und Wogen und Wind.
Doch ſagt nur, wie konnte das liebliche Kind
Mit dem Ritter als Jungfrau entfliehen?

Es fühlte ſich dazu der Edle zu ſchwach. —
Hier ziſcht kein heuchlender Frömmler ihm nach! —
Er wählte mit Demuth von zweien
Das kleinſte Verſehen, und wußte die Noth
Habe ſelten, doch manchmal, eignes Gebot;
Er thät die Holdſelige freien.

Sie entrannen und fanden ein fertiges Schiff,
Das gleitend mit ihnen die Wogen durchlief,
Und ſie heim in die Chriſtenheit führte.
Sie ſchwebten ſelbander mit Wonnegefühl
Auf rauſchenden Wogen, bis endlich der Kiel
Das ſchlammige Ufer berührte.

Sie reitet ein Maul und er reitet ein Roß.
Sie reiſen und reiſen. Nun ſieht er ſein Schloß
Dem Nebel des Abends entſteigen.
Er höret die Glocken des Thurmes; er ſieht
Den Bach und die Laube; der Nachtigall Lied
Begrüßt ihn von duftenden Zweigen.

Es weben die Zeiten der Jugend ihn an;
Es ſchmelzet die Sehnſucht des Weibes den Mann
Und Erinnrung der zärtlichen Klagen
Beim Abſchied. O weh ihm! Er fürchtet den Gruß
Des Weibes. Was wird nach dem feurigen Kuß
Der Anblick Selina's ihr ſagen?

So denkt er und denkt, und erreichet das Schloß,
Und entſchwingt ſich mit bebenden Knien dem Roß,
Und eretlet mit zagender Freude
Der treuen Geliebten bekanntes Gemach.
Es ſchleichet und zittert Selina ihm nach,
Verhüllet in Schleier und Seide.

Er findet im nächtlichen Trauergewand
Die treue Geliebte. Sie hielt in der Hand
Die wehmutherregende Laute.
Sie ſah nach dem Bildniß des Ritters und ſang,
Und entlockte der Laute den traurigſten Klang,
Als ſie plötzlich den Ritter erſchaute.

Es entſtürzte die Laute der Hand, und ſie ſchrie
Und fiel um den Hals ihn. Er herzete ſie
Und netzt' ihr die Lilienwangen
Mit glühender Thrän', indeß an der Wand
Die bebende Fremde erwartungsvoll ſtand,
Und ſie tauſend Gefühle durchdrangen.

Sie faſſet ein Herz nun, und ſtürzet ſich hin
Zu den Füßen des Weibes: „O Gräfin, ich bin" —
Mehr konnte die Arme nicht ſagen.
„Wer iſt ſie?" — „Iſt Tochter des Soldans, entwich,
Ward Chriſtin und Flüchtling aus Liebe für mich,
Thät vieles erdulden und wagen."

Nun wußte ſie alles. Es hub ſie ihr Sinn
Schnell über die Zweifel der Eiferſucht hin.
Sie konnte nicht Gleichen verkennen.
„Komm, Tochter des Soldans! Enthülle dich frei!
Wir lieben von nun an auf ewig uns drei!
Nicht das Bett, nicht das Grab ſoll uns trennen!“

Das wurden die ehloſen Mönche gewahr.
Was, munkeln ſie, werden die Laien nun gar
Zweiweibig ſich gegen uns brüſten?
Sie klagen's dem Biſchoff, der thät ihn in Bann,
Und rüſtete Volk; denn es ließ ſich der Mann
Die Habe des Grafen gelüſten.

Da flüchtete Gleichen zum Vater in Rom.
Der heilige Vater war ſanft und war fromm,
Und ſagte nach reifem Erwägen:
„Ich werde nicht löſen mit frevelnder Hand,
Was der Himmel ſo wunderbar ſelber verband,
Sohn, ſcheide mit Frieden und Segen!“ —

Als froh zu den Seinen der Glückliche kam,
Da freute ſich männiglich, wer es vernahm.
Es beſuchten ihn Herren und Frauen,
Und wünſchten von Herzen den Liebenden Glück.
Der Biſchoff zog Bannſtrahl und Fehde zurück
Und leere, habſüchtige Klauen.

Die Freude bewohnte das ſelige Haus;
Es ſchlichen, verſcheuchet, die Sorgen hinaus,
Wie Schatten vor flammenden Kerzen.
Es liebten die Weiber ſich zärtlich und treu,
Sie blieben dem Herzen des Liebenden neu,
Und liebten ihn wieder von Herzen.

Der Soldan im Harem, wie arm er ſich dünkt,
Der herriſch nur Einer zum Magd-Kuſſe winkt!
Ihn küſſen, geweihet, die Beiden.
Es waltet die Lieb'! es umathmet ihn rings
Ihr ſegnender Odem von rechts und von links,
Zu keuſcher Umarmungen Freuden.

Es entſproſſen zwei Kinder ihm jegliches Jahr,
Bis das Alter ihm krönte das ſilberne Haar;
Und als er von hinnen thät ſcheiden,
Da folgten in kurzem die Weiber ihm nach,
Und wie er bei Beiden im Ehebett lag,
So liegt er im Grabe bei Beiden.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Anmerkung. Mit den letzten Verſen dieſes Gedichts ſtimmt die noch an heiliger Stätte vorhandene Grabſchrift faſt wörtlich überein. Sie lautet:

Zwo Frauen liebten ſich als Schweſtern, mich als Mann,
Die Eine folgte mir und ließ den Alkoran;
Die Andre wollte mich deswegen doch nicht laſſen;
Wie einſt uns Drei Ein Bett, thut uns Ein Grab umfaſſen.

Erfurt,
Gedruckt bei Henning und Hopf.

Das Grab des Grafen von Gleichen.

Obgleich in der, von so manchem Geschichtschreiber der Vorzeit, gelieferten Specialgeschichte des Grafen Ernst des Dritten, oder wie ihn auch einige nennen, Graf Ludwig VI. von Gleichen, noch Einiges in nicht vollkommenen Lichte erscheint: so kommen aber dennoch die meisten darin überein, daß derselbe mit seinen beiden Weibern in der Familien-Gruft im Peterkloster zu Erfurt begraben sei.

Da ich bisweilen in ärztlichen Geschäften, und theils auch um einige Freunde zu besuchen, auf dem Petersberge war, so verweilte ich, wenn eben die Kloster-Kirche St. Petri offen stand, immer sehr gern in dieser schönen Kirche, nahm alles in Augenschein und freuete mich jedesmal, wenn auch zu Zeiten mit mir in Bekanntschaft stehende Fremde, mich ersuchten, sie in gedachte Kloster-Kirche zu begleiten, um selbe genau zu besehen.

So oft ich diesen Tempel betrat, verweilte auch immer mein ernster Blick, auf dem Grabsteine, welcher das trauliche Gleichische-Kleeblatt deckte. Zu jener frühern Zeit glaubte ich nicht, daß meine Wißbegier, das Innere dieses Grabes zu untersuchen, einstens vollkommene Befriedigung

erhalten würde, und dennoch ward, nach längerm Zeitraume mein Wunsch realisirt, in diese Familien-Gruft hinabzusteigen.

Der vorhin erörterte Grabstein 9 Fuß lang, 6½ Fuß breit und 1½ Fuß stark, lag bis zur Zeit der Fremdherrschaft, rechts oder gegen Mittag vor dem Gleichischen-Altare. Die Bildhauerkunst, welche im zwölften Jahrhundert noch keine hohe Stufe der Vollkommenheit erstiegen haben konnte, hat auch diesem Steine kein kunstvolles Gewand geben können. Die ganz einfache Bildhauerei auf diesem Grabsteine, stellt den Grafen, nebst dessen Wappen (einen gelöwten Leoparden) zwischen seinen zwei Weibern vor. Zur rechten ist des Grafen erste Gemahlin, in der Hand ein schmales mit zwei Schlössern versehenes Buch haltend, und zur linken die Saracenin mit einer Königskrone geziert, dargestellt. Am Fuße dieses Grabmahles ist die Jahrzahl 1227 angegeben. — Dies ist das Jahr in welchem der Graf von Gleichen, bei einem Kreuzzuge gegen die Saracenen, welchen der Kaiser Friedrich II. unternahm, um das gelobte Land wieder zu erobern, Thüringen verließ und sich an die Krieger ernstlich anschloß.

Eine genaue Darstellung des geschichtlichen hierüber, ist im Anhange zu ersehen. Da aus dem grauen Zeitalter her die Sage ging: die Saracenische Prinzessin, als zweite Gemahlin des Grafen von Gleichen, trage in der Todtengruft eine goldene Krone auf ihrem Haupte*): so nah-

*) Diese Sage finde ich bei keinen Geschichtschreiber der ältern und neuern Zeit, sondern nur in den Meinungen einiger hier und in der hiesigen Umgegend wohnenden Vielwisser; und ich zweifle sehr, daß die Franzosen hievon unterrichtet waren.

men die Franzoſen, unter deren Herrſchaft unſer Erfurt und deſſen Umgebungen gekommen war, 1813 Gelegenheit, ſei es nun um der goldenen Krone, oder um zu vollkommener Gewißheit Willen: ob wirklich in mehr gedachter Gruft, die Gebeine des Grafen von Gleichen, nebſt denen ſeiner beiden Weiber, neben einander liegend, aufzufinden wären, jenes Grab öffnen und deſſen Gehalt genau unterſuchen zu laſſen.

Zu dieſem Vorhaben, erhielt der Herr Amtmann Regierungsrath von Faber den Auftrag, welcher mit Beihülfe von vier Mäurern und zwei Taglöhnern unternommen wurde. — Früher hatte, als Student, gedachter Herr Amtmann, meine anatomiſche Vorleſungen fleißig beſucht, und glaubte, daß er die aus jenem Grabe gewonnenen und in ſeine Wohnung gebrachten Knochen der Graf gleichiſchen Familie, ordnen und zuſammenſtellen könnte, allein, nachdem derſelbe nach zwei Tagen, bei aller Thätigkeit, das nicht erzielte, was er beabſichtigte, ſo wendete er ſich mit einer Relation, in folgenden Worten an mich: „Nach Wegwälzung des Grabſteines, wurde mehr als 3 Fuß tief die „Erde und der Kies ausgeworfen und es fand ſich immer „noch kein Gebein vor, bis die Arbeiter etwas tiefer, nach „der Morgenſeite zu, oder am Fuße der Gruft, eindrangen „und auf ein ovalrundes Loch kamen, welches mit zwei „Todtenköpfen und mehrern andern Knochen angefüllt war. „Ich wunderte mich nicht wenig, über dieſe räthſelhafte „Erſcheinung, und hätte beinah mein Vorhaben, weiter ar„beiten zu laſſen, aufgegeben, wenn nicht, von einigen we„nigen Zuſchauern, ein junger franzöſiſcher Pionnier raſch „hervortrat und ſagte: man möchte ihm doch erlauben zu „ſuchen. Die Knochen wurden aus dem ovalrunden Loche

„ausgeleert und in einem kleinen Sacke besonders aufge-
„hoben. Nun trat der Pionnier in diese Grube, wühlte
„mit den Händen in der lockern Erde des Grabes auf und
„abwärts, legte sich dann auf den Unterleib und fuhr mit
„ausgestreckten Armen, so tief wie möglich von unten nach
„oben hin, und zog endlich einen linken Unterschenkelknochen
„hervor. Hierauf arbeiteten die Mäurer, von der Ober-
„fläche nach dem Grunde tiefer hinab, und ich sammelte
„dann viele Knochen, welche ich nebst jenen zuerst vorge-
„fundenen in meine Wohnung bringen lies. Außer den
„Gebeinen, war in dieser Grabeshöhle, weder eine goldne
„Krone noch sonst etwas von Werthe zugegen. — Da
„ich nun bei Durchsuchung und Zusammenstellung der Ge-
„beine, sehr viel vermißte, so bereuete ich es, Sie als
„meinen ehemahligen Lehrer, bei der Ausgrabung, nicht mit
„dazugezogen zu haben, und frage nun, was jetzt zu thun
„sei!"

Ich antwortete ihm: nichts anders, als das Grab nochmalen zu öffnen und die Erde genau durchzusehen. Hiezu war der Herr Amtmann sogleich entschlossen, und ersuchte mich zugleich, nicht nur gegenwärtig bei der Ausgrabung zu sein, sondern auch, dann die Zusammenstellung der Gebeine zu übernehmen.

Am 18ten September 1813 holte mich genannter Herr Regierungsrath Nachmittag 3 Uhr in meiner Wohnung ab, wo wir dann auf den Petersberg gingen, und vor der Kirche des Benedictinerklosters, die vier bestellten Mäurer trafen, welche vorhin schon in jener Todten-Gruft gearbeitet hatten. Nach Wegwälzung des Grabsteins, lies ich Schaufel für Schaufel voll Erde, langsam in einer kleinen Entfernung vom Grabesrande, ausstreuen, wo zwar

anfänglich, im Verlaufe einer Stunde, kein Knochen erſchien, dann aber nach tiefern Eindringen, mehrere zum Vorſchein kamen. Ich ſtieg, nachdem die Arbeiter eine geraume Zeit ohne größen Gewinn gearbeitet hatten, nun ſelbſt in das Grab hinab, ließ ein gröblich durchlöchertes Sieb holen, und rädelte die Erde in kleinen Quantitäten durch. Vermöge dieſer zwar langſamen und mühevollen Arbeit, ſammelte ich jedoch nach und nach mehr als eine halbe Metze, beſonders kleine Knochen, welche zu den Händen und Füßen gehören, und nur auf bemerkte Weiſe vorzufinden waren. — Auch fanden ſich ein paar Stückchen vom Bret des Sarges, welche in ganz lockern Lamellen erſcheinen.

Auf dem feſten ſandigen Grunde, in der Todtengruft ſtehend, ſah ich, daß dieſelbe hinſichtlich ihres Gehalts auſſer der gewöhnlichen trocknen Dammerde, aus krumigen Kies mit klarem röthlichen Katzenſande gemiſcht war, und ohne alle andere ſtructurähnliche Mäurerarbeiten, oder irgend eine Spur von Aufwand blicken zu laſſen. — Von dem erörterten Standpunkte aus, zeichnete ich das Räumliche des Grabes auf, wo es ſich ergab, daß die Tiefe deſſelben 10½ Fuß, die Länge 9 Fuß und die Breite 5 Fuß (Rheinl. Maaß) hatte. Die ovalrunde, ſich zu den Füßen, zuerſt vorgefundene Höhle, war 6 Fuß tief, und 7 Fuß im Umkreiſe.

Ueber jenem Arbeiten war die Nacht eingebrochen, weßhalb die meiſte Zeit bei Fackelſchein gearbeitet werden mußte. Weil wir nun feſt beſchloſſen hatten, an dem beſtimmten Tage unſer Vorhaben ganz zu vollenden: ſo konnte es nicht anders kommen, als daß wir erſt ſpät, nämlich in der Nacht halb zwölf Uhr das Ziel unſerer Bemühungen

erreichten. — Zwei Tage hierauf, erhielt ich vom Herrn Regierungsrath folgenden Brief:

Wohlgeborener Herr
Hochzuverehrender Herr Professor!

Ich habe die Knochen in ein besonderes Zimmer bringen lassen, wozu der Schlüssel bereit liegt. — Sie können täglich und zu jeder Stunde gefälligst zu mir kommen, wenn es Ihnen gefällig ist.

Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren.

Erfurt, d. 21. September, 1813.

Euer Wohlgeboren gehorsamster v. Faber.

An
den Herrn Professor
Thilow. Wohlgeboren.

Am 22. September machte ich den Anfang, die fraglichen Gebeine zu sortiren, arbeitete dann täglich fort, so daß ich, beinah gegen Ende Oktober, von den einzeln mit viel Mühe sortirten Knochen, auf einer langen Tafel die Aneinanderreihung derselben scelettförmig beendigt hatte, worüber besagter Herr Regierungsrath volle Zufriedenheit zu Tage legte. Kurze Zeit hierauf wurde derselbe sehr krank, und starb. —

In dieser Zeit wurde Erfurt blokirt, und wir mußten immer dem verhängnißvollen Tage ängstlich entgegen sehen, wo unsere Stadt und zunächst die Citadelle Petersberg, beschossen werden sollte. — Am 5. November ließ mir ein naher Anverwandter des gedachten Herrn Amtmanns sagen: „Wenn mir an den Gebeinen, die ich ge„ordnet hätte, gelegen wär', so sollte ich eilen selbe zu ret-

„ten, weil morgen Erfurt beſchoſſen würde.“ Ich ſäumte nicht, mit Beihülfe zweier Perſonen, mehr erörterte Gebeine, aus dem Keller jenes Hauſes, (wohin ſelbe vorläufig gebracht worden) in Körbe zu packen, und auf das anatomiſche Gebäude tragen zu laſſen. Dies Local war entfernter als jene und meine Wohnung von der Feſtung, weßhalb ich auch ſchon zwei Tage vorher, nicht nur die mir gehörenden anatomiſchen Präparate, ſondern auch mehrere Utenſilien, zu mehrerer Sicherheit, eben dahin ſchaffen ließ. Den 6. November erfolgte das Bombardiren, wo ich mich wegen den getroffenen Sicherheitsvorkehrungen in etwas beruhigt fühlte und mit Muth der Zukunft entgegen blickte.

Nachdem gedachte furchtbare Beſchießung, ohne beträchtlichen Nachtheil für mich herbeizuführen, überſtanden war, ſo ward ich in die Nothwendigkeit verſetzt, wieder von Neuem die Gebeine in meine Wohnung zurückbringen zu laſſen und ſelbe gehörig zu ordnen. Da ich längere Zeit bei dieſer mühevollen Arbeit zugebracht hatte, ſo ſah ich w[illegible]ndlich doch dadurch in den Stand geſetzt, jetzt dem Publico eine treue Darſtellung mitzutheilen über

Die Gebeine des Grafen Ernſt von Gleichen.

Obgleich auf unſerm Erdball alles Sublunariſche einer endlichen Zernichtung unterworfen iſt, ſo finden doch auch gewiſſe Verhältniſſe hinſichtlich einer kürzern oder längern Ausdauer der ſo mannigfaltigen Körper ſtatt. Dieſe iſt theils in der ſoliden Dichtheit der Maſſe theils in

Zartheit derſelben und theils in den Einflüſſen von außen auf die Körper begründet. Wenn wir unſern ernſten Blick auf die Körperwelt heften, ſo ſehen wir mit Staunen, daß nicht blos lockere, ſondern auch ſelbſt die räumlichſten und feſteſten Körper, beſonders bei eintretenden ungünſtigen Einwirkungen, einer natürlichen Auflöſung, blosgeſtellt ſind.

Zu den ſo mannigfaltigen und verſchieden gebildeten Körpern, gehören beſonders auch die thieriſchen Körper. Ihre lockere und theils feſte Textur, kann nur bis zu gewiſſen Grenzen eine Ausdauer gewähren. Der menſchliche Körper iſt aus weichen und feſten Theilen zuſammengeſetzt, wovon erſtere nach eingetretenen Tode, ſchnell in Fäulniß übergehen, letztere aber, unter gewiſſen Bedingungen, ſelbſt nach Jahrhunderten wenig von der Verweſung ergriffen werden. Dieſe Bedingungen ſind: Luft und Feuchtigkeit. Knochen, welche der freien feuchten Luft zu ſehr ausgeſetzt ſind, werden weit leichter aufgelöſ't, als ſolche, die als Präparate in Gebäuden aufbewahrt werden. Gebeine, die in Gräbern enthalten ſind, wo der Boden des Friedhofes ſehr naß iſt, ſind einer ſchnellern Verweſung unterworfen, als ſolche, welche in trockener mit ſandig gemiſchter Erde liegen. Von letzterer Beſchaffenheit war, wie ich ſchon oben erörterte, das Grab, welches die Gebeine des Grafen von Gleichen, nebſt denen ſeiner beiden Weiber enthielt. Nicht in der Tiefe, ſondern auf einem hohen Berge ſtand die maſſive wohlbedeckte Kirche, in deren Umgebung weder ein Fluß noch ſonſtige Waſſerleitung anzutreffen war. Altäre, Bilder und andere Gegenſtände blieben in dieſem ganz trocknen Lokale ſtets ſehr gut gehalten, und eben aus dieſen Bedingniſſen mußte die zögernde Verweſung gedachter Gebeine entnommen werden; ſo daß es ſehr

augenfällig wird, daß Knochen, welche im zwölften Jahrhundert dort beerdigt wurden, jetzt noch größten Theils gut erhalten vorgefunden wurden.

Sie zeichnen sich vor andern, mehrere Jahre ebenfalls unter der Erde gelegenen Knochen durch ein noch festes Korn, und besonders ihre kolossale Größe aus. Das ganze Scelett des Grafen hat nette sieben Rhein. Fuß. Ihre Farbe ist von der gedachten röthlichen Erde, blaßroth, jedoch nicht tief in die feste Knochensubstanz eingedrungen. Hievon wurde ich theils durch Einsägen vorzüglich aber auch dadurch überzeugt, als ich den rechten Oberschenkelknochen kunstmäßig bleichte, wodurch er ein schönes weißes Ansehn erhalten hat.

Bekanntlich sind mehrere der Menschenknochen, gegen die Enden zu, an den Gelenkköpfen, andere in der Mitte, und wieder andere an ihrem Umkreise oder Rande, von lockerer Textur, so daß selbe netzförmig oder fächerig erscheinen, und deshalb auch bei eintretender Fäulniß in den Gräbern, leichter und nachdrücklicher ergriffen werden müssen, als die Mittelstücke oder Körper derjenigen Knochen, welche von Natur aus einem festern Korn bestehen. Gedachte lockerere Bauart, findet man an den Gelenkköpfen der Oberarm-Knochen, Oberschenkelknochen, am Unterschenkel, am obern und vordern großen Beckenrande, an den Fortsätzen der Wirbelbeine u. s. w. Da eine schwammige lockere Masse leichter zerstöhrbar als eine solide, feste ist, so muß auch der Widerstand bei der Verwesung, in ersterer Masse geringer als in letzterer sein.

Ob es gleich gegründet ist, daß vom Zahne der Zeit, alles benagt und endlich gänzlich zerstört wird: so beruht

dennoch die ſchnellere Zerſtörung, (wie ſchon oben erörtert wurde) auf den die Zernichtung begünſtigten Einwirkungen, wodurch dann ein ſchnellerer Vernichtungsproceß herbeigeführt werden muß. Ich überzeugte mich mehrmalen, daß bei Oeffnung ſolcher Gräber, in welchen die Leichen zwar ſehr viele Jahre lagen aber doch bei weiten nicht ſo eine lange Reihe von Jahren wie diejenigen des Grafen von Gleichen beerdigt waren, daß die Gebeine jener, welche auf freien, an und für ſich feuchten, dabei Regen und Schnee ausgeſetzten Kirchhöfen, begraben lagen, beinah gänzlich zerſtört waren, und deshalb eine Zuſammenfügung einiger Knochen, mir ſtets verſagt ward.

Ganz anders und weit begünſtigender fand ich die nicht nur gegen Näſſe von außen, ſondern auch (wie ſchon geſagt wurde) von innen geſchützten Gebeine des Grafen von Gleichen und deſſen beiden Weiber in der trocknen Gruft. Hinſichtlich der Form, waren dieſe Knochen, noch ſo geeignet, daß dieſelben, bei vorgenommener Claſſificirung nichts Entſtelltes darboten und ich es wagen durfte, ſie künſtlich zuſammenzufügen. Dieſe jetzt in ſenkrechter Stellung ſich mir zeichnenden männlichen Gebeine, haben durch die Verweſung in jenem langen Zeitraume, verhältnißmäßig, nur wenig erlitten. Namentlich ſind von den ſieben Halswirbeln (vertebrae colli) die Querfortſätze (processus transversi) und Dorn- oder Stachelfortſätze (processus spinosi) des dritten vierten und fünften Wirbels zerſtört. An den zwölf Bruſt- oder Rückenwirbeln (vertebrae dorsi) iſt der Körper (Corpus) des dritten und ſechſten Wirbels, am obern Rande abgenagt, und an den übrigen ſind einige der pyramidaliſchen Dornfortſätze, Querfortſätze, und Schiefefortſätze (processus obliqui s. articulares) abgeſchliffen,

und zum Theil vernichtet. — An den zwölf Rippenpaaren sind die Gelenk-Knöpfchen (Capitulum costae) meist verschwunden. — Von den fünf Lenden- oder Bauchwirbeln (vertebrae lumborum) sind die drei ersten, nach den linken Seitenflächen hin, am obern Körperande benagt, und am mittlern Theile abgeschliffen. — Die beiden Hüftbeine (ossa coxarum, innominata, anonyma) sind an ihrem obern Rande oder Kamm (crista) des hintern Theils, wenig gegen den vordern Rand oder nach der stumpfen Ecke (spina superior) hin, gänzlich zerstört; desgleichen auch der länglich runde Höcker (spina inferior). — Das Schaamstück (der Hüftbeine) oder Schaambein, Schloß- oder Schoosbein (os pubis) ist an jeder Hälfte mit seinem eckigen Horizontalaste (ramus horizontalis, transversalis s. superior) nebst flachen absteigenden Aste, gänzlich verschwunden, und folglich auch die durch das Schaamstück und Sitzstück gewöhnlich gebildete, große eyförmige Lücke (foramen ovale s. thyreoideum) entrückt. — Am Kreutzbeine (os latum sacrum, s. cluninum) ist die kleine untere Gelenkfläche (apex) in etwas benagt; und die kleinen Schwanzbeine, Steisbeine, oder Kuckucksbeine (os coccygis) sind verdrängt *).

*) Daß die Knochen des Beckens, auch an diesem so robusten Körper, zum Theil, an den gedachten Stellen angegriffen wurden, darf uns gar keine besondere Bewunderung entlocken, indem die mit fauligen Stoffen beladenen Gedärme hier gelagert sind und deßhalb die Verwesung auch schneller und tiefer eindringen muß und dieß um so mehr, da diese Knochen von lockerer Textur sind. Ich beobachtete bei solchen ausgegrabenen menschlichen Knochen, welche vor älteren Zeiten beerdigt wur-

Außer den hier mitgetheilten, für jenen langen Zeitraum unbedeutenden Zerſtörungen, ſind alle vorgefundenen Gebeine von beſonders feſter Structur und einem zum Ganzen harmonirenden Ebenmaße. Der vorzüglich ſchön organiſirte Kopf ſpricht, hinſichtlich der Wölbungen an den Hirnſchalenknochen, das beträchtlich Räumliche für eine quantitative Aufnahme der Hirnmaſſe aus. Die Näthe (Suturae), welche die Schädel- und Geſichtsknochen verbinden, und ſonſt bei langer Dauer der Verweſung leicht zerſtört erſcheinen, ſind hier an den Umfangs-Schädelflächen gut erhalten und ſehr augenfällig. Beſonders kräftig iſt an beiden Scheitelbeinen oder Seitenwandknochen (ossa parietalia s bregmatis) der vom Schlafmuskel (musculus temporalis) rührende Bogen der Schläfe (arcus temporalis s. planum semicirculare), ausgedrückt. Wenn man hinſichtlich der gerundeten Form aburtein darf, ſo gehört dieſer Schädel zu den Deutſchen. — Heften wir einen Blick auf Dr. Gall's Schädel- oder Organenlehre, ſo findet man an dem vor uns habenden männlichen Hirnſchädel in Betreff der vorwaltenden Organe, den Witz, Tiefſinn, die Kinder- oder Elternliebe, Feſtigkeit und Gutmüthigkeit dargeſtellt. — Von vorzüglichem Umfange ſind die beiden Zitzenfortſätze (processus mastoidei) der

---

den, daß aus den erörterten Grunde, die Beckenknochen faſt gänzlich verweſ't waren. An einigen ſah ich die erwähnten Gebeine unverſehrt erhalten; welches ſolche Leichen waren, aus welchen die Eingeweide weggenommen, und dann das Räumliche der Höhle balſamirt werden war. Hierauf geſtützt, fühle ich mich berechtigt, ſchließen zu dürfen: daß die Leiche des Grafen von Gleichen, nicht einbalſamirt worden iſt; ſonſt würden auch die aufgezählten Exeſienen nicht ſtatt gefunden haben.

Schläfebeine, an denen die Kopfnicker-Muskeln (musculi sterno-cleidomastoidei) ausreichende Befestigung erhielten.

Die beiden Oberkiefer (maxillae superiores s. ossa malae) geben durch die Gegenwart der acht unverfehrten Zahnzellen (alveoli dentium), theils auch durch die acht gegenwärtigen gefunden Zähne, den redenden Beweiß: daß bei dem Ableben des Grafen alle ſechzehn Zähne noch ganz normal im Oberkiefer enthalten waren. Der Unterkiefer (mandibula s. maxilla inferior) zeigt an der Stelle, wo ſich der ſpitze Fortſatz (processus coronoideus) erhebt, oder gegen die hintere Gelenkfläche der linken Seite hin, drei vollkommen verwachſene oder ausgefüllte Zahnzellen; welches ebenfalls an der rechten Seite bezeichneter Stelle, von zwei bedeckten Zahnzellen in dieſem Unterkiefer ſichtlich iſt. Acht Zahnzellen ſind ſo geeignet, daß jede derſelben, den für ihre Höhle beſtimmten Zahn, auch im Grabe noch umfaßte, dann aber durch die Fäulniß ausfielen *). Die gedachten Verwachſungen der Zahnzellen geben den Beweiß, daß jene fünf hintern Backenzähne, ſchon in frühern Jahren, wegen Unbrauchbarkeit, ausgefallen waren. Im erwähnten Unterkiefer, ſind noch drei unverletzte Zähne enthalten; folglich faßte derſelbe noch im todten Zuſtande eilf brauchbare Zähne in ſich.

Die Gegenwart von ſieben und zwanzig Zähnen, im ſechzigſten Lebensjahre des Graf Gleichen, ſpricht nicht nur von einer ſtarken und geſunden Leibesconſtitution, ſondern beſonders auch, von einer Lebensweiſe, welche in jenem

*) S. Th. Sömmering, vom Baue des menſchlichen Körpers. Iſter Theil. Frankfurt am Main. 1791. S. 197.

Zeitalter ſich mächtig von der jetzigen unterſcheidet. Das Emaille oder der Schmelz der Zähne, wurde in der Vorzeit, weder durch ſcheuernde mit Bimſtein vermiſchte Zahnpulver, noch durch ſtarke Säuren zernichtet, als dies leider in unſern Tagen geſchieht. Man geißet nach weißen Zähnen, bürſtet und beſtreicht dieſelben täglich mit eben genannten Mitteln, raucht ſehr leidenſchaftlich Taback und begeht mancherlei Diätfehler, wodurch der Schmelz der Zähne nach einiger Zeit verdrängt wird, und dann die Zernichtung der Zähne, oder Zahnſubſtanz, unausbleiblich erfolgen muß. Um auf die ſchon oben erörterte coloſſale Größe des Grafen v. Gleichen wieder zurück zu kommen, ſo hielt ich es der Mühe werth, in dieſer Hinſicht eine genaue Vergleichung anzuſtellen, damit jene beſondere Auszeichnung ganz augenfällig würde. —

Ob ich gleich überzeugt bin, daß Klima, Lebensart, Körperübungen, Gewerbebeſchäftigungen mit beſondern nachtheiligen Einwirkungen, Ausſchweifungen, und ſelbſt Nachtheil bringende Einflüſſe während der Schwangerſchaft, einer gewiſſen feſtzuſetzenden Regel, hinſichtlich der Größe vollkommen ausgewachſener männlicher Körper und deren Ebenmaaß, mächtigen Einſpruch machen: ſo kann man dennoch folgende Verhältniſſe als Norm annehmen. In kalten Himmelsſtrichen ſind die Menſchen klein, und je wärmer das Klima iſt, deſto größer ſind ſie. Das männliche Geſchlecht hat meiſt eine beträchtlichere Länge, als das weibliche. — Die Höhe eines Mannes von fünf Fuß neun Zollen nennt man anſehnlich. Wenn dieß Maaß überſtiegen iſt, dann rechnet man es zur ſeltenen Größe. — Zur mittleren Größe gehören die männlichen Körper, welche das Maaß von fünf Fuß und vier Zollen haben, und kleine

wird ein Mann genannt, wenn derselbe unter fünf Fuß mißt *).

Ich habe, hinsichtlich der differenten Verhältnisse der Größe, an einigen einzelnen Theilen eines Scelettes von einem Manne, welcher sechs Fuß hoch war, eine Vergleichung gegen die fraglichen gräflichen Gebeine angestellt, und folgende Resultate gefunden. Der Durchschnitt des Schädels, von vorn nach hinten, wenn nämlich von der Mitte des Stirnbeins bis nach der Mitte des Hinterhauptes gemessen wird, hat bei dem gedachten Scelette des erwachsenen Europäers 6½ Zoll, der fragliche aber hält im genannten Durchschnitte 7¾ Zoll. Der Querdurchmesser, von der Mitte eines Scheitelbeins bis zur Mitte des andern, mißt bei jenem 5 Zoll; hat bei unserm Individuo 6½ Zoll. Der kleinere Querdurchmesser, dicht über den Augenhöhlen, hält 3½ Zoll. Bei dem mehr angeführten Gegenstande 4½ Zoll. Der Durchmesser in die Höhe, vom Hinderhauptsloche bis zum Kopfwirbel (vertex), beträgt dort 5 Zoll; an dem Graf Gleichischen Kopfe, ist derselbe 6 und ¼ Zoll hoch.

Das Brustbein (Sternum) hat 7 Zolle, bei unserm großen Körper 8¼ Zoll. Die sechste Rippe dort 1 Fuß 6 Zoll, hier 1 Fuß 10 Zoll. Das Schlüsselbein, clavicula) an jenen 6½ Zoll; bei diesem 8 Zoll. Der Oberarmknochen (os humeri) 1 Fuß und 1 Zoll; bei'm Graf v. Gleichen 1 Fuß 4½ Zoll. Der Ellenbogenknochen (ulna)

*) Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, mit den wichtigsten neuern anatomischen Entdeckungen bereichert, nebst physiologischen Erläuterungen von J. C. A. Mayer. 1ster Band. Berlin 1773. S. 146.

1 Fuß, und derselbe Knochen am letztern 1 Fuß 1 und ½ Zoll. Die Speiche oder Spindel (radius) hält bei jenem 11 Zolle, und bei diesem 1 Fuß. Der Oberschenkel (os femoris) zeigt an jenem Körper 8½ Zoll und der colossale Gegenstand, 2 Fuß netto *). Das Schienbein (tibia) mißt 1 Fuß 3½ Zoll, das gegen Verglichene 1 Fuß 7 Zoll. Das Wadenbein (fibula) mißt 1 Fuß 3½ Zoll, bei dem fraglichen Subjecte aber, 1 Fuß 6½ Zoll. Die Länge des Fersenbeines (os calcis) beträgt an erstern 3½ Zoll und bei letztern 4½ Zoll.

Aus dieser Vergleichung, mit einem ebenfalls großen Scelette, geht hervor: daß alle Gebeine des Grafen von Gleichen, sich durch eine Größe auszeichnen, welche gewiß äußerst selten angetroffen wird **). Zugleich ist auch hiebei, die den meisten Knochen, noch eigenthümliche Festigkeit zu bewundern. An mehreren gewahrte ich diese, wenn bei Durchbohrung der Endflächen derselben, (um dann Drath durch zu ziehen und scelettartig verbinden zu können) mit Kraft eingewirkt werden mußte.

---

*) Der große Rollhügel (trochanter major) so wie auch der kleine (trochanter minor) dieser beiden Schenkelknochen, sind von der Fäulniß etwas ergriffen.

**) Eine Ausnahme von dieser bei uns statt habenden Regel, machen die in Patagonien (eine Landschaft in Südamerika) wohnende Völker. Diese Patagonier werden für die größten Menschen gehalten, welche noch auf der Erde sind bemerkt worden, indem Manner und Weiber nicht unter sieben Fuß Länge haben sollen, obgleich neuere Reisende versichern, die Patagonier nicht länger als andre wohlgewachsene Personen gefunden zu haben. — Auch jetzt noch finden sich einige Manner, welche jene seltene Größe haben, ja bisweilen dieselbe noch etwas übertreffen, bei uns.

Vorzüglich zeichnen sich auch jene Gebeine noch dadurch aus, daß an denjenigen Stellen wo von der Anlage und Befestigung der Muskeln, irgend ein Höcker oder eine Rauhigkeit (tuberositas) geformt wurde. Diese Erhabenheiten oder Höcker sind hier so augenfällig und räumlich, als ich sie unter einer großen Anzahl männlicher Knochen, nie fand. Namentlich finden sich dieselben sehr merklich an den Ober- und Vorderarmknochen, längs der ganzen hintern Fläche der Oberschenkel, an den Unterschenkeln und an den Fersenbeinen. Gedachte Tuberositäten, sind noch besonders am dritten Bauchwirbel merkwürdig, welche rechts und links hervortreten.

Jene Knochen-Höcker finden sich in der Regel bekanntlich nur im mindern Grade bei weiblichen Individuen, oder auch bisweilen an männlichen Körpern, welche ihre Muskeln, wenig durch Körperanstrengungen in Thätigkeit setzten; oder überhaupt, von Jugend auf in einer behaglichen Trägheit lebten. Man macht dahero keinen Trugschluß, wenn bei genauer Betrachtung menschlicher Knochen, man das Urtheil fällt: die Gebeine geben redende Beweise, daß derjenige Körper, welchem sie ehemals angehörten seine Lebenszeit, in rastloser Thätigkeit und Strapazen bestimmungsmäßig verwendete. Das thatenreiche Leben des Grafen von Gleichen, spricht sich nicht nur durch dessen Geschichte, sondern auch noch besonders durch die mitgetheilte Betrachtung seiner aufgefundenen Gebeine, unwiderleglich aus, welches durch die sehr augenfälligen Muskelabdrücke an den meisten Knochen, bewiesen ist.

Von ganz anderer Art, sind diejenigen in der oben gedachten ovalrunden Grube gelegenen, weiblichen Gebeine.

Daß aber dieſe Gebeine zuverläſſig weiblichen Individuen angehörten, geht aus dem ihnen eigenthümlichen Characteriſtiſchen hervor. Bekanntlich zeichnen ſich die weiblichen Knochen, von denen der Männer, ſehr merklich aus.

Hievon einige Beweiſe. Ein vollkommen ausgewachſener weiblicher Knochen, unterſcheidet ſich, von einem männlichen: durch ein feineres Korn, wenigere Rauhigkeit, geringere Zacken, ſchwächere Furchen, ſeichtere Gelenkhöhlen, mehrere Abrundung und Glätte. Das Bruſtgewölbe (thorax) iſt kürzer, oberhalb bis zur Gegend der vierten Rippe etwas weiter; nach unten hin aber enge und faßartiger. Die Bruſtbeine ſind kürzer, enden höher; deshalb ſcheint die Linie zwiſchen ihnen und den Schaambeinen länger, als beim Manne. Das Becken iſt hinſichtlich der Dimenſionen weit geräumiger. Die Schaambeine laſſen einen größern Raum zwiſchen ſich. Das Kreuzbein, iſt mehr zurück und deſſen Spitze nebſt den Steisbeinen weniger vorwärts geſtellt. Die Hüfbeine ſind breiter, flacher, mehr nach den Seiten übergebogen, der abſteigende Aſt des Schaambeins geht unter einem größern Winkel von der Vereinigung ab, weshalb der Winkel zwiſchen den Schaambeinen nicht ſpiz wie beim männlichen Geſchlechte, ſondern mehr bogenförmig iſt. Die Sitzknorren ſind größer und flacher. Die Schlüſſelbeine mehr gerader und die Schulterblätter kleiner, dünner, flacher und ihre Winkel ſpitziger. Die Schenkelbeine ſind mehr nach vorn gebogen und ſtehen weiter von einander. Die obern Gliedmaßen ſind kürzer; die Füße kürzer, und die Finger ſpitziger.

An den vor mir liegenden Gebeinen, ſind die erörterten und noch andere Merkmale weiblicher Abſtammung, ganz unverkennbar. Von dieſen aufbewahrten Knochen,

verdienen die zwei weiblichen Köpfe, beſondere Aufmerkſamkeit: weil einer derſelben, hinſichtlich des Geſchichtlichen der gleichiſchen Familie, einige gediegene Aufſchlüſſe darbietet. — An weiblichen Knochenköpfen wird in der Regel angenommen, daß ſie am Gewichte in Vergleichung zu allen übrigen Knochen, ſchwerer ſind, wie 1 zu 6; im männlichen dagegen wie 1 zu 10. Obgleich durchaus das weibliche Gerippe kleiner als das männliche iſt, ſo erſcheint dennoch die Hirnſchaale zu den Geſichtsknochen verglichen, größer. Alle Löcher der Hirnſchaale ſind enger als beim Manne. Dieſe normalen Eigenthümlichkeiten, laſſen keinen Zweifel obwalten: daß jene beiden Köpfe, weiblichen Individuen angehörten, wovon ſich mehrere Kenner, welche dieſelben bei mir in genauen Augenſchein nahmen, genügend überzeugten.

Obgleich, die aus jenem grauen Zeitalter ſtammenden jetzt ausgegrabenen weiblichen Gebeine, mannigfach verletzt wurden, und dies auch die Ober- und Unterkinnbackenbeine traf, ſo blieben dem ohngeachtet mehrere Zähne und leere Zahnzellen. Die linke Obermaxille der erſten Gemahlin, hat alle 8 Zahnzellen und zwei faſſen noch ſehr geſunde Zähne (die rechte Maxille iſt zernichtet) und die untere Maxille enthält nebſt 7 Zähnen, ſieben Zahnzellen, 2 ſind verwiſcht. — Der ganze Oberkinnbacken der Sarazenin zeigt alle 16 Zahnzellen, in welchen noch 2 geſunde Zähne vorhanden ſind. Die untere Maxille fehlt. Alle noch gegenwärtige Zähne, ſind von kleiner netter Form, ſo auch die ganz reinen Zahnzellen, welche letztere den reinen Beweiß geben: daß bis zum Tode, in allen, noch brauchbare Zähne zugegen waren. Vorzüglich gerundet und elagant, zeigen ſich die Zahnzellen und jene Zähne, bei der Sarazenin.

Da im Allgemeinen, die Schädelknochen, nach Individualität, sehr verschieden sind, so sind sie es ebenfalls auch nach den Nationen. Anders ist die Form bei einem Deutschen, anders bei einem Asiaten, Türken *) und Afrikaner. Der vorhin erwähnte, in der fraglichen Grube gefundene Kopf, ist von dem andern bei ihm gelegenen weiblichen Kopfe sehr merklich verschieden: weil ersterer kugelich letzterer aber minder gerundet ist. Bekanntlich hat der Türke den allerrundesten Kopf, welches durch genaue Vergleichungen mit andern, ermittelt wurde, wie u. a. Blumenbach **) durch eine instructive Abbildung, dies zu Tage legt.

Außer jener kugelförmigen Gestalt, finde ich ganz genau an den vor mir habenden Schädelknochen, der zweiten Gemahlin des Grafen von Gleichen, noch folgende, der türkischen Nation, eigenthümliche Merkmale: das Hinterhaupt ist minder vorstehend, die Stirn ist breit mit vorstehender Stirnglatze und die Gruben des Oberkiefers erscheinen leicht ausgeschweift, welche an dem Kopfe jener ersten Gattin bei der Vergleichung nicht aufzufinden sind. Ich habe zu noch mehrerer Bestätigung, dieses nicht alltäglichen Gegenstandes, mehrere in meiner Sammlung anatomischer Präparate sich befindende europäische weibliche Köpfe, mit jenem der Türkin in Vergleichung gestellt, und

*) Da bekanntlich einige Nationen, den Neugebornen durch Pressen und Drücken, den Schädelknochen irgend eine beliebige Form geben: so sollen auch die Ammen der Türken die kugliche Form des Kopfes erzwingen.

**) Decas Tab. 2 collectionis suae craniorum diversarum gentium. Goett. 1790.

bei keinem das Auszeichnende und Characteriſtiſche finden können, wie bei dieſem Kopfe.

Zu noch mehrerer Begründung, unterſuchte ich durch genaue Ausmeſſung, die Dimenſionen der Schädelknochen. — An einem weiblichen Kopfe einer Europäerin war der Durchmeſſer, von einem Schlafbeine zum andern, 5 und ½ Zoll. — Von der Glatze bis zur linea cruciata des ossis occipitis 7 Zoll. Höhe vom Zapfen des Grundbeins bis zum vertex 4 und ½ Zoll, und von der Spitze des Zitzenfortſatzes bis zur Mitte der Sutura coronalis, 5½ Zoll.

Bei der unternommenen Ausmeſſung an den Schädelknochen, der erſten Gemahlin des Grafen v. Gleichen ergab ſichs, daß die erörterten Durchmeſſer, genau dieſelben wie die vorhin gedachten waren.

Merklich abweichend erſchienen die Diameter an den Schädel der Saracenin. — Von einem Schlafbeine quer zum andern gemeſſen, gab 6½ Zoll. Von der Glatze bis zur linea cruciata des Hinterhauptes 6¾ Zoll. Höhe, vom Zapfen des Grundbeines bis zum vertex 4 und ½ Zoll und von der Spitze des Zitzenfortſatzes bis zur Mitte der Sutura coronalis 6 und ½ Zoll. Durch dieſe Verhältniſſe erhielt der Kopf eine mehr gerundete Form und zeichnete ſich folglich augenfällig von jenem aus.

Die verſchiedenen Vergleichungen, der weiblichen und männlichen, in jenem Grabe gelegener Gebeine, löſ'ten nicht nur den bisher immer noch feſt gezogenen Schleier, welcher das Wähnen und die Wahrſcheinlichkeit in Ungewißheit hielt, ſondern dieſelben führen zur vollen Gewißheit: daß die Gebeine dem Grafen von Gleichen und deſſen beiden Weibern angehörten.

Blicken wir zugleich in's zwölfte Jahrhundert, in welchem jene Leichen beerdigt wurden: dann finden sich besonders auch darin bestätigende Beweise, daß in jenem Zeitalter gewiß nur Frauen von hohem Stande, aber nicht solche von niederer Herkunft, in gedachte Peter-Kloster-Kirche begraben werden durften. Hiezu kommt noch, daß jene weiblichen Gebeine vor der Beerdigung des zuletzt gestorbenen Grafen von Gleichen sorgfältig gesammelt und dann nach der Begrabung ihres Gatten, wieder in einer besonderen Grube, zu dessen Füßen, aufbewahrt wurden. — Daß ferner die Graf Gleichische Familie nicht entfernt von der Peter-Kloster-Kirche wohnte, und nur dahin begraben werden konnte, dies spricht sich auch vermöge des Geschichtlichen dieser Familie (Siehe Anhang), beweisend aus.

Da man annehmen darf, daß nach einem Zeitraume von 14 bis 15 Jahren, eine begrabene Leiche, mit Ausnahme der Gebeine (und besonders weibliche, wegen lockerer Bauart) verweset sein kann, so kann nach der geschichtlichen Mittheilung, daß jene beiden Frauen kurze Zeit nämlich zwei Monate hinter einander gestorben sind, angenommen werden: Graf Ernst von Gleichen habe nach dem Ableben seiner beiden Weiber, wahrscheinlich noch sechzehn Jahre gelebt, wo er dann im 60sten Jahre seines Alters gestorben und nach Wegnahme der fraglichen weiblichen Gebeine, in jene Familiengruft eingesenkt, zugleich aber auch die zuvor gesammelten weiblichen Knochen, zu dessen Füßen begraben wurden. Es springt leicht in die Augen, daß die Särge in welchen die beiden weiblichen Leichen ruheten, in dem Grabe über einander gesetzt wurden.

Bekanntlich haben einige Geschichtsforscher neuerer Zeit obige Geschichte, besonders deßhalb in Zweifel gezogen,

weil auf die Unzertrennlichkeit der Ehen, und das geſetzlich Strafbare einer Bigamie zu des Pabſtes Gregors IX Zeiten ſehr ſtreng gehalten worden ſei. Auf dieſe Annahme geſtützt, nahm der hieſige Prälat Placidus Muth, Gelegenheit in ſeinem Program ebenfalls jene Bigamie zu bezweifeln *). Schon im frühern Zeitalter, wurde für und wider die Glaubwürdigkeit dieſer Doppelehe geſtritten, und deßhalb erlaubten ſich auch einige Schriftſteller, dieſe Geſchichte in ſo mancherlei Geſtalten, dem Publiko mitzutheilen. — Im Jahr 1591 lieferte Nicolaus Mathen von Altenburg eine Komödie, welche bei Gelegenheit der Vermählung Friedrich Wilhelms II., Herzogs zu Sachſen in Weimar, unter dem Titel, „Hiſtoria von Ludovico bigamo" aufgeführt wurde. Muſäus lieferte ſie, in ſeinen Volksmährchen der Deutſchen 5r Theil S. 3 als eine anziehende Volksdichtung. Graf Friedrich von Stollberg, gab dieſe Geſchichte in einem ſchönen Gewande, indem er dieſelbe in einer der lieblichſten Balladen ſang **). Graf Soden bearbeitete dieſelbe für's Théater; der Verfaſſer des Lakrimas (v. Schütz) gab ſie als Trauerſpiel und A. v. Kotzebue wandelte ſie in eine elende Burleske um. Letzterer haſchte öfterer nach ſolchen

*) Disquisitio historico-critica in Bigamiam comitis de Gleichen cuius monumentum est in ecclesia S. Petri Erfordiana cum systematica theologiae catholicae synopsi quam annuente S. facultate theologica in alma ac per antiqua universitate Erfordiensi pro consequenda Doctoratus theologici suprema laurea publico eruditorum tentamini submittit. P. Muth. Die VI. Jun. MDCCLXXXVIII Erfordiae.

**) Im deutſchen Muſeo, 1782. S. 99.

Gegenſtänden, welche er durch ſeinen Witz in einem lächerlichen Bilde, ohne alle Schonung darzuſtellen, ſich berufen fühlte. Selbſt wiſſenſchaftliche Gegenſtände, konnten ſeiner Leidenſchaft dieſelben von einer lächerlichen Seite darzuſtellen, nicht entgehen; ſo z. B. Dr. Galls Schädellehre u. dergl. m. Ob er ſich wohl dadurch mit Ruhm bedeckt haben mag? — Noch haben u. a. auch Peter Bayle, der Canonikus Wolf, Hofrath von Hellbach, Hoffmannswaldau in den Heldenbriefen und Gottſchalk in den Ritterburgen, ohne alle Animoſität, zum Theil für und Theils auch wider das Wahre dieſer Erzählung geſchrieben.

In unſern Tagen iſt jene intereſſante Geſchichte endlich auch als Oper erſchienen*), zu welcher der Muſikdirektor C. Eberwein die Compoſition lieferte, welche von mehrern Kennern der Kunſt, als meiſterhaft anerkannt wurde, und die in Weimar aufgeführte Oper, allgemeinen Beifall erhielt.

Da dieſer Gegenſtand von mehrern bearbeitet wurde, ſo konnte es auch nicht anders kommen, als daß jeder, nach ſeiner beſondern Anſicht, das Object modelte, wie es ihm zu paſſen ſchien, und hieraus gingen dann ſo mannigfaltige Darſtellungen hervor, welche das rein Geſchichtliche öfters verſchleierten und von vielen als Wahrheit aufgegriffen wurde. So wird z. B. in der eben erörterten Oper S. 44 geſagt: daß die erſte Gattin des Grafen v. Gleichen in's Kloſter gegangen ſei, und S. 51 wird derſelben Be-

*) Der Graf von Gleichen eine romantiſche Oper in zwei Aufzügen. Muſik von C. Eberwein. Weimar 1824.

gräbniß im Kloſter begangen, eben zu der Zeit, wo Gleichen bei ſeiner Burg angekommen war. — Dieſe und andere ähnliche verbreitete Darſtellungen, dürfen nie zu raſch aufgegriffen und als wahr angenommen werden; weil ſie öfters hinſichtlich des romantiſchen und Theils auch wegen einer beſondern Convenienz, ſo und nicht anders in's Publikum traten, ohne die Wahrheit dadurch verdrängen zu wollen.

Ganz anders und zu übereilt abgeurtelt iſt es, wenn in geſchichtlicher Hinſicht manches ſo ganz unbedingt und ohne gehörig geprüfte Authentität promulgirt wird. So ſagen einige Geſchichtsforſcher älterer Zeit*), Graf Ernſt III. v. Gleichen habe mit ſeiner erſten Gemahlin drei, andere neuere behaupten fünf Kinder gezeugt**). Ebenſo verhält es ſich mit der Behauptung, welche Beyer***) aufſtellt. „Auch die Köpfe von drei Kindern waren mit in „dieſem Grabe eingeſchloſſen.“ — Ohne meinem verſtorbenen Freunde Beyer auf irgend eine Art zu nahe treten zu wollen, indem ich immer das bekannte Sprüchlein; „de „mortuis nil nisi bene“ zu berückſichtigen mich beſtrebe: ſo muß ich aber dennoch der Wahrheit treu hier bekennen,

*) Das erneuerte Alterthum oder curioſe Beſchreibung einiger vormahls berühmten, theils verwüſteten und zerſtörten theils aber wieder neu erbaueten Berg-Schlöſſer in Teutſchland. Von Melisſandes. Andere Auflage. Frankfurt und Leipzig 1721. S. 15.

**) Meyer, Thüringens Merkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Natur, der Kunſt, des Menſchenlebens ꝛc. Arnſtadt, 1827. 2tes Heft. S. 99 und 108.

***) Neue Chronik von Erfurt oder Erzählung alles deſſen, was ſich vom Jahr 1736 bis zum Jahr 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignet. Herausgegeben von Conſtantin Beyer, Mitglied des ehemaligen Raths zu Erfurt. S. 525.

daß im gedachten Grabe kein Kinderknochen, und folglich auch keine drei Köpfe von Kindern zugegen waren. An derselben Stelle, wo von den gesammelten Gebeinen des Grafen von Gleichen die Rede ist, heißt es ferner „der „Stein (mehr gedachte Grabstein) wurde nun auf den „Dom gebracht und hier in der nach Abend zugekehrten „Wand der Kirche eingemauert und die Gebeine am Fuße „desselben begraben."

Hierüber ertheile ich folgende Erläuterung. Der mehr erwähnte Grabstein wurde 1813 wo die Citadelle Petersberg in Vertheidigungszustand gesetzt ward, in die Domkirche gebracht und in der nach Mittag gerichteten Mauer wagerecht befestigt. — Beyer hatte geglaubt, daß alle Gebeine der Gleichischen Familie am gedachten Orte beerdigt wären und schrieb dies so nieder. — Als ich ihm diesen Irrthum enträthselte und zugleich sagte, daß ich außer den Gebeinen des Grafen von Gleichen, mehrere seiner beiden Weiber und besonders die zwei Köpfe derselben in Besitz hätte: so nahm er Gelegenheit in den Nachträgen zu der neuen Chronik von Erfurt, vom Jahr 1736 1815 jenen Irrthum mit folgenden Worten (S. 94 — 95) zu beschwichtigen „und die Gebeine, worunter auch die „Köpfe zweier Kinder sich befanden erhielt der Me„dicinalrath und Professor Dr. Ihilow, der sie bei seinen „anatomischen Vorlesungen benutzte". — Letzteres ist in so fern gegründet, daß ich sie wegen ihrer kolossalen Größe gegen andere männliche Knochen verglich und besonders auch meinen Schülern den seltenen Türkenkopf vorzeigte und darüber Bemerkungen mittheilte; ersteres aber, ist ungegründet hinsichtlich zweier Kindesköpfe, indem ich (wie oben gedacht wurde) nicht einen Knochen eines Kindes in jenem Grabe fand.

Hieraus geht nun zugleich hervor, daß, wenn Graf Ernſt III. von Gleichen mit ſeiner erſten Gemahlin Kinder zeugte, ſo müſſen ſelbe nach ihrem Ableben, irgend wo anders, aber nicht in gedachter Gruft begraben worden ſein. — Da in alten Geſchichtſchreibern nur eines Sohnes Namens Sigismund gedacht wird *): ſo ſpringt es leicht in die Augen, daß dieſer Nachkömmling, als ein unruhiger Kopf nicht bis zu ſeinem Todte, in der Gegend von Erfurt verblieb; ſondern im Auslande geſtorben und begraben ſein müſſe. — Wie leicht ſich bei geſchichtlichen Darſtellungen bedeutende Irrthümer einſchleichen können, hievon ſpricht obige Erläuterung ganz klar.

Heften wir einen ernſten Blick auf jene Geſchichte der Bigamie, ſo erſieht man die verſchiedenen Geſichtspunkte, von welchen dieſelbe bei Alterthumsforſchern aufgegriffen und mitgetheilt ſind. Es konnte dahero auch gar nicht fehlen, wenn einige ſich erdreiſteten gedachte Geſchichte ſogar von einer fabelhaften Seite darzuſtellen; indeſſen ſind aber auch viele Beweiſe zugegen, welche eine ungeheuchelte Anhänglichkeit, hinſichtlich des Wahren derſelben, beurkunden. Hieher gehört u. a. auch das offene Geſtändniß der hochherzigen Herzogin von Curland, welches derſelben, als ihr bei Betrachtung des Grabſteins, der Prälat Placidus Muth, ſeine Zweifel gegen die Aechtheit dieſer Geſchichte mittheilte, ihren edlen Herzen entlockt wurde, und deshalb ausrief: „Schade! ſchade, daß es nicht wahr ſein ſoll"! — — Hätte jener Zweifler, das unter dem Steine Verborgene, ſo wie wir durch Autopſie kennen gelernt,

*) Meliſſantes am angef. Orte S. 30.

dann wär gewiß unſere Meinung auch die ſeinige geweſen ſein.

Obgleich gegen die Wahrheit dieſer Geſchichte, ſo manche Zweifel aufgeſtellt wurden, ſo ſind doch diejenigen Beweiſe, welche für die Aechtheit derſelben ſprechen, weit zahlreicher und ſolider als jene, welches durch folgende Gründe documentirt wird.

1) Der mehr gedachte, ſich jetzt in der Domkirche zu Erfurt befindende Grabſtein, welcher gewiß nicht zum Scherz dort aufgeſtellt wurde.

2) Die auf der Burg Gleichen, in der ſogenannten Junkernkammer, befundene große Bettſponde, welche nach der älteſten Beſchreibung von tannenem Holze gefertigt, fünfzehalb Ellen lang und vier Ellen breit war, mit mancherlei Farben angeſtrichen und der gewölbte Himmel mit Engelsköpfen, orientaliſchen Blumen und Früchten bemalt erſchien. Dieſe Bettſponde, in welcher Graf Ernſt III. mit ſeinen zwei Weibern ungetrübt geſchlafen haben ſoll, iſt von vielen und auch von mir ſelbſt beſehen worden, und dieſelbe würde noch jetzt zum Theil vorhanden ſein, wenn ſie nicht bei dem franzöſiſchen Rückzuge im October 1813 nebſt andern Holz als, Treppen, Thüren u. dergl. m. in den Bivouacqs, verbrannt worden wär.

3) Der im ſogenannten Freudenthal noch gegenwärtige breite gepflaſterte Fahrweg oder Türkenweg, welchen die Türkin zum bequemern Fortkommen der Frohnfuhrleute, auf eigene Koſten fertigen ließ.

4) Mehrere von der Sarazenin geſtickte Biſchofskappen und ein ſilbernes Becken, von orientaliſcher Arbeit, als Geſchenk von derſelben, wurden, als noch in ſpätern

Zeiten im Kirchenſchatze des Benedictinerkloſters zu Erfurt vorhanden, von einigen Geſchichtſchreiben *), als Beweißgrund aufgeſtellt, worüber ich jedoch hier folgende Bemerkung mitzutheilen, mich hingezogen fühle. Der erörterte Kirchenſchatz, wurde immer nur ſelten vorgezeigt, jedoch fanden Fremde leichtern Zutritt als Einheimiſche. Mein mir unvergeßlicher Schwager, der Muſikdirektor Joh. Wilh. Häßler, wurde öfter von fremden Virtuoſen beſucht, um dieſen großen Tonkünſtler, perſöhnlich kennen zu lernen. Im Jahr 1790 erhielt derſelbe einen ähnlichen Beſuch von einem Engländer und Liefländer. Da dieſe den Wunſch ausſprachen, jenen wichtigen Kirchenſchatz des Benedictinerkloſters in Augenſchein zu nehmen, ſo ſchloß auch ich mich an, und ging mit ihnen und meinem Schwager in die Peterskirche wo uns der Prälat mancherlei merkwürdige Gegenſtände zeigte. Ich fragte hierauf, nach den gegenwärtig ſein ſollenden Biſchofskappen, erhielt aber zur Antwort: daß ſolche nie zugegen geweſen wären. Es ward aber ein großer eiſerner mit drei Schlöſſern verwahrter Kaſten geöffnet, in welchem unter andern eine Biſchofskappe und ein Meßgewand nebſt einem ſilbernen Becken von orientaliſcher Arbeit ſich befanden.

Wir ſtaunten nicht wenig über den unſchätzbaren Reichthum, welchen dieſe Gegenſtände enthielten. Beſonders prachtvoll und von ſehr großem Werthe waren die geſtickte Biſchofskappe und das Meßgewand, indem dieſelben meiſt von orientaliſchen Perlen und Edelſteinen gearbeitet und durch eine enorme Menge der größten Zahlperlen, um

*) Meyer am angef. Ort. S. 109.

die Schattirung ſehr zweckmäßig darzuſtellen, ſchön geordnet waren. Die ſchöne Stickerei der Blumen trug augenfällig den orientaliſchen Stil an ſich; und es iſt gar keinem Zweifel blos geſtellt, daß dieſe Koſtbarkeiten nebſt jenem ſilbernen Becken, von der zweiten Gemahlin des Grafen E. von Gleichen, als Geſchenk an den Kirchenſchatz des mehr gedachten Peterkloſters, gegeben wurden. — Bei der Frage: obige drei wichtige Gegenſtände ſtammten ohne Zweifel von der Sarazenin ab? — erhielt ich vom Prälat folgende kurze Antwort: „Das wird geſagt". Schnell ging derſelbe auf ein anderes Geſpräch über, und ich war hoch erfreuet, jene ſeltenen Schätze nicht nur geſehen, ſondern auch das Gewichtvolle derſelben in meinen Händen erforſcht zu haben.

Dieſe mitgetheilte Bemerkung ſagt uns, daß nicht mehrere, ſondern nur eine Biſchofskappe oder Inful und ein (früher noch nie gedachtes) Meßgewand, von großem Werthe, dort vorhanden waren. Zu welchen Zweck ſollte denn wohl auch jene Mehrheit erforderlich geweſen ſein? —

5) Diejenige, der Wahrheit treue Stelle Fol. 21 in den Inventarium über den Nachlaß der letzten im Jahr 1633 verſtorbenen gräflich Gleichiſchen Wittwe Erdmuthe Juliane von Gleichen, welches noch in dem Fürſtlich Hohenloh-Canzlei-Archiv aufbewahrt wird.

„Unten im Schubkaſten, in einem Futter, ein Kleinod, welches der Pabſt der Türkhin, als gräflich Gleichiſche Gemahlin verehrt, pro 175 Thlr. 12 gr. taxirt.

Im andern Schubkäſtlein, ein kriſtallineres Kreuz, welches der Pabſt der Türkhin als gräfl. Gleichiſchen

Gemahlin bei ihrer Taufe verehrt, ist taxirt auf 70 Thlr." *).

6) In früherer Zeit befand sich in dem gräfl. Gleichischen Archiv zu Gräfentonna ein Türkenbund und ein goldnes Kreuz, welche der Sarazenin gehörten und späterhin noch in der Grafschaft Spiegelberg zu sehen waren.

7) Ein großer Teppich, auf welchem die Ankunft und der Einzug der sarazenischen Prinzessin in das Schloß Gleichen gemalt ist. Dieser Teppich, welcher von dem Schlosse Gleichen an die Burggrafen von Kirchberg nach Farrenreda kam, ist vor längerer Zeit auf Befehl des Herrn Erbherzogs nach Weimar gebracht worden. — Ohne allen Zweifel geschah letzteres, vor dem gänzlichen Verbrennen des ehemaligen weimarischen Schlosses. Nach deßhalb eingezogenen Erkundigungen erfuhr ich: daß weder der besprochene Teppich, noch ein vormaliges Inventarium zugegen sind. Wenn nun im jetzigen Verzeichniß jener Teppich nicht bemerkt wird, so muß derselbe zugleich mit dem alten Inventario durch jenen Brand zernichtet worden sein.

8) Ein Gemälde, die Sarazenin darstellend, wurde früher in der Kunstkammer auf dem Sachsen-Gothaischen Residenz-Schlosse Friedenstein aufbewahrt **). Ob dasselbe noch existiret? habe ich nach mehrern Anfragen nicht erfahren können.

---

*) Adolf, Historische Beschreibung der drei Thüring. Bergschlösser, Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg. S. 48.

**) Petrus della Valle im ersten Theil seiner orientalischen Reisen. S. 21. Tenzel in monatlichen Unterredungen Anno 1696. Mens. Julio. S. 597. Seq.

9) Die in der ovalrunden Grube gelegenen weiblichen Knochen, beweiſen: daß dieſelben früher in dem beſchriebenen Grabe waren und vor der Beerdigung des Grafen, dort entnommen zu den Füßen deſſelben in jener Grube aufbewahrt wurden. Dies harmonirt auch ganz genau mit dem, was uns früher die Geſchichte mittheilt; nehmlich, daß des Grafen zweite Gemahlin zuerſt, dann die Erſte (als geborne Gräfin von Kefernburg) und endlich der Graf von Gleichen im 60ſten Lebensjahre, Anno 1264 dorthin begraben wurden.

10) Die ſchon vormals anerkannte bewundernswerthe Größe des Grafen, welche ſelbſt der Prälat Placidus Muth, mit folgenden Worten anführt: „vir grandis ta„cet in epitavio comes, ut iuxta caracterem a Sig„he idescriptum audax animo et fortis corpore facile „„ deatur“ *), giebt vermöge der mitgetheilten Darſtellung hievon ausreichende Beweiſe, und beſtätigt jene ſchon früher beſprochene koloſſale Größe.

11) Tritt die, in dieſer intereſſanten Geſchichte, als Hauptmoment aufgeſtellte Erzählung: daß der Graf von Gleichen eine türkiſche Prinzeſſin als zweite Gemahlin geehelicht habe, in vollem Wiederglanze dadurch hervor: da die Unterſuchung jener Gebeine und namentlich der Schädelknochen, das der türkiſchen Nation Characteriſtiſche der Kopfform augenfällig nachgewieſen hat, und daß ſonach mehr gedachte Gemahlin eine Türkin geweſen ſei.

Nehmen wir nun an, daß einige, der hier als Beweiſe dienen ſollende Gegenſtände, in unſern Tagen nicht

*) Muth am angef. Orte.

mehr vorhanden ſind, und es uns auch ganz unmöglich wird, deren Verbleib auszuſpähen; ſo können und dürfen wir deßhalb doch nicht ganz bedingt zweifeln, genug, ſie waren vormals da, und ſind, wie ſo manches Andere von oft großem Werthe verſchwunden. Wenn überhaupt zur Beſtätigung einer Sache, nur einige feſtſtehende Beweißgründe obwalten, und ganz genau mit einer ſoliden nicht aus der Luft gegriffenen Vergleichung im Einklange ſind, dann würde es nicht fein ſtehen, wenn man dennoch hartnäckig zweifeln wollte.

Jene Gebeine der Graf Gleichiſchen Familie, ſind vermöge einer Verfügung der Königl. Regierung hier, vom 8ten Mai 1832, am 13ten Februar a. c. in der hieſigen Domkirche aufbewahrt worden.

Die heilige Harfe.

Eine

Sammlung chriſtlicher Lieder

zur

häuslichen Erbauung

von

Dr. HEINRICH DOERING.

Seitenſtück

zu

Spitta's Pſalter und Harfe.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1839.

Vorwort.

In dem Leben eines jeden Menſchen, ſelbſt des leichtſinnigſten, giebt es Augenblicke, wo die Nichtigkeit alles irdiſchen Thuns und Treibens ihm heller vor die Seele tritt, und wo er in dem Aufblick nach dem Höhern und Unvergänglichen die Beruhigung ſucht und findet, die das Leben mit all' ſeinem bunten Tand, die Welt mit all' ihren Spielen und Tänzen, nicht geben kann.

Eine ſolche Stimmung, ſeiner ſo würdig, zu wecken und feſtzuhalten, iſt die Aufgabe, die ſich das vorliegende Büchlein ſtellt. Der Verfaſſer glaubt darin die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen beſprochen zu haben, in einem einfachen Tone, der den wahren chriſtlichen Glauben

fördern ſoll, ohne der religiöſen Schwärmerei auf irgend eine Weiſe das Wort zu reden. Innig überzeugt, daß die chriſtliche Religion allein wahren Troſt und Muth giebt in den mannigfachen Kämpfen des wechſelvollen Erdenlebens, überläßt der Verfaſſer ſich der Hoffnung, daß die Töne dieſer heiligen Harfe Anklang finden werden in jedem unverdorbenen Gemüth.

Jena, im September 1839.

Dr. Heinrich Döring.

Inhalt.

	Seite
Die heilige Harfe.	1
Der Weltſchöpfer.	3
Die Sündfluth.	9
Hymne.	14
Gottes Allwiſſenheit.	17
Siehe, ich verkündige euch große Freude.	19
Das Chriſtgeſchenk.	22
Maria.	25
Ich muß ſeyn in dem, was meines Vaters iſt.	28
Jeſu Leben.	30
Chriſtus, unſer Vorbild.	33
Des Heilands Verklärung.	35

Seite

An den Erlöſer. 44

Oſterfeſt. 47

Weihnachtsfeier. 50

Frühlingsempfindung. 52

Weltſeele. 54

Die Himmelstochter. 56

Des Lebens Pilgerfahrt. 59

Der ewige Freund. 62

Die Sterne. 64

Das Himmelreich. 66

Morgenandacht. 68

Abendandacht. 71

Verzage nicht! 73

Andachtswonne. 75

Auferſtehungs-Hoffnung. 77

Die Bitte. 79

Dankgefühl. 81

Selbſtprüfung. 84

Liebe zu Gott. 87

Der Zweifler. 90

Seite

Hoffnungstroſt 94
Leidenstroſt. 96
Ergebung. 98
Gottvertrauen. 100
Seelenadel. 102
Menſchenwürde. 105
Chriſtenfreiheit. 108
Werth der Zeit. 110
Eitelkeit der Welt. 113
Eitle Sorgen. 117
Zufriedenheit. 119
Verheißung. 121
Der Ruheort. 122
Durch Dunkel zum Licht. 124
An den Tod. 126
Des Vaters Gaben. 128
Der Mutter Traum. 131
Des Kindes Klage. 134
Der Weihnachtsabend. 137
Vergänglichkeit. 140

Seite

Wiedersehn. 141

Die Gräber. 143

Bei dem Tode eines Kindes. 146

Grabesstille. 148

Grabgesang. 150

Grabschrift. 152

Die heilige Harfe.

Es gleicht der Menschen Leben einem Baum,
An dem viel goldne Früchte schimmernd glänzen;
Wir sammeln uns um ihn, und Schattenraum
Gewährt er uns zu Spielen und zu Tänzen.
Doch schwindet dieser heitre Erdentraum
Dem Sterblichen an seiner Jugend Grenzen;
Er meidet jenen oft betretnen Pfad,
Wenn ihm der Ernst des reifern Alters naht.

Ihm fehlt der leichte Sinn, die Heiterkeit,
An jenen goldnen Früchten sich zu laben;
Zur Erdenlust gesellte sich das Leid.
Er muß, nicht über sein Geschick erhaben,
Die bittre Frucht, die ihm Erfahrung beut,
Jetzt kosten, statt der frühern süßen Gaben;
Und wie aus einem schweren Traum erwacht,
Blickt er umher, und rings umgiebt ihn Nacht.

So ſteht er plötzlich einſam und allein;
Doch eine höh're Hand läßt ihn nicht ſinken.
Hoch über ſeinem Haupt, mit lichtem Schein,
Sieht er zwei goldne Sterne freundlich blinken;
Ihr milder Strahlenglanz iſt hell und rein,
Sie ſcheinen Muth und Troſt ihm zuzuwinken.
Die Sterne glänzen hoch an Gottes Thron,
Sie heißen Glauben und Religion.

Kommt denn, ſo rufen ſie, ihr, die betrübt,
Ihr ſchwer Beladenen und Lebensmüden!
Ihr, in dem Leidenskampf noch ungeübt,
Ihr findet, was ihr fruchtlos ſucht hienieden,
Was euch die Welt mit ihrer Luſt nicht giebt,
Ihr findet Seelenruhe, wahren Frieden
Und ſanfte Tröſtung in des Lebens Drang;
So kommt, und lauſcht der heil'gen Harfe Klang!

Der Weltschöpfer.

Ertönet freudig ihm, ihr Saiten!
Wen triebe nicht des Herzens Drang,
Zu preisen ihn für alle Zeiten,
Zu feiern ihn im Lobgesang!
Das Chaos ist durch dich zerstoben,
Durch dich, du ew'ger Vater droben,
Du warst es, dessen Allmachtsruf
Den Himmel und die Erde schuf.

Auf hoher Bahn, aus weiter Ferne
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu,
Ruft dort der Mond, das Heer der Sterne:
Uns alle schufst, Allmächt'ger, du!
Laut tönt das Lob der Himmelsschaaren
Ihm nach von Wesen, die nicht waren,
Die erst durch ihres Schöpfers Macht
Aus dunkelm Schlaf zum Licht erwacht.

Noch dehnte sich vor seinen Blicken
Des öden Raumes trübes Bild,
Das tiefe Thal, des Berges Rücken,
Von schauerlicher Nacht umhüllt.
Da hob er aufwärts seine Hände
Den Anfang zeichnend und das Ende
Des weiten Weltalls, das noch tief
Den starren Todesschlummer schlief.

Gott sprach, und aus der ew'gen Leere
Und aus dem dunkeln Schooß des Nichts
Erglänzte, mit der Sonnen Heere,
Der erste freud'ge Strahl des Lichts.
Und sieh! auf sein allmächtig Werde
Gewann, noch öd' und wüst, die Erde,
Zu einem Klumpen noch geballt,
Allmälig Form nun und Gestalt.

Und mit der Sonne Strahlengluthen,
Da wälzten, auf sein Allmachtswort,
Sich ringsumher die schwarzen Fluthen,
Die dunkeln Wasser brausend fort.
Da wichen, seinem Winke lauschend,
Die Flüss' und Ströme, düster rauschend
Ergossen sie auf ihrer Bahn
Sich in den weiten Ocean.

Hoch über dunkeln Fluthen thürmte
Die Erde sich, ein festes Land,
Und vor der Wogen Brandung schirmte
Sie steiler Berge Felsenwand.
Da sprach der Schöpfer zu der Sonne:
Vermehre du des Tages Wonne!
Und zu dem Monde: Deine Pracht
Hab' ich verliehn der stillen Nacht!

Wie war dir Erde, als im Glanze
Sich Berg und Thal und Wies' und Feld,
Geschmückt mit einem Strahlenkranze,
Zum erstenmale dir erhellt?
Das grüne Gras, der Blumen Düfte
Durchwürzten ringsumher die Lüfte,
Buntfarbig schmückte sich die Au',
Erquickt durch Regen und durch Thau.

O welche Pracht! o welch ein Segen!
Des unerschaffnen Menschen Saum
Ihm reifte blühend schon entgegen
Mit seiner goldnen Frucht der Baum.
Es winkten ihm die grünen Matten
Zum Lager, und mit seinen Schatten
Bot einen kühlen Aufenthalt
Ihm, dichtumlaubt, der Eichenwald.

Gedeckt vom blauen Himmelszelte,
Wie ruhte freundlich die Natur!
Ihr ungetrübtes Bild entstellte
Noch keiner Leidenschaften Spur.
Doch herrschte in der Schöpfung Fülle
Rings eine tiefe Todtenstille;
Da scholl des Schöpfers Wort! sie wich,
Und Meer und Erde regten sich.

Nun herrschte Leben in den Wogen,
Die unbewegt bisher geruht,
Und schuppenreiche Heere zogen
In Schaaren durch die blaue Fluth.
Hoch über ihrem Wasserspiegel
Schwang sich empor des Adlers Flügel,
Und im Gebüsch erklang der Schall
Der liederreichen Nachtigall.

Vielstimmig scholl, die Luft erfüllend,
Der Vögel lieblicher Gesang,
Indeß das Wild, der Löwe brüllend
Umher im dunkeln Forste sprang.
Und wie in schattenreichen Wäldern
So herrschte Leben auf den Feldern,
Es wies im freudigen Gewühl
Sich auf den Au'n der Lämmer Spiel.

Längſt tönte dir in munterm Reigen
Der Dankgeſang in frohem Chor.
Doch deiner Größe ſchönſten Zeugen
Rieſſt du, o Schöpfer, noch hervor.
Du gabſt ihr erſt die höchſte Weihe,
Als freudig in der Weſen Reihe
Nach deinem unerforſchten Rath
Dein Ebenbild, der Menſch, nun trat.

Ihm liehſt du deine reichſten Gaben,
Und in der weiten Schöpfung Reich
Fühlt' er ſich durch Vernunft erhaben;
Du ſtellteſt ihn den Engeln gleich.
Dir unterwürfig, ſollt' er wandeln,
Doch frei, nach ernſten Pflichten handeln,
Die du, ihm ſelber unbewußt,
Tief eingegraben ſeiner Bruſt.

Und als er deine Huld und Güte,
Allmächt'ger, tief gerührt empfand,
Die auf der Erde rings ihm blühte,
Ihm ſtrahlt' am hohen Himmelsrand;
Die zu ihm ſprach auf Blumenflächen,
Durchrieſelt ſanft von kühlen Bächen;
Die ihm mit ihrem ſüßen Duft
Verkündete die Frühlingsluft:

Da, angeregt von mächt'gem Triebe,
Stimmt' er auch freudig in das Lob,
Das dich, die ew'ge Macht und Liebe,
In deiner Schöpfung längſt erhob.
Entſproſſen ſterblichem Geſchlechte,
Gabſt du ihm huldvoll höhre Rechte,
Und durch Vernunft war ſeine Bruſt
Der höhern Abkunft ſich bewußt.

Ein ſchön'res Loos war ihm gefallen;
Er ſah ſich über Raum und Zeit
Erhoben zu des Himmels Hallen
Vom Glauben der Unſterblichkeit.
Und in dem ſeligen Gedanken
Schwang aus der Erde dunkeln Schranken
Sein Geiſt ſich zu des Himmels Höh'n,
Und träumt' ein freudig Wiederſehn.

Längſt iſt von Millionen Zungen
In deines Weltalls weitem Kreis,
Allmächt'ger, ſchon dein Ruhm erklungen;
Dir tön' auch ferner Lob und Preis.
Verherrlicht durch der Harfe Saiten,
Verherrlicht ſei für alle Zeiten
Der Ew'ge, deſſen Allmachtsruf
Den Himmel und die Erde ſchuf.

Die Sündfluth.

Es hatten auf der Erde weiten Auen
Die Menſchen ſich und ihre Zahl vermehrt;
Doch wenig Gute waren mehr zu ſchauen,
Der Meiſten Sinn war thöricht und verkehrt.
Geſunken war das früh're Gottvertrauen,
Sie ſchienen, durch kein Warnungswort belehrt,
Des Schöpfers Willen trotzig zu verachten,
Und böſe war ihr Dichten und ihr Trachten.

Als nach der Friſt von hundert zwanzig Jahren,
Die ihnen Gott zur Beſſerung geſtellt,
Sie immer noch ſo böſ' und ruchlos waren,
Und rings in Laſtern tief verſank die Welt:
Da zürnt', im Kreiſe ſeiner Engelſchaaren,
Gott droben an dem ew'gen Himmmelszelt.
Daß er ſie ſchuf, bereut' er nun mit Schmerzen,
Und es bekümmert' ihn in ſeinem Herzen.

Da sprach der Herr: „Vertilgen will ich wieder
Den Menschen, ihn, der meinem Bilde gleicht,
Das Thier, den Vogel, dessen Glanzgefieder
Hoch zu den Wolken durch die Lüfte streicht,
Was irgend athmet, sink' in Staub danieder,
Bis zum Gewürm, das auf der Erde kreucht.
Es sei vertilgt mit meiner Allmacht Waffen,
Weil es mich reut, daß ich es einst geschaffen.

Als er der Wesen Untergang beschlossen,
Da fand nur Noah Gnade vor dem Herrn.
Gott sprach: „Die Gnadenfrist ist längst verflossen,
Und alles Fleisches Ende ist nicht fern.
Dein frommer Wandel macht dich zum Genossen
Des Himmels, und dich retten möcht' ich gern,
Wenn rings die arge Menschheit, nicht zu bessern,
Der Tod ereilt in fluthenden Gewässern.

Bau' einen Kasten dir aus Tannenholz; die Weite
Sei funfzig Ellen, und dreihundert sei
Er lang, und dreißig hoch; auf einer Seite
Mach' eine Thür, sodann der Böden drei,
Daß einer unten, über ihm der zweite,
Und über diesem noch ein dritter sei;
Die Arche, so von dir gebaut, erhelle
Ein Fenster in dem Dach, groß eine Elle.

Denn eine Sündfluth wird ringsum vernichten
Das Lebende, kein Odem wird mehr wehn;
Doch will ich einen Bund mit dir errichten,
Und mit den Deinen sollst du, und mit zween
Der Thiere jeder Art dich eilig flüchten
Zur Arche hin, und sollst nicht untergehn,
Wenn alles Erdenleben rings verschwindet,
Und seinen Tod in grausen Wogen findet."

Und Noah hört des Herren Wort ertönen,
Und wendet zu der Arche seinen Schritt,
Nimmt, außer seiner Frau und seinen Söhnen,
Sem, Ham und Japhet, deren Weiber mit;
Die Thiere, die sich schnell an ihn gewöhnen,
Sie folgen ruhig paarweis seinem Tritt.
Bemüht war Noah auch für sie zu sorgen
Durch Nahrung, und sie fühlen sich geborgen.

Und als sie kaum das Dach der Arche schirmte,
Da strömte vierzig Tag' und Nächte lang
Ein Regen, der zu einer Fluth sich thürmte,
Die alles Land in wildem Wogendrang
Bedeckt, die höchsten Berge selbst erstürmte,
Und trostlos alles Lebende verschlang.
Nur Noah mit den Seinen ward entzogen
Nach Gottes ew'gem Rath den wilden Wogen.

Und hundert funfzig Tage lang verweilte
Das Waſſer, das noch auf der Erde ſtand.
Und ſieh'! ein Sturm erhob ſich und zertheilte
Rings das Gewölk am fernen Himmelsrand.
Das Waſſer, immer tiefer ſinkend, eilte
Dem Flußbett zu, und trocken ward das Land.
Berggipfel zeigten ſich, und auf den Höhen
Des Ararat blieb Noah's Arche ſtehen.

Und Noah ließ ausfliegen eine Taube;
Die brach faſt in demſelben Augenblick
Ein Ölblatt, und erſchien mit ihrem Raube;
Doch eine zweite kehrte nicht zurück.
In Noah aber regte ſich der Glaube,
Verſchont von jenem traurigen Geſchick,
Nun aus der Arche bald erlöſt zu werden,
Weil das Gewäſſer ſich verlief auf Erden.

Da ſprach der Herr: „Verlaß die engen Schranken
Der Arche, die bisher dir Schutz gewährt!
Nimm Weib und Kinder mit, die Waſſer ſanken,
Nimm alle Thiere, die, um deinen Heerd
Verſammelt, nicht den Kelch des Todes tranken,
Den alles rings, was Odem hat, geleert.
Nur euch war es beſtimmt, verſchont zu werden;
So ſeid fruchtbar, und mehret euch auf Erden!"

Und Noah kam, dies Machtwort zu erfüllen,
Mit Weib und Kindern und der Thiere Schaar.
„Ich will nicht mehr," sprach Gott zu sich im Stillen,
Als ihm nun lodert Noah's Dankaltar:
„Der Erde fluchen, um des Menschen willen,
Wenn auch sein Dichten bös' ist immerdar.
Mit Langmuth will ich es hinfort ertragen,
Und alles, was da lebt, nicht fürder schlagen."

Gott aber segnete zur selben Stunde
Noah sammt seinen Söhnen, und manch Wort
Der Warnung scholl noch aus des Herren Munde.
Er sprach: „Seht ihr den Regenbogen dort?
Ein freundlich Zeichen leucht' er jenem Bunde,
Den ich für alle Zeiten nun hinfort,
Seit zwischen mir und euch der Streit geschlichtet,
Mit allem Fleisch auf Erden hab' errichtet."

Hymne.

Zum Himmel aus der Erde Schranken
Hebt ſich empor des Menſchen Geiſt;
Doch wie er dich, o Herr, auch preiſt,
Kann er dir jemals würdig danken?

Sollt' ich nicht innig dich verehren?
Du biſt es, der die weite Welt
Einſt liebend ſchuf und treu erhält;
Kann ſie dein Walten je entbehren?

Mag ich im Buch der Schöpfung leſen,
Das Reich der blühenden Natur
Zeigt überall nur deine Spur,
Verborgnes wunderſames Weſen!

Hoch über mir, in weiter Ferne
Lenkt, Mächt'ger, deine Hand die Schaar
Der Himmelskörper unsichtbar,
Lenkt sie die Sonne, Mond und Sterne.

Und in geheimnißvolle Falten
Verhüllt sich nichts vor deinem Blick;
Denn aller deiner Wesen Glück
Umfaßt, o Herr, dein treues Walten.

So muß ich überall dich finden?
Wie oft in stillen Nächten sann
Darüber nach mein Geist, und kann
Doch deinen Ursprung nicht ergründen.

Die droben deine Hände sä'ten,
Die Sterne nahm ich staunend wahr;
Den Morgen sah ich hell und klar
Hervor aus goldnen Wolken treten.

Die Bäume sah ich blühend prangen,
Sah auf der Flur die grüne Saat,
Im Thal, im Wald, auf jedem Pfad
Sah ich mich, Herr, von dir umfangen.

Rings fand ich deiner Liebe Zeugen;
Von dir erzählte mir der Quell,
Und laut verkündete und hell
Dich der Gesang aus allen Zweigen.

Die Wolken sah ich hoch sich thürmen,
Den Himmel tief verhüllt in Nacht,
Den fernen Herold deiner Macht,
Den Donner hört' ich mit den Stürmen.

Ich sah die milde Fluth des Regens
Herab sich senken auf die Flur;
Da zeigte, Herr, sich deine Spur
Mir als ein freundlich Bild des Segens.

Sollt' ich nicht, Vater, dich verehren?
Hienieden schalle lebenslang
Dir feierlich mein Lobgesang,
Und einst vereint mit Engelchören.

Gottes Allwissenheit.

Herr, dir ist alles offenbar,
Du schauest in des Herzens Tiefen,
Gedanken, die verhüllt dort schliefen,
Nimmst du in hellem Lichte wahr.

Dir zeigen sich — ein treues Bild —
Der Sterblichen geheimste Triebe;
Du siehst, wenn unter Nächstenliebe
Der Eigennutz sich schlau verhüllt.

Verläumdung bleibt dir nicht geheim,
Taucht sie auch trügerisch in Eile
Die abgeschoss'nen gift'gen Pfeile
In süßer Worte Honigseim.

Du weißt es, daß oft Wahrheit tauscht
Die Stimme mit der Argliſt Zungen,
Daß unter den Verſicherungen
Der Freundſchaft Neid und Haß oft lauſcht.

Du kennſt und deine Augen ſehn,
Wo er auch ſei, den Laſterhaften;
Du hörſt im Kampf der Leidenſchaften
Der frommen Seele heißes Flehn.

Du ſiehſt, wer auf den Erdenau'n
Von ſeinem Nächſten unverſchuldet
Um deinetwillen Hohn erduldet,
Und doch nicht wanket im Vertraun.

O baut auch fernerhin auf ihn!
Getroſt! er iſt ein Gott der Frommen!
Ihr werdet zu dem Vater kommen,
Und er ſich nimmer euch entziehn.

Der große Weltenſchöpfer iſt
Allwiſſend! Sünder! hört's mit Beben!
Dein, Frommer, wartet ew'ges Leben;
Drum tröſt' und freue dich, o Chriſt!

Siehe, ich verkündige euch grosse Freude!

Des Lichts der Wahrheit, das in seine Brust
Einst Gott gesenkt, nur dunkel sich bewußt,
Verlor, statt sich vom Staube zu erheben,
In Wahn und Irrthum sich des Menschen Leben.

Bald beugte sich die angeborne Kraft,
Und unterlag dem Sturm der Leidenschaft;
Die Sinnlichkeit, der man Verehrung zollte,
Sie herrschte, wo Vernunft gebieten sollte.

Gott sprach: „Auf Erden wohne weit und breit
Glück, Ruh' und Frieden, Lieb' und Einigkeit!"
Doch vor dem himmlischen Gebot erblassend,
Wies bald die Menschheit streitend sich und hassend.

Da färbte von der Völker Kampf und Wuth
Die Erde, die ſie nährte, ſich mit Blut,
Und einſam blinkten nur, in trüber Ferne,
Der Weisheit und der Tugend ew'ge Sterne.

Dem Glauben nicht, wie früher, unterthan,
Empfahl dem Menſchen Opfer nun der Wahn,
Zur Buße ſeiner Schuld, und mit Entſetzen
Floß Blut auf den Altären ſtummer Götzen.

Da ſandte Gott herab von ſeinem Thron
Zum Heil der ſchwachen Menſchheit ſeinen Sohn,
Er ließ wie einen Sterblichen auf Erden,
Ließ ihn in Niedrigkeit geboren werden.

Denn Hirten, die bei Bethlehem die Nacht
Schon oft bei ihren Heerden treu durchwacht,
War einſt ein Engel, lichtumglänzt, erſchienen;
Er aber nahte ſich und ſprach zu ihnen:

„Seid furchtlos! große Freude künd' ich euch,
Die allem Volke widerfährt zugleich;
Denn euch iſt heut der Heiland in den Thoren
Von Davids Stadt, zu Bethlehem geboren.

Ein Zeichen geb' ich euch: das Kind ruht dort
In einer Krippe! Gehet hin ſofort!"
Und ſiehe! als der Engel ſprach, da waren
Um ihn in Menge rings die Himmelsſchaaren.

„Sei," ſprachen ſie, „ſei Ehre für und für
Gott in der Höhe, Fried' auf Erden hier,
Den Menſchen allen
Ein Wohlgefallen!"

Das Christgeschenk.

Rauhe Winde, Frost verkündend, stürmten
Durch die Luft, mit ihnen eine Schaar
Dunkler Wolken, die sich drohend thürmten
An dem Himmel, früher hell und klar;
Doch Maria's Mutterarme schirmten
Treu den Liebling, den ihr Schooß gebar.

Und verflossen war fast bis zur Mitte
Schon die dunkle lange Winternacht,
Die sie in der kleinen, niedern Hütte,
Zu des Knaben Pflege treu durchwacht;
Da vernahm sie ein Geräusch, und Tritte
Nahten draußen leise sich und sacht.

Myrthenkränze auf dem Haupt, umfloſſen
Rings von einem blendend weißen Kleid,
Nahten ſich zwei Engel, die Genoſſen
Hoher Himmelswonn' und Seligkeit.
Sich verneigend, ſprach ihr Mund: „Geſchloſſen
Iſt das erſte Jahr des Heils mit Heut!

Sieh, der Tag iſt kommen und die Stunde,
Wo in jener hehren Mitternacht,
Wir den Hirten einſt die frohe Kunde
Der Geburt des Heilands überbracht,
Der, auf Gottes Rath, mit ihm im Bunde,
Einſt vernichten wird der Hölle Macht.

Des Allmächt'gen Schutz iſt ihm zur Seite,
Er wird ſiegen über Trug und Wahn,
Muthig ſiegen in dem harten Streite,
Wie auch rauh iſt ſeines Lebens Bahn;
Und ſo magſt du, Hochgebenedeite,
Dieſe Gabe hier von uns empfahn.“

Von des Himmels Boten, ihr geſendet,
Wird dem Kind' ein kleines Kreuz gereicht;
Doch Maria, bang' erſchrocken, wendet
Ihren Blick hinweg, und ſie erbleicht,
Weil, wie ihres Kindes Leben endet,
Ihr der Spiegel dunkler Ahnung zeigt.

Doch die hold ihm dargebot'ne Spende
Sieht das Kind mit freudigem Geſicht,
Scheut, ausſtreckend ſeine kleinen Hände,
Die verhängnißvolle Gabe nicht.
Da erglänzen rings der Hütte Wände
Von des Himmels Glanz und Strahlenlicht.

Maria.

Kein kühles Lüftchen wehte, der Tag war drückend warm;
Da wandelte Maria, das Jesuskind im Arm,
In öder Felsengegend, wo keine Quelle rinnt;
Und durstig war die Mutter, und durstig war das Kind.

Und rasch dahergeschritten, mit hochgeschürztem Kleid,
Den Milchnapf in den Händen, kommt eine holde Maid;
Gelb und gebräunt ihr Antlitz, unfreundlich jeder Zug,
Doch zart das Herz und fühlend, das ihr im Busen schlug.

Die ſüße Labe reicht ſie der Mutter Gottes mild,
Und harrt, bis mit dem Kinde ſie ihren Durſt geſtillt;
Und als Maria danket mit tiefgerührtem Blick,
Spricht jene: „Gieb den Knaben mir einen Augenblick!“

Und aus der Mutter Händen, mit ſehnſuchtsvoller Luſt,
Empfängt ſie nun das Kindlein, und drückt es an die Bruſt;
Küßt es auf Mund und Stirne, und ſchaut es freundlich an,
Und küßt und küßt es wieder, eh' ſie ſich trennen kann.

Und als ſie es den Armen der Mutter übergiebt,
Dankt ſie gerührt und ſcheidet, im Innerſten betrübt,
Beweint in ihrer Hütte, wie ein verlornes Gut,
Den Knaben, der vor kurzem an ihrer Bruſt geruht.

Da hört ſie eine Stimme, die freundlich alſo ſpricht:
„Hab' Dank für deine Milde! Hab' Dank und traure nicht!
O freue dich! den Heiland der Welt haſt du geſehn,
Und immerdar auf Erden wird es dir wohlergehn!“

Ich muſs ſeyn in dem, was meines Vaters iſt.

Das Oſterfeſt war nah, und Viele zogen
Und ſtrömten nach Jeruſalem in Wogen.

Auch Jeſu Eltern folgten jenen Schaaren,
Und er gieng mit, ein Knabe von zwölf Jahren.

Doch er verlor ſich in des Volkes Menge
Und in dem wilden fluthenden Gedränge.

Ihn ſuchten, als ſie ſich zur Heimath wandten,
Die Eltern rings bei Freunden und Bekannten.

Sie ſuchten fruchtlos ihn mit bittern Klagen,
Und fanden ihn im Tempel nach drei Tagen.

Und dem, was dort der Lehrer Mund ihm ſagte,
Lauſcht' er mit ſtiller Achtſamkeit und fragte.

Und über den Verſtand, die nie geſtörte
Beſonnenheit erſtaunte, wer ihn hörte.

Maria aber ſprach mit ſanftem Ton:
„Warum haſt du uns das gethan, mein Sohn?

Ich und dein Vater ſuchten dich mit Schmerzen."
Er ſprach: „Wie nehmet ihr euch das zu Herzen!

Was ſucht ihr mich? Muß ich doch, wie ihr wißt
Stets ſeyn in dem, was meines Vaters iſt!"

Maria tief im Herzen ſtets bewahrte
Dies dunkle Wort, bis es ſich offenbarte.

Denn Jeſus wuchs an Weisheit; Gnad' und Heil
Bei Gott und bei den Menſchen ward ſein Theil.

Jeſu Leben.

O welch ein glänzend Muſter
Haſt du, Heiland der Welt,
In deinem kurzen Leben
Uns allen aufgeſtellt?
In dir die höchſte Tugend,
Auf Erden nie erreicht,
Und wo iſt eine Demuth,
Die, Herr, der deinen gleicht?

So haſt du da geſtanden
Als Gottes ew'ger Sohn,
Unwürd'ge Schmach erduldet
Von deiner Feinde Hohn;
Was Heuchler trüglich ſprachen,
Es kümmerte dich nicht.
Dein Wort, o Herr, war Wahrheit,
Und deine Rede Licht.

So giengst Du unerſchrocken
Und ruhig deine Bahn,
Den Irrenden oft heilend
Von ſeinem blöden Wahn;
Du warſt es, der durch Worte
Der Warnung ihn beſchwor,
Wenn er ſich, ohne Führer,
Im Trug der Welt verlor.

Wie ward von Undankbaren
Dein reiner Sinn verkannt!
Und doch entſtrömte Milde
Und Segen deiner Hand.
Du ſahſt der Menſchen Schwächen;
Dein edles Herz verzieh
Großmüthig ſelbſt den Feinden,
Und Rache nahmſt du nie.

Haſt du nicht ſelbſt, o Heiland,
In brünſtigem Gebet,
Für ſie von deinem Vater
Verzeihung noch erfleht?
„Laß nicht, o Gott, auf ihnen
Der Sünde Bürden ruhn!
Sie ſind verblendet, wiſſen
Ja nimmer, was ſie thun.“

So flehteſt du, o Heiland,
Bei deiner Feinde Spott,
Für deine Mörder flehteſt
Du ſterbend noch zu Gott.
Zu deinem Lieblingsjünger
Sprachſt du mit ſanftem Ton:
„Maria ſei dir Mutter,
Johannes du ihr Sohn.“

Voll Demuth, die kein Engel
Im Himmel würdig preiſt,
Riefſt du dann: „Dir, mein Vater,
Befehl' ich meinen Geiſt!“
Du ſprachſt es, und erſchüttert
Stand deiner Mörder Schaar.
Erhaben war dein Ende,
Wie es dein Leben war.

Ich trage deinen Namen,
Du ſollſt mir Vorbild ſeyn,
Als Pilger hier auf Erden
Mich meinem Heil zu weihn;
Und muß ich ſcheiden, ſtärke
Mich, Chriſtus, deine Qual,
Sei Du mein Licht, Erlöſer,
Im dunkeln Todesthal!

Christus, unser Vorbild.

Denkst du, gleichgültig für des Lebens Reiz,
Wie man des Himmels Krone sich erwirbt,
So blick' auf den Erlöser hin am Kreuz,
Und von ihm lerne, wie man freudig stirbt.

Von Sünden rein, und rein von aller Schuld,
Schaust du ihn an dem Holz gefesselt dort;
Den bittern Schmerz ertragend mit Geduld,
Verkündet Lieb' und Huld sein letztes Wort.

Wo wäre von dem höchsten Gottvertrau'n,
Von aller Geistesgröß' und Herrlichkeit,
Ein glänzend Muster wohl, wie er, zu schau'n,
Der sterbend seinen Feinden noch verzeiht!

Und gab er nicht für dich ſein Leben hin,
Dich zu befrei'n von deiner Sünden Schuld?
O heg' auch du ſo liebevollen Sinn,
O üb' auch du ſo chriſtliche Geduld!

Vorbild und Muſter ſei für alle Zeit
Der Heiland dir in ſeiner Tugend Glanz:
So reicht dir hier ſchon die Unſterblichkeit,
Die droben dich erwartet, ihren Kranz.

Des Heilands Verklärung.

Den Heiland übermannte,
Nah' an des Lebens Ziel,
In ſeiner Jünger Kreiſe
Der Trennung Schmerzgefühl.

Er ſprach mit weicher Stimme:
„Ich ſcheide bald von euch,
Um wieder einzugehen
In meines Vaters Reich.

Doch eh' ich ihn kann ſchauen
In ſeiner Herrlichkeit,
Harrt mein in Zions Mauern
Noch Trübſal und noch Leid.

Mein harrt der Tod am Kreuze;
Denn meiner Feinde Wuth
Verfolgt mich unerbittlich,
Und lechzt nach meinem Blut.

Mein kurzes Erdenleben
Galt nur der Menschheit Heil;
Mir ward dafür Verleumdung
Und Spott und Hohn zu Theil.

Doch kurze Zeit nur werdet,
Ihr Freunde, mich nicht sehn.
O harret nur drei Tage,
So werd' ich auferstehn.

Ihr werdet dann, als Zeichen,
Daß ich vom Tod' erstand,
Der blut'gen Nägel Spuren
Noch schau'n an Fuß und Hand.

Und dieser Anblick gebe
Euch wieder Trost und Muth,
Entzünd' in eurem Herzen
Auf's neu des Glaubens Gluth."

Und Petrus ruft mit Thränen:
„O Meiſter, ſchone dein!
Dich ſchützt der Himmel! könnte
Dein Tod ſein Wille ſeyn?“

„Schweig!“ ſprach der Herr, „dich blendet
Die Eitelkeit der Welt,
Die nur erkennt, was irdiſch,
Und Trug für Wahrheit hält.

Wer treu bleibt meiner Lehre,
Der duldet jede Schmach,
Er trägt mein Kreuz, und folgt mir
Als treuer Jünger nach.

Was hülf' es ihm, und wäre
Die ganze Welt ſein Theil,
Was hülf's ihm, litt' er Schaden
An ſeiner Seele Heil?

Der trinkt den Kelch des Todes
Aus meines Vaters Hand,
Der je mich kann vergeſſen,
Und den, der mich geſandt.

Doch wer um meinetwillen
Und meiner Lehre Wort
Sein Leben freudig opfert,
Dem winkt ein ſchön'res dort!

Ihm wird die hohe Wonne,
Zu ſchau'n des Menſchen Sohn,
Umgeben rings von Engeln,
Auf ſeines Vaters Thron.

Es hat ſie der Allmächt'ge
Zu ſeinem Dienſt geweiht,
Wenn er dort oben weilet
In Glanz und Herrlichkeit.

Dann wird der Sünder zagen,
Und bange wird ihm ſeyn;
Doch des Gerechten Seele
Wird innig ſich erfreun.

Denn Jeſus ſitzt zur Rechten
Auf ſeines Vaters Thron,
Wägt auf gerechter Wage
Die Strafe, wie den Lohn."

Er ſprach's. Als nach ſechs Tagen
In's Meer die Sonne glitt,
Da lenkt' er nach den Höhen
Des Tabor ſeinen Schritt.

Nebſt Petrus und Jakobus,
War, als er ſchweigend gieng,
Johannes ſein Gefährte,
An dem er innig hing.

Da blieb er ſinnend ſtehen,
Als woll' er Thal und Au'n,
Wo er ſo oft gewandelt,
Noch einmal überſchau'n.

Als wend' er ernſt am Abend
Des Lebens ſeinen Blick
Zu manchem frohen Tage,
Nun längſt verrauſcht, zurück.

Und als er mit den Jüngern
Des Tabors Höh'n erſtieg,
Da betet' er ſo innig,
Obſchon die Lippe ſchwieg.

Da ſchien ihn zu umgeben
Ein wunderſamer Glanz;
Um Haupt und Antlitz wob ſich
Ein leichter Strahlenkranz.

Erſtaunen faßt die Jünger,
Sein Weſen iſt verklärt.
Iſt es ihr Herr und Meiſter?
Ihr Freund, ſo treu bewährt?

Ja, es ſind ſeine Züge;
Doch ſie verſtehen nicht
Das Wort, das er zu Moſes
Und zu Elias ſpricht.

Die Frommen ſind geſtiegen
Hoch von des Himmels Höh'n.
Wie ſie ſich würdig neigen,
Gebückt vor Jeſu ſtehn!

„O hier iſt's ſchön!" ruft Petrus:
„Hier laß uns Hütten bau'n!"
Er ſpricht's; doch ſeine Worte
Erſtickt ein plötzlich Graun.

Dumpf tönen Donnerſchläge,
Ein Sturmwind brauſt daher,
Es zucken Blitz' auf Blitze,
Gleich einem Feuermeer.

Die Jünger ſtürzt zu Boden
Der Kampf in der Natur;
Kaum zeigt im bleichen Antlitz
Sich noch des Lebens Spur.

Doch es berührt der Heiland
Sie ſanft mit ſeiner Hand,
Hinweg von ihren Augen
Nimmt er des Schlummers Band.

Was ſie vorhin geſehen,
Dünkt ihnen nun ein Traum.
Steht Jeſus dort? ſie trauen
Den eignen Augen kaum.

Da ſprach der Heiland freundlich:
„Der bangen Zweifel Qual
Will ich euch tröſtend lindern;
Folgt mir hinab in's Thal.

Den Sieg muß ich erringen
Erſt über Tod und Grab,
Dann ſchwindet auch das Dunkel,
Das euch bisher umgab.

Es wandelt ſich in Klarheit,
Wenn erſt des Menſchen Sohn
Euch ruft am Ziel des Lebens
Zu ſeines Vaters Thron.

Er ſchmückt euch, ihr Gerechten,
Dann mit dem Siegerkranz,
Der höher ſtrahlt, als Kronen,
Als jeder Erdenglanz.

Des Wechſels Kummer ſchwindet,
Der Täuſchung Schleier ſinkt,
Wenn euch ein ewig Leben
An meiner Seite winkt.

Doch in des Herzens Tiefen
Verſchließt, was ihr geſchaut,
Bis mir einſt jener Morgen
Der Auferſtehung graut.

Erſt dann iſt meine Gottheit
Mit ihrer Kraft euch nah,
Um würdig zu verkünden,
Was euer Auge ſah.“

An den Erlöſer.

Was ſind alle eitlen Freuden
  Dieſer niedern Erdenwelt?
Jeſu Qual, ſein banges Leiden
  Hat ſie längſt mir ſchon vergällt.
Wohl hat es mich ſtets gerührt,
Und wenn Weltluſt mich verführt,
  Dacht' ich, tief bewegt im Herzen,
  Jeſu, dein, und deiner Schmerzen.

Sollt' ich nicht die flücht'gen Freuden
  Einer ſchnöden Sinnlichkeit,
O mein Heiland, fliehn und meiden,
  Da dein Wille mir's gebeut?
Ja, es ſei! mein Leib ſoll rein,
Soll ein Tempel Gottes ſeyn;
  Fern von mir ſei's, durch mein Leben
  Andern Ärgerniß zu geben.

Du allein biſt's, den ich liebe,
Den mein ganzes Seyn umfängt;
Alle andern ird'ſchen Triebe
Sind aus meiner Bruſt verdrängt.
Ehr' und Rang ſind mir verhaßt,
Amt und Würden eine Laſt;
Wie ein Knecht will ich dir dienen,
Der du mir zum Heil erſchienen.

Oft vergieß' ich bittre Thränen,
Daß ſo mancher dich verkennt,
Nie mit heil'gem Liebesſehnen
Ewig dich den Seinen nennt.
Wer, o Heiland, dein vergißt,
Den umſtrickt des Satans Liſt
Mit des Laſters ſchnöden Ketten,
Und kein Engel kann ihn retten.

All' mein Glauben, all' mein Hoffen
Hab' ich, Herr, auf dich geſtellt;
Wenn mich Trübſal je betroffen,
Angſt und Bangen mich befällt,
Bleibt in öder Schmerzenspein
Doch der ſüße Troſt noch mein:
Daß du, Herr, für mich gelitten,
Meine Seligkeit erſtritten.

Auch für mich biſt du geſtorben,
Haſt den herrlichſten Gewinn,
Ewig Heil, auch mir erworben,
Deſſen ich nicht würdig bin.
Du, der alles Gute ſchafft,
Gieb auch mir zum Guten Kraft,
Stärke mich im Kampf und Siege,
Daß ich nimmer unterliege.

Auf dich hoff' ich mit Vertrauen,
Und mit feſter Zuverſicht;
Du beſiegſt des Todes Grauen,
Gehſt mit mir nicht in's Gericht;
Achteſt nimmer es gering,
Daß ich liebend an dir hieng,
Wirſt dem irrenden Getreuen
Gnädig ſeine Schuld verzeihen.

So durch deinen Schirm geborgen,
Fühl' ich nimmer mich bewegt,
Wenn auch heute oder morgen,
Herr, mein letztes Stündlein ſchlägt.
Denn ich hab' am ew'gen Heil,
Hab' an Jeſu Chriſto Theil;
Fröhlich werd' ich auferſtehen,
Meinen Heiland wiederſehen.

Oſterfeſt.

Der gekämpft für Tugend, Licht und Wahrheit,
Der mit ſeiner Lehre Sonnenklarheit
Durch die Finſterniß der Geiſter drang;
Der von ſeinen Feinden, unverſchuldet,
Schmach und Spott und Hohn am Kreuz erduldet,
Als er mit dem bittern Tode rang;
Chriſtus, nun befreit von ſeinen Banden,
Chriſtus, unſer Herr, iſt auferſtanden!

Scholl, durch Gott begeiſtert, aus dem Munde
Der Propheten je ſo hohe Kunde
Als des Heilands ſegenreiches Wort?
Schwachen gab es Kraft, Geſundheit Kranken,
Es beruhigte des Zweiflers Schwanken,
Und wer traurig, gieng getröſtet fort.
Selbſt den Sündern, unter Furcht und Beben,
Gab es Muth, der Tugend nachzuſtreben.

Tag der Auferſtehung, ſei mir heilig!
Mit dem Tugendhaften, Guten theil' ich
Nun den Glauben, daß auf Gottes Rath
Chriſtus tief erniedrigt mußte werden,
Daß es Gottes Werk war, was auf Erden
Er vollbracht' und was er irgend that.
Gott mit ihm! wie konnt' er untergehen?
Gott mit uns! wer kann uns widerſtehen?

Was iſt jedes Hinderniſſes Schwere,
Wenn die Tugend, wie ein Fels im Meere,
Nur auf feſtem Grunde ſicher ruht?
Was iſt Trübſal? was der Erde Leiden?
Giebt nicht der Gedanke an die Freuden
Jenſeits unſrem Herzen Troſt und Muth?
Nur der Leib, ſagt freudig mir der Glaube,
Nicht der Geiſt gehört dereinſt dem Staube.

„Ich," ſo ſprachſt du Herr, mich zu erheben,
„Bin die Auferſtehung, bin das Leben,
Wer an mich glaubt, wird den Tod nicht ſehn!"
Und ſo ſchreckt mich nicht des Grabes Stille,
Denn nach abgeſtreifter Erdenhülle
Werd' ich fröhlich wieder auferſtehn.
Möge nimmer mir den frommen Glauben
Zweifelſucht erſchüttern oder rauben!

Überwältigt nicht des Todes Grauen
Der Gedanke: dich, o Herr, zu ſchauen,
Dich zu ſchaun in deiner Herrlichkeit?
Und wenn ich verklärt den Engeln gleiche,
Herrſch' ich nicht mit dir in deinem Reiche,
Hoch erhaben über Raum und Zeit?
Wenn ich mich in deinem Lichte ſonne,
Ewig, unvergänglich iſt die Wonne!

Weihnachtsfeier.

Vom Winterfroſt gefeſſelt ruht die Welt,
Da horch! herab vom hohen Himmelszelt
Tönt eine frohe Kunde,
Und geht von Mund zu Munde.

Ihr, die ihr ängſtlich ſorgt und zagt und weint,
Ihr habt nun einen wahren treuen Freund;
Wähnt euch nicht mehr verloren,
Denn Chriſtus ward geboren!

Und ſieh', ein Menſch uns gleich, wird Gottes Sohn,
Der einſt geſeſſen auf des Ew'gen Thron,
Der Schmach und Tod erduldet
Für das, was wir verſchuldet.

Wie zeigt doch in ſo unverdientem Loos
Sich Gottes Lieb' und Huld an uns ſo groß!
Der ſeines Sohnes Leben
Für uns dahin gegeben.

Wir haben Freude, Frieden, Troſt und Licht,
Mit feſtem Glauben und mit Zuverſicht,
Balſam für alle Wunden
In dir, o Herr, gefunden.

Es ſei uns eine heil'ge Lebenspflicht,
Dir, Chriſtus, der du Liebe biſt und Licht,
Und uns zum Heil erſchienen,
In Liebe ſtets zu dienen.

Frühlingsempfindung.

Ein weißes Leichentuch deckt Thal und Flur.
Da wandelt in den ungemeſſ'nen Räumen
Ein ſtiller Geiſt umher durch die Natur,
Weckt wieder Lebenshauch in tauſend Keimen,
Entwölkt den Himmel rings und würzt die Luft
Mit aufgeſproßter Blumen Balſamduft.

Und tritt in dieſem ſchönen Augenblick
Das Göttliche nicht wie ein ſtiller Segen,
Nicht wie ein hohes, kaum geahntes Glück,
Dem Pilger durch dies Erdenthal entgegen?
Giebt er nicht neu belebt, mit Herz und Sinn,
Der ew'gen Lieb' und Huld ſich liebend hin?

Und ſtärkt ihn nicht in gläubigem Vertraun
Der blühenden Natur erneutes Leben,
Zu ſeinem Schöpfer hoffend aufzuſchaun,
Und betend ſeine Hand emporzuheben?
Und fühlt er nicht den dringenden Beruf
Zu preiſen ihn, der jene Wonne ſchuf?

Verherrlicht ihn denn nicht das Sängerchor,
Das zwitſchernd ſich umherwiegt auf den Zweigen?
Laut wirbelnd ſteigt die Lerche dort empor —
Und Gottes Ebenbild, es könnte ſchweigen?
Dank, Vater! ruft das freudetrunkne Herz,
Und ſchwingt in Andachtsgluth ſich himmelwärts.

Weltſeele.

Giengſt du an einem heitern Morgen aus,
Und ſahſt, erhellt vom milden Sonnenſtrahl,
Der Wieſe Grün, den ernſten dunkeln Wald,
Und hörteſt um dich her der Vöglein Sang
Dort auf dem Zweig und hoch dort in der Luft —
Und fühlteſt dann die ewige Natur
Nicht näher deinem Herzen; ſchauteſt nicht
Ein Göttliches, das in des Adlers Flug,
Das in dem niedern Wurm ſich ſchaffend regt,
Und mild den Keim ernährt im Mutterſchoos;
Erblickteſt du im Raum der Schöpfung nur
Ein kahles, todtes Räderwerk, belebt
Von eines unſichtbaren Meiſters Hand,
Das ewig ſich in gleichem Schwung bewegt; —
Wie, oder ſchauteſt du in ſtiller Nacht

Des Mondes Licht und der Geſtirne Gang
Ernſt wandelnd an des Himmels blauer Bahn —
Und trat auch hier die Regel nur, die Form,
Entgegen dir mit abgemeſſ'nem Schritt,
Nicht ein lebendiges Naturgeſetz —
Nenn's Schöpfer, Vater, Gott — nenn's, wie
du willſt —
Dann, Freund, o dann haſt du umſonſt gelebt!
Und dehnte deiner Lebenstage Ziel
Das Schickſal ſelbſt Jahrhunderte hinaus: —
Du lebſt umſonſt, wenn du in der Natur
Es nicht empfinden kannſt, das Göttliche!

Die Himmelstochter.

Es ſchwebte zur Erde, in lichtem Glanz,
Ein Weſen aus himmliſchen Fernen;
Ihm ſchmückte das Haupt ein Strahlenkranz,
Gewoben von leuchtenden Sternen.

Es fand, ſich der hohen Abkunft bewußt,
Doch heimiſch auf unſern Gefilden,
Und wählte zum Sitz ſich die Menſchenbruſt,
Selbſt unter den roheſten Wilden.

Die Himmelsgeſtalt hob zum Himmel empor
Aus der Erdenwelt niedern Schranken
Den Geiſt, der in Trug und in Wahn ſich verlor,
Zu hohen und hehren Gedanken.

Erweckt ward das ſchlummernde Gute durch ſie;
Des Edlen und Trefflichen Same,
Geſtreut von ihren Händen, gedieh;
Und Religion war ihr Name.

Sie ſchien berufen für alle Zeit
Im Herzen der Menſchen zu thronen,
Doch nahten ihr oft, gerüſtet zum Streit,
Viel Gegner mit täuſchenden Kronen.

Sie ſtrebten, gehüllt in ihr leuchtend Gewand,
Nach ihrem erhabenen Sitze;
Und einer, der Fanatismus genannt,
Bot muthig und keck ihr die Spitze.

Ihr ſchlug des Unholds feindliches Schwert
Viel tiefe und blutende Wunden,
Denn, was ſie erbaute, ward durch ihn verheert,
Getrennt, was ſie innig verbunden.

Er weckte verderblich, durch Trug und durch Schein,
In Völkern die Gluth der Empörung,
Und ſchien, wenn ſie loderte, ſich zu erfreun
Am Greuel der wilden Zerſtörung.

O wurd' er für immer geſtürzt vom Thron,
Den er ſich erſchlichen hienieden!
Dein freundlicher Scepter nur, Religion,
Giebt Heil uns und dauernden Frieden.

Des Lebens Pilgerfahrt.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit
Als Kind gepflegt, genährt,
Entfloh mir rasch die schöne Zeit,
Die nimmer wiederkehrt.

Ich gieng als Jüngling ganz allein
An meinem Wanderstab;
Da wechselte oft Sonnenschein
Mit rauhen Stürmen ab.

Wie fühlt' ich mich so heimathlos!
Mit kummervollem Blick
Sehnt' ich mich nach der Mutter Schooß,
Der mich gepflegt, zurück.

Dem Mannesalter kam ich nah',
Das mir noch ernſter ſchien;
Nur ſpärlich ſah ich hie und da
Noch Roſen mich umblühn.

Statt ihrer, ſchoß um mich empor
Der wilden Dornen Saat,
Auch hüllte ſich, wie nie zuvor,
In Dunkelheit mein Pfad.

Da ſprach ich zu mir ſelber oft:
Wer ſchützte dich? und war
Dein Schirm und Retter unverhofft
In drohender Gefahr?

Frag' ich noch, wer mein Retter war?
Er, der am Himmelszelt
Lenkt und reglert der Sterne Schaar,
Der alles trägt und hält!

Frag' ich noch, wer mein Retter war?
Du warſt es, Herr der Welt?
Du, ohne deſſen Wink kein Haar
Von unſerm Haupte fällt!

Wenn's auch auf meinem Pfade ſtürmt,
Mir bleibt mein heitrer Sinn;
Mich wird, der mich bisher geſchirmt,
Auch ſchützen fernerhin.

Und in mir eine Stimme ſpricht
Mit gläubigem Vertraun:
Dereinſt wirſt du in höhrem Licht
Von Angeſicht Ihn ſchaun!

Der ewige Freund.

Ich bin — das fühl' ich im Innerſten klar —
Beſtimmt, hier glücklich zu werden.
Und doch, wie iſt alles ſo wandelbar
Und ſo vergänglich auf Erden!

Ich ſah in der ſchwachen Menſchennatur
Die treuſte Freundſchaft erkalten;
Wie feierlich ernſt war der Lippe Schwur!
Wie ſelten ward er gehalten!

Was ſtill und freudig das Herz gehofft,
Es ſchien zu täuſchen, zu trügen.
Ach! ſah ich nicht leider die Unſchuld oft
Im Kampf mit dem Laſter erliegen?

Es hielt die Welt ſich für weiſe genug,
Und ließ ſich nicht rathen noch warnen;
Ich ſah durch Bosheit, durch Liſt und Trug
Die reinſte Tugend umgarnen.

Wie kam's, daß ich ſelber den Netzen entging,
Die ſchlaue Verführung gewoben?
Dir dank' ich's, an dem ich vertrauend hing,
Du himmliſcher Vater dort oben!

Du warſt von jeher mit mir vereint,
Wirſt nimmer dich von mir trennen,
So kann ich wohl meinen ewigen Freund
Mit vollem Rechte dich nennen.

Du biſt die Wahrheit, du biſt das Licht,
Dich täuſcht kein trüglicher Schimmer;
Und wenn mir hienieden auch alles gebricht,
Der ewige Freund bleibt mir immer.

Die Sterne.

Hoch über mir, in Glanz und Pracht,
Schuf Gott noch neue Welten,
Daß ſie die dunkle Erdennacht
Mit mildem Strahl erhellten.

Am hohen Himmelszelte dort
Erblick' ich euch, ihr Sterne!
Ihr wandelt ruhig fort und fort
In ungemeßner Ferne.

Als Gottes Will' und Macht aus Nichts
Das weite Weltall ſchufen,
Hat Er, der Urquell alles Lichts,
Auch euch hervorgerufen.

Und als ſich Licht und Dunkel ſchied,
Vom Chaos losgerungen,
Habt ihr das erſte Feierlied
Der Schöpfung ihm geſungen.

Und Gott ſprach: Wandelt! Unterthan
Dem Herrn, den ihr geprieſen,
Zogt ihr nun die gemeſſ'ne Bahn,
Die Er euch angewieſen.

Ihr ſchaut ſeitdem auf uns herab,
Herab ſeit ew'gen Zeiten,
Die wir hier zwiſchen Wieg' und Grab
Durch's Thal der Erde ſchreiten.

Doch muthig über Raum und Zeit
Zu euch emporzudringen
In's Reich der Unermeßlichkeit,
Lieh Gott dem Geiſte Schwingen.

Und gleich der frommen Andachtsgluth,
Die aufflammt von Altären,
Sei unſer Leben fromm und gut,
Wie Harmonie der Sphären.

Das Himmelreich.

Kennſt du das Land, wo jedes Weh und Leid,
Das eine Menſchenbruſt ertrug, verſchwindet?
Wo, nicht mehr eingeengt durch Ort und Zeit,
Stets neue Kränze ſich die Freude windet,
Und, wo umſtrahlt von Glanz und Herrlichkeit,
Was längſt getrennt, ſich freudig wiederfindet?
Wo Rang und Stand nicht gilt, wo alle gleich —
Kennſt du das Land? Es iſt das Himmelreich.

Kennſt du das Land, wo rings in goldnen Halmen
Hochaufgeſchoßt die reifen Garben ſtehn,
Wo in des Äthers Blau ſich ſtolze Palmen
Erheben und mit Kühlung dich umwehn?
Wo durch die Lüfte tönen Engelpſalmen?
Wo, die dort weilen, wähnen zu vergehn
In wonnigen Gefühlen, ſanft und weich —
Kennſt du das Land? Es iſt das Himmelreich.

Wie ſehn' ich mich nach dir, von Freude trunken,
Du ſchönes Land, wo ew'ge Blumen blühn!
Zur Glorie werden meinem Haupt die Funken,
Die ſtrahlenhell aus ihren Kelchen ſprühn.
In Dämmerung, tief unter mir verſunken
Ruht, was mir früher ſo erhaben ſchien;
Von allem, was mich einſt erfreut hienieden,
Bin ich durch eine weite Kluft geſchieden.

Wie ſchaut ſo ſehnſuchtsvoll der trübe Blick
Nach jenen fernen ſeligen Geſtaden!
Der Himmel winkt, die Erde weicht zurück!
Mit Geiſtern auf Geſtirnen mich zu baden
Im ew'gen Morgenroth, o gönne mir dies Glück,
Verleihe mir's, du ew'ger Born der Gnaden!
Nimm du den Erdenpilger auf und zeuch
Ihn liebend zu dir in dein Himmelreich!

Morgenandacht.

Der Morgen naht ſich dämmernd; neues Leben
Regt wieder ſich im Hain und auf der Flur.
Wie alle Weſen, Vater der Natur,
Sich froh und dankerfüllt zu dir erheben!

O welch ein emſig freudiges Gedränge!
Bringt nicht im unermeſſnen Raum der Welt,
Die deine Allmacht ſchuf und ſie erhält,
Dir jedes Weſen ſeine Lobgeſänge?

Iſt nicht der muntre Vogel in den Zweigen,
Die Mücke, die dort ſpielt im Sonnenſtrahl,
Der Wurm, der Käfer, der Inſekten Zahl,
Sind ſie nicht ſämmtlich deiner Allmacht Zeugen?

Ließ ſie nicht freundlich dort die Blumen blühen?
Das friſche Gras, in ſeiner Pracht den Baum?
Nicht droben an dem ew'gen Himmelsraum
Die Sonne leuchten, Mond und Sterne glühen?

Kühlt nicht der Weſt, erquickt der milde Regen
Nicht weit umher die ausgedörrte Flur?
Wohin ſich auch im Umkreis der Natur
Der Blick verliert, zeigt ſich nicht Heil und Segen?

Bewährt ſich, Welterhalter, deine Milde,
Ringsum verbreitet auf dem Erdrevier,
Bewährt ſie ſich vor allen nicht an mir,
Den du einſt liebend ſchufſt nach deinem Bilde?

Sieh, Herr, den Dank in meinem Auge ſpiegeln,
Den Dank für ſüßen Schlaf in ſtiller Nacht!
Haſt du nicht treulich über mich gewacht,
Mich ſicher ſchirmend wie mit Engelsflügeln?

Und gab, o Gott, nicht deiner Allmacht Stärke
Den Gliedern, von der Arbeit Müh' erſchlafft,
Dem Körper wieder die verlor'ne Kraft,
Dem Geiſte Muth zu neuem Tagewerke?

Wich ich nicht irrend ab vom Tugendpfade,
Durch Schlingen der Verführung rings bedroht,
Erfüllt' ich ſtets dein heiliges Gebot:
Wem dank' ich es, als dir, du Herr der Gnade?

Unſicher ſchwankte, wie ein leichter Nachen,
Oftmals mein Glaube ſchon auf einem Meer
Von Zweifeln, ohne Steuer, hin und her;
Doch deine Kraft war mächtig in dem Schwachen.

Zu meinem Beſten diente ſelbſt das Leiden,
Das mir auf meinem Weg' entgegentrat;
Und ſtreuteſt du nicht um mich eine Saat
Von tauſend unverdienten Erdenfreuden?

Wer möchte wohl, ſelbſt unter tauſend Übeln,
Die, Lenker unſres Schickſals, deine Hand
Dem Sterblichen auf Erden hier geſandt,
Den Nutzen eines einzigen ergrübeln?

Und wenn dein Wille mir noch dunkler bliebe,
Ich will ihn dennoch ehren für und für
Denn freudig tönt der Stimme Ruf in mir:
Du biſt ein Gott der Allmacht und der Liebe!

Abendandacht.

Der Wind ſtreicht über Feld und Flur,
Matt blinkt der Silberglanz der Sterne.
Welch tiefe Stille nah und ferne,
Welch Schweigen rings in der Natur!

Sie, die herab von jenem Zweig
Im dunklen Laub ſo lieblich ſangen,
Die Vögel ſind zur Ruh gegangen
In ihren Neſtern warm und weich.

Rings keinen Laut vernimmt das Ohr.
Wie fühlt in dieſem tiefen Schweigen
So ruhig ſich mein Herz! es ſteigen
Gebet und Andacht fromm empor.

Zu dir, der über alle wacht,
Und richtet mit gerechter Wage,
Der freundlich giebt ſein Licht dem Tage,
Ihr Dunkel giebt der ſtillen Nacht.

Der alles rings auf Feld und Au'
Erquickt vom Eichbaum bis zum Mooſe;
Ihm dankt den Farbenglanz die Roſe,
Ihm dankt das Veilchen ſeinen Thau.

Er lenkt auch gnädig mein Geſchick,
Er ſorgt für mich, wird ferner ſorgen,
Hat er mein Loos mir auch verborgen,
Und weiſ' entzogen meinem Blick.

Hüllt meinen Pfad auch Dunkelheit,
Dort oben ſeh' ich Sterne flimmern,
Und freundlich auf mich nieder ſchimmern
Den Lichtſtrahl der Unſterblichkeit.

Verzage nicht!

Wenn du mit Gram und Schmerz trostlos gerungen,
Wenn sich in Nacht verhüllt des Tages Licht,
Wenn durch des Lebens öde Dämmerungen
Kein Strahl aus fernen Wolken freundlich bricht;
Wenn alle Töne ringsumher verklungen,
Hörst du oft eine Stimme noch; sie spricht:
Verzage nicht!

Mit deinem Schicksal will sie dich versöhnen;
Sie tröstet: was entschwunden, kehrt zurück!
Und es eröffnet mit den süßen Tönen
Sich dir die Aussicht auf ein fernes Glück.
Um freundlich zur Geduld dich zu gewöhnen,
Tönt dir der Stimme sanfter Klang; sie spricht:
Verzage nicht!

Wer iſt die holde Tröſterin im Leben?
Die Hoffnung iſt's! Auf dunklem Erdenpfad
Pflegt ſie den Sohn des Staubes zu umſchweben,
Und welch ein tiefer Schmerz ihm auch genaht,
Den Blick zum frohen Jenſeits zu erheben.
Sie ruft, wenn ſchon ſein Aug' im Tode bricht:
Verzage nicht!

Sie ruft ihm freundlich tröſtend zu im Scheiden:
Ermuth'ge dich, du armes Menſchenherz!
Bald ſchwingt ſich über banges Erdenleiden
Der Geiſt auf Engelsflügeln himmelwärts;
Und es erwarten ihn dort ew'ge Freuden.
Des Grabes Dunkel wandelt ſich in Licht;
Verzage nicht!

Andachtswonne.

Kein Erdenglück, das ich empfunden,
War je so wahrhaft und so rein,
Als mich in ernsten Lebensstunden,
Mein Herr und Schöpfer, dir zu weihn.

Mein Blick durchschweifte weite Fernen,
Hob sich aus der geschmückten Flur
Zur Sonn' empor und zu den Sternen —
Gott, deine Güte sah ich nur!

Sah überall nur ihre Spuren!
Du hast gedeckt dies Erdenthal
Für alle deine Creaturen
Zu einem heitern Liebesmahl.

Haſt ſie geladen zum Genuſſe,
Der ewig unverſiegbar, mild
Für jeglichen zum Überfluſſe,
Aus dieſes Lebens Urnen quillt.

Du biſt die Wonne aller Weſen
Auf dieſen weiten Erdenau'n;
Doch nur der Menſch ward auserleſen,
Schon hier zu dir emporzuſchaun.

Ich blick' empor! Nicht Worte findet
Das Dankgefühl in meiner Bruſt.
Ich blick' empor — die Erde ſchwindet,
Und es umfängt mich Himmelsluſt!

Auferstehungs-Hoffnung.

Wir haben hier kein bleibend Loos,
Und müssen weiter ziehen.
Wie Blumen, die der Erde Schooß
Kaum erst entsprosst, verblühen:
So schwindet auch der Mensch, erbleicht
Nach kurzem Wandern und erreicht
Das Ziel der Reise nimmer.
Der Lieb' und Freundschaft zartes Band
Zerreißt des ernsten Schicksals Hand
Ach! oft zu früh für immer.

Doch winkt, nach diesem Erdentraum
Von Lust und Schmerz und Kummer,
Uns in des Grabes engem Raum
Der stille Todesschlummer:
So fällt's dem Christen nimmer ein,
Umleuchtet von der Hoffnung Schein,
Zu zittern und zu beben.
Er sieht getrost, durch Nacht und Tod,
Schon dämmern dort das Morgenroth
Von einem schönern Leben.

Sein Glaub' iſt viel zu ſtark und groß,
Um unter dumpfen Klagen,
Bang vor der Zukunft dunklem Loos
Mit Kleinmuth je zu zagen.
Ein wonnevoll'res Seyn begrüßt,
Wenn ſterbend ſich ſein Auge ſchließt,
Verklärt den Lebensmüden,
Und er erblickt vor Gottes Thron
Viel ſeiner Brüder, frühe ſchon
Von ſeinem Pfad geſchieden.

Den feſte Zuverſicht mir lieh,
Den frommen, heil'gen Glauben
Der Auferſtehung ſoll mir nie
Ein frecher Spötter rauben.
Ihm aber, der mich durch ſein Leid,
Durch ſeinen Kreuzestod befreit
Von meiner Sünden Bürde,
Sei Ehr' und Preis an Gottes Thron,
Der mich erlöſt durch ſeinen Sohn,
Damit ich ſelig würde.

Die Bitte.

Ich bitte nicht, o Herr, erfreue mich
Durch Reichthum und durch Güter dieſer Erden;
Nur tugendhaft und weiſe laß mich werden,
Nur darum bitt' ich dich!

Ich bitte nicht, o Herr, beglücke mich
Durch ſolche nichtig trügliche Geſchenke;
Nur daß ich nimmer meinen Nächſten kränke,
Nur darum bitt' ich dich!

Ich bitte nicht, o Herr, laß immer mich,
Vom Dornenpfade fern, auf Roſen wandeln;
Beſtimme du mein Denken und mein Handeln,
Nur darum bitt' ich dich!

Ich bitte nicht, o Herr, laß immer mich
Mein eignes Thun beſtimmen und ermeſſen;
Nur daß ich nimmer möge dein vergeſſen,
Nur darum bitt' ich dich!

Ich bitte nicht, o Herr, befreie mich
Von Schmerz und Leid in meines Lebens Tagen;
Um Muth und Faſſung, beides zu ertragen,
Nur darum bitt' ich dich!

Ich bitte nicht, o Herr, bewahre mich
Vor dem Geſchick, früh von der Welt zu ſcheiden;
Sei du mein Troſt im bangen Todesleiden,
Nur darum bitt' ich dich!

Ich bitte nicht, o Herr, befreie mich
Vom ernſten Gang in's dunkle Thal der Schatten;
Laß nur im letzten Kampf mich nicht ermatten,
Nur darum bitt' ich dich!

Dankgefühl.

Sollt' ich mich nicht mit Dank zu dir erheben,
Mein Herr und Gott? Durch dich empfing ich Leben!
Wenn du mich nicht geschützt in Schicksalsstürmen,
Wo war ein Retter sonst, um mich zu schirmen?

Wenn Noth und Mangel oft mich bitter drückte,
Warst du's nicht, der sie, auf mein Flehn, entrückte?
Und beugte mich des Körpers Schmerz danieder,
O wer, als du, gab mir Gesundheit wieder?

Fand ich nicht überall in dem Gedanken
An dich nur Trost, wenn Muth und Hoffnung sanken?
Wie über einen Abgrund hat dein Walten.
Mit Engelsflügeln mich emporgehalten.

Wenn mich der Feinde Haß und Liſt umgarnte,
Vernahm ich deine Stimme, die mich warnte,
Vernahm ich deine Stimme, Herr der Welten:
Das Böſe nicht mit Böſem zu vergelten.

Zur Bahn der Tugend von dem Sündenpfade
Ward ich durch dich geführt, du Herr der Gnade,
Dein Arm war ſtets bereit um mich zu faſſen,
Du wollteſt mich, den Schwachen, nicht verlaſſen.

Gedankt ſei dir für alle ſchwere Wunden,
Die du mir ſchlugſt in harten Prüfungsſtunden,
Für alle Freuden, reichlicher geſpendet,
Die du, wie jene, mir zum Heil geſendet.

Du ließeſt an den Gütern dieſer Erden
Nach deinem weiſen Rath mein Theil mir werden,
Hab' Dank für das, was deine Huld hienieden
So unverdienter Weiſe mir beſchieden.

Du haſt — ſollt' ich nicht rühmend dich erheben?
Selbſt deinen Sohn für mich dahin gegeben;
Haſt mich befreit von meiner Sünden Bürde
Durch Jeſu Tod, damit ich ſelig würde.

Die einſt entſtanden auf ſein mächtig Werde,
Voll iſt von Gottes Güt' und Huld die Erde,
Iſt voll von ſeiner Weisheit, Macht und Stärke,
Und ſeinen Ruhm verkünden ſeine Werke.

Vermögen ihn kaum Engel zu ermeſſen,
Wie ſollt' ich, Sohn des Staubes, je vergeſſen,
Was du für mich gethan? Laß ohne Wanken
Dafür, mein Gott, dir durch Gehorſam danken.

Dich, Herr, verehren und den Nächſten lieben
Will ich, wie es dein Wort mir vorgeſchrieben,
Und nimmer weichen von dem Tugendpfade,
Den du mir vorgezeichnet, Herr der Gnade!

Selbſtprüfung.

Mir ward allhier beſchieden nur eine Spanne Zeit;
Schon manche Tage ſanken in's Meer der Ewigkeit.
Ich ſah ſie flüchtig ſchwinden, ich ſah ſie ſchnell entfliehn;
Bald wird der ernſte Richter zur Rechenſchaft mich ziehn.

Gerecht und unbeſtechlich wägt, hinter Tod und Grab,
Wägt er auf gleicher Wage das Thun der Menſchen ab.
Darf ich ihm unerſchrocken, getroſt in's Auge ſehn?
Und werd' ich in der Prüfung wohl auch vor ihm beſtehn?

Hab' ich, ſo wie ich ſollte, auf Erden hier gelebt?
Hab' ich mit reinem Sinne der Tugend nachgeſtrebt?
Ergriff im Leidenskampfe mein Herz nie Ungeduld?
Vergaß ich in der Freude nie Gottes Lieb' und Huld?

Hat unter bangem Trübſal mein Glaube nie gewankt?
Hab' ich für frohe Stunden auch herzlich Gott gedankt?
Ertrug ich ohne Murren der bittern Kränkung Schmerz?
Beſchlich der Trieb der Rache nie insgeheim mein Herz?

Hab' ich mich ſtets mit Sanftmuth und zum Verzeihn geneigt,
Nach meines Heilands Muſter als wahrer Chriſt gezeigt?
Ich lege mein Bekenntniß, o Gott, dir offen dar;
Vergieb dem armen Herzen, das ſchwach und wankend war.

Wo iſt der Menſch auf Erden, der deine Kraft ermißt,
Die auch, mein Herr und Schöpfer, im Schwachen mächtig iſt!
Vor dir im Staube lieg' ich, o rüſte mich mit Kraft,
Auf daß ich nicht erliege im Drang der Leidenſchaft!

Liebe zu Gott.

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Biſt du, was dein Wort verhieß,
Nicht allein mir treu geblieben,
Wenn mich alles rings verließ?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Hat dein unerforſchter Rath
Väterlich nicht vorgeſchrieben
Mir zum Heil den rechten Pfad?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Deine Hand hielt mich empor,
Wenn mein Glaube ſich in trüben
Zweifeln ungewiß verlor.

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Gabſt du mir nicht Muth und Kraft,
Auch die Tugend noch zu üben
In dem Drang der Leidenſchaft?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Haſt du mich nicht treu gehegt?
Nicht der Sünde mächt'gen Trieben
Oftmals Feſſeln angelegt?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Biſt du nicht ein treuer Stab
Seit der Wiege mir geblieben?
Und du bleibſt es bis an's Grab.

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Der mir freundlich zugewandt
Frohe Stunden, und in trüben
Troſt und Hoffnung mir geſandt?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Hat nicht deine Lieb' und Huld,
Unterlag ich ſünd'gen Trieben,
Mich befreit von Sündenſchuld?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Hinter Grabesnacht und Tod
Iſt die Hoffnung mir geblieben
Auf ein ſchön'res Morgenroth.

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Kommt der Erdenpilger hier,
Irr' und matt umhergetrieben,
Nicht, o Vater, einſt zu dir?

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Jene Hoffnung iſt ſo feſt
Mir durch dich in's Herz geſchrieben,
Daß ſie nimmer mich verläßt.

Sollt' ich dich nicht innig lieben?
Ja, es ſtärkt mich das Vertraun,
Dich im Licht, nach dieſem trüben
Erdendunkel, einſt zu ſchaun.

Der Zweifler.

Wer iſt die bange zitternde Geſtalt?
Das Auge ſtarr, die Lippen bleich und kalt,
Im Buſen klopft das Herz, die Glieder beben!
Wie? lebt ſie wirklich? ſcheint ſie nur zu leben?

Sie lebt! noch lebt ſie! doch es iſt der Tod,
Der ernſte Mahner, der ihr finſter droht.
Es ſchließen ſich vor ihm des Lebens Räume,
Wie vor dem Morgenſtrahl die dunkeln Träume.

Iſt es denn nicht des Schickſals ernſter Schluß,
Dem jeder Sterbliche ſich fügen muß?
Ein Loos, das Tauſende vor uns ertragen?
Woher dies Graun? dies namenloſe Zagen?

Warum dem Tod verweigern unſre Hand?
Er führt uns in ein ſtilles Friedensland,
Vor Stürmen ſicher und vor Ungewittern.
Wie ſollten wir in ſeiner Nähe zittern?

Sieh' die Geſtalt dort! Von den Lippen weht
Im Augenblick des Scheidens kein Gebet;
Und in der feierlichen letzten Stunde
Entgleiten Flüche murmelnd ihrem Munde.

Den Zweifler ſieh' in jenem Weſen dort!
Ihn tröſtet nicht des ew'gen Lebens Wort,
Und nicht'ge Träum' und Hirngeſpinnſte rauben
Ihm, was den Chriſten ſelig macht, den Glauben.

Verſchwinden ſieht er traurig und vergehn
Die ſchöne Welt, und ach! ſie war ſo ſchön!
Sein Geiſt, gebannt in dunkeln Erdenſchranken,
Erhebt ſich nicht zu himmliſchen Gedanken.

Er ſcheidet in dem Wahn von dieſer Welt,
Daß er für immerdar zu Staub zerfällt,
Daß er beſtimmt ſei, ſtatt zu höhern Sphären,
Nur in das ew'ge Nichts zurückzukehren.

Er hofft nicht nach dem Tod' ein Auferſtehn,
Nicht der Getrennten frohes Wiederſehn,
Nicht jenſeits dieſer Erdenwelt voll Mängel
Ein ſelig Leben in dem Reich der Engel.

Im Menſchenleben, wie in der Natur,
Sieht er das blinde Spiel des Zufalls nur,
Nicht des Allmächt'gen wunderſame Führung,
Nicht weiſes Walten einer Weltregierung.

Ihm ſagt ſein Wahn: an ſeinem ew'gen Heil
Hat Chriſtus, der Erlöſer, keinen Theil.
Wie könnt' ein Menſch, wie er, ihn je erretten?
Wie ihn befrein von ſchnöder Sünde Ketten?

O traurig, traurig, wem der Glaube fehlt!
O glücklich, glücklich der, den er beſeelt!
Wie ſollt' ihn je das letzte Schickſal ſchrecken,
Daß Laub und Gras ihn ruhig einſt bedecken?

Er wandert, wie an eines Freundes Hand,
Naht ſich der Tod ihm, in ein ſchön'res Land,
Zu ſeinem ew'gen Vater, der hienieden
Der Freuden ihm ſo viele ſchon beſchieden.

Dort in der Geiſter ſeligem Verein
Wird unvergänglich ſeine Wonne ſeyn;
Verhallt iſt dort, um nimmer ihn zu ſtören,
Der Klage Ruf in frohen Himmelschören.

Dank, freud'gen Dank, o ew'ger Vater, dir,
Daß deine liebevolle Huld auch mir
Schon früh in's Herz geſenkt den ſchönen Glauben!
Wie könnten Zweifel mir ihn jemals rauben?

Hoffnungstroſt.

Der Erdenpilger ſchaut am Lebensſtrande
Umher voll Sehnſucht, ewig ungeſtillt;
Es ſchweift ſein Blick nach einem fernen Lande,
Das undurchdringliches Gewölk verhüllt.

Es wohnt in ihm ein mächtiges Verlangen
Nach einem dunkeln, ungekannten Glück,
Viel Wandrer ſind vor ihm dahin gegangen,
Doch keiner unter allen kam zurück.

Ach, ruft er, wer belehrt in ernſter Stunde
Mich über das, wonach mein Herz ſich ſehnt? —
Giebt jene Jungfrau dort vielleicht mir Kunde,
Die ihren Arm auf einen Anker lehnt?

Zu einer Urne neigt mit ſtiller Trauer
Sich ſanft ihr Haupt herab. — Ich kenne dich!
Du biſt die Hoffnung! Kannſt du mir den Schauer
Des Grabes mildern, Tröſterin? o ſprich!

Blödſinn'ger Sterblicher! haſt du noch nimmer
Im Herbſt Gras, Laub und Blumen welken ſehn?
Und prangten ſie in friſchem Farbenſchimmer
Nicht bei des Frühlings Rückkehr doppelt ſchön?

Lern' in dem großen Buch der Schöpfung leſen,
Erkenne, daß im weiten Weltgebiet,
Nach ewigem Geſetz, für alle Weſen
Aus Grab und Tod nur neues Leben blüht.

Wie ſollteſt du, den Gottes ew'ge Gnade
Durch ſeinen Sohn von Sündenlaſt befreit,
Vor Grab und Tod dich ſcheu'n? Es ſind die Pfade
Zum beſſern Leben, zur Unſterblichkeit.

Leidenstrost.

Der Kummer, wie die Freude,
Sie ruhn in Gottes Hand,
Abwechselnd hat er beide
Dem Sterblichen gesandt.

Im Leidenskampf betrübe
Dich nimmer drum, mein Herz!
Gott ist ein Gott der Liebe,
O schaue himmelwärts.

Wie solltest du verzagen?
Er ist gerecht und gut;
Des Lebens Druck zu tragen,
Giebt er dir Kraft und Muth.

Laß beide nimmer ſinken!
Sie ſind ein feſter Stab;
Die ew'gen Sterne winken
Dir freundlich Troſt herab.

Du, Herr, biſt mein Gebieter;
Aus deiner Hand empfing
Ich alle Erdengüter,
Woran mein Herz je hing.

Ich danke dir das Leben
Sammt allem ird'ſchen Glück;
Nimm, was du mir gegeben,
Wenn dir's gefällt, zurück.

Nimm, was du nur geliehen,
Und Dank ſei dir und Preis!
Wie könnt' ich mich entziehen
Dem himmliſchen Geheiß?

Und kann ich's nicht begreifen,
Doch tröſtet mich das Wort:
Die Thränen hier, ſie reifen
Zur Himmelsernte dort!

Ergebung.

Wenn einsam und verlassen auf ödem Lebenspfad
In harter Schicksalsprüfung kein Trost mir freundlich naht,
Bleibt mir die frohe Hoffnung: durch Grabesnacht und Tod
Führst du mich, Gott der Liebe, zu schönerm Morgenroth.

Der Weg, den du mich führest, mein Herr und Gott, ist gut,
Für mich zum Heil und Segen, was deine Weisheit thut;
Mich stärkt in diesem Glauben ein liebendes Vertraun;
Wie könnt' ich je ergründen, was Engel kaum durchschaun?

Was hier mir unbegreiflich, mit feſter Zuverſicht
Hoff' ich es dort zu ſchauen in einem höhern Licht;
Dort werd' ich es erkennen, erkennen tief gerührt,
Daß du auf dunkeln Pfaden mich nur zum Heil geführt.

Erhalte dieſen Glauben, o Herr, mir jederzeit!
Er ſei mir eine Stütze in Trübſal, Gram und Leid,
In dunkeln Erdennächten ſei er ein freundlich Licht,
Das leuchte mir im Tode, wenn einſt mein Auge bricht.

Gottvertrauen.

Der Pfad, den Gott mich führt, iſt gut,
Er wird mich ſicher ſchirmen;
Und dies Vertrauen giebt mir Muth
In rauhen Lebensſtürmen.

Es macht den harten Kampf mir leicht
In ſchweren Prüfungsſtunden,
Wo jede Hoffnung mir entweicht,
Und jeder Troſt verſchwunden.

Es ſpricht in mir: Nie bis an's Grab
Wird dich der Herr verlaſſen!
Wie ſollt' ich ſolchen feſten Stab
Nicht mit Vertrauen faſſen?

Von jeher baut' ich, Gott, auf dich,
Seit meinen Jugendtagen.
Du ſorgteſt väterlich für mich;
Wie könnt' ich je verzagen?

Und hab' ich nicht dein göttlich Wort,
Und könnt' ich's anders deuten?
Du ſprachſt ja ſelbſt: Dein Schirm und Hort
Bleib' ich für alle Zeiten!

Seelenadel.

Ward jedem Sterblichen auch ſein Geſchick
Beſtimmt von einer höhern Hand: die Menge
Sucht oft im öden Weltgewühl das Glück,
Und in des Lebens fluthendem Gedränge.
Der beſſre Menſch kehrt in ſich ſelbſt zurück,
Und findet Heil nur in des Herzens Enge,
Wo für ſein unbefriedigtes Gemüth
Ihm eine reiche Saat von Freuden blüht.

Er ſucht, unwillig mit dem Strom zu ſchwimmen,
Sich ſeinen Wogen ſorgſam zu entziehn;
Er hört der Sinnlichkeit Syrenenſtimmen,
Doch ihre Lockung hat nicht Reiz für ihn.
Er wählt den Pfad, fern von des Laſters Krümmen,
Wo ihn der Tugend Roſen rings umblühn,
Und was ihm nicht gegönnt an Rang und Schätzen,
Muß wahrer Seelenadel ihm erſetzen.

Die Ahnung einer höhern, beſſern Welt,
Die ſeinen Frieden dauerhaft begründet,
Sie iſt der Stab, der ihn auch dann noch hält,
Wenn alles Irdiſche vergeht und ſchwindet,
Die Hülle, die ihn hier umgab, zerfällt,
Wie die Erfahrung täglich ihm verkündet,
Da nach des ewigen Schickſals ernſtem Schluß
Der Staub zu Staube wieder werden muß.

Er ſieht das Bild der Welt in ihrem Spiegel:
Wie ſcheint ihm Alles nichtig dort und leer!
Rings ſchweift, Verderben ſchaffend, ohne Zügel
Der Leidenſchaft und Thorheit wildes Heer.
„Gern borgt' er von der Morgenröthe Flügel,
Um zu entfliehen bis zum fernſten Meer,"
Wie ein Prophet, von Andachtsgluth durchdrungen,
In freudiger Begeiſtrung einſt geſungen.

Fern von der Menge unbeſtänd'gem Schwarm
Und ihren wechſelvollen Truggeſtalten,
Verläßt er, ohne Furcht und ohne Harm,
Sich auf des ew'gen Vaters treues Walten;
Er wird ihn ſchützen, ſein allmächt'ger Arm
Wird, wenn er ſinkt, ihn faſſen noch und halten.
Er hebt, wenn er die letzte Kraft verlor,
Hoch zu den ew'gen Sternen ihn empor.

Giebt's auf der Welt wohl einen Freund, der treuer
Als der im Himmel, ſein Verſprechen hält?
Und wenn nun dort der Täuſchung letzter Schleier,
Der hier uns noch umgab, dem Aug' entfällt,
O wie ergeht dann feſſellos und freier
Der Blick ſich in der weiten Himmelswelt,
Wo, was getrennt, ſich freudig wiederfindet,
Und Zeit und Raum in ew'ger Wonne ſchwindet!

Menſchenwürde.

Menſch! wärſt du dieſes Namens dir bewußt!
Welch ſüßer Wohllaut ſchlief in deiner Bruſt,
Eh' deine Leidenſchaft, die wild empörte,
Das goldne Spiel leichtſinnig ſelbſt zerſtörte.
O ſchau' umher! ſucht um dich, über dir
Nicht Alles der Vollendung hohe Zier?
Im tadelloſen Plan, vor dir entfaltet,
Stehſt du allein unreif und mißgeſtaltet?
Selbſt das Verborgene ringt überall
Nach ſchönſter Form, die Perle, der Kryſtall;
Und alle Weſen ſiehſt du ſich verbinden,
Der ew'gen Kraft Geheimniß zu verkünden.
Es treten alle Kinder der Natur
Vor ihre Mutter hin, ihr von der Flur
Entgegen tragend die gereiften Früchte,
Mit ſtillem Dank, mit fröhlichem Geſichte;
Und der Zufrieden ſprießt früh oder ſpät
Da eine Ernt' empor, wo ſie geſä't.

Du nur, ihr liebſter Sohn, ſtehſt abgewandt,
Du nur bleibſt aus — Und ſank aus ihrer Hand
Nicht einſt auf dich ihr reichſtes Füllhorn nieder?
Nur, was ſie dir gab, findet ſie nicht wieder,
Erkennt ſie nimmer. Wie hat doch die Welt
So ſeinen Glanz getrübt! es ſo entſtellt!

O ſei vollkommen! Schlummert doch ein Kreis
Von Harmonien in dir! Auf dein Geheiß
Erwachen ſie! Welch' ſchöner Strahl entſprühte
Dem Auge, wenn dein Herz vor Freude glühte?
Wie Anmuth auf die Wangen ſich ergoß,
Wenn Milde ſanft durch deinen Buſen floß!
Kannſt du es dulden, daß mit Ungebühr
Gemeines und Vergängliches in dir
Die angeſtammte hohe Kraft dir lähme,
Und in dir das Unſterbliche beſchäme?

Sieh'! reichen nicht in ſeinem ſchönſten Glanz
Dir alle Weſen der Vollendung Kranz?
Gewunden nur für dich zum Heil und Segen.
Doch du ſtrebſt trotzig dieſer Huld entgegen;
Ohnmächtig folgſt du der Begierde Spur,
Verkehrſt den Zweck, die Wohlthat der Natur.
Des Lebens reichſte ſchönſte Fülle gab
Sie freundlich dir — du nöthigſt Tod ihr ab.

Wie? ſchärfte Neid und Haß am Vaterheerd
Das Eiſen nicht, das friedliche, zum Schwert?
Und hat das Gold Habſucht, die nimmer raſtet,
Nicht mit Verbrechen und mit Fluch belaſtet?
Ward nicht, unmäßigem Genuß ergeben,
Ward nicht der Lippe Gift des Weinſtocks Leben?

O ſei mein Daſeyn dir, Natur, geweiht!
Laß lernen mich von dir Genügſamkeit!
Gieb deinen ruh'gen Gleichmuth mir, Natur!
Treu hing ich ſtets an dir und deiner Spur.
Du, überwölbt vom blauen Himmelszelt,
Empfange mich, du ſtille Pflanzenwelt!
Beſtimme du mein Denken und mein Handeln!
Vernehm' ich nicht in dir der Gottheit Wandeln?
Ich ſchau' ihr Bild aus deinem klaren Spiegel.
Da ſchwingt der Geiſt mit unverſuchtem Flügel
Sich über Erdenluſt und Erdentand
Zur Heimath, in ſein himmliſch Vaterland.

Christenfreiheit.

Wer ist ein Freier? Der dem Erdenstaube
Sich kühn entringt! Frei macht allein der Glaube.
Wer ist ein Freier? Der die Bahn der Sünde
Verläßt, daß er sein ewig Heil begründe;
Der in des Reichthums Glanz, wie von der Bürde
Der Armuth hart gedrückt, die ächte Würde
Des Menschen wahrt, vor Leidenschaft sich hütet,
Nicht thut, was sie, nur was Vernunft gebietet;
Der, ungelockt von ihren Blumenbeeten,
Nicht wagt der Sünden Irrpfad zu betreten;
Der ungeschreckt von drohenden Gefahren,
Stets weiß den festen Glauben zu bewahren;
Der Trost schöpft aus dem ew'gen Born der Gnaden;
Der, wenn er Macht hat, sich doch scheut zu schaden;
Der schon erröthet, nur ein Sklav zu scheinen;
Der ohne Scheu Gott fürchtet und sonst Keinen;

Der ſicher der Verführung ſchlauen Netzen
In Armuth ſo entgeht, wie unter Schätzen;
Den ſeines eignen Herzens wahrer Adel
Verachten läßt der Thoren Lob und Tadel;
Und der kein höh'res Ziel erkennt im Leben,
Als nach dem Beifall Gottes nur zu ſtreben.
Das iſt der wahre Freie hier auf Erden,
Und würdig, Himmelsbürger einſt zu werden.

Werth der Zeit.

Wie die höchſte Luſt uns ſchnell entſchwindet,
Flüchtig wie das reinſte Erdenglück,
So enteilt die Zeit auch, und es bindet
Keine Macht den raſchen Augenblick.
Nur zu bald entſchwunden
Sind des Lebens Stunden,
Und die Reue ruft ſie nicht zurück.

Dennoch laſſen Tauſend ſich bethören
Vom Syrenenton der Sinnlichkeit,
Werfen, wenn ſie ihre Stimme hören,
Jenes edle Kleinod fort, die Zeit,
Ohne zu erwägen,
Daß kein Glück und Segen
Je Erſatz für das Verlorne beut.

Jene Freuden, die uns jetzt entzücken,
Uns so werth auf unſrem Erdenpfad,
Schwinden in den ernſten Augenblicken,
Wenn der Tod ſich unverhofft uns naht.
An des Grabes Rande
Graut uns vor dem Lande,
Das noch keines Wandrers Fuß betrat.

Da ergreift uns bange Furcht und Zagen,
Und das Herz im Buſen pocht und bebt.
Wird nicht dort die Ewigkeit uns fragen,
Wie wir hier gewandelt und gelebt?
Ob wir ſchon auf Erden,
Selig dort zu werden,
Treu und redlich unſer Heil erſtrebt?

Sterblicher! vom irdiſchen Gelage
Mußt du dich erheben wie ein Gaſt,
Und das Zeugniß wohlverwandter Tage,
Das iſt's, was du mitzunehmen haſt.
Traurig, wenn wir wüßten,
Daß wir ſagen müßten:
Ach, wir haben unſre Zeit verpraßt!

Nein! kein Tag ſoll ungenützt entſchwinden;
Vorbereitet ſoll auf jene Welt
Mich die letzte Lebensſtunde finden;
Wenn ſie naht, ſei auch mein Haus beſtellt,
Ehe noch, ermattet,
Mich die Nacht umſchattet,
Und mich unvermuthet überfällt.

Eitelkeit der Welt.

Was iſt, mit ihrem Tand und Schimmer,
Was iſt die Erdenwelt?
Ein glänzend Haus, das oft in Trümmer
Schon über Nacht zerfällt.

O wie vergänglich und wie flüchtig
Iſt, was das Herz erfreut!
O wie ſo eitel und ſo nichtig
Iſt Erdenſeligkeit!

Wie? gleicht ſie nicht dem kurzen Schlummer
Der unſer Auge deckt,
Bis uns, oft nur zu neuem Kummer,
Der Morgen wieder weckt?

Und wenn der Schlaf, dem Leide wehrend,
Uns abermals umhüllt,
Iſt er nicht, täglich wiederkehrend,
Des ernſten Todes Bild?

Wir mühn uns nutzlos und vergebens
Um Dinge ſonder Werth.
O welch ein Streit und Kampf des Lebens,
Der immer wiederkehrt!

Daß ihm die Zeit zu raſch enteile,
Hat mancher ſchon geſagt;
Indeſſen über Langeweile
Ein Andrer wieder klagt.

Luſt und Zerſtreuung nur ſoll gelten!
So ruft er oft ſich zu;
Erkauft wird ſie von ihm nicht ſelten
Mit ſeiner Seelenruh.

Wo iſt ein Freund, um ihn zu warnen?
Sein Will' iſt ihm Geſetz.
Der Leichtſinn hat, ihn zu umgarnen,
Schon ausgeſpannt ſein Netz.

Die Sinnlichkeit reicht ihm den Becher,
Er trinkt und ahnet nicht,
Daß in dem Innern ihm ein Rächer
Erwacht, den nichts beſticht.

Der innre Rächer heißt Gewiſſen;
Mit namenloſer Qual
Hat er ſchon manches Herz zerriſſen
In dieſem Erdenthal.

Nicht lange gönnt er, uns zu weiden
An jenem Hochgenuß.
Der Sinnlichkeit und ihren Freuden
Folgt ſchnell der Überdruß.

Das Herz, der Kopf fühlt eine Leere,
Die keine Luſt verſcheucht;
Indeß des Lebens Ernſt und Schwere
Uns troſtlos niederbeugt.

Trüb' iſt der Geiſt, der ſonſt ſo munter,
Laut murrt er wider Gott,
Und kaum verſchont ſogar mitunter
Das Heiligſte ſein Spott.

Wird ihm nur das, was glänzt und ſchimmert,
Das Irdiſche zu Theil,
So bleibt er gänzlich unbekümmert
Um ſeiner Seele Heil.

Die flücht'ge Lebenszeit verſchwindet,
Vollendet iſt der Pfad;
Und ach! unvorbereitet findet
Der Tod ihn, wenn er naht.

O Eitelkeit der Welt, die weiland
Mich lockte, fahre hin!
Laß leben mich in dir, mein Heiland,
Durch den ich ſelig bin!

Eitle Sorgen.

Wie doch so oft in ängstlich banger Weise
Der Sorgen Last den Sterblichen beschwert!
Ist nicht das Leben mehr werth denn die Speise?
Ist nicht der Leib mehr denn die Kleidung werth?

Läßt euer Vater ungenährt doch Keinen!
Seht unter'm Himmel dort die Vögelein!
Sie sä'n nicht, ernten nicht, und in die Scheunen
Trägt keins von ihnen sich sein Futter ein.

Seht doch die Lilien auf des Feldes Auen!
Arbeiten, spinnen sie? Und ist ihr Kleid,
Ihr weißes Kleid nicht glänzender zu schauen,
Als Salomo in seiner Herrlichkeit?

Kleingläub'ge, die die Sorge, ſich zu kleiden,
Die Sorg' um Trank und Speiſe raſtlos quält!
Nach allem ſolchen trachten nur die Heiden;
Weiß doch der Vater droben, was euch fehlt!

O laßt hinfort dies alles unbeachtet,
Und ſtöret nicht dadurch des Lebens Ruh.
Dafern ihr nach dem Reiche Gottes trachtet,
Fällt auch, was ihr bedürft, von ſelbſt euch zu.

Zufriedenheit.

Was Gott mir hat beſchieden,
Das nehm' ich hin in Frieden,
Ich weiß, daß es mir frommt;
Denn jede dieſer Spenden,
Die ich empfange, kommt
Aus treuen Vaterhänden.

Wie ſollt' ich drüber grübeln?
Sah ich nicht ſelbſt aus Übeln
Noch Heil für mich erblühn?
Und was mir Hoffnungsloſen
Anfangs wie Dornen ſchien,
War eine Flur voll Roſen.

Stets will ich, ohne Zagen,
Der Erde Leid ertragen,
Du giebſt mir Muth und Kraft!
Mich ſtärke der Gedanke
Im Sturm der Leidenſchaft,
Damit ich nimmer wanke.

Nicht Güter dieſer Erden
Laß mir zum Erbtheil werden;
Von deinem Licht erhellt,
Mit Weisheit ſie betrachten,
Die Eitelkeit der Welt
Als leeren Tand verachten.

Das Lebensziel hienieden,
Das du mir, Herr, beſchieden,
Verlängr' es oder nicht;
Doch nimmermehr verklage
Ob der verſäumten Pflicht
Mich einer meiner Tage.

In Demuth und beſcheiden
Ertrag' ich Gram und Leiden
Auf dieſer Erde hier;
Das ſüße Hoffnungsſehnen:
„Ich komme einſt zu dir!"
Stillt meines Jammers Thränen.

Verheiſsung.

Dem Frommen beut, nach kurzem Erdentraum,
Unſterblichkeit des ew'gen Lebens Baum;
Ihn ſchmückt der Unſchuld Kleid, ein weiß Gewand,
Und in dem Lebensbuch wird er genannt.
Sein Haupt umſtrahlt der ew'gen Sterne Licht;
Mit Jeſus richtet er im Weltgericht.

Dich Auferſtandener, der für uns ſtritt,
Der für uns duldete, und für uns litt,
Der frech verſpottet rings und hart verhöhnt,
Durch ſeinen Tod mit Gott uns ausgeſöhnt —
Dich flehen wir, o Herr und Heiland, an
Um Muth und Kraft, ſolch Loos einſt zu empfahn.

Der Ruheort.

Es giebt ein freundliches Plätzchen der Ruh,
Das tröſtet den Lebensmüden;
Da ſtillt ſich die Thräne, da weicht der Schmerz,
Und blutet an tauſend Wunden das Herz,
Dort iſt ihm ein Balſam beſchieden.

Wir kommen und müſſen einſt alle dahin;
Warum hört ſo mancher mit Beben
Ihn nennen den freundlichen Friedensort?
Es iſt nur der Name, das bloße Wort,
Das düſtere Schauer umſchweben.

O laßt euch nicht täuſchen durch nichtigen Wahn!
Der Ort iſt ein freundlicher Hafen,
Wo Schiffer, geſchleudert bald hin und bald her,
Nach irrender Fahrt auf dem Lebensmeer,
Die brauſenden Stürme verſchlafen.

Es iſt ein Plätzchen, da fühlt man ſich froh
Aus allen Gefahren errettet.
Da ſchlummern wir ſanft und für immer befreit
Von nagendem Kummer, von Gram und Leid,
Auf ruhigem Lager gebettet.

Balſamiſch erquickt uns der ſtärkende Schlaf,
Ihn ſcheuchen nicht irdiſche Sorgen;
Vor allem, was irgend des Sterblichen Herz
Gebeugt und erfüllt mit unendlichem Schmerz,
Sind wir dort für immer geborgen.

Und fragſt du, wie nennt ſich das Plätzchen der Ruh,
Beſtimmt für den Lebensmüden?
Das freundliche Plätzchen, es heißt das Grab.
Laß ruhen, o Pilger, den Wanderſtab!
Denn dort nur erwartet dich Frieden.

Und wähne nicht thöricht, in Moder und Staub,
Im Grabe für immer zu wohnen.
Horch! lauter umtönt ſchon der Himmliſchen Chor
Die Stille des Grabes; es iſt nur das Thor
Zu ſchöneren höheren Zonen.

Durch Dunkel zum Licht.

Warum bebt vor dem Tode die Natur?
Nicht die Gerechten, Sünder denken nur
Den Tod ſich als ein ſchauriges Gerippe.
Er naht, ein ſanfter, holder Genius,
Dem Erdenpilger, und mit Freundesgruß
Küßt er hinweg das Leben von der Lippe.

Wie ſchnell verrauſcht iſt uns der flücht'ge Traum
Des Erdendaſeyns, oft genoſſen kaum,
Wenn uns ſein Ende ſchon der Tod verkündet.
Verſchwunden ſind vor uns nun Raum und Zeit;
Das Feenſchloß der ew'gen Herrlichkeit
Schließt er uns freundlich auf, nickt und verſchwindet.

Sei mir gegrüßt, du ſeliges Gebiet,
Wo jeder Wahn, wo jede Täuſchung flieht,
Gegrüßt, du Reich der Tugend und der Wahrheit!
Dort ſteh' ich an des Lichtes ew'gem Quell,
Was früher Nacht umhüllte, ſeh' ich hell,
Und was mir dunkel, wandelt ſich in Klarheit.

An den Tod.

Wie? ich ſollte dir zürnen,
Dunkelwaltende Macht?
Zürnen, weil du der Liebe
Seligen Wahn zerſtörſt?
Weil du ſie löſeſt, der Freundſchaft
Zartgewundene Bande?
Trennt ſie das Schickſal nicht auch,
Und die ernſtgebietende
Allgewaltige Zeit?

Nein, ich zürne dir nicht,
Freundlicher ſtiller Geiſt,
Der du das müde, ſinkende Haupt,
Niedergebeugt von der laſtenden Sorge,
Ach! zu ſeligen, lieben Geſtirnen
Rettend emporhebſt!

Nein, ich zürne dir nicht!
Siehe, wie duftiger Morgennebel
Schwanden ſie flüchtig hin
Des Jünglings goldene Träume;
Und es ſollte mir grau'n,
Die Feſſeln des dumpfen,
Zwiſchen Morgen und Heut
Peinlich ſich windenden Lebens
Abzuſchütteln als Mann?

Sei mir willkommen, o Tod!
Wann und wie du auch nahen:
Ob mit Senſ' und Hippe,
Ob auch verhüllt im Leichentuch —
Oder als freundlicher Genius,
Der die Fackel des Lebens ſenkt.
Komm nur, o komm nur!
Unerſchrocken, mit ruhigem Blick,
Will ich dir ſchau'n ins ernſte Antlitz,
Still dir folgen zum fernen Lande,
Wo der Wandrer nicht wiederkehrt.

Des Vaters Gaben.

Drei Gaben hat dem Menſchenleben,
Zum Troſte für das arme Herz,
In welchem oftmals Freud' und Schmerz
Abwechſelnd innig ſich verweben,
Des ew'gen Vaters Huld gegeben.

Auf öden und verlaßnen Wegen
Durch's dunkle Thal der Erde tritt,
Begleitend uns auf jedem Schritt,
Die Hoffnung freundlich uns entgegen,
Als Troſt bei harten Schickſalsſchlägen.

Die ſüßen Bilder froher Tage,
Und irgend ein entferntes Glück
Zeigt täuſchend ſie dem trüben Blick,
Daß nicht in ſeiner Jammerklage
Der troſtlos Leidende verzage.

Doch ward ihm noch ein Freund geſendet,
Der ſeiner Lippe freundlich beut
Die Schale der Vergeſſenheit,
Und ihm, wenn nicht ſein Kummer endet,
Ein augenblicklich Labſal ſendet.

Das iſt der Schlaf; durch ihn gebunden,
Verſchwindet jedes trübe Bild;
Gleich einem Arzte heilt er mild,
Und wenn auch nur auf wenig Stunden,
Des Erdenſchmerzes tiefe Wunden.

Erſtickend ihn in ſeinem Keime,
Führt er uns aus der Erdenwelt,
Die unſern Blick gefeſſelt hält,
Weit in die ungemeßnen Räume
Der Phantaſie, in's Reich der Träume.

Ein dritter Freund ward uns geſendet:
Das iſt ſein Bruder, Tod genannt.
Beut er uns freundlich ſeine Hand,
Die mancher ungern faßt, ſo wendet
Sich alles Leid ſogleich und endet.

Die Hoffnung kann für immer fliehen,
Auch den erſehnten Schlaf verſcheucht
Der Sorge bange Qual vielleicht;
Befreiung von des Lebens Mühen
Wird uns nur durch den Tod verliehen.

Er, der auf allen Lebenswegen,
Ein ernſter Mahner, lauſchend weilt,
Bis er den Sterblichen ereilt;
Er führt, zu wahrem Heil und Segen,
Dem ew'gen Vater uns entgegen.

Der Mutter Traum.

Auf eine Wieſe führte mich wunderbar ein Traum.
Nicht war zu überſchauen ihr unermeßner Raum.
Da blühten viele Blumen, ſo zart von Farb' und Duft,
Und ſüße Töne hört' ich verhallen in der Luft.

Mein Blick hob von der Erde zum Himmel ſich empor.
Dort ſchien ſich zu eröffnen ein weites, goldnes Thor;
Wie eine Straße ſenkte der Glanz, der es umgab,
In tauſend lichten Strahlen zur Wieſe ſich hinab.

Mit Palmen in den Händen, in blendend weißem Kleid,
Sah ich zu einem Zuge viel Kinder dort gereiht.
Auf zarten Füßen ſchwebten ſie, wie im leichten Tanz,
Und ſchienen zu verſchwinden im lichten Strahlenglanz.

Von ihm, wie ſie, umfloſſen, weit hinter jener Schaar,
Ward ich, in gleicher Kleidung, ein Weſen noch gewahr.
Es ſchlich mit matten Schritten, ſchwer, ſchien es, war der Krug,
Den es mit beiden Händen erſchöpft und zitternd trug.

„Marie!“ rief ich freudig: „komm' an mein Mutterherz!
Was hab' ich nicht gelitten! wie namenloſen Schmerz!
Wie hab' ich oft mit Thränen benetzt dein frühes Grab!
Die ſchwarzen Männer ſenkten dich mitleidlos hinab.“

Und näher kam und näher das liebe Kind daher,
Und ſprach mit leiſer Stimme: „Der Krug iſt mir ſo ſchwer!
Sieh, er enthält die Thränen, die du um mich geweint,
Doch ruhig, liebe Mutter! bald werden wir vereint.“

Sie ſprach's und ich erwachte. Verſchwunden war mein Traum;
Ich fand erſtaunt mich wieder auf meines Lagers Raum.
Wenn oft in langen Nächten mein Auge troſtlos weint,
Hör' ich des Kindes Stimme: Bald werden wir vereint!

Des Kindes Klage.

Der Sommer naht, die ſchöne Zeit,
Auf die ich mich ſo lang gefreut;
Wie kommt's, daß ich ſo traurig bin? —
Wo iſt mein Bruder hin?

Wie könnt' ich froh und heiter ſeyn,
Da ich ſo einſam und allein,
So ganz verlaſſen bin! —
Wo iſt mein Bruder hin?

Ein ſchöner bunter Schmetterling,
Wie oftmals ſeine Hand ihn fing,
Iſt nun nicht mehr mein Ziel;
Ach! mich erfreut kein Spiel!

Die Blumen, die wir einſt geſät,
Gepflegt auf unſrem Gartenbeet,
Ich ſeh' ſie welken und verblüh'n —
Sie trauern wohl um ihn?

Wie lange hab' ich ihn vermißt!
Wie oft um ihn geweint! es iſt
Mir, Vater, gar ſo einſam hier;
O ruf' ihn her zu mir!

Daß ich es könnte! o mein Sohn!
Er hört nicht meiner Stimme Ton,
Er hört nicht ſeines Vaters Flehn —
Du wirſt ihn nimmer ſehn!

Es ſchwand ihm, wie ein flücht'ger Traum,
Sein Leben hin, nach kurzem Raum,
Schloß früh ſich ſeiner Tage Lauf;
Der Himmel nahm ihn auf!

Dort, wo die bunten Blumen blühn,
Da ſpielten wir! da ſeh' ich ihn!
Die ſchöne lange Sommerszeit!
Und er — entfernt ſo weit!

O wie mich das ſo tief betrübt!
Ich hab' ihn nicht genug geliebt,
Er wäre ſonſt gewiß noch hier,
Und ſpielte noch mit mir! —

Der Himmel liebt' ihn mehr als du,
Drum gönn' ihm freundlich ſeine Ruh,
Er blickt längſt über Tod und Grab
Verklärt auf dich herab.

O liebes Kind, nicht mehr geweint!
Du wirſt dereinſt mit ihm vereint.
Es zieht zu lichter Engel Chor
Dein Bruder dich empor!

Der Weihnachtsabend.

Des kleinen Zimmers Raum
Erhellten bunte Lichter;
Viel fröhliche Geſichter
Sah dort der Weihnachtsbaum.

Es war der Kinder Herz
Von Luſt und Freude trunken,
Der Vater nur verſunken
In namenloſen Schmerz.

Schon wichen ſtillem Gram
Die lauten Jammerklagen,
Daß ihm, vor wenig Tagen,
Der Tod die Gattin nahm.

Sorglos in Luſt und Scherz
Ergingen ſich die Kleinen,
Sahn nicht ſein ſtilles Weinen,
Nicht ſeinen tiefen Schmerz.

Er aber ſah, wie ſich,
Mit ſeinem Gram vereinend,
Eleonore weinend
Fort aus dem Zimmer ſchlich.

Sie war ſein ältſtes Kind,
In ſchönſter Jugendblüthe,
Voll reiner Herzensgüte,
Und liebevoll geſinnt.

Er blickt' ihr nach, und ging,
Und fand ſie in der Kammer
In namenloſem Jammer,
Und gab ihr ſeinen Ring.

Und ſprach: „Bleib gut, wie ſie,
Die dieſen Ring getragen,
Und meinen Lebenstagen
Das höchſte Glück verlieh.

„Noch blutet," fuhr er fort,
„Des Herzens tiefe Wunde.
Ich richt' in ernſter Stunde
An dich ein ernſtes Wort.

Verlaſſen und allein
Biſt du mir nur geblieben: —
Willſt du die Meinen lieben
Und ihnen Mutter ſeyn?" —

„Ja, Vater!" fiel ſie ein:
„Aus reinem Herzenstriebe
Will ich, mit Schweſterliebe,
Die treuſte Mutter ſeyn."

Vergänglichkeit.

Flüchtig iſt der Menſchen Leben,
Wie ſich Wellen ſanft erheben
Und im Ocean verſchweben.

In den Thälern, auf den Höhen,
In den Flüſſen, in den Seen,
Was da lebt, es muß vergehen.

Wieder dich zur Erde beugen
Mußt du, wie mit welken Zweigen
Sich des Baumes Äſte neigen.

Darum hoffe, duld' und trage!
Denk', es bringt vergang'ne Tage
Nie zurück der Wehmuth Klage.

Flüchtig iſt der Menſchen Leben;
Selbſt die Jugend ſieht mit Beben
Frühem Tod ſich hingegeben.

Wiederſehen.

Das Leben, oft genoſſen kaum,
Entſchwindet, wie ein flücht'ger Traum,
  Mit ſeinem Glanz und Schimmer,
Der uns dran feſſelte und band;
Es drückt uns wie ein Freund die Hand,
  Und ſcheidet dann für immer.

O ſenke nicht den trüben Blick
Troſtlos zu Boden, und erſchrick
  Nicht vor dem Worte: Scheiden!
Die Hoffnung fülle deine Bruſt:
Es harren deiner ew'ge Luſt
  Und nie geahnte Freuden.

Was Gott dir gab und wieder nahm,
Darüber beuge nicht der Gram,
So troſtlos dich danieder.
Und fühlſt du ſchwer dein Herz gepreßt,
Den ſchönen Glauben halte feſt:
Dort ſehen wir uns wieder!

In ihrem Arm ſchließt, lang beweint,
Die Mutter dort das Kind, der Freund
Den Freund, ſo gut und bieder;
Was längſt dem Tod verfiel, es lebt!
Von freudetrunknen Lippen bebt
Das Wort: Wir ſehn uns wieder!

Es ſchwingt hoch über Wahn und Trug
Der Glaube ſich in kühnem Flug
Mit himmliſchem Gefieder;
Und tröſtet freundlich, wenn der Tod
Manch theures Band zu löſen droht:
Dort ſehen wir uns wieder!

Die Gräber.

Wie halb umſchattet von des Kirchhofs Linden,
Und halb vom bleichen Mondenlicht erhellt,
Dort ſtill die Gräber ruhen! Sie verkünden
Den Eingang dir in eine beßre Welt.
Dort wird der nicht'ge Wahn, die Täuſchung ſchwinden,
Die hier dein Auge noch umſchleiert hält.
Was dir in Zweifeln tief verhüllt geweſen,
Das wirſt du hell und ſonnenklar dort leſen.

Wem harte Wunden das Geſchick geſchlagen,
Ihm beut das Grab ein freundliches Aſyl.
Wie oft ertönten ſeine bittern Klagen!
Dort finden ſie ihr längſt erſehntes Ziel.
Es endet dort, mit ſeinen Lebenstagen,
Sich auch des Glückes wechſelvolles Spiel;
Wir ſchlummern dort, befreit von allen Sorgen,
Entgegen unſrem Auferſtehungsmorgen.

Begierden, Wünſche, Leidenſchaften ſchlafen,
Die uns mit unſrem beſſern Selbſt entzweit;
Die wir ſo oft auf unſrem Wege trafen,
Begegnen uns nicht ferner, Gram und Leid.
So ſammeln Schiffe ſich im ruh'gen Hafen,
Die ein Orkan auf dem Meer zerſtreut,
Geſichert, in der blinden Wuth der Wellen,
An Felſenklippen brandend zu zerſchellen.

Wer ruht im Schatten jener dunkeln Bäume,
Genießt den wahren Frieden unbewußt.
O wie umfaſſen dort ſo enge Räume
Des wechſelvollen Lebens Schmerz und Luſt!
Entwürfe, Pläne, Hoffnungen und Träume,
Die einſt bewegt die arme Menſchenbruſt;
Raſtloſe Wünſche, die ſich nimmer ſtillten,
Und Zweifel, die der Wahrheit Licht verhüllten!

Nach ewig unabänderlichem Bunde,
Worin das Leben mit dem Tode ſteht,
Harrt meiner auch die feierliche Stunde,
Naht jener Augenblick, früh oder ſpät,
Wo dieſes Auge bricht, und meinem Munde
Das letzte Wort, der letzte Hauch entweht,
Wo meines Lebens Sonnenſtrahl für immer
Erliſcht, wie einer Lampe trüber Schimmer.

O täglich an des Lebens Pforte lauschen
Sehn wir den Tod, der seine Hand uns beut,
Und unter Freuden, die uns hier umrauschen,
Uns düster mahnt an die Vergänglichkeit.
Wir müssen dann der Erde Glanz vertauschen
Mit einem einfach weißen Leichenkleid;
Es zu verweigern darf selbst der nicht wagen,
Der hier auf Erden Purpur einst getragen.

Die Reichthum, Rang und Stand oft weit geschieden,
Sie alle macht der Tod einander gleich.
Ihr Schwerbeladenen, ihr Lebensmüden,
Der Retter kommt! er naht! o tröstet euch!
Er bringt ihn mit, den längst ersehnten Frieden,
Er führt auf kurze Zeit uns in sein Reich,
Bis sich, zu einem höhern Seyn beflügelt,
Der Geist im Meer der ew'gen Wonne spiegelt.

Bei dem Tode eines Kindes.

Leb' wohl! Nur kurze Zeit
Verweilteſt du auf Erden,
Ein Engel dort zu werden,
Von jedem Schmerz befreit.

Noch hatte kaum berührt
Dein Mund den Kelch der Leiden,
Als ſchon zu ew'gen Freuden
Dein Vater dich geführt.

Früh nahte dir der Tod;
Von ſeinem Arm umfangen,
Nahm er von deinen Wangen
Der Jugend friſches Roth.

Er führte dich zur Ruh.
Das Auge, das ſo freundlich
Uns oft gelacht, ſchloß feindlich
Der grimme Würger zu.

Ruh' aus in kühler Gruft,
Bis dich, dort ſtill geborgen,
Der Auferſtehungsmorgen
Zu neuer Wonne ruft.

Und wir, mit heißem Flehn,
Den Blick emporgehoben,
Wir träumen ſtill dort oben
Ein freudig Wiederſehn.

Grabesſtille.

Wie friedlich iſt des Grabes Stille,
Die, wenn das Leben wogt und drängt,
Nach abgeſtreifter Erdenhülle
Den müden Sterblichen empfängt!

Die Leidenſchaft, gewiegt in Schlummer,
Sie ſchweigt in jenem engen Haus,
Dort ruht von allem Leid und Kummer
Der Erdenpilger endlich aus.

Es hört an jenem ſtillen Orte
Der Sklav, der dort die Feſſeln bricht,
Nicht des Tyrannen rauhe Worte,
Und ſeine Geißel ſcheut er nicht.

Es iſt der Ort, um auszugleichen
Die Kluft, die in der Welt Gebiet
Den Armen traurig von dem Reichen,
Den Hohen von dem Niedern ſchied.

Sie alle ſind des Todes Beute,
Sie alle ſein gewiſſer Raub,
Die Haß auf Erden wild entzweite,
Vereint das Grab, miſcht ihren Staub.

Sie ſchlummern ruhig und geborgen,
Bis wieder aus der Todesgruft
Der Herr am Auferſtehungsmorgen
Vor ſeinen Richterſtuhl ſie ruft.

Grabgeſang.

Horch! die dumpfen Todesglocken hallen,
Und der Wehmuth heiße Thränen fallen
Auf den ernſten, ſchwarzumflorten Sarg;
Weil' in tiefer, feierlicher Stille,
Weil' Erinnerung bei dieſer Hülle,
Die der ſchönſten Seelen eine barg.

Sieh! da folgen dir, verklärter Schatten,
An der Hand des tiefbewegten Gatten,
Troſtlos weinend deine Kinder nach;
Folgt der Bruder, treue Schweſtern wallen
Hinter deiner Bahre, und von allen
Lippen tönt ein tief gefühltes Ach!

Fromm und ſtandhaft ihrem Gott ergeben,
Bot der nun Verklärten langes Leben
Freundlich dar ein ſchönes Muſterbild
Der Ergebung einer treuen Seele
In des Vaters ewige Befehle,
Die ſein dunkler Rathſchluß uns verhüllt.

Treu der hohen Himmelsvorſchrift: „Übe
Jeder allgemeine Menſchenliebe!“
Die der Heiland ſeinen Jüngern gab,
Kannte ſie des Mitleids ſüße Freuden,
Stillte gern des Dulders bange Leiden,
War dem Armen oftmals Troſt und Stab.

Stets gewohnt, das Gute zu verhüllen,
G'nügte der Entſchlummerten im Stillen
Das Bewußtſeyn einer guten That;
Und ſo wird der ſchöne Ruhm ſie ſchmücken,
Daß manch' Fremder mit gerührten Blicken
Überraſcht ſich ihrem Grabe naht.

Ruhe ſanft, beweint von tauſend Zähren,
Die dein theures Angedenken ehren,
Und den Platz, wo deine Hülle ruht;
An der ernſten, dunklen Todespforte,
Auf dem Grabſtein leſe man die Worte:
Friede ſei mit dir! denn du warſt gut!

Grabſchrift.

Gefühlvoll, anſpruchslos und ſanft und gut
War er, der unter dieſem Steine ruht.
Zwar fiel ihm früh ein trübes Erdenloos;
Doch bei des Schickſals Wechſel Gott vertrauend,
Auf ihn allein und ſeine Hülfe bauend,
Bewährte ſich ſein Glaube ſtark und groß.
Dem Irdiſchen entſchwang mit mächt'gem Flügel
Sich nun ſein Geiſt. Er hat ſein Ziel erreicht.
Der Freunde Thrän' an ſeinem Grabeshügel
Sagt: Schlummre ſanft! dir iſt die Erde leicht!

Deutſcher

Legendenſchatz

für

Schule und Haus.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Döring.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.

1840.

Vorwort.

Nach den mannigfachen Sammlungen von Romanzen und Balladen, welche die deutſche Literatur aufzuweiſen hat, ſcheint es kein zweckloſes und überflüſſiges Unternehmen, auch eine Auswahl von Legenden zu veranſtalten. Durch Darſtellung von Gefühlen, welche die Vergegenwärtigung von Individuen, Handlungen und Perſonen erregt, wirkt die Legende vorzugsweiſe auf das Gefühlsvermögen, aus dem einfachen Grunde, weil ihr Stoff größtentheils aus der religiöſen Mythologie entlehnt, und wenn derſelbe der chriſtlichen Religion angehört, auf kirchlichen Traditionen beruht. Treu ihrem eigenthümlichen Character, durch den ſie ſich von der Romanze und Ballade unterſcheidet, erſcheint die Legende daher — es ſei im ernſthaften oder im komiſchen Gewande — faſt immer als Vermittlerin wohlthuender Eindrücke auf das Gefühl. Denn ſie ſchildert entweder angebliche Wunder, von frommen Männern und Frauen unter Gottes Beiſtand vollbracht, oder Handlungen und Thatſachen, welche große Aufopferungen im Dienſte der Tugend fordern und die Seelenſtärke der Märtyrer verſinnlichen. Eben ſo oft aber liegt das Außerordentliche und Wunderbare der Legende blos in den Äußerungen eines geſteigerten ſittlich-religiöſen Gefühls.

In der vorliegenden Sammlung iſt die Anordnung ſo getroffen worden, daß das erſte und zweite Buch vorzugsweiſe legendenartige Stoffe umfaßt, die durch die kirchliche Tradition eine gewiſſe hiſtoriſche Beglaubigung erhalten, und in denen die handelnden Perſonen keine bloßen Geſchöpfe der Phantaſie des Dichters ſind. In den Stoffen, die der Herausgeber für das dritte Buch dieſer Legendenſammlung wählte, tritt das hiſtoriſche Intereſſe vor dem äſthetiſchen mehr zurück, und der Einbildungskraft des Poeten iſt ein weiterer Spielraum gegönnt in der Behandlung der mannigfachen Stoffe, die ſich dem Charakter der Legende nähern.

Die anſehnliche Namenreihe ausgezeichneter Dichter, die das Feld dieſer poetiſchen Gattung angebaut, wird, wie der Herausgeber hofft, ſeinem Werke beim erſten Anblick ein günſtiges Vertrauen erwecken. Es hätte leicht noch erweitert werden können. Bei einem größern Umfange würde jedoch die Sammlung weniger allgemeinen Eingang gefunden, und dadurch ihrer eigentlichen Beſtimmung „für Schule und Haus" minder entſprochen haben. Möchte ſie, in ihrer jetzigen Geſtalt, dieſe Beſtimmung vollkommen erreichen!

Jena, im Januar 1840.

Dr. Heinrich Döring.

Erſtes Buch.

St. Alban.

Der Biſchof Alban, fromm und gut,
Ein wack'rer Glaubensheld,
Hatt' bis in's Alter frohen Muth,
Und Freude zu der Welt.
Trägt ſeiner kleinen Jüngerſchaar
Die Chriſtuslehre hell und klar,
Mit Ernſt und Eifer vor;
Und weinet oft aus Freudigkeit,
Daß ſeine Lehre ſo gedeiht,
Kein Schäflein ſich verlor.

Da geht er einſt, von Silberhaar
Die heit're Stirn' umrollt,
Juſt als er neunzig Jahre war,
Noch wie ein Jüngling hold,
Am Sonntag früh zur Kirche hin,
Will Meſſ und Predigt halten d'rin,

Dankt unter Weges ſeinem Gott,
Daß er ihn aus ſo mancher Noth
Bis dahin treu geführt.
Und, in dem Herzen tief gerührt,
Kommt er zur Sakriſtei,
Und da er eintritt, ſtrömt herbei
Ein weicher, ſüßer, zarter Duft,
So wie vom Lilienbeet
Zur Abenddämm'rung weht,
Der füllt gewürzig rings die Luft,
Da wird's Sankt Alban um die Bruſt,
Als ſtröm' er aus in Himmelsluſt;
Doch vor die Menge tritt er hin,
Und ſpricht mit warmem Chriſtenſinn
Von Tugend und Unſterblichkeit.
Als er die Jünger recht erbaut,
Die Weltgedanken all' zerſtreut,
Sie Chriſto wieder angetraut:
Da ſpricht er Amen, ſegnet ſie,
Bevor er gehen will,
Die horchen gläubig auf und ſtill.

Doch ſchau'! Wer kommt allhie
Durch der Andächt'gen Mitten
Holdſelig hergeſchritten?
Ein Knäblein, lieblich von Geſtalt,
Geht zu Sankt Alban alſobald,
Der noch am Altar kniet.

Als er es freundlich kommen ſieht,
Mit weißen Lilien in der Hand,
Um's weiße Kleid blutrothes Band,
Verklärt ſich gar ſein Angeſicht,
Zumal als hold das Knäblein ſpricht:
„Komm, Alban! ſchleuß die Erdenbahn,
Haſt Gottes Willen treu gethan,
Du ſollſt im Himmelreich fortan
Mit deinem Meiſter leben!“

Da greift er nach den Lilien hin,
Und ſieht in demuthsvollem Sinn,
Wie Engel um ihn ſchweben.
„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin,
Zum Himmel ſteht allzeit mein Sinn!“
Das ſpricht er ſanft, ſein Auge bricht,
Sah fort nicht mehr des Tageslicht.

St. Ambroſius.

Wer Gutes thut, empfängt als Lohn
Nicht ſelten Tadel und Verdruß.
Erfuhr dies doch vor Zeiten ſchon
Der heilige Ambroſius,
Der, auf des Höchſten Wink und Rath,
Als treuer Knecht manch Wunder that,
Und oftmals ungeſtüm und hart
Vom Biſchof drob geſcholten ward.

Einſt, nach vollbrachtem Meßgebet,
Verließ den öden Zellengang
Der Heilige, und ſtrich noch ſpät,
Wie oftmals ſchon, die Stadt entlang.
Da ſcholl ein Ruf zu ſeinem Ohr:
Verwundert blickt er raſch empor,
Und ſieh! es glitt ein armer Tropf
Herab vom hohen Kirchthumsknopf.

Und überwältigt von dem Maß
Des Mitgefühls bei Andrer Noth,
Stand Sankt Ambroſius, vergaß
Des Biſchofs drohendes Gebot,
Der jüngſt noch, zornig und entflammt,
Als Wunderthäter ihn verdammt,
Und rief, indem er ſeinen Stab
Dreimal emporſchwang: „Komm herab!“

Und jener ſtand, mit leichtem Schwung,
Geſund auf ſeinen Füßen da,
Zu höchlicher Verwunderung
Der Menge, die dies Wunder ſah.
Doch ach! ſein Retter ahnte nicht,
Daß ſchon ein ſchadenfroher Wicht,
Der längſt ihm abhold war, im Flug
Die Wundermähr zum Biſchof trug.

Der, ſtreng und zornig, wie er war,
Fuhr wild den Übelthäter an,
Und äußerte, voll Wuth, ſogar
Ein Wort von Acht und Kirchenbann;
Doch milderte der Bitten Kraft
Dies Urtheil bis zur Kloſterhaft,
Vereint mit dürrem Faſtenmahl,
Worauf der Schuld'ge ſich empfahl.

Wie froh war unſer Wundermann,
Als er der dumpfen Zell' entflog!
Er ſchloß der muntern Schaar ſich an,
Die eben hin zur Kirmeß zog.
Der Biſchof ſelbſt, vom ſüßen Wein
Gelockt, beſtieg ſein Eſelein,
Ein Thier, das mit bedächt'gem Tritt
Bequem und ſicher vorwärts ſchritt.

Es brachte glücklich ihn an's Ziel,
Bis ſpät, nach manchem Flaſchenſieg,
Er endlich, müde vom Gewühl,
Sein Leibroß wiederum beſtieg,
Das trägen Schrittes vorwärts ging,
Indeß ſein Herr im Sattel hing,
Und bald, berauſcht vom Rebentrank,
In einen tiefen Schlummer ſank.

Doch auf der nahen Brücke Pfad
Stand ihm ein trübes Loos bevor.
Dort trieb ein mächtig Mühlenrad
In raſchem Schwung die Fluth empor;
Und ach! ſein Thier, das ſtets ſo treu
Sich ihm erwies, ward plötzlich ſcheu,
Und warf, wie einen Federball,
Den Reiter in der Wogen Schwall.

Der Schwimmer kämpfte, fortgerafft
Vom Strudel, mit Verzweiflungsmuth;
Doch es entwich der Arme Kraft
Beim Rudern durch die wilde Fluth;
Und da, im lauten Wogendrang,
Sein Ruf nach Hülfe dumpf verklang,
So blieb, in dieſer höchſten Noth,
Zuletzt kein Wunſch ihm, als der Tod.

Da plötzlich ließ das Brauſen nach,
Es ſtockt des Mühlwerks raſcher Lauf,
Und eine ſanfte Stimme ſprach
Das ſüße Troſtwort: „Komm herauf!“
Der Biſchof ſchwamm, mit neuem Muth,
Zur Brücke durch die ſtille Fluth,
Wo ſich ein Arm hinunterbog,
Und rettend ihn an's Ufer zog.

Wie beugt' ihn tief der Scham Gewicht,
Als — Sankt Ambroſius vor ihm ſtand!
Doch ſanft, mit lächelndem Geſicht,
Ergriff der Heil'ge ſeine Hand,
Und ſprach, als ihn des Biſchofs Lob
Bis zu den Sternen faſt erhob:
„Laßt das, und gönnet mir dafür
An euch ein ernſtes Wörtlein hier.

Mißdeutend Gottes Wink und Rath,
Peinigtet ihr, voll Leidenſchaft,
Was ich an eurem Nächſten that,
Mit Faſtenkoſt und ſtrenger Haft.
Denkt jetzt, Hochwürdiger, zurück
An euer eignes Mißgeſchick,
Und zürnt, wo Menſchenrath gebricht,
Der Wunderhülfe künftig nicht.“

St. Andreas.

Ein Biſchof, beliebt durch unſträfliches Leben,
War eifrig dem heil'gen Andreas ergeben,
Und fragte vor jeder bedenklichen That
Den hohen Gönner vertraulich um Rath.

Andreas war längſt ſchon gen Himmel gefahren,
Doch pflegt' er deshalb nicht die Antwort zu ſparen.
Er ſtellte ſich nächtlich als Traumgeſicht ein,
Und ſagte zur Sache ſein Ja oder Nein.

So ehrten und liebten die Männer ſich lange;
Dabei ward dem Fürſten der Finſterniß bange.
„Die frommen Vertrauten," ſprach er für ſich,
„Hohnlachen und rathſchlagen ſtets über mich!"

Er wünſchte das feindliche Bündniß zu ſtören,
Drum wollt' er den Biſchof zu Sünden bethören,
Und nahm, nach liſtig entworfenem Plan,
Die Zaubergeſtalt eines Mägdleins an.

Drauf wandelt' er hin zum biſchöflichen Hauſe,
Und machte dem forſchenden Pförtner die Klauſe:
„Ich bin eine Pilgerin, komme von fern,
Und bitt' um Gehör beim hochwürdigen Herrn.“

Der geiſtliche Vater, davon unterrichtet,
Hielt ſich zu ſchneller Gewährung verpflichtet.
Er ließ die Erſcheinung mit Freundlichkeit vor,
Und neigte zu ihrem Vortrag ſein Ohr.

„Ich bin aus Fürſtengeblüt' entſprungen,
Doch hab' ich ſchon hart mit dem Schickſal gerungen;
Mein Vater, ein wilder, eiſerner Mann,
Mißhandelte mich wie ein grimmer Tyrann.

Er wollte mich einem Prinzen vermählen,
Und machte viel Anſtalt in Zimmern und Sälen.
Ich fiel ihm zu Füßen, ich jammerte laut:
Mein gnädigſter Vater, ich bin ſchon Braut!

Er rollte die Augen, wie feurige Räder,
Ergriff ſein Schwert, zog haſtig vom Leder,
Und fragte mich donnernd: Aus welchem Stamm
Entſproß dein heimlicher Bräutigam?

Nicht noth iſt's, ſprach ich, daß ihr ſo tobet!
Ich habe mich unſerm Herrn Chriſtus verlobet. —
Da lacht' er, daß es die Burg durchſcholl,
Und brüllte ſchreckhaft mich an: Du biſt toll!

Er nahm mich mit eignen Händen gefangen,
Warf mich in's Verließ zu Kröten und Schlangen,
Band mich mit Feſſeln und ſpottete mein:
Nun mag dein Geſpons, wenn er kann, dich befrei'n! —

Ich flehte zum Heiland, mich gnädig zu retten:
Und ſiehe, wie Zunder zerſtoben die Ketten,
Die Pforte ſprang auf, die Scharwache ſchlief,
Es krähte kein Hahn, als ich eilig entlief.

Ich fragte mich nun: welchen Weg willſt du nehmen?
Da ſchwebte vor mir ein Gebild, wie ein Schemen,
Und ſeine Stimme, wie Harfengetön,
Befahl mir, zu euch, Herr Biſchof, zu gehn.

So bin ich denn hier, mit demüthiger Bitte:
Gewähret mir das Glück einer Einſiedlerhütte,
Um drin, geſchieden vom Weltgewühl,
Dem Heiland zu dienen bis an mein Ziel." —

Dem Biſchof floß, bei der traurigen Mähre,
Vom Angeſichte des Mitleids Zähre,
„Prinzeſſin,“ ſprach er, „habt freudigen Muth,
Und rechnet auf Schutz und geiſtliche Hut!

Wir wollen die Sache nach Tiſch überlegen;
Jetzt mahnt uns die Glocke, des Leibes zu pflegen.
Er fodert auf Reiſen gern ſeine Gebühr,
Drum laßt euch's gefallen, und ſpeiſet mit mir!“

„Ach nein!“ ſprach die Jungfrau, und ſenkte die Augen:
„Da würde die Schmähſucht viel Gift daraus ſaugen!
Ihr kämet dadurch in ein ſchlimmes Gerücht,
Das oft der Verleumder vom Zaune bricht.“

Sanft lächelte jener: „In meinen Jahren
Iſt ſolcher Leumund nicht mehr zu befahren.
Wir ſpeiſen, mein Töchterchen, auch nicht allein,
Und meiden ſo völlig den böſen Schein.“

Nun ließ ſich von ihm, ohne weiteres Zieren,
Die ſittſame Jungfrau zur Tafel führen.
Zwölf geiſtliche Herren, geladen zum Mahl,
Begrüßten ſie höflich im Speiſeſaal.

Dem Biſchof gefiel's, nach geordneten Plätzen,
Sich neben die blühende Fürſtin zu ſetzen,
Und Blick auf Blick in ihr Roſengeſicht
Verwehrt' er, wie billig, den Augen nicht.

Sie blieben, gefeſſelt von Luſt und Verlangen,
Bald ganz, wie Vögel an Leimruthen, hangen;
Denn Satanas heyte mit jeglichem Nu
Mehr Schminke und Glanz ſeiner Schönheit hinzu.

Da wurde dem Biſchof gar ſeltſam zu Muthe,
Er fühlte, daß Amor noch nicht in ihm ruhte:
Es brannt' ihm wie Neſſeln hin über den Leib,
Und glühend begehrt' er das reizende Weib.

Kaum aber ſchweiften des Greiſes Gedanken
So weit aus der Zucht und Ehrbarkeit Schranken,
Da ſchreckten ihn donnernde Schläg' an ſein Thor
Urplötzlich aus läſſernen Träumen empor.

Es ließ ſich ein Pilgrim ſo ſtürmiſch vernehmen,
Und war nicht durch Ruhegebote zu zähmen.
Hartnäckig verſchweigend, von wannen er ſei,
Verlangt er zum Biſchof mit Lärm und Geſchrei.

Das meldet' ein Diener im Tafelgemache.
„Ei!“ ſagte ſein Herr, „welch' dringende Sache!
Verehrte Prinzeſſin, erlaubt ihr es mir,
So hör' ich des Fremdlings Beſuch gleich hier.“ —

„Herr Biſchof, es ziemet mir nicht, zu gebieten,
Doch mögen wir ſorgſam vor Ärger uns hüten.
Der Fremde bedünkt mich ein heftiger Mann,
Der Rohheit uns bitter beleidigen kann.

Drum leget durch eine ſinnreiche Frage
Zuvor ſeinen Geiſt auf die prüfende Wage!
Verfehlt er die Antwort, ſo iſt er nicht werth,
Daß euer Antlitz ſich hold zu ihm kehret.“ —

Beifällig nickten die Tafelgenoſſen,
Und ſtracks ward die Prüfung des Pilgrims beſchloſſen.
Nur Schade, daß niemand am Tiſch ſich befand,
Der ſinnreiche Fragen zu bilden verſtand.

„Was wollen wir uns die Köpfe zerbrechen?
Begann zu den Herren der Biſchof zu ſprechen.
Es hat ein weiblicher Salomo hier,
Der künſtelt ein Räthſel geſchickter als wir.

„Ihr ſcherzt," ſprach das Fräulein, „doch will ich es wagen.
So mag denn der redende Pilger uns ſagen,
Wie groß zwiſchen Himmel und Weltgebäu,
Auf's Härlein gemeſſen, der Luftraum ſei."

Hoch rühmte man ſchmeichelnd die Weisheit der Worte,
Und ſandte damit den Diener zur Pforte.
Den Fremdling erſchreckte die Aufgabe nicht;
Zum Lächeln verzog ſich ſein ernſtes Geſicht.

„Geh'," rief er, „und ſage dem Schöpfer der Frage:
Er brächte die Antwort am beſten zu Tage;
Er habe, geſtürzt in des Abgrundes Nacht,
Die Reiſe vom Himmel zur Erde gemacht." —

Kaum konnte der Diener ſein Schrecken bezwingen,
Und ſtammelnd die Botſchaft zur Tafel bringen.
Der Biſchof und ſeine Geſellſchafter ſahn
Mit bleichen Geſichtern einander an.

Doch Jener ſprühte die hölliſche Kohle,
Und ſprang mit Pferdefüßen vom Stuhle.
Bockshörner ſtießen das Häubchen empor;
Ein Kuhſchwanz brach aus dem Kleide hervor.

Greifsklauen wurden die Lilienhände,
Und so, unter Beben und Krachen der Wände,
Verschwand der Gast, sonder Abschied und Dank,
Mit unerträglichem Teufelsgestank.

Die Nase verhüllten die geistlichen Zecher,
Und flohen mit Grausen vom lieblichen Becher.
Fort stürzten sie durch des Pallastes Thor,
Wo sich, wie ein Nebel, der Pilgrim verlor.

Der Bischof begann vor Schrecken zu kranken,
Und schlich auf sein Lager in düstern Gedanken;
Doch freudige Schauer durchzitterten ihn,
Als Freund Andreas bei Nacht ihm erschien.

„Ich sah dich," sprach er, „vom Teufel umgarnen,
Da kam ich in Pilgerstalt, dich zu warnen.
Wer Freunden Achtung und Liebe weiht,
Der erntet Früchte der Dankbarkeit.

D. A. G. Langbein.

St. Antonius.

Antonius ging einſt über Feld,
Als ſich ein Bäuerlein zu ihm geſellt:
„Erlaube mir, daß ich dieſen Tag
An deiner Seite wandeln mag,
Und willſt du ferner mich bei dir leiden,
So möcht' ich nimmer von hinnen ſcheiden.“

Zu ſolchem Wort einfältiglich
Ergötzte daß der Heilige ſich;
Und beide wandelten nun fort,
Bis ſie erreichten den nächſten Ort.
Da hörten ſie, von zweien Seiten,
Hier Cymbelklang, dort Glockenläuten,
Und ſahn bald in dem einen Haus
Viel Gäſte verſammelt zum Hochzeitſchmaus;
Im andern aber ward, mit Klagen,
So eben ein Todter hinausgetragen.

Antonius wandte zum Orte ſich ſchnell,
Von wannen der Chorgeſang tönte hell,
Das Bäuerlein aber verſetzte: „Lieber!
Ich will halt ein wenig zur Hochzeit hinüber.“
Und lief ſodann, ohne weiteres Wort
Spornſtreichs von ſeinem Begleiter fort.

Den Heiligen es ſchier verdroß,
Daß ihn verließ ſein Reiſegenoß;
Schritt aber ſeines Wegs fürbaß,
Bis er zum Sterbehaus kommen was:
Ließ den Sarg mit den Trägern halten,
Und zur Verwundrung von Jungen und Alten,
Da er mit brünſtigem Gebet
An der Bahre zum Herren flehe,
Plötzlich der Deckel ſich erhebt,
Und der Todte, er regt ſich, er lebt!

Und Alle, ſo dies Schauſpiel ſahn,
Lobten und prieſen den Wundermann,
Und von den Eltern und Verwandten,
Und allen, die irgend den Todten kannten,
Ward Antonio viel Lob gezollt.
Sie drangen ihm auf einen Beutel mit Gold;
Mußte ſich, wollt' er ihn Anfangs nicht nehmen,
Doch am Ende dazu bequemen.
Solchergeſtalt, mit fröhlichen Sinnen,
Schritt Sanct Antonius von hinnen.

Und auf dem Wege fiel ihm ein:
Was macht wohl der Geſelle dein? —
Da ſah er plötzlich einen Haufen
Von Leuten verwirrt zuſammenlaufen.
Und wie Antonius näher ſpaziert,
Da bringen ſie den Bauer geführt:

Dem war die Stirne blutig und wund,
Konnte vor Schmerz kaum öffnen den Mund.
Sprach Antonius zu den Leuten:
„Saget an, was soll das bedeuten?“
Sie meldeten ihm, wie das Bäuerlein
Sich habe berauſcht in ſüßem Wein,
Wie's drauf gar böslich Gezänk vollführt,
Die Hochzeitgäſte ringsum ſchimpfirt,
Und wie es am Ende dahin gekommen,
Daß es ſo ſchmählich Schaden genommen.

Der Heilige ſah den Geſellen an;
Bekümmerten Herzens er ſo begann:
„Wärſt du für immer bei mir blieben,
Dürfteſt du jetzt dich nicht betrüben.
Deine Noth, ſie ſchmerzet mich ſehr;
Nimm dir's aber zur Warnung und Lehr:
Folge nicht ferner eignem Gelüſt,
Dieweil du nicht Herre über dich biſt.
Wer nicht feſt ſteht auf eigenen Füßen,
Thut gar wohl, ſich an Andre zu ſchließen.

H. Döring.

St. Arſenius.

Arſenius hört eine Stimme rufen:
„Komm, und ich will der Menſchen Thun dir zeigen!“

Der Klausner ging hinaus zum erſten Mal,
Und einen Mohren ſah er, welcher emſig
Holzhackend, einen ſchweren Bündel häufte,
Und da er ihn zu heben nicht vermochte,
Ihn immerfort mit neuen Scheitern mehrte.

Der Klausner ging hinaus zum andern Mal,
Und einen Menſchen ſah er, welcher Waſſer
Aus einem Teich in eine löchrichte
Ziſterne goß; verloren war die Mühe.
Das Waſſer floß zurück; der Teich blieb immer
Gefüllt, und immer die Ziſterne leer.

Der Klausner ging hinaus zum dritten Mal,
Und ſah geſtreckten Laufs zwei trotz'ge Reiter
Mit in die Queer gelegten ſtarken Balken
Anſprengen gegen eines Tempels Thor.
Umſonſt, anrennend mit den Balken, prallten
Sie ſtets zurück, und blieben ewig draußen.

Da ſprach Arſenius: „Herr, deute mir
Was ich geſeh'n!“ Und dieſes war die Deutung:

Der Mohr, der immerfort ſein Bündel häuft,
Das iſt der Menſch, der manche Sünde that,
Und, weil er ſolche abzuthun verzweifelt,
Die alte Sünde ſtets mit neuer häuft.

Der Thor, der Waſſer ſchöpft, wie in ein Sieb,
Das iſt der Menſch, der Gutes thut, doch immer
Dazwiſchen mehr des Böſen. Müh' und Arbeit
Und auch des Guten Frucht verliert ein ſolcher.

Die tollen Reiter, die mit Unverſtand
Das Thor zu ſprengen meinen, daß ſind die,
Die mit Gewalt und Übermuth die Burg
Des Himmels zu erſtürmen droh'n. Umſonſt!
Es öffnet ſich das diamant'ne Thor
Der Demuth nur, dem Glauben und der Liebe.

L. A. Kofegarten.

St. Auguſtin.

Es ging einmal Sanct Auguſtin
Am Meergeſtade her und hin;
Das Weſen Gottes, unſer's Herrn,
Wollt' er erforſchen gar zu gern,
Und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelſpruch,
D'rum ſchien die Sach' ihm gar nicht ſchwer;
So wallt er ſinnend hin und her,
Und meint wohl ſchon, in eitlem Wahn,
Ihm ſei der Himmel aufgethan.
Auf einmal wird ſein Aug' gewahr
Ein Knäblein, ſchön und wunderbar;
Es macht ein Grüblein in den Sand,
Und bückt ſich dann hinab am Strand,
Und ſchöpft vom Meer das Waſſer d'rein,
Mit einer Muſchel weiß und fein.

„Du lieber Knab'! was machſt du da?"
Fragt Auguſtin. „Du ſiehſt es ja,
Zum Zeitvertreibe faſſ' ich mir
Die See in dieſes Grüblein hier."
Der Heil'ge lächelt: „Dieſes Spiel,
Mein Kind! es bringt dich nicht zum Ziel."
„Ei," ſagt der Knab', „wer das nicht kann,
Der bleibe hübſch auf ſeiner Bahn.
Viel iſt dem Herzen offenbar,
Doch wird es dem Verſtand nicht klar."
Und flugs, da ſchießt ein Flügelpaar
Den Knaben an, und wie der Aar
Schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge ſchaut ihm nach, und ſpricht:
„Der Knab' hat recht, des Menſchen Sinn
Kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
Der weiß vom lieben Gott genug."

St. Barbara.

Es war die heil'ge Barbara
Ein Kind in Nikomedia,
Die Eltern blinde Heiden;
Allein des Mägdleins reine Brunſt
Vom Himmel ſich erwarb die Gunſt,
In Chriſti Licht zu weiden.

Sie bat den Vater: „O erlaubt,
Daß ich zu jeder Zeit um's Haupt
Darf haben einen Schleier.
Und gebt mir auch ein Kämmerlein,
Wo ich darf ſeyn für mich allein.“
Dort hielt ſie ihre Feier.

Ihr Vater war reich überaus;
Da ließ er einſt in ſeinem Haus
Ein Badehaus ſich bauen.
Und als er eben war verreiſt,
Da trieb die Jungfrau an der Geiſt,
Das Badhaus zu beſchauen.

Sie ſahe die Werkleute drein,
Die wollten in die Wand hinein
Machen der Fenſter zweie.
Den Meiſter rief ſie gleich herbei,
Und ſprach: „Ihr macht der Fenſter drei!“
Und jene machten dreie.

Dann trat ſie hin, allwo zu ſchau'n
War, ſchön in Marmor ausgehau'n,
Ein groſſes Waſſerbecken,
Viel heidniſch Bildwerk rings am Rand;
Sie rührt es an mit ihrer Hand,
Die Leute ſahn's mit Schrecken.

Wie mit der Hand ſie drüber fuhr,
War von dem Bildwerk keine Spur
Geblieben an der Stätte;
Drauf grub ſie in den harten Stein
Ein Kreuz mit ihrem Finger ein,
Als ob's der Meiſter thäte.

Dann ging ſie hin, wo in dem Saal
Stand der Hausgötter große Zahl,
Und faßte einen Hammer,
Schlug, bis die Götzen allzugleich
Zerbrachen von des Hammers Streich,
Und ging in ihre Kammer.

Als nun zu Haus der Vater kam,
Den ſeltſamen Bericht vernahm,
Ließ er die Tochter bringen,
Und ſprach: „Steh' Rede, wenn du kannſt,
Was du in tollem Sinn begannſt,
Was ſoll's mit dieſen Dingen?

Warum anſtatt der Fenſter zwei
Haſt du beſtellt zu machen drei?
Warum des Kreuzes Zeichen
Haſt du gegraben in den Stein?
Warum haſt du die Götter mein
Gefällt mit deinen Streichen?“

Da ſprach die Jungfrau unverzagt:
„Alſo hat mir der Geiſt geſagt
Des Gottes, dem ich diene;
Und die Bedeutung ſag' ich dir
Von dem, was ich gethan allhier,
Daß Gottes Macht erſchiene.

Zuerſt macht' ich der Fenſter drei,
Daß es ein Bild der Gottheit ſei
In ihren drei Perſonen;
Die heilige Dreifaltigkeit,
Wo ſie nicht Licht dem Haus verleiht,
Muß es im Dunkeln wohnen.

Auf's Waſſerbecken auch ſodann,
Worin der Sünde Quell ſonſt rann,
Um Tod daraus zu kaufen,
Macht' ich das Kreuz, durch deſſen Kraft
Das Waſſer jetzund Leben ſchafft,
Dem, der ſich läſſet taufen.

Zuletzt, daß ich mit meiner Hand
Die ſteinern Götter überwand,
Iſt dir Beweis gegeben,
Daß ſie nicht Stein ſind, ſondern Koth,
Daß ſie nicht leben, ſondern todt,
Und Chriſt nur iſt am Leben.

So hab' ich nun, o Vater, hier
Gegeben offne Kunde dir
Von dem, was ich begonnen;
Du ſiehe zu, und ſei bedacht,
Ob du willſt bleiben in der Nacht,
Ob ſchaun mit mir die Sonnen.

Ich ſeh's an deinem Angeſicht,
Aus dem der Zorn in Flammen bricht,
Du willſt mich fahn und ſchnüren.
Hier haſt du meinen Schlei'r zur Schnur!
Zerriſſen iſt er, — eilt, mich nur
Zur Paſſion zu führen."

St. Schütze.

St. Cäcilia.

Bei'm erſten Gruß der roſ'gen Morgenfrühen
Erhebt die Reine ſich vom Bett vom Moos,
Heut' ſoll die Myrthe bräutlich ſie umblühen,
Heut' fällt das ernſte, das gewicht'ge Loos;
O, ahnungsvollen, bangen Herzens Glühen,
O, Luſt und Pein, ſo ſelig, tief und groß!
Dem Liebſten gibt ſie ſich mit theuren Eiden,
Und Liebe ſelbſt ſoll ſie von Liebe ſcheiden!

Noch glüht Erinn'rung in der Bruſt, der Stunde,
Wo Blick an Blick und Seel' an Seele hing,
Wo ſie den Schwur von ſeinem holden Munde,
Den ſanften Druck der Heldenhand empfing,
Und Harmonien klangen in der Runde,
Die Schöpfung tönt, von Gluth und Klang ein Ring;
Es ſchmolz die Liebe Herz in Herz zuſammen,
Und, ach! ſie muß darum ſich ſelbſt verdammen.

Als zartes Kind hat ſie den Eid geſchworen,
Dem Himmel ſich als reine Magd zu weih'n,
Auf Erden iſt dem Liebſten ſie verloren,
Nach Oben muß ihr Blick gerichtet ſeyn.
„Du Einz'ger," ruft ſie, „den mein Herz erloren,
O, zürne nicht, iſt meine Seele dein;
Nicht lieb' ich dich mit dürft'gen Erdentrieben,
Nein, wie die Engel ſich im Himmel lieben!

Der Sehnſucht iſt ihr ſüßes Ziel gewonnen,
Wo du mir ſtrahlſt in deiner Heldenpracht,
Wo du nur biſt, da leuchten Frühlingsſonnen,
Wo du nicht biſt, wohnt öde, bange Nacht,
Dein Aug' iſt Inbegriff all' meiner Wonnen,
Nichts hat Natur ſo ſchön als dich erdacht,
Und daß dem Werk nicht ſeine Krone fehle,
Iſt, wie der Wohnſitz, herrlich deine Seele!

Muß aller Erde Glück und Freude wanken,
So wankt doch nicht ein edel, treu' Gemüth,
Durch alle Räume ſchweifen die Gedanken
Zum Paradies, wo all' ihr Leben blüht.
Die Seele ſchwingt ſich über Erdenſchranken
Zum fernen Port, vom Sehnſuchtfeu'r durchglüht,
Aus dufterfüllten, reinen Opferguthen
Wogt Lieb' als Phönix durch des Himmels Fluthen!"

Cäcilia ſpricht's und neigt ſich betend nieder,
Daß ſie des Himmels Beiſtand ſich erfleht,
Und ſtill wird es in ihrer Seele wieder,
Und wie nach Stürmen lindes Säuſeln weht,
Rauſcht's um ſie her, wie wogendes Gefieder,
Sie blickt empor, und lächelnd vor ihr ſteht
Ein Engelsbild, aus Duft und Licht gewoben,
Das deutend winket mit der Hand nach Oben.

O, welch' ein Glanz will ihren Blick begrüßen!
Sie ſieht ſich ſelbſt vereint mit Valerian,
Die Erde liegt, wie Staub, zu ihren Füßen,
Mit Palmen ſtreuen Engel ihre Bahn,
Und Töne wogen, ſo in Duft zerfließen,
Roſen und Lilien ſprießen himmelan,
Und wie ſie hinſtarrt, ganz vom Glanze trunken,
Iſt Alles wieder in die Nacht verſunken.

Doch eine Lilie blühet ihr zur Seite,
Die hauchet noch umher den Himmelsduft,
Und noch ertönt in ungemeſſner Weite
Der Engelsgrüße Nachklang durch die Luft;
Sie fühlt den Buſen heil vom innern Streite,
Hört nur die Stimme, die zum Himmel ruft;
Und ganz erfüllt von ſeligem Entzücken,
Eilt ſie, zur Hochzeitfeier ſich zu ſchmücken.

Wen je in glüh'nder Andacht Sehnſuchtträumen
Ein Bild begrüßte, aller Anmuth reich,
Sanft niederſchwebend, aus des Äthers Räumen,
Muſik und Farbe, Licht und Klang zugleich.
Nicht lockend, wie aus wilder Wogen Schäumen
Idalia begrüßt ihr ſklaviſch Reich,
Rein, keuſch und hold, wie eines Engels Denken,
Mit Himmelsglanz den bangen Blick zu tränken.

Wer je dich ſah, Cäcilia, im Bilde,
Die Saiten rührend mit der zarten Hand,
Die Lilie neben dir, vom Lichtgefilde,
In Duft und Unſchuld deinem Seyn verwandt,
Dein Glanz, wie Frühlingshauch der Liebe, milde
Wie Thaugewölk um Mondlicht dein Gewand,
Den Blick geſenkt, den Roſenmund geſchloſſen,
Und heller Engel Huld auf dich ergoſſen. —

Wer je dich ſah, der ſah kein irdiſch Weſen,
Du lebeſt in ihm fort als Melodie,
Ein Sphärenglanz iſt ihm dein Licht geweſen,
Ein Inbegriff der höchſten Harmonie,
Wer dich erblickt, der muß vom Schmerz geneſen,
Wer dich nicht ſah, der ſah die Anmuth nie,
Wer dich erblickt, dem hat ein Blitz erhellt
Die dunkle Ahnung ſeiner Liebeswelt!

Helmine v. Chezy.

St. Chriſtoph.

Offerus war ein Lanzenknecht,
Ein Heid' aus Kanaans Geſchlecht;
Hätt' einen Leichnam von zwölf Ehlen,
Thät nicht gern gehorchen, lieber befehlen.

Er kümmert ſich nicht ſehr darum,
Was Andre ſchelten grad' und krumm,
Dacht' nur an Balgen, Stechen und Raufen,
Wollt' nur dem Größten die Haut verkaufen.

Und als er vernahm, in dieſer Zeit
Sei der Kaiſer das Haupt der Chriſtenheit,
Sprach er: „Herr Kaiſer, wollt ihr mich haben?
Keinem Kleinern mag ich das Herz drum laben!“

Der Kaiſer ſah an die Simſonsgeſtalt,
Die Hünenbruſt und der Fäuſte Gewalt,
Und ſprach: „Willſt du zu ewigen Zeiten
Mir dienen, Offere, ſo kann ich's leiden.“

Alsbald erwiedert der grobe Geſell:
„Mit ewigem Dienen geht's nicht ſo ſchnell;
Doch ſo lang' ich bin unter euren Hatſchiren,
Soll euch keiner in Oſt und Weſt turbiren!“

Drauf zog er mit dem Kaiſer durch's ganze Land,
Welcher an ihm ein groß Gefallen fand;
Alle Kriegsleut, beim Handgemeng, wie beim Becher,
Gegen Offerum waren nur arme Schächer.

Und der Kaiſer auch einen Harfner hätt',
Der ſang von früh Morgens bis zu Bett,
Und war der Kaiſer matt vom Marſchiren,
So mußte der Spielmann die Saiten rühren.

Und einſt ging die Sonne zu Rüſte bald,
Da ſchlug man die Zelte vor einen Wald;
Der Kaiſer thät wacker trinken und ſchlingen,
Einen luſtigen Schwank mußte der Spielmann ſingen.

Und dieweil der Spielmann des Böſen gedacht,
Hat der Kaiſer vor die Stirn ein Kreuzlein gemacht;
Spricht laut Offerus zu ſeinen Genoſſen:
„Ei ſagt, was treibt heut der Herr für Poſſen?“

Da ſpricht der Kaiſer: „Offere, hör' an,
Ich hab's wegen des böſen Feindes gethan;
Der ſoll mit mächtigem Wüthen und Brauſen
In dieſem verzauberten Wald oft hauſen!“

Das bedünkte Offero wunderbar;
Spricht zu dem Kaiſer trotzig: „Fürwahr,
Ich hab' ein Gelüſt nach Keulern und Hirſchen,
Ei, laſſet in dieſem Walde uns birſchen!“

Der Kaiſer ſpricht ſänftlich: „Offere, nein!
Das Jagen in dieſem Walde laß ſeyn;
Denn wenn du ſuchſt für den Wanſt einen Braten,
Könnte der Feind deiner Seele ſchaden.“

Da ziehet Offerus ein ſchiefes Maul,
Und ſpricht: „Herr Kaiſer, die Fiſche ſind faul;
Thut Eure Hoheit vor'm Teufel erbeben,
So will ich dem gröſsern Herrn mich ergeben.“

Fordert gelaſſen drauf ſeinen Zehrpfennig und Lohn,
Und wandert ohne langes Valet davon;
Zieht luſtig fort und ohn' alles Säumen
Mitten in den Wald nach den dickſten Bäumen.

Im Walde, auf wilder Haide, war
Von ſchwarzen Schlacken ein Teufelsaltar.
Drauf ſchimmerten bleiche Menſchengebeine
Und Pferdegerippe im Mondenſcheine.

Doch läſst Offerus ſich drob nicht grau'n,
Thut gemächlich die Schädel und Knochen beſchau'n,
Ruft dreimal mit lauter Stimme den Argen,
Und ſetzt ſich dann nieder, und fängt an zu ſchnarchen.

Doch als nun erſchienen die Mitternacht,
Bedünkt's ihm, als ob die Erde kracht;
Er ſieht auf einem kohlpechſchwarzen Roſſe
Einen mohriſchen Ritter mit groſsem Troſſe.

Der gebeut den Andern, fürder zu ziehn,
Und reitet mit groſser Gewalt auf ihn,
Will ihn durch groſse Verheiſsung verbinden;
Doch Offerus ſpricht: „Das wird ſich finden!“

Und ziehet mit ihm durch die Reiche der Welt,
Sich bei ihm beſſer, als beim Kaiſer gefällt;
Braucht ſelten den Harniſch und Helm zu poliren,
Kann ſpielen, ſaufen und bankettiren.

Doch als ſie einſt auf dem Heerweg ziehn,
Stehn aufgericht drei alte Kreuze vor ihn'n;
Da kriegt der Mohrenprinz plötzlich den Schnupfen,
Und ſpricht: „Laſs uns durch den Hohlweg ſchlupfen.“

„Ich glaube, ihr weichet dem Galgenholz!“
Spricht Offerus, und nimmt die Armbruſt und Bolz,
Zielt frech nach dem Kreuze in der Mitten;
Da ruft Satan leiſe: „Welch grobe Sitten!

Weiſst nicht, der in armer Knechtsgeſtalt
Iſt Maria's Sohn; übt groſse Gewalt!“ —
„Wenn's ſo iſt — ich kam zu euch ungeheiſsen —
Spricht Offerus, „jetzt will ich weiter reiſen!“

Fort eilt er von Satan mit Lachen, fragt dann
Nach Maria's Sohn jeden Wandersmann;
Doch weil ihn wenig im Herzen tragen,
Weiſs auch keiner die Wohnung des Herrn zu ſagen;

Wie Offerus einſt zur Abendſtund'
Einen alten frommen Einſiedel fund;
Der giebt ihm ein Lager in ſeiner Klauſe,
Und ſchickt ihn am Morgen nach der Karthauſe.

Dort hört der Herr Prior Offerum an,
Und zeiget ihm klärlich des Glaubens Bahn,
Sagt, daß er faſten und beten müßte,
Wie Johannes Baptiſte einſt in der Wüſte.

Drauf dieſer: „Heuſchrecken und Honig pur,
Alter Herr, ſind gänzlich wider meine Natur;
Kann man nicht anders im Himmel bekleiben,
So will ich am Ende lieber außen bleiben!“

Der Prior ſpricht warnend: „Du ruchloſer Mann!
So fang' es auf andere Weiſe an,
Und ſchick' dich zu einem guten Werke!“ —
„Hm! das läßt ſich hören, dazu hab' ich Stärke!“ —

„Schau, dort fließt ein gewaltiger Strom,
Verſperrt frommen Pilgern den Weg nach Rom;
Nicht leidet die Fluth weder Steg noch Brücken;
Drum leihe den Gläubigen deinen Rücken!“ —

„Wenn alſo dem Heiland gefällig ich bin,
Gern trag' ich die Wandersleut' her und hin!“
Drauf baut' er ein Hüttlein von Schilfesmatten,
Und lebt bei Bibern und Waſſerratten.

Trägt von Stund' an von einem zum andern Strand
Getroſt, wie ein Kameel und Elephant,
Und wollen die Leute ihm Fährgeld geben,
So ſpricht er: „Ich trage für's ewige Leben!“

Und als nun nach manchem langen Jahr
Das Alter Offero gebleicht das Haar,
Ruft's einſt bei Sturmnacht kläglich: „Du lieber,
Du guter, großer Offere, hol' über!“

Offerus zwar müd' und ſchläfrig iſt,
Denkt aber treulich an Jeſum Chriſt,
Greift gähnend nach dem Tannenſtamme,
Seinem Stäblein in hohem Waſſer und Schlamme.

Watet durch's Waſſer, kommt dem Ufer nah;
Doch ſieht er keinen Wandrer da;
Denkt: Hab' einmal geträumet wieder!
Legt ſich auf's neue zum Schnarchen nieder.

Und als er kaum entſchlafen iſt,
Ruft's abermals nach kurzer Friſt
Gar kläglich, beweglich: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!“

Offerus ſteht zwier geduldig auf,
Beginnt auf's neue den Waſſerlauf;
Doch ſo weit des Fluſſes Ufer gehen,
Iſt weder Mann noch Maus zu ſehen.

Er legt ſich auf's Ohr, ſchläft brummend ein;
Da hört er's zum drittenmale ſchrein,
Gar klar und bittend: „Du guter, lieber,
Du großer, langer Offere, hol' über!“

Zum dritten nimmt er den Tannenſtab,
Steigt in den kalten Strom hinab,
Spricht unwirſch: „Nun endlich muß ich's finden,
Mich ſoll der Donner — verzeih mir die Sünden!“

Findt auch ein zartes Junkerlein,
Mit goldnem Kraushaar und lichtem Schein;
Ein Lammesfähnlein in der linken,
Ein Welt-Küglein in der Rechten blinken.

Das Knäblein ſchaut gar ſanft herauf;
Er hebt es mit zwei Fingern auf,
Setzt's auf den Kopf, und brummt: „Der Kleine
Könnt' wohl ſpazieren bei Tagesſcheine!“

Und als er nun kommen in die Fluth,
Wird's centnerſchwer auf ſeinem Hut;
Er zieht den Junker herab an den Beinen,
Und denkt: wer ſollt's von dem Büblein meinen?

Und immer ſchwerer ward die Laſt;
Das Waſſer wuchs ihm zu Häupten faſt;
Große Tropfen ihm von der Stirne troffen;
Bald wär' er mit dem Junker erſoffen.

Als er ihn endlich bracht' an's Land,
Setzt er ſich keuchend an den Strand,
Spricht: „Herrlein, ich bitte nicht wieder zu kommen,
Denn diesmal hab' ich Schaden genommen."

Da taufet der holdſelige Knabe ihn,
Spricht: „Wiſſe, dir ſind alle Sünden verziehn,
Und ob auch deine Glieder zerſchellten,
Sei fröhlich, du trugſt den Heiland der Welten!

Zum Zeichen pflanz' in die Erd' deinen Stab,
Der, lange verdorrt, keine Blätter mehr gab;
Und Morgen wird er ſich grünend weiſen;
Und du ſollſt nun Chriſtophorus heißen."

Da faltet Chriſtophorus ſeine Händ',
Spricht betend: „Ich fühl's, es nahet mein End';
Meine Gebeine zittern, die Kräfte ſchwinden,
Und Gott hat vergeben all' meine Sünden."

Der Junker verſchwand in helles Licht;
Chriſtophorus fiel auf's Angeſicht,
Steckt dann ſein Stäblein in die Erde,
Und ſchaute, ob es grünen werde.

Und ſieh! am Morgen war es grün,
Fing an, wie Mandeln, roth zu blühn;
Drauf haben die Engel nach dreien Tagen,
Den Chriſtoph in Abrahams Schooß getragen.

Fr. Kind.

St. Dominik.

Im rauhen, härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und ſchön,
Wallt einſam Dominik am Strande,
In's weite Meer hinaus zu ſeh'n.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Beſtrahlet von des Abends Gluth,
Und gold'ne Wolkenſchaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und ihn ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich, wie des Meeres Raum,
In ſeinem Auge zittern Thränen,
Der volle Buſen athmet kaum;
Ein ſüßes, himmliſches Verlangen
Hat ſeine reiche Bruſt erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Was gränzenlos ſich ihm enthüllt.

Er wirft ſich hin in brünſt'gem Flehen,
Zum Himmel Blick und Hand gekehrt:
„Laß Herr, mein Gott! o laß geſchehen,
Daß duldend ſich mein Herz bewährt!
In deiner Furcht für meine Brüder
Ertrag' ich Alles mit Geduld.
O ſende mir Gewährung nieder,
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!"

So betet er, und plötzlich ſchallet
Ein Klageton zu ſeinem Ohr,
Von tauſend Ahnungen durchwallet,
Rafft ſich der Jüngling ſchnell empor,
Und ſieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Bruſt gedrückt,
Die ſtarr, mit wehmuthsvollem Sehnen,
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit ſanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin! dein Leid,
Und hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung iſt nicht weit.
Was dich beſchwert, ich will es theilen,
Will dir mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefſte Wunde heilen,
Denn Gott, der Herr, hat mich geſandt."

Er ſpricht's, mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge leuchtet göttlich mild,
Und herrlich iſt er anzuſchauen,
Als wie ein überirdiſch Bild.
Auch ſenkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Buſen ſchweigt der Schmerz.

„Mein Gatte," ſpricht ſie, zog von hinnen,
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levante fernem Strand." —
Was acht' ich, ſprach er, die Gefahren?
Für die Geliebten zieh' ich aus,
D'rum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück in's Haus.

Er zog — auf allen ſeinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch ſchifft er bald mit reichem Segen
Zum theuren Vaterland zurück.
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimath an des Himmels Saum,
Der Wind iſt günſtig, glatt wie Spiegel
Iſt rings umher des Meeres Raum.

Da ſegelt der Corſaren Horde
Herbei, ihr ſcharfer Säbel blinkt,
Bei'm Widerſtand, gezückt zum Morde,
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenloſen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand,
Beſchwert mit harten Sklavenketten
Gelangen ſie zu Tunis Strand.

Dort ſchmachtet er mit Qual und Harme —
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und breite bang die leeren Arme
Nach ſeinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich feſſelt hier der Mutter Pflicht,
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht." —

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus: „Er iſt dir hold!
Zwar dir den Gatten neu zu geben,
Beſitz' ich weder Gut noch Gold;
Doch brech' ich ſicher ſeine Ketten,
Nicht Leiden ſchreckt mich noch Gefahr;
Und den Gefang'nen zu erretten,
Biet' ich mich ſelber dem Corſar."

Er ſpricht's, und eilt, von Haſt ergriffen,
Zum Hafen in der Schiffer Kreis:
„Wer will mich hin nach Tunis ſchiffen?
Mein letztes Gut, es ſei der Preis!“
Er ruft's, und aus der Schiffer Kreiſe
Tritt einer vor, und ſpricht dies Wort:
„Bereitet, Herr! euch zu der Reiſe,
Denn morgen zeitig ſchiff' ich fort!“

Und ſieh', da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im ſtillen Hafen an;
Und aus dem ſchwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern emſig hin zum Strande,
Und fühlen nun, auf feſtem Grund',
Im heiß erſehnten Vaterlande,
Sich froh und glücklich und geſund.

Doch als das Weib ſie kaum erblicket,
Schreit ſie empor mit Jubellaut.
Ein Blitz der Wonne ſie durchzücket —
Es iſt ihr Gatte, den ſie ſchaut.
Sie fliegt ihm in die offnen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Bruſt,
Sie iſt entrückt dem langen Harme,
Und lacht und weint im Rauſch der Luſt.

Doch Dominik er ſieht's und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick:
„O Herr! was ſehnend ich erſtrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet haſt du erhört,
Haſt ihres Herzens Angſt geſtillet,
D'rum ſei dein Name hochgeehrt."

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Luft auf das beglückte Paar,
Das in des Himmels lichten Sphären
Entrückt durch ſüße Liebe war.
Und als ſie ſich dem Rauſch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm ſpäh'n,
War in der Dämm'rung er verſchwunden,
Und ward am Strand nicht mehr geſeh'n.

A. Streckfuß.

St. Dorothea.

Göttlich ſtrahlt des Glaubens Siegel!
Glühend, von der Gottheit Wort,
Schwingt das Herz den Feuerflügel,
Fleucht zu ſeinem Urſprung fort.
Selbſt das reichſte Blüthenleben
Opfert es dem hohen Gut;
Nicht die Marter macht es beben:
Himmel ſprießen ſeinem Blut.

Wie vom Morgenthau die Blume
Hold erblüht auf öder Au',
So erneut' im Heidenthume
Zart des Glaubens heil'ger Thau
Alle Herzen, die er weihte.
Bald verſank der Götter Macht;
Denn ein heil'ger Tag zerſtreute
Fern des Irrthums dunkle Nacht.

Ob der wundervollen Mähre
Sinkt der Zukunft trüber Flor:
Ihnend winkt die heil'ge Lehre
Zu der Himmel off'nem Thor.
Und in hohe Tugend wandelt
Sich die rege Leidenſchaft;
Denn, ein Kind des Lichtes, handelt
Jetzt der Menſch mit Gotteskraft.

Fruchtlos rüſten ſich Tyrannen,
Fruchtlos ſich der Hölle Wuth,
Gottes Kunde zu verbannen:
Same wird der Chriſten Blut.
Schneller eilt zur Labequelle
Nicht der Hirſch, von Durſt gequält,
Als der Chriſt zur Marterſtelle
Von des Himmels Muth beſeelt.

Greiſenalter ward zur Jugend,
Jugend ſchnell voll Mannskraft;
Zu Tyrannen rief die Tugend:
Löſen könnt ihr zwar die Haft
Der unſterblich hohen Seele,
Doch ſie ſelber beugt ihr nie;
Ob auch Schmerz den Körper quäle,
Gottes Huld umſchirmet ſie.

„Himmelsluft verſüßt die Schmerzen!“
Ruft zum Müth'rich Dorothee:
„Wagte ſie in deinem Herzen,
Du beneideteſt mein Weh:
Du verließeſt deine Götter,
Bäbeſt ſie für Chriſtum hin:
Er iſt groß, mein Gott und Retter,
Erd' und Himmel ſind durch Ihn!“

Wuth durchrieſelt den Tyrannen,
Als ſie dieſe Worte ſpricht;
Hoch läßt er die Folter ſpannen,
Die ihr die Gelenke bricht.
Neues Weh ihr zu bereiten,
Läßt er mit der Fackeln Gluth
Grauſ durchwühlen ihre Seiten;
In den Adern kocht ihr Blut.

Doch die Henker werden müde,
Treu beſiegt ſie Qual und Spott,
Von dem Antlitz ſtrahlt der Friede,
Selbſt in Peinen preißt ſie Gott.
Droh der Richter mit Entſetzen:
— Die Erbarmung kannt' er nie —
„Opfert ſie des Reiches Götzen;
Fort mit ihr; enthauptet ſie!“

Und wie Engelsmelodien
Trifft des Richters Spruch ihr Ohr:
Und ſie fühlt ihr Herz erglühen,
Feurig wallt ihr Blick empor.
In der Sehnſucht Blutverlangen,
In der Liebe Hochgefühl,
Rinnt die Thräne von den Wangen,
Ob des nahen Himmels Ziel.

In ein Wonnemeer verſunken,
Ruft ſie jetzt frohlockend aus:
„Heil mir! Ach! von Liebe trunken
Sehn' ich mich nach deinem Haus,
Heil'ger Bräutigam der Seelen!
O! wie tönt dein Rufen ſüß!
Ewig mich dir zu vermählen,
Winkſt du mild vom Paradies.“

Doch es treiben vom Gebete
Höhnend ſie die Schergen fort
Zu der fernen Todesſtätte.
Bald umwogt bis zu dem Ort
Sie der Gaffer laute Menge,
Alter, Jugend ſtrömt herbei;
Fragen flüſtern im Gedränge,
Wer die edle Jungfrau ſei.

Und da dröhnt's mit dumpfer Stimme:
„Nimmer opfern wollte ſie;
Sie erliegt der Götter Grimme,
Die ihr heil'ges Bild verſpie;
Doch, ob bald ihr Blut auch fließe:
Nennt die Ketzerin ſich laut
Im verklärten Paradieſe
Ihres Nazareners Braut.“

Und nun grinſt aus Löwenrachen
Schon hier Fluch und grimmer Hohn;
Dort erſchallt ein grauſes Lachen,
Und des Troßes Spott und Hohn.
Auch die fernen Blicke ſpähen
Nach der Jungfrau im Gewühl;
Alles glüht ihr Blut zu ſehen,
Nirgend trauert Mitgefühl.

Höhnend drängt ſich durch die Rotte
Spötter Theophil, und laut
Ruft er ihr mit argem Spotte:
„Ei du holde Gottesbraut!
Sende doch vom Paradieſe
Mir drei rothe Röslein,
Und ein Röslein wunderſüße,
Weiß wie Himmelslilglein!

Und gedenkend Chriſti Leiden,
Der den Feinden mild verzieh,
Duldet ſie die Schmach mit Freuden,
Für die Quäler betet ſie;
Und des Spötters Herz zu wenden,
Der ſo grauſam ſie verlacht,
Spricht ſie: „Leides will ich leiden,
Schaum haſt du Chriſti Macht.“

Und er hört's, und im Gedränge
Fleucht ſein Spott von Ohr zu Ohr.
Denn es tobt des Winters Strenge,
Und es harrt der Blumenflor.
Doch in glühendem Gebete
Wächſt der Jungfrau heil'ger Muth,
Sie betritt die Todesſtätte,
Und die Erde trinkt ihr Blut.

Und jetzt wogt und wallt die Menge,
Fort zur Stadt zieht ihr Gewühl,
Und noch koſet, vom Gedränge
Fern, der Spötter Theophil:
„Ego, Freunde! laßt uns warten,
Bis die Nähterin ſie geſchickt,
Die im Paradiesgarten
Ihre Lilienhand gepflückt!“

Noch iſt kaum das Wort entfloſſen,
Sieh! da faßt ihn kaltes Grau'n:
Denn von lichtem Glanz umgoſſen,
Wunderlieblich anzuſchau'n,
Naht ein Jüngling, leicht umhüllet,
Purpurn ſchimmert ſein Gewand,
Himmelsfrucht und Blüthe füllet
Hold das Körblein ſeiner Hand.

Paradieſesroſen blühen
Lieblich duftend, wunderſchön,
Goldumglänzte Aepfel glühen,
Wie kein Auge je geſeh'n.
Und der Schmelz der zarten Blätter
Füllt mit Wohlgeruch die Luft,
Freundlich reicht er ſie dem Spötter,
Und zerrinnt in leichtem Duft.

Theophil erſtaunt und zittert
Ob dem Wunder, das er ſchaut,
Und vom Chriſti Macht erſchüttert,
Glaubt er und bekennt Ihn laut.
Keine Folter macht ihn beben,
Für den Glauben fließt ſein Blut;
Siegend ſchwebt er auf zum Leben,
In des Jubels laute Fluth.

J. P. Gilbert.

St. Felix.

Vor den Feinden floh der heil'ge Felix,
Doch sie folgten seinen flücht'gen Schritten;
Nah bei ihm schon waren die Verfolger,
Aber nirgends bot sich eine Zuflucht,
Als des Felsen leicht entdeckte Höhle.
„Herr!" sprach Felix betend, „ist's dein Wille,
Daß ich fürder hier dein Reich verkünde,
Und des Werks mich freue, das dich preiset,
Leicht ja werden dann der Höhle Schatten
Mir zur sichern, undurchdrung'nen Hülle!
Aber hast du deinen Knecht geheiligt,
Daß er Zeuge sei für deine Wahrheit,
Dann, o Heil'ger, nimm mein Blut zum Opfer!
Auch für diese Blinden, die mich tödten,
Und die Höhle, wo dein Zeuge blutet,
Werd' alsbald ein Tempel deiner Ehre,
Der die Feinde deinem Reich versammelt!"
So trat er hinein voll hohen Glaubens;
Bald aus allen Felsenritzen drängten
Haufenweis' sich Spinnen zu der Öffnung,
Und sie webten emsig vor dem Eingang.

Dichte Netze mehr und mehr erſchienen,
Und die Höhle ſchien ſeit grauen Zeiten
Nur des ſchwarzen Giftgewürms Behauſung.

Schnell vorüber war der Feind geeilet,
Weit in fernem Land den Heil'gen ſuchend.
Und alsbald, gleich ſeidnem Prachtgewande,
Glänzt der Spinnen giftiges Gewebe,
Und es ſtrahlt, wie Licht des reinſten Demants,
Jeder Spinne Rücken, und die Füße
Schlingen ſich zur ſchön gewundnen Faſſung.
Da vernahm Sanct Felix durch das Zeichen,
Daß die heil'gen Engel ihn behütet
Vor dem Zorn der wildergrimmten Feinde.
Und er trat anbetend aus der Höhle,
Lehrte viel und mehrte Chriſti Kirche.

W. Meyer

St. Florens.

Es zog einſt König Dagobert
Zur Jagd auf ſtolzem Roß,
Er ritt den Hegenich entlang
Mit ſeinem Jägertroß.

Der friſchen Fährten waren viel,
Doch nirgendswo ein Thier:
„Bei Gott,“ rief Dagobert im Zorn,
„Ein Zaub'rer hauſet hier.“

Jetzt kommt er tiefer in den Forſt,
Wo ein Kapellchen ſteht;
Ein Klausner ſitzt an einem Kreuz,
Vertiefet in's Gebet.

Und Hirſch' und Rehe ohne Zahl
Sind um die Siedelei,
Sie liegen da, ſie äſen da,
Und hegen keine Scheu.

„Wer biſt du?“ rief mit wildem Blick
Der König Dagobert:
„Durch welches Mittel lockeſt du
Das Wild an deinen Heerd?“ —

„Ich diene dem, der dich und mich
Erlöſt am Kreuzesſtamm;
Lang leb' ich in der Wildniß ſchon
Und Florens iſt mein Nam'.

Im Morgenroth, im Abendroth
Sing' ich dem Herren Lob,
Da kommen Hirſch' und Rehe her
Und freuen ſich darob.

Auch ſuchen ſie bei'm Jagdgetöſ'
An meiner Hütte Schutz,
Und ſehen ruhig, ohne Furcht,
Des kecken Waidmanns Trutz.

Es iſt der Herr, der Wunder thut,
Ich bin ſein armer Knecht,
Und wandle hin auf ſeinem Weg,
Einfältig fromm und recht.“

Da ſprang der König von dem Roß,
Und ſprach zum frommen Mann:
„Es ſey geſetzt in dieſem Forſt
Dem Wilde Fried' und Bann.“

Auch will ich auf der Stelle hier
Alsbald ein Münſter bau'n,
Und ſeine Thürme ſollen weit
Die Eichen überſchau'n.

Und jeder Waidmann ſei're da
Fortan ſein Jubeljahr,
Und hänge Horn und Bogen auf
Als Opfer am Altar."

A. Schreiber.

St. Franciscus.

In dem Kleineſten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.
Nahe Sanct Franciscus kleiner Zelle
Stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
Sang am Morgen, friſch geſtärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicada. Sanct Franciscus
Hört' ihr zu an ſeinem kleinen Fenſter,
Und verſtand ihr Lied. „Hieher, o Schweſter!"
Rief er, „komm hieher!" und winkt ihr freundlich.
„In dem Kleineſten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten."
Fröhlich ſprang ſie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhab'nen Mann zu grüßen,
Der ihr rief; er grüßete ſie wieder:
„Sing, o Schweſter, wie du droben ſangeſt,
Von des Höchſten Lobe, du die Kleinſte!"

llſobald (ſie fühlete mit Freuden
o mit Stolz das heilige Katheder,
ſie ſtand und ihren hohen Hörer)
obald erhob in ſüßen Tönen
ch ihr zirpender Geſang. Es nahten
e ihre Schweſtern, ihre Töchter,
hnur und Schwieger; rings auf Bäum' und Sträuchen
rchte ſchweigend jegliche Cicada.
o ſie ſang, die zarten Flügel ſchwingend,
re kleinen Beine froh bewegend:
Wer? wer gab mir dieſe leichten Füße,
rte ſie mit ſchönen feſten Knoten,
hnell hinabzuſpringen, leicht zu hüpfen
ngs von Baum zu Baum, von Zweig auf Zweige?
gen gab er mir, kryſtall'ne Sphären,
e ſich wenden, vor- und rückwärts blicken,
szuſpähen alle meine Feinde,
n gefräß'gen Specht und Spatz und Raben.
ügel gab er mir, ein Goldgewebe,
ün und blau, in Farben ſeines Himmels
o in Farben meiner Bäume ſpielend.
öhlich ſchwing' ich ſie, wie keine Lerche,
ine Nachtigall die Flügel ſchwinget,
ſie Gottes Thau, den jeden Morgen
ir, nur mir ſein Finger niedertröpfelt,
o erhebe meine Stimm' und ſinge
des Wand'rers Ohr den Ton der Schöpfung,
o erfriſche ſeinen Gang. Dem Landmann

Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte.
Reich, o Bruder, ſtehen unſre Felder;
Schön, o Schweſter, dein und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden,
Groß iſt Gott im Kleineſten und Größten!"

Rauher pries ſie jetzt in wilden Tönen,
Wie auf Kräutern ſie und über Blumen
Manchen Blum- und Krautverwüſter aufſpäht,
Ihn mit ſcharfen Nägeln faßt und feſthält,
Und ausſauget ihre Beute.

„Schweige!"
Sprach Franciscus, „deine Stimme tönet
Rauh und heiſer. Lerne von mir, Schweſter,
Zeit iſt jetzt zu ſingen, jetzt zu ſchweigen.
Fleuch empor, und preiſe mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eig'nen Thaten!" —
„Groß iſt Gott, im Größeſten und Kleinſten!"
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

J. G. v. Herder.

St. Hilarion.

Hilarion erkor als Aufenthalt
Sich einen dichtverwachſ'nen Tannenwald.
Er, dem das Alter ſchon die Locken bleichte,
War froh, wenn er in heil'gen Schriften las,
Darin verſenkt, die ganze Welt vergaß,
Und manchen bangen Zweifel ſich verſcheuchte.

Einſt nahte ſich ein Täubchen ſeiner Zelle,
Flog ſcheu und ſchüchtern bis zur Schwelle,
Und pickte hin und her am Rand,
Wiewohl es nicht ein Körnchen fand.

Der Alte, der auf ſeiner Moosbank ſaß,
Hohlt' eine Handvoll Weizen, ſtreute
Die Körner vor ſich hin, und freute
Sich, wie das Thierchen ſie vom Boden las.
Bald harrt' es nicht mehr, bis ein Körnchen fiel,
Indem ſich's auf die Hand des Gebers ſetzte;
Der Klausner lächelte, und lang' ergötzte
Den ernſten Greis das heitre Spiel.

Ein muntrer Jüngling kam indeß gezogen;
Das Jagdgeſchoß in ſeiner rechten Hand,
Blieb er verwundert ſtehn, und fand
Sich durch ein fälſchliches Gerücht betrogen,
Das einen Weiſen dieſen Greis genannt.
„Wie?“ ſprach er, „euch behagt ſolch eitler Tand?“

Der Alte, flüchtig zu ihm hingewandt,
Verſetzte: „Spanne doch einmal den Bogen!“

Der Jüngling that's; indeſſen ſpielte
Hilarion mit ſeinem Täubchen fort.
„Was weiter nun?“ nahm jener drauf das Wort:
„Wenn ich noch lang ſo ſtraff die Sehne hielte,
Und, ohne loszudrücken, ewig zielte,
Würd' ja der Bogen ſchlaff“ —

„Wenn du das weißt,“
Begann der Greis, „wie ſollte nicht der Geiſt
Mehr noch, als dieß Geſchoß, erſchlaffen?
Drum tadle nicht ſo raſch und übereilt!
Man ſammelt neue Kraft zum Wirken und zum Schaffen,
Wenn man, erſchöpft, bei heit'rem Spiele weilt.“

H. Döring.

St. Hubertus.

Der Morgen kommt! die Wälder ſteh'n
In funkelnd grüner Pracht;
Den Schöpfer grüßt der Wipfel Weh'n:
Der Vögel Dank erwacht.

Und wie in eines Tempels Ruh'
Steht feiernd rings der Hain,
Es winkt der Fels dem Thale zu,
Und ſendet Licht hinein.

Doch horch! was ſchallt durch die Natur
Mit lärmend frohem Klang?
Verwundert harren Wald und Flur;
Es ſchweigt der Haingeſang.

Das iſt der muntern Jagd Getön
In friſcher Morgenluft,
Laut ſtürzt ſie über Berg und Höh'n
Und über Bach und Kluft.

Wohl prächtig ſind im Jagdgeſchmeid
Die Jäger anzuſeh'n,
Mit Hunden treu zu Luſt und Leid,
Mit Roſſen fliegend ſchön!

Doch welch ein Ziel, das ſie ſo wild
Dahin reißt! — Sieh' da fliegt
Ein Hirſch noch, lechzend durch's Gefild,
Todmatt, von Angſt durchglüht.

Für ihn iſt, ſchnell und mitleidsvoll
Kein Pfeil geſchärft! für ihn
Nicht Gnad', in langen Qualen ſoll
Sein armes Leben flieh'n.

Da hob er den gebroch'nen Blick,
Zum Allerbarmer auf;
Doch, hart gebietend ſein Geſchick,
Verfolgt der Fürſt den Lauf.

Wild ſcholl der Hunde Wuthgebell;
Der edlen Roſſe Kraft
Schwand ſelbſt, getrennt vom Labungsquell,
Von fremder Wuth entrafft.

Da ſieh'! da nahm ein milder Hain,
Mit kühlem Schattendach,
Den armen matten Flüchtling ein. —
Heiß drang der Fürſt ihm nach.

Doch, welch' ein Wunder! brauſend ſchnell
Ergoß ein wilder Fluß
Dazwiſchen ſich, und ſchäumte hell
Dicht vor des Quälers Fuß.

Gewaltig brauſ't es in dem Hain;
Es ſchien als hülle, fern
Dem Jagdgefolg, ein Nebel ein
Den fühllos harten Herrn.

Und wie von geiſtiger Gewalt
Fühlt' er den Muth entwandt,
Als jetzt — in leuchtender Geſtalt
Hubertus vor ihm ſtand.

Ein lichtgrün ſtrahlend Jägerkleid
Umfloß das hohe Bild;
In funkelnd ſchönem Jagdgeſchmeid
Erſchien er, kühn, doch mild.

„Ach du!" — ſo rief den Muth erneut,
Der rauhe Fürſt ihm zu:
„Dich grüßt man ja wohl ungeſcheut
Der Jäger Schutzherr du!" —

Doch zürnend wies ihn ſtreng zurück
Des edlen Herzogs Geiſt,
Mit Flammen in dem Geiſterblick:
„Was nahſt du wild und dreiſt?

Dich nenn' ich nimmer meinen Sohn!"
Er rief's. „Der Menſchlichkeit
Spricht deine blut'ge Mordluſt Hohn,
Die edle Jagd entweiht.

Biſt du ein Herr, deß milde Bruſt
Wohl Liebe hegen ſoll
Für Tauſende? dem jetzt von Luſt
An Qual der Buſen ſchwoll?

Wohl ziemt dem Kühnen Männermuth,
Zu geh'n mit ſchnellem Wild
In off'nen Krieg, gerecht und gut
Am Hain und Saatgefild.

Doch wer unmenſchlich jede Spur
Des Mitleids hart verkannt,
O von ihm wendet ſich Natur,
Iſt nicht mehr ihm verwandt.

Und Er, der liebend niederſchaut
Und alle Weſen hält —
Glaub's! Des gequälten Todeslaut
Vernimmt der Herr der Welt."

Louiſe Brachmann.

St. Jakobus.

Einſam vor Moriah ſtehet,
Wie der Frühpoſaune Ton
Aus dem ſtillen Tempel wehet,
Jonathan, der Prieſterſohn.
Zu dem Heiligthume droben,
Das im Morgenglanze blüht,
Hält er lang den Blick erhoben,
Düſter, ernſt und tieferglüht.

„Und zu dir ſoll nicht mehr rufen
Der Trompeten Feierklang?
Nicht mehr von den Marmorſtufen
Nieder[illegible]hn'n der Pſalmenſang?
Nicht zu dir mehr gläubig wallen
Meines Volks erwählte Schaar?
Öde ſteht die Pracht der Hallen,
Und verwaiſet der Altar?“

Mit des Morgenopfers Säule,
Die jetzt wirbelt himmelan,
Steigt, hinweggewandt in Eile,
Er zur Fürſtenburg hinan.
Hoch auf ſeinem Tribunale
Thront, in glänzendem Ornat,
Hier der Fürſt im Richterſaale,
Um ihn der Vertrauten Rath.

Und es ſpricht in Flammenworten
Jonathan vom Lügengeiſt,
Der bethörend aller Orten
Iſrael dem Herrn entreißt;
Nennt Jakobus, deſſen Eifer
Geſtern ſelbſt in Davids Stadt,
Furchtlos, wie der kühne Täufer,
Chriſti Kreuz gepredigt hat.

Schnell geſandte Diener ſpüren
Bald im Freundeshaus ihn auf,
Willig folget er — ſie führen
Gleich ihn zum Gericht hinauf.
Ruhig, nach Apoſtelweiſe,
Stehet da der Gottesmann,
Hört im drohend finſtern Kreiſe
Still das Wort des Klägers an.

Zu dem Jüngling, der geendet,
Bleibt, wie nun er reden ſoll,
Sanct Jakobus ſtumm gewendet,
Sinnend, ernſt und wehmuthsvoll.
Rings um ihn geſpannte Stille,
Jedes Auge fraget ihn.
Da wird ihm zur Herzensfülle
Das verheiß'ne Wort verlieh'n.

Von dem heil'gen Gottesrechte,
Welches keine Macht zerſtört,
Von dem göttlichen Geſchlechte,
Das ihm ewig angehört,
Von dem ſel'gen Kindesleben
An der treuen Vaterbruſt,
Ach! und von der Kinder Streben
Zu der Freude Taumelluſt;

Von dem Elend der Verirrung
Aus der ew'gen Liebe Schooß,
Von den Geiſtern in Verwirrung
Und den Herzen friedelos,
Von des Heimweh's Klag' und Sehnen,
Seinem Flehen unerfüllt,
Seinen Millionen Thränen,
Nie durch rechten Troſt geſtillt;

Von der tiefen Rettungsahnung,
In Prophetenbruſt erregt,
Von dem Volk, durch Gottesmahnung
Lang' im Innerſten bewegt,
Von Jehovah's Wunderleitung
Durch die Zeiten, nah und fern,
Redet Worte voll Bedeutung
Der Verkündiger des Herrn.

Und er zeigt, wie in dem Einen,
Den der Chriſten Glaube lehrt,
Alle Zeichen ſich vereinen,
Das Prophetenwort bewährt;
Wie die Welt, was ſie verloren,
In dem Einen wieder fand,
Und, wer Ihn nur auserkoren,
Sicher kommt zum Vaterland.

„Und den Geiſt hofft ihr zu dämpfen,
Der aus ihm allmächtig webt?
Hofft zurück den Drang zu kämpfen,
Der zu ſeinem Frieden ſtrebt?
Nieder müſſen eure Schranken!
Hin ſtürzt eures Joches Laſt!
Eure Tempelſäulen ſchwanken,
Bäumen gleich, vom Sturm gefaßt.“ —

„Gotteslāſt'rer!“ ſpricht und ſchallet's
Furchtbar von Herodis Mund.
„Gotteslāſt'rer!“ wiederhallet's
Aus des Saals bewegtem Rund.
Jedes Richterauge flammet
Ihm entgegen ſichern Tod.
Ungeſäumt zum Schwert verdammet
Ihn des Fürſten Machtgebot.

Doch kein Todesgrau'n umdunkelt
Des Apoſtels Angeſicht,
Im erhob'nen Blicke funkelt
Göttlicher Begeiſt'rung Licht.
„Dank dir für die Märt'rerkrone!
Meine Siegesfahne wallt
Schon empor zu deinem Throne:
Lebensfürſt, ich komme bald!“

Lang' bereits mit Angſtgeberde
Seufzend tief, bald roth, bald blaß,
Steht der Jüngling, ſieht zur Erde
Mit dem Auge, thränennaß.
Plötzlich glüht's, er kommt, ſinkt nieder:
„Heil'ger, kannſt du mir verzeih'n?
Ich will einer deiner Brüder,
Will dein Grabgefährte ſeyn!“

Und Jakobus, freudeweinend,
Nimmt den Jüngling an ſein Herz,
Stillt, dem Heiland ihn vereinend,
Ihm des Buſens Angſt und Schmerz.
Muthig, Arm in Arm geſchlungen,
Gehen ſie zum Tod hinab,
Und, nachdem der Sieg gelungen,
Ruh'n ſie Beid' in Einem Grab'.

M. L. Heilmann.

St. Johannes.

Johannes ging am hellen Bach,
Und ſah dem Lauf der Wellen nach,
Er ſchritt durch Gras und Blümelein,
Und ſchaute wohl mit Liebe d'rein,
Wie friſch das blüht, wie hold zu ſeh'n,
O Gott, wie iſt die Welt ſo ſchön!
Die Blümlein lächeln allzumal,
Und Alles grünt und quillt im Thal;
Da iſt kein Kraut, da iſt kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Des Seyns ſich jedes Würmlein freut,
Und trüg' es noch ſo ſchlichtes Kleid,
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in ſich trägt!

Wie nun Johannes liebend ſinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
War ſchlicht und grau, gar klein geſtalt't,
Johannes hätt's zertreten bald.

Da hebt er's auf vom Boden fein,
Und ſetzt es auf ein Blümelein,
Und ſpricht: „O lebe, lebe nur,
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur!“
Das Würmlein fühlt ſich kaum berührt,
Als es die Segenshand verſpürt;
Entbrannt von einer Liebesgluth
Es plötzlich lieblich leuchten thut,
Auch wuchſen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei lauer Nacht,
Hell, wie ein blitzender Smaragd;
Auf Blumen liegt es weit und breit,
Wie lichte Sternlein ausgeſtreut.
So ruht es friedlich ſüß im Grün,
In Liebe wird es ſtill verglüh'n!

Helmina v. Chezy.

St. Katharina.

Wen ſchaut mein ſpähend Auge dort
Vor Maximius erhabnem Throne,
Wo düſtre Wuth ſich und der ſcheue Mord
Verbirgt in der entweihten Krone? —
Kath'rina iſt's, vom fernen Niluſſtrand',
Gezieret mit des neuen Glaubens Myrthe,
Zu deſſen Sturz umſonſt die Hölle ſich verband,
Umſonſt die ſchwarzen Kampfgenoſſen führte.
Ihr Auge ſtrahlt von überird'ſcher Lieb',
Der Unſchuld Roſen blüh'n auf ihren Wangen,
Und mächtig ſchwellt ein nie geſtillter Trieb
Die zarte Bruſt mit himmliſchem Verlangen.

Es that der Herr noch in des Lebens Mai
Dem zarten Mägdlein längſt ſich offenbaren,
Ihr Herz, des eitlen Sinnentandes frei,
Erhob ſich einzig zu dem Göttlichwahren.
Vor ihrer Rede zauberiſcher Kraft
Verſtummte rings der falſchen Weisheit Lehre,
Denn kühnlich zeigte ſie, wie nied're Leidenſchaft
Die Herzen ihrer Prieſter nur bethöre;
So, daß ſelbſt in des Cäſars ſtolzen Hallen
Die Kunde von dem Mägdlein thät' erſchallen.

Da läßt der Römerherr ſie vor ſich rufen,
Der Weiſen Weiſeſte umſtanden ſeinen Thron,
Und männlich tritt die Jungfrau vor die Stufen,
Verkündet muthiglich den Gottesſohn;
Des Herren Allmacht glänzt auf ihrer Stirne,
Und ihre Sprache iſt, als ob ein Engel zürne.

„Ihr Männer all', die ihr mit Weisheit prahlet,
Und ſtummen Götzen Weihrauch ſtreut,
Wißt, Eines Gottes Ruhm nur ſtrahlet
Durch alle Zeiten, alle Ewigkeit;
Er iſt es nicht, den Jupiter ihr nennet,
Des Perſers Gott iſt nur ſein Strahlenthron;
Vor Ihm, den unſ're Chriſtenſchaar bekennet,
Iſt längſt der grauen Lüge Traum entfloh'n;
Er iſt's, der war, eh' noch die Zeiten wurden,
Und nur in Ihm ſind jegliche Geburten.

Er, der den Sterblichen zum Liebling ſich erkor,
Und als der Menſch, durch frevelhaftes Streben,
Die hohe Götteranwartſchaft verlor,
Den einz'gen Sohn auf Golgatha gegeben,
Der Menſchheit ſchwer gehäufte Schuld zu ſühnen —
Der iſt mein Gott, und Ihm nur will ich dienen.

Denn wißt, noch läſterte bei ſeinem Grab der Hohn,
Noch klangen der Geliebten Klagelieder:
Da ſtieg durch ſeinen Fels der Gottesſohn
In ſtiller Glorie aus dem Grabe wieder,
Und ſchwang ſich auf zu ſeines Vaters Thron;
Und ſeine letzten Worte waren: Frieden
Und Liebe wandeln fortan unter euch!
Noch weilet jetzt ſein milder Geiſt hienieden,
Und mächtig blüht der Liebe großes Reich;
Durch alle Völker geht ein Auferſtehen,
Der Hölle Macht — ſie ſinkt zernichtet hin,
Und aus der Märt'rer Blute könnt ihr ſehen
Des Glaubens Samen ſchöner auferblüh'n;
Und deſſen Macht, vor dem die Welten zittern,
Wähnt ihr durch eure Beile zu erſchüttern?"

Tief drang der Jungfrau hocheinfält'ge Rede
In vieler Hörer Bruſt; der Wahrheit Licht
Durchhellte ſie, wie eine Morgenröthe,
Die leis hervor aus Mitternächten bricht;

Laut riefen ſie: „Die Chriſtin hat geſieget,
Groß iſt der Gott, den ſie den Herren nennt;
Ein neuer Genius der Weisheit flieget
Durch unſer Innerſtes, der mächtig Ihn bekennt;
Vor ſeiner Allmacht wollen wir uns beugen,
Nicht mehr zum Irrwahn unſ're Herzen neigen.“

Und neues Zittern überfiel die Hölle,
Und Schrecken bleichte den Verſammlungsſaal;
Des Cäſars trotzig Herz, verſteint zur Stelle,
Bald ruft es: „Rache! tauſendfache Qual!
Auf's Rad mit ihr, der Spötterin der Götter,
Es nahe ſich der allgewalt'ge Retter!“ —

Da jauchzet wild die feige Miethlingsſchaar,
Zum Tode wird das Opfer hingetragen;
Schon harret ſein der gräßliche Altar:
Doch ſieh'! kaum wagt's die Zung', es auszuſagen! —
Welch' furchtbar Wunder! eine ſchwarze Wolke
Verfinſtert ſchnell des Himmels freundlich Blau,
Wild zuckend fährt zu dem erſchrock'nen Volke,
(Das gierig ſtand zur fürchterlichen Schau)
Ein Blitz herab; mit blutig rothem Schimmer,
Zerſchmettert liegt das Rad in tauſend Trümmer.

Es weicht der Henker nun den höhern Mächten,
Doch nur gereizter tobt des Kaiſers Wuth;
Er reißt das Schwert dem Liktor von der Rechten,
Und der Befehl lag in der Augen Gluth.

Doch ruhig bietet, auf den Herrn vertrauend,
Die Jungfrau ſelbſt den Liliennacken dar;
Zum nahen Orte der Verklärung ſchauend,
Spricht ſie: „Leb' Erde wohl, die mich gebar!
Denn ſchon ſeh' ich des Himmels Hallen offen,
Mir ſtrahlt entgegen ſeine Herrlichkeit;
Die Palme krönt der tiefen Sehnſucht Hoffen,
Die Zeit entflieht, es ruft Unſterblichkeit
Den Geiſt zurück aus ſeines Körpers Höhle!" —
Da fällt das Haupt, und aufwärts fliegt die Seele.

Doch ſtatt des Blutes ſieht man wunderbar
Milch aus der Todeswunde fließen,
Es ſchwebt herbei die heil'ge Engelſchaar,
Und trägt die Hülle zu des Horebs Füßen.

Wer ſeid ihr, die ihr meinen Glauben tadelt?
Wißt, koſtbar iſt vor Gottes Angeſicht
Des Weiſen Tod, und heilig hochgeadelt;
Denn wer für Gott und ſeine Sache ſpricht,
Das Leben hinwirft, ſeine theu'rſte Habe,
Der glänzt mit ihm in ſeinem ew'gen Licht,
Und hier noch tragen ihn die Engel ſelbſt zu Grabe.

G. Mas.

St. Lucas.

Sanct Lucas ſah ein Traumgeſicht:
„Geh'! mach dich auf, und zög're nicht,
Das ſchönſte Bild zu malen!
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll einſt der ganzen Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen.“

Er fährt vom Morgenſchlaf' empor,
Noch tönt die Stimm' in ſeinem Ohr;
Er rafft ſich aus dem Bette,
Nimmt ſeinen Mantel um, und geht,
Mit Farbenkaſten und Geräth,
Und Pinſel und Palette.

So wandert er mit ſtillem Tritt,
Nun ſieht er ſchon Marien's Hütt',
Und klopfet an die Pforte.
Er grüßt im Namen unſer's Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau! wende deine Gunſt
Auf mein beſcheid'nes Theil der Kunſt,
Die Gott mich üben laſſen!
Wie hoch geſegnet wär' ſie nicht,
Wenn ich dein heil'ges Angeſicht
In Bildniß dürfte faſſen!"

Sie ſprach darauf demüthiglich:
„Ja, deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obſchon erhöht zur Wonn' und Ruh'
Der himmliſchen Gefilde.

Ich aber bin in Magdgeſtalt,
Die Erdenhülle ſinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches Alles ſieht,
Weiß, daß ich nie, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet." —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel,
Holdſeligſte der Frauen!
Du ſiehſt allein der Schönheit Licht
Auf deinem reinen Antlitz nicht;
Doch laß es And're ſchauen!

Bedenke nur der Gläub'gen Troſt,
Wenn du der Erde lang' entfloh'ſt,
Vor deinem Bild zu beten.
Einſt tönt dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, dir fleht der Greis,
Sie droben zu vertreten." —

„Wie ziemte mir ſo hoher Lohn?
Vermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge ſelber ſpät und früh
In brünſtigem Gebet die Knie'
Dem Vater aller Gnaden." —

„O Jungfrau! weig're länger nicht!
Er ſandte mir ein Traumgeſicht,
Und hieß mir, dich zu malen:
Von deinen Händen aufgeſtellt,
Soll vor der weiten Chriſtenwelt
Die Mutter Gottes ſtrahlen!" —

„Wohlan denn! ſieh' bereit mich hier;
Doch kannſt du, ſo erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einſt das Kind, mein ſüßes Glück,
Im Schooß der Mutter ſpielte!"

Sanct Lucas legt an's Werk die Hand;
Vor ſeiner Tafel unverwandt
Lauſcht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein heller Schein,
Da wandeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelsſchaar,
Der reicht' ihm ſorgſam Pinſel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marien lieh zum zweiten Mal
Ein Jeſuskind des Malers Wahl,
Um die ſie Alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte ſeinen Fleiß die Nacht,
Er legt den Pinſel nieder.
„Zur Vollendung brauch' ich Friſt,
Bis Alles wohl getrocknet iſt,
Dann," ſpricht er, „kehr' ich wieder."

Nur wenig Tage ſind entfloh'n,
Da klopft von neuem Lucas ſchon
An ihre Hüttenpforte;
Doch ſtatt der Stimme, die ſo ſüß
Ihn jüngſt noch dort willkommen hieß,
Vernimmt er fremde Worte.

Entſchlummert war die Gottesbraut,
Wie Blumen, wenn der Abend thaut:
Sie wollten ſie begraben;
Da ward ſie in verklärtem Licht,
Vor der Apoſtel Angeſicht
Gen Himmel aufgehaben.

Erſtaunt und froh ſchaut er umher;
Die Blick' erreichen ſie nicht mehr,
Die er nach droben ſendet;
Obſchon im Geiſt von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch ſo der Frommen Luſt,
Und regt auch ſo in jeder Bruſt
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah',
Und wer die Demuthsvolle ſah,
Ward hoher Segnung innen.

Viel tauſendfältig konterfeit,
Erſchien ſie aller Chriſtenheit,
Mit eben dieſen Zügen.
Es mußte manch' Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein ſchwacher Umriß g'nügen.

Doch endlich kam Sanct Raphael,
In ſeinen Augen glänzten hell
Die himmliſchen Geſtalten;
Herabgeſandt von ſel'gen Höh'n,
Hatt' er die Heh're ſelbſt geſeh'n.
An Gottes Throne walten.

Der ſtellt' ihr Bildniß, groß und klar,
Mit ſeinem keuſchen Pinſel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er ſich wieder himmelan,
Ein jugendlicher Engel.

A. W. v. Schlegel

St. Lucian.

Sanct Lucian lebt' fromm und ſtille
In eines holden Thales Grund,
Des Welterlöſers heil'ger Wille
War's, den er mit beredtem Mund
Den frommen Jüngern machte kund;
Und viele blinde Götzendiener
Vereinte er der Chriſten Schaar,
Sie opferten dem Weltverſöhner
Die Herzen froh am Hochaltar.

Des neuen Glaubens Frühlingsblüthen
Sieht Kaiſer Maximilian;
Verblendet, mit des Tigers Wüthen,
Kam er beim frommen Lucian
Mit ſeinen Kriegsknechten an;
Zum Götzendienſt will er ihn zwingen;
Doch Lucian war Mann, war groß,
Gern will er ſich zum Opfer bringen
Dem, der für uns ſein Blut vergoß.

Und allen Martern, allen Qualen
Trotzt er mit edlem Männermuth,
Gerüstet, zu des Todes Thalen
Zu wallen, eh' sein höchstes Gut
Er opferte der Heidenwuth.
Zum Starkmuth mahnt er die Genossen;
Der Kaiser tobt in blindem Zorn,
Tod hatte Allen er beschlossen,
Wenn sie nicht flieh'n des Glaubens Born.

Der Kaiser ruft die Christensöhne
Vom Kerker vor sein Blutgericht,
Ihn rühren ihre Klagetöne
Und ihre nassen Wimpern nicht.
„O kehret zurück zu eurer Pflicht!"
Spricht er, „wollt ihr den hohen Göttern
Nicht opfern, die im Himmelszelt
Gebieten Meeren, Stürmen, Wettern,
Die kräftig leiten diese Welt?

Hier opfert an des Zeus Altare,
Der muthig seine Blitze schwingt;
Der Cypria, die bis zur Bahre
Euch Blumen in das Leben schlingt;
Dem Dionysos, der bezwingt
Mit seinem Labetrunk die Sorgen;
Dem Ares, der euch kühlt die Kraft;
Wo nicht, so hat der nächste Morgen
Zum finstern Orkus euch entrafft!"

Da tritt aus ſeiner Brüder Mitte
Sanct Lucian mit heiter'm Blick,
Mit ernſtem, würdevollem Schritte,
Und ſpricht: „Mag auch das falſche Glück
Uns ſchleudern in das Nichts zurück,
Aus welchem Alle wir entſproſſen:
Wir bleiben unſer'm Glauben treu!
Haſt du des Körpers Tod beſchloſſen,
Die Seele bleibet ewig frei.

Das Ird'ſche mag dein Wink zermalmen,
Der Erde werde was ſie gab,
Doch oben blühen ſchön're Palmen,
Kein Unglücksſturm bricht ſie und ab;
Nicht Alles deckt das kühle Grab!
Feſt ſtehen wir am Kreuzesſtamme,
Das Kreuz iſt unſer Troſt im Tod,
Der ew'gen Liebe heil'ge Flamme
Weckt uns zu ſchöner'm Morgenroth.“

Der Kaiſer gärnt ob dieſer Rede,
Voll Blutdurſt blickt er wild umher,
Die Wangen färbet Flammenröthe;
Der Heidenknechte wildes Heer
Tobt, wie das ſturmbewegte Meer.
„Ihr ſollt mir büßen!“ ruft im Grimme
Der Kaiſer, „euch bedeck' kein Grab,
Euch ehre keine Klagestimme,
Des Meeres Grund ſchling' euch hinab!“

Er winkt, und tauſend Schwerter blinken,
Sie dringen in der Chriſten Reih;
Ein Blick zum Himmelszelt — ſie ſinken,
Weil keiner Schuld ſie ſich bewußt,
In Todesſchooß mit frommer Luſt.
Der Kaiſer läßt der Chriſten Leichen
Verſenken in des Meeres Schooß.
Doch ſieh'! es ſchmückt ein Sternenreigen
Die Frommen, die der Tod umſchloß.

Es ſtrahlt ein Glanz, wie der der Sonne
Im Meere, in der Chriſtenſchaar;
Delphine tragen voller Wonne
(Mit Grauſen flieht der Barbar)
Die Leichen, wo ihr Wandel war,
An's Land hin, gold'ne Sterne ſpielen,
Wie Blumen, um der Heil'gen Spur;
Wo Menſchen kein Erbarmen fühlen,
Erbarmt ſich unſer die Natur.

C. J. Müller

Zweites Buch.

St. Magnoald.

Sanct Magnoald in ſeinen Jünglingsjahren
War Columban's, des Heiligen, Gefährte,
Wie der noch wohnt in niedrig armer Klauſe,
Am weiten Ufer des Konſtanzer See's.

Und täglich ging der Diener aus in Wälder,
Ging an's Geſtad', und ſchafft' ein dürftig Mahl
Sich ſelbſt und dem verehrten Gottesmanne,
Der Predigt nur, Gebet und Büßung hielt,
Nicht ſorgend je für irdiſchen Bedarf.

Da trifft in ſeinem Gang nach Leibesſpeiſe
Der Jüngling eines Tages hart am Wald
Auf einen Apfelbaum mit vollem Segen
Gereifter Frucht, die hoch an Zweigen hing,
Indeß ein Theil ſchon bunt im Graſe lag.

Doch Schrecken! auch ein Bär, ein furchtbar wilder,
Liegt dort im Gras gemächlich, und verzehrt
Ein Imbißmahl von Äpfeln. Magnoald

Erbebt, und ſteht, als in den Grund gewurzelt,
Doch einen Augenblick nur; dann gedenkt
Er ſtillen Sinns der reichen Himmelsgnade,
Die ſtets ob ihm und Columbanus wacht.

Es ſcheint die milde Frucht, ihm jetzt beſchert,
Den edeln Meiſter heute ſüß zu laben,
Wie grimmig auch der Bär zähnfletſchend droht.

So ging der Jüngling fort, drei Kreuze ſchlagend,
Und zu des Baumes Gegenſeite ſtracks
Mit ſeinem Speiſekorb gewendet, ſteht er ſtill,
Beſchaut das Ungethüm ſich nah', und fühlet,
Wie kinderſchwach er ſei vor ſolcher Kraft;
Wie ſtark allein durch Gottes Schutz.

Vertrauend Dem, der Retter iſt dem Guten
In jeder Noth, in jeglicher Gefahr,
Kriegt ſeinen Stab er vor, und ſenkt die Spitze
Zur Erde hin, wo viel der Frucht noch liegt.

Alsdann vom Baum ſchürft er geraden Zuges
Rechts einen Streich, links einen andern ein,
Den Grund durchforſchend mit gehalt'nem Drucke,
Daß halb getheilt ward um den Stamm der Raum.

Und Magnoald zur Seite blieb, der Bär gen über,
Auf eig'ner Kreiſeshälfte Jeder iſt
Allein, dem Andern doch unheimlich nah'.

„Du grauſer Sohn der Wildniß!“ ſpricht zum Thier
Der Jünger Columban's voll Ernſtes d'rauf:
„Beſchreitend dein Gebiet, heiß' ich, durch Gott,
Dich, für den Auserwählten, dem ich diene,
Von dieſem Baum mir laſſen, was ich hier
Nach Fug und Billigkeit mir ausgeſchieden.“

Er darbt, der Gottesmann, und ſpendet Segen,
Du ſchwelgſt, und ſchaffeſt doch kein Heil dem Land!“
Geſenkten Hauptes ſteht der Bär: ihn bindet
Unſichtbar Himmelskraft, daß nicht auftobend
Er Schaden thut dem frommen Magnoald.

Und forthin kömmt der Jüngling manchen Tag,
Sich unter'm Baum gefall'ne Frucht zu leſen,
Die Columban mit ſondrer Luſt genießt.

Und forthin kommt der Bär auch manchen Tag
Zur Weide hin an den erkornen Baum,
Sich neu zu laben in dem Fruchtgewimmel,
Das üppig Nacht auf Nacht zu Boden fiel.
Doch jeder ſchont in friedlich ſtillem Walten
Des Andern abgeſteckt Revier — bis ſpät
Der Winter kam, der Fruchtverderber,
Und Magnoald mit Columban von dannen
In and're Gau'n gehorſam fürder zog.

A. Wolf.

St. Makarius.

Zum Abt Makarius wohlbetagt,
Tritt einſt ein Landmann ein und ſagt:
„Nimm, frommer Vater, die kleine Gabe,
Die ich für dich geſparet habe
Zu deiner Erquickung und milden Labe!“

Und reicht ihm d'rauf, mit treuem Sinn,
Eine große, ſchöne Weintraube hin.
Makarius freut ſich, ſagt ihm Dank,
Und Jener geht nun ſeinen Gang.

Da der Alt' allein iſt, fällt ihm bei,
Daß nebenan ein Bruder ſei,
Einer ſchweren Krankheit kaum entkommen;
Dem wird die Traube mehr noch frommen,
Spricht er, und geht, und ſie ihm reicht.
Der freut ſich d'rob und Dank bezeigt.
Doch wie er ſie nun koſten will,
Der Abt iſt fort, ſo ſteht er ſtill,
Schüttelt das Haupt, und fängt dann an:
„Ei ei, wär' das auch recht gethan?

Du biſt ja ziemlich wieder geneſen,
Für dich iſt die Traube nicht geleſen.
Doch drüben liegt einer in heißem Fieber:
Den ſoll ſie kühlen! trag' ſie hinüber!“ —

D'rauf tritt er bei dem Kranken ein,
Und bringt ihm freundlich den ſüßen Wein.
Der freut ſich ſehr, bezeigt ſeinen Dank,
Und der Andere geht nun ſeinen Gang.

Jetzt Jener ſchon ein Beerlein berührt:
Doch ſchnell zurück er den Finger führt;
„Nein,“ ſpricht er, „von ſo köſtlicher Frucht,
Sind unſre Zellen nur ſelten beſucht;
Nein, dieſe allein genießen muß
Unſer frommer Abt Makarius!“ —
Sobald nun ausgetobt das Fieber,
Schleicht er an ſeiner Krücke hinüber,
Und, ohne daß es ihm bekannt,
Er ſeine Traube derſelben Hand,
Von der ſie ausgegangen, reicht.

Makarius blickt empor und ſchweigt,
Doch ſeine Freudenthränen rinnen;
Dann hört man ihn dieß Wort beginnen:
„Du Gott der Liebe, ſei gepreißt,
Daß ſich dein liebend heil'ger Geiſt
An meinen Brüdern ſo ſchön erweiſ't!
Er bleib' ihr Theil! dann — wie du willt,
In ihm iſt all' mein Sorgen geſtillt,
Mein Tagewerk auf Erden erfüllt:
Dann ruf' mich bald zu deinem Frieden!“
Und Beides hat ihm der Herr beſchieden.

Fr. Rochlitz.

St. Martin.

Als Kaiser Theodosius
Regierte mit Arkadius,
Einem Reiter aus Pannonia,
Mit Namen Martin, dieß geschah:
Er kam in Sturm und Schnee einst mitten
Zu einem Ort hinein geritten.
Da fleht alsbald ein armer Mann
Um eine kleine Gab' ihn an.
Der Mann war elend, nackt und bloß,
Der Wind ging auf die Haut ihm los.
Herr Martin hätt' ihm für sein Leben
Gern Koller, Rock und Wams gegeben;
Allein ihr wißt wohl: ein Soldat
Sehr wenig zu verschenken hat.
Doch hielt er an auf hohem Roß,
Worauf der Regen niederfloß,
Und sprach: „Der Mann ist nackt und bloß;
Es muß ja g'rad auch Geld nicht seyn,
Ich will ihm dennoch was verleih'n."
Sein Schwert d'rauf mit der Faust gefaßt,
Haut er von seinem Mantel fast
Des einen Zipfels Hälft' herab,
Die er dem armen Manne gab.

Der Arme nimmt das Stück sogleich,
Und wünscht dafür das Himmelreich
Dem guten, frommen Reitersmann,
Der sich nicht lange d'rauf besann.
Wie der gesagt sein Gratias,
So reitet dieser auch fürbaß
Zu einer armen Wittwe Thür',
Und legt daselbst sich in's Quartier,
Nimmt Speis' und Trank ein wenig ein,
Es wird nicht viel gewesen seyn.
Nachdem er also trunken, gessen,
Und das Gebet auch nicht vergessen,
Legt er sich nieder auf die Streu;
Ob's eins gewesen oder zwei,
Das hat die Chronik nicht gemeld't,
D'rum laß ich's auch dahin gestellt.
Alsbald begiebt sich's in der Nacht,
Daß er von einem Glanz erwacht,
Der zwingt das Aug' ihn aufzuschließen.
Da steht ein Mann zu seinen Füßen;
Sein Haupt trägt eine Dornenkron':
Er ist's, Er ist's, des Menschen Sohn!
Mit tausend Engeln, die ihm dienen,
Ist plötzlich unser Herr erschienen
In aller seiner Herrlichkeit;
Und mit dem Mantel, welchen heut
Der Martin aus Pannonia,
Der dessen gar sich nicht versah,

Geſchenkt dem armen Bettelmann,
Iſt unſer Heiland angethan,
Und ſo der Herr zu Petrus ſpricht:
„Siehſt du den neuen Mantel nicht,
Den ich hier auf den Schultern trage?“
Auf des Apoſtels weit're Frage:
Wer ihm den Mantel denn geſchenkt?
Das Aug' auf Martin hingeſenkt,
Mit einem ſanften Himmelston
Fährt alſo fort des Menſchen Sohn:
„Der Martin hier, der iſt es eben,
Der dieſen Mantel mir gegeben;
Ermuntre dich, ſteh' auf mein Knecht,
Den ich erwählt, du biſt gerecht!
Du warſt bisher ein blinder Heide,
Das Schwert, das ſteck' nur in die Scheide!
Ein Streiter Gottes ſoll auf Erden
Mein frommer Biſchof Martin werden!“
Als dieſes Wort der Herr geſagt,
So kräht der Hahn, der Morgen tagt;
Ein Engel küßt des Mantels Saum,
Und Martin iſt erwacht vom Traum,
Denkt nach, klopft an ein Kloſter an,
Und iſt, getreu nach Chriſti Worten,
Aus einem wilden Reitersmann
Ein großer frommer Biſchof worden.

J. D. Falk.

St. Medardus.

Medardus lebte in des Kloſters Stille
Als Jüngling früh ſchon nach des Herrn Gebot,
So ſtreng und ernſt, wie ſeines Ordens Wille;
Die laute Welt war ſeinen Blicken todt,
Doch ſtrahlte tief in ſeines Lebens Fülle
Lebendig ſchön der Künſte Morgenroth;
Er faßte die Natur in edler Wahrheit
Und ſchmückte ſie mit ſeiner Farben Klarheit.

So g'nügte ihm der Seele ſanfter Frieden,
Er fühlte ſich in Demuth ſtill beglückt —
Da ward er einſt zum Prior hinbeſchieden;
Der ſprach: „Oft hat uns deine Kunſt erquickt;
Hier iſt mein Lohn: Von deines Geiſtes Blüthen
Sei unſres Kloſters Heiligthum geſchmückt.
Mit frommem Sinn und kunſterfahrnen Händen
Magſt du der Kirche Altarblatt vollenden.“

Und als der Prior ſolches Wort geſprochen,
Da fühlt der Jüngling ſeine Wangen glühn,
Es ſinkt der Blick, in ſtiller Scham gebrochen,
Doch plötzlich faßt der Kunſt Begeiſt'rung ihn:
„Wohl fühl' ich meines Herzens höh'res Pochen,
Wohl iſt das Werk für meine Kraft zu kühn;
Doch wollt ihr mich zu ſolchem Glück erwählen,
So wird des Herren Gnade mich beſeelen."

Und ſtill kehrt er zurück in ſeine Zelle,
Verſunken in dem ſeligſten Gefühl,
Und auf des Geiſtes tiefbewegter Welle
Wogt, wie ein Nebel, ſeiner Träume Spiel.
Doch endlich wird's vor ſeinen Blicken helle,
Und Gott erleuchtet ſeiner Sehnſucht Ziel.
Da wagt er's kühn, die Farben zu verweben,
Und zaubert ſo ein Ideal in's Leben.

Man fand ihn ſchon im hohen Tempelſaale,
Wenn kaum des Morgens Roſenlicht erwacht,
Bis zu des Abends letztem Sonnenſtrahle;
Selbſt in den kurzen Träumen ſeiner Nacht
War er, wie er die Gottheit göttlich male,
Mit frommer Demuth einzig nur bedacht.
Daß Höchſte konnte in des Lebens Reichen
So nur Begeiſt'rung, ſo nur Fleiß erreichen.

Das Ideal, was ſeine Bruſt empfangen,
Erſchuf getreu die kunſtgeübte Hand:
Die hohe Jungfrau war's, mit heil'gem Prangen,
Den großen Blick nach oben hin gewandt;
In ew'ger Liebe glühten ihre Wangen,
Um ihre Glieder flog ein Sterngewand,
Wie ſie den Heiland auf den Armen wiegte,
Der liebend an die Mutterbruſt ſich ſchmiegte.

Und unter ihr, mit qualzerriſſ'nen Zügen,
Mit ſtierem Blick und zuckender Geſtalt,
Sah man den Teufel ſchwarz und ſcheußlich liegen,
Die Krallenfäuſte grimmig wild geballt;
Auf ſeinem Nacken ſtand mit frommem Siegen
Der Gottesmutter heilige Gewalt;
Und jedes Herz, entzückt von dieſem Bilde,
Bei jenem ſich mit tiefem Abſcheu füllte.

Der Künſtler hatte groß und ſchön vollendet,
Und göttlich war das Götterwerk vollbracht;
Die Arbeit war nach langem Fleiß geendet,
Er ſehnte ſich nach einer Feiernacht;
Doch keine Ruhe war ihm mild geſendet.
Und als er bis zur Mitternacht gewacht,
Erſchien ihm, mit des Donners Sturmgetöſe,
In Nebelrauch und Schwefelgluth der Böſe.

Der ſprach: „Iſt dir der Nacht Geheimniß offen?
Haſt du der Hölle in das Neſt geſchaut?
Sieh', auf das Höchſte darfſt du muthig hoffen,
Was Glück und Zeit der Erde nur vertraut,
Wenn du mich menſchlicher, nicht teufliſch frech getroffen,
Deß ſich kein Weltkind vor der Sünde graut.
Doch wirſt du nicht auf meine Rede hören,
So will ich dich und all' dein Werk zerſtören!“ —

Und als der Böſe kaum dies Wort geſprochen,
Verſchwand er ſchnell mit gräßlichem Geſchrei.
Der Jüngling fühlte ſeines Herzens Pochen,
Doch war ſein Geiſt von Furcht und Schrecken frei;
Und als der Morgen kaum noch angebrochen,
So ſtand er emſig vor der Staffelei,
Und dachte ſchnell der treu gefaßten Züge,
Und gräßlicher noch ward ſein Geiſt der Lüge.

Und zahllos ſtrömten Männer jetzt und Frauen
Zum heil'gen Dom, das Götterbild zu ſehn.
Der Jüngling ſtand, verloren im Beſchauen,
In ſtiller Luſt auf des Gerüſtes Höhn;
Da fühlt er plötzlich ein geheimes Grauen,
Und hinter ſich ſieht er den Böſen ſtehn:
Die Teufelsfauſt umfaßt die ſtarren Glieder,
Und ſtürzt das Opfer in die Tiefe nieder.

Ach! aller Sinne Macht war ihm vergangen:
Doch es iſt Gott den Frommen zugewandt.
Die er geſchmückt mit Paradieſesprangen,
Reicht hülfreich aus dem Bilde ihm die Hand;
Von ihrem Buſen wird er aufgefangen,
Sie faſſen ihn mit leiſem Geiſterband,
Und tragen ihn zum Boden ſanft herunter;
Und ſtaunend preiſt der Menge Ruf das Wunder.

Th. Körner.

31. Melania.

In ſtill erhab'ner Frömmigkeit
Wallt pilgernd zu dem heil'gen Grab
Die heilige Melania,
Entſproſſen edlem Römerblut,
An Glück und Schönheit hoch begabt,
Und klar durch hohen Tugendglanz.
Und als die Wallfahrt ſie vollbracht,
Da ſehnte ſich ihr fromines Herz
Sich an dem Wandel zu erbau'n
Der frommen Büßer, ſo der Welt
Und ihren Freuden ernſt entſagt,
Und in Ägypten's Wüſteneï'n,
Wie Sterne Gottes funkelten.
Tief drang ſie in der Öden Grund.
Ihr frommer Sinn ward hoch entzückt,
Ob all' der Wunder, die ſie ſah,
Und von des Himmels reinſter Gluth
Erglüht die Bruſt der Pilgerin.
Und immer tiefer wallte ſie,
Durch ſchattenvolle Wüſteneï'n,
Zum großen Pambo, der als Abt
In Einfalt und Gottſeligkeit
Die frommen Siedler leitete,
Und der durch große Wunder klar

Der Sonne unter Sternen gleich.
Doch hochverwundert ſchaute ſie
Des Mannes große Dürftigkeit:
Ein Buch, ein hölzern Crucifix,
Und eine Pilgerflaſche war
Der Reichthum, den die Zelle barg.
Lang' ruht ihr ſtiller Blick auf ihm;
Er ſaß mit heiter'm Angeſicht
Vor der bemoosten Zelle Thür,
Und mit geſenktem Blicke flocht
Er emſig und in heil'ger Ruh
Aus Palmenblättern und aus Rohr
Ein Flechtwerk mit geübter Hand.
Und tiefe Rührung fühlt ihr Herz.
„Seht, frommer Vater!" ſpricht ſie, „hier
Hab' eine Gabe ich für euch
Aus fernen Landen mitgebracht."
Und bei dem Worte reicht ſie ihm,
Mit milder Hand, Gefäße dar,
Von feinem Silber und von Gold.
An Werth dreihundert Römerpfund.
Doch Pambo, ohne aufzuſeh'n,
Flicht ruhig am Gewebe fort
Und ſpricht mit leiſer Stimme nur:
„Der liebe Gott vergelt' es euch!"
Dann ruft den Schaffner er herbei,
Und ſpricht: „Nehmt die Gefäße hier!
Verkaufet ſie, und bringt das Geld

In Eile dann nach Lydien
Und nach den Inſeln rings umher;
Denn jene Klöſter drücket Noth!"
Erſtaunt hört dieß Melania,
Und harret noch, vom frommen Abt'
Den heil'gen Segen zu empfah'n,
Und etwa noch ein tröſtend Wort
Für ein Geſchenk von ſolchem Werth.
Doch tiefer noch in ſich gekehrt,
Und emſig flechtend wie zuvor,
Hob Pambo nimmer ſeinen Blick,
Die milde Geberin zu ſchau'n.
Da trübt wehmüthig ſich ihr Herz;
Sie ſpricht in leiſem Klageton:
„Daß ihr's nur wißt, ehrwürd'ger Herr!
Es ſind dreihundert Römerpfund,
Die ich als Gabe euch gebracht." —
„O Tochter!" rief der Abt jetzt ernſt:
„Der Herr, deß Hand die Welten wiegt,
Und der zwei Heller nicht verſchmäht,
Von jener Wittwe dargebracht,
Kennt, glaubt mir's, das Gewicht genau
Des Silbers, das ihr dargebracht.
Gebt ihr mir, Sünder, das Geſchenk,
So habt ihr Recht, daß ihr ſo klug
Den Werth und das Gewicht beſtimmt;
Doch opfert ihr's dem Herrn, ſo ſchweigt!"

J. P. Silbert

St. Meinrad.

Tief in einer ſtillen Wüſte,
Dort im lieben Schweizerland,
Steht ein alterndes Kapellchen,
Nebſt dem moosbewachſ'nen Zellchen
An der rauhen Felſenwand.

In der kleinen Klauſe lebte
Vor uralter grauer Zeit
Meinrad mit den Silberhaaren,
Reich an Tugend und an Jahren,
In dem Ruf der Heiligkeit.

Wenn noch kaum die Morgenröthe
Durch die Tannengipfel drang,
Tönete ſchon laut und helle
In dem Thürmlein der Kapelle
Seines Glöckleins frommer Klang.

Gott weiht' er den goldnen Morgen,
Kniete, himmelwärts den Blick,
Am Altare manche Stunde,
Sang auch oft mit frohem Munde
Gottes Lob, der Tugend Glück.

D'rauf ging er in's kleine Gärtchen,
Grub es um mit eig'ner Hand,
Setzt' und tränkte manche Pflanze,
Bis der Mond mit hellem Glanze
An dem dunkeln Himmel ſtand.

Saß dann in der Gartenlaube
An dem Tiſch mit frommem Dank —
Aß genügſam, froh und heiter
Selbſtgebaute Früchte und Kräuter,
Und die Quelle war ſein Trank.

Doch das liebſte der Geſchäfte
War ihm armer Wand'rer Pfleg',
Herzensluſt ihm, die Verirrten
In der Zelle zu bewirthen,
Sie zu führen auf den Weg.

Weit und breit im ganzen Lande
Ward als Vater er geehrt;
Mancher kam mit ſchwerem Herzen,
Fand hier Lind'rung ſeiner Schmerzen,
Ging getröſtet und belehrt.

Selbſt des wilden Waldes Thiere
Ehreten den Gottesmann,
Hüpften froh um ihn mit Schmeicheln,
Ließen wohl von ihm ſich ſtreicheln,
Blickten ihn ſo traulich an.

In des Winters rauhen Tagen
Kamen arme Vögelein
In die warme Zelle gerne,
Pickten hingeſtreute Kerne,
Flogen heimiſch aus und ein.

Doch vor allen ein Paar Raben,
Faſt als hätten ſie Verſtand,
Waren herzlich ihm gewogen,
Kamen an den Tiſch geflogen,
Aßen zahm aus ſeiner Hand.

So floß, wie am nahen Felſen
Durch des Thälchens ſanftes Grün
Sich ergoß die Silberquelle,
Still und ruhig, rein und helle
Seine Lebenszeit dahin.

Einſt vor Tages Anbruch kniete
Er vor dem Altar ſo da,
Auf dem, in der Jungfrau Armen,
Voller Huld und voll Erbarmen,
Man den Himmelsknaben ſah.

Eine Silberlampe brannte
Vor dem lieblichen Gemäld',
Die ein Ritter, deſſen Wunden
Meinrad liebevoll verbunden,
Einſt dem Kirchlein zugeſtellt.

Während ſo der Alte betet,
Stürzt herein ein Räuberpaar:
Unter ihren Mörderhänden
Muß er, ach! ſein Leben enden —
Blut beſpritzt ſteht der Altar.

Mit der ſchweren Ampel ſchleichen
Scheu die Mörder ſich davon —
Dem Gerichte zu entlaufen,
Und das Silber zu verkaufen,
Ihrer Mordthat Sündenlohn.

Aber horch, welch ein Gekrächze,
Das ſo ſchau'rlich Rache ruft!
Sieh', die treuen Raben eilen,
Schnell, gleich abgedrückten Pfeilen,
Kläglich ſchreiend durch die Luft.

Wild die ſchwarzen Flügel ſchlagend,
Stürmend rauſchen ſie heran,
Und mit ſcharf geſpitzten Krallen,
Und mit ſtarken Schnäbeln fallen
Wüthend ſie die Mörder an.

Fruchtlos trachten die zu fliehen,
Schutz zu ſuchen fern und nah';
Sieh', die Schreckensvögel weichen
Keinem Drohen, keinen Streichen —
Immer ſind ſie wieder da.

Armer Hirten Söhne wurden
Dieſes Schauſpiel bald gewahr;
„Seht des frommen Meinrads Raben!“
Schrieen die erſchrock'nen Knaben,
Und ſchon kommt der Hirten Schaar.

Feſt mit ſtarken Fäuſten greifen
Sie das freche Mörderpaar,
Führen ſie zu Meinrads Zelle,
Finden dort in der Kapelle
Meinrads Leichnam am Altar.

Wie verſteinert ſtehn die Hirten,
Todtenbläſſe im Geſicht;
D'rauf in furchtbarem Gedränge
Führet ihre ganze Menge
Fort die Mörder vor Gericht.

Schnell, wie Gottes ſtarker Donner
Schwer von Berg zu Berge hallt,
Breitet ſich die Trauerſage,
Schrecken, Angſt und laute Klage
Rings umher durch Feld und Wald.

Sieh', der Landvogt, ernſt und ſtrenge,
Sitzt ſchon auf dem Richterthron,
Rings umſtürmt ihn Volksgetümmel,
Und an Gottes hohem Himmel
Siehet man die Raben ſchon.

Durch's Gedränge ſchleppt die Mörder
Jetzt die Hirtenſchaar herbei,
Bringet vor die ſchwere Klage —
Wie zum Zeugniß der Ausſage
Tönt der Raben Nachgeſchrei.

Bleich und zitternd ſteh'n die Mörder,
Läugnen nicht den blut'gen Mord,
Staunend ſchweigt der Richter lange,
Stille harrt das Volk und bange —
Endlich — horcht! — nimmt er das Wort:

„Gott, du biſt!“ ruft er mit Eifer,
„Und gerecht iſt dein Gericht!
Zittert, heimliche Verbrecher,
Gott iſt böſer Thaten Rächer —
Ziehet Alles einſt an's Licht!“

Schaudernd ſtand die bange Menge,
Tief durchdrang, gleich einem Pfeil,
Furcht ſie vor dem höchſten Richter —
Und das Haupt der Böſewichter
Fiel, wie's Rechtens, unter'm Beil.

Chr. Schmid

St. Notburga.

Ein jeglich Geſchäft hat ſeine Zeit
In dieſer Weltverworrenheit.
Nach mühereichen Arbeitsſtunden
Wird ſüße Ruh' als Lohn gefunden.
Haſt du den Tag durch dich erhitzt,
Im heißen Erdenmüh'n geſchwitzt,
Dann freudebringend kommt und labend,
Den Schweiß zu trocknen, kühler Abend. —
Selbſt Gott, als er auf weiſen Ruf
Hier dieſe Welt voll Wunder ſchuf,
Hat ausgeruht an jenem Tage,
Wie uns bewährt die heil'ge Sage;
Darum hat Alles ſeine Zeit
In dieſer Weltverworrenheit,
Und nach der Arbeit heißen Stunden
Wird ſüße Ruh als Lohn gefunden.

Notburga, eine reine Magd,
Bevor es noch im Luftraum tagt,
Alltäglich munter, unverdroſſen,
Zu jeder Arbeit war entſchloſſen.
Im Haus, im Garten, auf dem Feld,
Von ihr wird Alles wohlbeſtellt,
Und das, ſo lang den Sonnenwagen
Die hochbewegten Lüfte tragen,
Thut ſie in's Herren Eigenthum
Sich immer brav und wacker um;
Doch wie die Feierabendglocken
Alljeglichen nach Hauſe locken,
Dann hat die Arbeit auch ihr End'.
Zu Gott ihr Herz dann wird gewend't
In frommen heiligen Gebeten,
Zu wahren ſich vor allen Nöthen,
Die treffen könnten Seel' und Leib,
Als böſen Feindes Zeitvertreib.
So macht es denn, verbürgt die Sage,
Die heil'ge Magd wohl alle Tage.
Einſt g'rade zu der Erntezeit —
Schon lagen Saaten, weit und breit,
Entwurzelt von der Sichel Schneide,
Des Landmanns ſchönſte Augenweide —
Arbeitet an dem gold'nen Schnitt
Notburga auch mit Eifen mit;
Sie achtet nicht des Tages Glühen,
In ihrem rückſichtsloſen Mühen,

Nicht ſcheuend heißen Sonnenbrand,
Eilt ſie mit nimmer müder Hand,
Bis Ströme Schweißes ihr entquellen,
Den ſtolzen Saatenwald zu fällen;
Doch wie die Stunden fortgezoh'n,
Der Feierabendglocke Ton
Die ſüße Ruheſtund' verkündet,
Sie jeder Arbeit ſich entwindet,
Und in gar brünſtigem Gebet
Sie um des Himmels Segen fleht. —
Da tritt zu ihr der Herr, dem ſie
Verdungen ſich zu Lohn und Müh',
Und ſpricht zu ihr: „Was ſoll dieß Leiern,
Dieß nutz- und ſorgenloſe Feiern?
Siehſt du in den erhitzten Höh'n
Nicht ferne Wetterwolken ſteh'n?
Es bleibt dir Zeit genug zum Beten,
Jetzt iſt die Arbeit uns vonnöthen,
Damit noch heute vor der Nacht
Die ganze Arbeit werd' vollbracht.
Die Kirche will des Herren Schaden
Nicht auf die Seel' des Knechtes laden,
Darum, ſo es erheiſcht die Noth,
Kannſt du verletzen das Gebot!"
Notburga d'rauf, die Magd, in Zuchten
Erwiedert: „Guter Herr! mit nichten!
Denn wie's die Kirch' einmal gebot,
So halt' ich's treulich bis zum Tod;

Denn aus der Kirche heil'gem Munde
Geht ja des Himmels reinſte Kunde,
Und was die Herrliche befahl,
Das thu' ich ein für alle Mal.
Mich ſoll kein irdiſches Begehren
In dieſer frommen Anſicht ſtören.
Damit ihr doch nicht meint und glaubt,
Daß ich ein unbeugſames Haupt,
Daß ich, von Eigenſucht gewonnen,
Vielleicht zu trotzen euch geſonnen,
Entſcheide zwiſchen mir und euch
Des lieben Himmels Fingerzeig.
Seht, dieſer Sichel krummes Eiſen,
Mag uns, wer irrt und fehlet, weiſen,
Ich werf' ſie in die Lüfte hoch,
Und fällt ſie zu der Erde noch,
Sollt ihr, was ihr begehrt, gewinnen,
Und friſch will ich den Schnitt beginnen;
Doch bleibt in hohen Lüften ſie,
Dann ſparet euch nur jede Müh',
Klar iſt mein Sieg dann, gleich den Sonnen,
Und fromm hab' ich mein Recht gewonnen!"
Alſo Notburga treulich ſpricht,
Und zaudert dann auch länger nicht,
Und wirft, daß es ein Jeder ſeh',
Die blanke Sichel in die Höh',
Und ſie — o nie erhörtes Wunder!
Fällt wieder keineswegs herunter!

Nein, sondern fest sie hängen bleibt.
Des Herren Schrecken, wer beschreibt,
Als er das Wunderwerk erschaute,
Vor dem es ihm im Herzen graute?
Denn er gewahrt', daß Gottes Hand
Die ganze Sache so gewandt,
Auf daß Notburga, sie, die Reine,
In ihrer Herrlichkeit erscheine.
Er zeichnet sie vor Allen aus,
Und hält sie wie ein Kind vom Haus,
Und wagt, durch frevelhaft Begehren,
Nicht mehr die fromme Magd zu stören.

S. W. [illegible]

St. Ottilia.

Ottilia, die Heilige, verehrte
Den Herrn in klöſterlicher Einſamkeit;
Und wer von ihr des Himmels Troſt begehrte,
Dem wies ſie ſich zu Rath und That bereit.
Ihr Lebensunterhalt, in öder Zelle,
War, nach der Regel, ärmlich und gering,
Und Nachts, auf einem rauhen Bärenfelle
Seit vielen Jahren ſie der Schlaf umfing.

Sie ging, beglückt und froh in ihrer Lage,
Den ernſten Pfad, den ihr das Schickſal wies,
Obſchon Geburt und Stamm beglückt're Tage
In reichem Überfluß ſie hoffen ließ.
Denn Herzog Adelrich, der in den Gauen
Der reichen Pfalz gebot, ihr Vater war,
Allwo die liebenswürdigſte der Frauen,
Berswinda, ihm das holde Kind gebar.

Doch ward ihr nicht vergönnt, des Vaters Züge
Zu ſchauen, noch der Mutter ſüßes Bild,
Weil eine dunkle Schickung, ſeit der Wiege,
Mit Finſterniß Ottiliens Aug' umhüllt.
Drob zürnt der ſtolze Herr der Allemannen
Der blindgebornen Tochter, und beſchloß
Sie ſchnell aus ſeinem Antlitz zu verbannen,
Die ſeinem Stamm zu Schimpf und Hohn entſproß.

Und er vollzog, kalt bei Berswinda's Trauern,
Dies harte Urtheil in der Zeiten Lauf;
Es nahm, mit öden, wildumrankten Mauern,
Das Kloſter Palma die Verlaſſ'ne auf.
Hier, fern von dem Gewühl des Weltgetümmels,
Ergab ſie ſich dem heiligſten Beruf,
Wohl nimmer ahnend, daß der Herr des Himmels
Für ſie das höchſte Glück im Stillen ſchuf. —

Seit vielen Jahren lebt' im Baierlande
Ein ſtiller, frommer Greis, der Erhard hieß;
Und es geſchah, daß einſt im Lichtgewande
Ein Engel ſich zu ihm herniederließ.
„Zeuch," ſprach der Seraph, „eh' drei Tag' entſchwinden,
Zum Kloſter Palma hin; du wirſt allda
Ein blindgebor'nes Mägdlein betend finden —
Die tauf', und nenne ſie Ottilia."

Gewohnt, zu leiſten, was der Herr begehrte,
Entzog der Greis ſich dieſer Sendung nicht.
Allein o Wunder! bei der Taufe kehrte
Ottilien zurück der Augen Licht.
Welch ein Gefühl, als ſie der Schöpfung Ferne,
Als ſie zuerſt ein menſchlich Antlitz ſahn,
Der Sonne heitern Glanz, und Mond und Sterne,
Ernſt wandelnd an des Himmels hoher Bahn!

Im ſtillen Kloſter, wo ſie auferzogen,
Fand auch Ottilia der Wünſche Ziel,
Und wie auf wilde, ſturmbewegte Wogen
Sah ſie, aus ſichrer Bucht, in's Weltgewühl.
Ein ſchuldlos Leben, fonder Fehl und Sünden,
Ein frommes Herz, das Gott und Menſchen liebt,
Schien dauernd ihr das reine Glück zu gründen,
Das im Geräuſch der Welt ſich oftmals trübt.

Und als ſie Nachts, vertieft in heil'gen Eifer,
Einſt ſaß im trüb' erleuchteten Gemach,
Erſchien Johannes ihr, der fromme Täufer,
Und ſchaute ernſten Blicks ſie an, und ſprach:
„Du, rein erfüllt vom höchſten Gottvertrauen,
Du biſt's, die ich vor allen auserſah,
Mir eine Kirche gläubig zu erbauen:
Vernimm's, und ſäume nicht, Ottilia!“ —

Er ſchwand, und bald nachher wies ſich im Traume
Ottilien des Tempels Riß genau,
Und ſtolz erhub, in kurzem Zeitenraume,
Durch Thätigkeit gefördert, ſich der Bau.
Bald ſtrömten zu dem heil'gen Hochaltare
Der gläub'gen Seelen viel von nah' und fern,
Und es verſah mit Eifer viele Jahre
Der Kirche Stifterin den Dienſt des Herrn.

Und als die Zeit, in einem ſchönern Lichte
Vor Gott zu wandeln, ihr genahet war,
Berief ſie einſt, mit heiterem Angeſichte,
Zu ſich der Kloſterfrauen fromme Schaar.
Und ſprach: „Ich ſcheide nach des Herrn Befehle;
Lebt wohl, bis wir verklärt uns wiederſehn!
Stärkt in der Frauenkirche meine Seele
Zum letzten Kampfe durch Gebet und Flehn!“

Und als das Wort Ottiliens verklungen,
Entweilten jene, mit beſtürztem Sinn,
Und zogen, tief von Schmerz und Leid durchdrungen,
Zur nahgelegnen Frauenkirche hin.
Sie ließen laut den Chorgeſang erſchallen:
Da plötzlich zog, gar lieblich, mild und ſüß,
Ein Duft hin durch des Tempels weite Hallen,
Daß, bang' erſchrocken, ihn die Schaar verließ.

Als ſie die Heil'ge nun entſchlafen fanden,
Da flehten alle, mit bethränetem Blick:
„O kehre, von des Körpers ſchwerem Banden
Befreiter Geiſt, noch einmal uns zurück!“
Und ſieh'! es richtete die Todte wieder
Sich langſam auf, und blickte hold umher;
Dann ſchloß ſie ſanft die müden Augenlieder,
Und neigte ſtill ihr Haupt, und — war nicht mehr.

A. Pfeiffer.

Adel.

Kein edles Thun geht für die Welt verloren,
Ob ſpät auch reift der Saaten gold'ne Frucht,
Im reinen Willen nur wird es geboren,
Von herrlichen Gemüthern nur verſucht,
Von Tauſenden iſt einer auserkoren:
Ihn ſtärkt die Tugend und die heil'ge Zucht,
Und muthig darf er, voll von Gottvertrauen,
Dem Geiſt der Finſterniß in's Antlitz ſchauen.

Ein Lorbeerkranz ziert des Erob'rers Haupt;
Den Ruhm verrathen eitle Lobgeſänge;
Der Ehre Schimmerglanz erbleicht, beſtaubt
Und blutbefleckt, im wilden Schlachtgedränge.
Die Menſchheit ſieht zertreten und beraubt,
Ihr Jammerton heult durch die Siegesklänge;
Der Nachwelt Urtheil lenket ſeine Wahl,
Ihr Fluch umweht das edle Heldenmahl.

Nur Eines iſt dem Sterblichen verliehen
Im ſchweren Kampfe mit der Sinnenwelt;
Im Staub darf er für das Erhab'ne glühen,
Den Geiſt erheben zu dem Sternenzelt.
Hinauf zum Unſichtbaren darf er fliehen;
Die heil'ge Wohnung iſt ihm dort beſtellt,
Und Allen, die, in göttlichem Beſtreben,
Dem Wohl der Menſchheit ſich dahingegeben.

Den Samen für die Ewigkeit zu ſtreu'n,
Entpilgert er der heimathlichen Zone.
Zum rohen Volk trägt er den hellen Schein
Der Gnadenbotſchaft von dem Menſchenſohne.
Die Ehrſucht lockt ihn nicht; nur das Gedeih'n
Der Arbeit wird dem reinen Geiſt zum Lohne,
Und hebt ihn über Noth und Grab und Zeit
Hinauf zu Gott und ſeiner Herrlichkeit!

So ging einſt Otto, edlem Stamm entſproſſen,
Den edlen Seelen aller Zeit verwandt,
Und ſchied, bewegt, von ſeines Amts Genoſſen,
Zum ew'gen Lohne ſeinen Blick gewandt,
Und predigte und lehrte unverdroſſen,
Apoſteln gleich, im alten Wendenland.
Auf Erden iſt ſein Segen uns geblieben:
Im Himmel iſt ſein Name angeſchrieben.

Im Irrwahn lag das Küſtenvolk befangen,
Wo ſchäumend ſich des Beltes Woge bricht.
Der Chriſtuslehre ſanfte Worte drangen
In dieſe Wildniß zu den Herzen nicht.
Der alten Götter finſt're Haine rangen
Hier kämpfend mit der Wahrheit reinem Licht.
Das Opfer flammt auf rauchenden Altären;
Von Menſchenblut ſoll ſich die Gottheit nähren!

Doch ſiegend bricht das hohe Lebenswort,
Der Sonne gleich, durch ſchwere Nebelküſte!
Des Kreuzes Fahne weht von Ort zu Ort;
Im Tempel wallen heil'ge Opferdüfte.
Das fromme Lied erſchallt dem Seelenhort;
Der Heide läßt des Waldes dunkle Klüfte;
Die Menge ſtrömt herzu, auf neuer Bahn
Der Taufe Zeichen gläubig zu empfah'n.

Und Otto ſpricht: „Ihr ſollt den Nächſten lieben,
Und Haß und Zwietracht ferne von euch thun;
Barmherzig ſeyn und jede Tugend üben;
Dem Feind vergeben und in Frieden ruh'n!
So hat der Herr es ſcheidend vorgeſchrieben;
Seid Ihr die Seinen, ſo erfüllt es nun,
Und zeigt, daß mir das hohe Werk gelungen,
Und Gottesliebe euer Herz durchdrungen!“

Und dann empfanget der Verſöhnung Zeichen:
Den Leib des Herrn, der ſterbend für euch litt;
Doch nicht darf Frevel euer Herz beſchleichen,
Dem Reinen nur theilt ſich das Heil'ge mit;
Und nicht dem Sünder mag ich ſolches reichen,
Der, unterliegend, mit den Lüſten ſtritt.
Zum Ew'gen kann ſich nur der Geiſt erheben,
Vom Laſter frei, der Tugend hingegeben!"

Und ſiehe! aus den Schaaren tritt hervor
Herr Miziſlaff, der Wendenfürſten einer.
Voll Ehrfurcht weichet ihm der dichte Chor:
Denn mächtig war er, und ein kühner, feiner,
Gewalt'ger Mann, und ragte hoch empor,
Mit Majeſtät im Antlitz, wie ſonſt Keiner.
Zum Biſchof ſpricht er: „Schwer iſt dein Gebot,
Doch üb' ich es, um des Erlöſers Tod."

Und winkt den Seinen, die ihn wohl verſtehen;
Sie öffnen ſchnell der Kerker dunkle Nacht:
„Hervor ihr Armen! Endet euer Flehen!
Erlöſung wird euch heute dargebracht;
Die Freiheit ruft euch! eilt hervorzugehen,
Und danket Gott und ſeiner heil'gen Macht!
Die Feſſeln brach des Friedens ſanfte Lehre;
Zum Tempel eilt! Gebt eurem Retter Ehre!"

O ſel'ger Zweifel, der ein Mittler ſich
Noch bangend drängt in's Übermaß der Freuden!
Ein holder Traum dünkt's ihnen, — fürchterlich
Erwachen werden ſie zu neuen Leiden —
Sie zögern noch: Indeß die Feſſel wich;
Der Kerker bleibt, von dem ſie zagend ſcheiden,
Sie grüßt die Luft, das lang entbehrte Licht;
Entzücken ſtrahlt aus ihrem Angeſicht.

Zum Tempel geht der Zug, der langſam waller.
Gen Himmel ſeh'n die Armen, Paar bei Paar,
Und danken ſtill; ein frohes Jauchzen ſchallet
Den Weg entlang, um die erlöſte Schaar.
Die Pforte öffnet ſich, den Dom durchhallet;
Ein Wonneruf; ſie ſeh'n am Hochaltar
Den Biſchof ſteh'n, und neigen ſich zur Erden;
Er tröſtet ſie mit freundlichen Geberden.

Der Fürſt fühlt eine nie gekannte Luſt,
In ſeinem Herzen brennt der Liebe Flamme;
Und es ergreift ihn mächtig, unbewußt.
Wer iſt, der hier gebieteriſch verdamme?
Ein mildes Streben in der ſtolzen Bruſt
Bekämpft den Unterſchied von ſeinem Stamme.
Nichts gilt ihm Pracht und eitler Hoheit Schein;
Zu Gottes Reich führt nur die Liebe ein!

Mit ihnen wirft er ſich am Altar nieder,
In ihren Dank miſcht ſich ſein ſanftes Wort;
Die Sklaven nennt er freundlich ſeine Brüder,
Zum Himmel wird ihm der geweihte Ort.
O Macht des Glaubens! du verſöhnſt ſie wieder,
Die Zwietracht ſchweigt, und es verſtummt der Mord!
Die Menſchen lehrſt du friedlich ſich erkennen,
Wer mag, was du vereineſt, wieder trennen?

Ja, ſelig iſt die Stunde! Zu des Himmels Höh'n
Trägt ihre Frucht ein Engel! Aller Herzen
Erheben ſich zu Gott, um zu vergeh'n
In Andacht und in ſanfter Wehmuth Schmerzen.
Das Unſichtbare ſcheint ſie zu umweh'n,
Der Altar prangt im Schimmerglanz der Kerzen;
Ihn weiht der Biſchof, fromm und treu geſinnt;
Der Weihrauch wallt; das hohe Amt beginnt!

Aus Staub und Aſche ward der Menſch geboren,
Zu Staub und Aſche wird einſt ſein Gebein;
Und dennoch hat die Liebe ihn erkoren,
Ein Erbe hoher Herrlichkeit zu ſeyn;
Die heil'ge Hoffnung bleibt uns unverloren:
Vergängliches führt ſie zum Leben ein.
Der Urſprung mahnt den ſchwachen Sohn der Erde,
Daß leichter ihm des Ausgangs Stunde werde!

In Demuth ehrt der Chriſt ſein herrlich Loos,
Das, unverdient, ihn einſt ſo hoch beglücket.
Die Stirne giebt er zu dem Zeichen bloß
Des Kreuzes, das von Prieſterhand ihn ſchmücket.
Doch mangelt es; — der Vorrath iſt nicht groß,
Ein Bruder wird zum nächſten Heerd geſchicket;
Ein wenig Aſche iſt ſein kleiner Fund:
Da wimmert es heraus aus hohlem Grund.

Noch einer iſt es, den der Fürſt gefangen
In Eiſenbanden hält; ein ſchlimmer Feind!
Er dachte ſeiner nicht, als das Verlangen
Nach Göttlichem die Andern ihm vereint.
Der Sklave ſteigt hervor mit bleichen Wangen,
Der Fürſt erblickt ihn, und ſein Herz verſteint.
„Wer biſt du?“ fragt der Biſchof ihn erſchüttert,
Das Wort verſagt ihm, ſeine Stimme zittert.

Und ſchweigend ſteht das Volk um Beide her;
Erwarten zeigt die ſchauerliche Stille. —
Des Fürſten Blicke werden finſterer;
Ein ſchwarzer Dämon ſchleicht in dunkler Hülle,
Und weckt in ihm ein feindliches Begehr,
Und ſtürmt auf ihn mit alten Haſſes Fülle.
D'rauf zornig er zum frommen Biſchof ſpricht:
„Du forderteſt zu viel: den laß ich nicht!“

Der Gottheit nur ſind die geheimen Falten
Des Menſchenherzens klärlich aufgethan;
Sie kennet die verborgenen Gewalten,
Die oft mit Zauberkraft den Geiſt umfah'n,
Und wie er kämpft, die Krone feſtzuhalten,
Die himmliſche, die ſeine Augen ſah'n.
Doch lohnt ſie auch des Edelmuthes Ringen,
Und leiht ihm Kraft, das Höchſte zu vollbringen.

Der Biſchof merkt der Rede harten Sinn,
Und ſchaut der Blicke fürchterliches Dräuen;
Doch ruhig tritt er vor den Altar hin,
Das Mahl des Bundes feierlich zu weihen
Im Brod und Wein, womit von Anbeginn
Die Kirche pflegt das Opfer zu erneuen;
Und wandelt, betend, das hochwürd'ge Gut
Zum wahren Leib, den Kelch zu Chriſti Blut.

Und alſo tönt der heil'gen Worte Klang:
„Das iſt der Leib des Herrn, für euch gegeben,
Der, euch zu gut, im Martertode rang;
Das iſt der Kelch des Bluts zum ew'gen Leben,
Das, euch zum Heil, aus ſeinen Wunden drang;
Zu Gott hinauf ſollt ihr das Herz erheben!
Verſöhnlichen nur wird das Himmelreich;
Verſöhnung beut der Herr des Friedens euch!

Der tröſtete der Übelthäter Einen,
Und ſegnete, die Böſes ihm gethan.
Dem Meiſter ſoll der Jünger ſich vereinen,
Die höchſte Liebe ſoll ſein Herz umfahn;
Dem Argen feind, ſoll das Gemüth ſich reinen,
Nicht weichen darf es von der Tugend Bahn.
Für Aller Sünden iſt dies Blut gefloſſen;
Am hohen Kreuz hat es der Herr vergoſſen!"

Verhallt iſt der Geſang, ein leiſes Wehen,
Wie Himmelsluft umfäuſelt den Altar.
Ein Heil'ger ſcheint der Biſchof dazuſtehen,
Sein Antlitz ſtrahlt in Liebe, hell und klar.
Da kann der Fürſt nicht länger widerſtehen;
Er fühlt ein Regen, ſeltſam — wunderbar.
Es heitern ſich der Stirne ſtolze Bogen;
Zu ſanfter Rührung wird er hingezogen.

Und liebreich eilt er ſeinem Feind' entgegen;
Dem Zitternden reicht er die Rechte hin.
Nicht Haß und Feindſchaft will er fürder hegen;
Verwandelt iſt der harte rauhe Sinn.
„Gieb," ſtammelt' er, „gieb uns des Friedens Segen,
Du Knecht des Herrn!" — O ſeliger Gewinn!
Die Sanftmuth preiſen des Erlöſers Worte:
Barmherzigkeit führt zu des Lichtes Pforte.

O heil'ge Luſt! O Himmelsharmonie!
Der Biſchof ſegnet die verſöhnten Beide;
Der Haß entweicht; in Liebe ſcheiden ſie.
Den Fürſten lohnt des Wohlthuns hohe Freude;
Ein Jubellied den Edlen, der verzieh;
Der Rettung Dank nach überſtand'nem Leide:
So drängt ſich der Gefühle heil'ger Chor
Vereint zum ew'gen Gnadenborn empor!

Du Gotteshaus, in dem das Werk gelungen,
So herrlich hat Sanct Otto dich geweiht!
Sein hohes Wirken iſt zu uns gedrungen,
An deinen Mauern nagt der Zahn der Zeit:
Die Halle graut, die Töne ſind verklungen,
Das Irdiſche veraltet wie ein Kleid:
Doch dein Gedächtniß ſoll in Ehren prangen,
Unſterbliches iſt in dir aufgegangen!

Die heil'ge Frucht reift an dem ſtarken Halme:
Was ſo geſä't ward, mußte wohlgedeih'n!
Den Säemann umſchimmert längſt die Palme,
Zu ſeiner Freude rief der Herr ihn ein.
Dort darf ſein Lied ſich an die hohen Pſalme
Der Seligen vor Gottes Throne reih'n!
Ja ſelig ſind die frommen großen Todten,
Die ſegnend wirkten, was der Herr geboten.

J. G. Seume.

St. Patrizius.

Der heilige Patriz vertrieb ſich oft die Zeit
Durch Spiel und Scherz mit einem Ziegenbocke.
Matz war auch wunderſam geſcheidt,
Und meckerte, wie eine Silberglocke.
An ſeinen Sprüngen fand der alte, gute Mann
Ein immer neues Wohlbehagen;
Doch ließ er auch dem Schäfer dann und wann
Zur Küche Holz und Waſſer tragen.

Einſt kam das Böcklein nicht nach Haus.
Ein Räuber metzelt' und zerſtückte
Das arme Thier für ſich zum Schmaus.
Der hochbeſtürzte Biſchof ſchickte
Die Schwärme ſeiner Diener aus;
Allein ſie kehrten heim, mit traurigem Verkünden,
Daß es nicht möglich ſei, den Räuber aufzufinden.

Ein Donnerſchlag für unſres Prieſters Ohr!
Er ſtand vor Schrecken ſtarr, gleich einem Meilenſteine,
Und trug am Sonntag der Gemeine
Das Schelmſtück von der Kanzel vor.
Der Schnapphahn ſaß dabei, und ſuchte ſich zu faſſen;
Doch ihn verrieth Erröthen und Erblaſſen.

Schon längſt verdächtig war der Mann;
Drum ſah der Biſchof ihm mit Grimme
Scharf in's Geſicht, und rief mit eines Löwen Stimme:
„Matz! Matz! wo biſt du? ſag' es an!“

O Wunder! Kaum begann er ſo zu fragen,
Da meckerte das Böcklein aus dem Magen
Des Diebes hell und klar herauf.
Der Bube floh im vollen Lauf;
Man hielt ihn aber feſt am Kragen,
Und es gelang ihm nicht, ſich durch das Volk zu ſchlagen.
Er ward dem Biſchof vorgeführt,
Und beichtete, dem Schein nach, tief gerührt:
Er habe leider, höchſt vermeſſen,
Den werthen Bock geſchlachtet und gegeſſen.

„Schuft!“ rief Patriz, von Zorn entbrannt:
„Wo iſt die Haut? haſt du ſie auch gefreſſen?“ —
„O nein, ſie liegt verſcharrt in meines Kellers Sand!“
Erwiederte der Arreſtant;
Und ſchnell, auf einen Wink des Oberprieſters, machten
Sich Leute fort, die bald das ſcheckige Gewand
Des Todten glücklich überbrachten.

Der Biſchof gab das Fell in ſeiner Diener Hand,
Ließ es fein ſäuberlich entfalten,
Und, wie im Leben ausgeſpannt,
Dicht an den Mund des Räubers halten.
Dann hob er ſeinen krummen Stab,
Und ſprach das Machtwort aus: „Komm, Matz, verlaß dein Grab!“

Urplötzlich ſah man jetzt des diebiſchen Geſellen
Verſchrumpften Häringsleib, wie eine Pauke, ſchwellen,
Und d'rin entſtand ein gräßlicher Rumor.
Der Mund zerriß von Ohr zu Ohr,
Und, raſch, zum höchſten Volksvergnügen,
Kam durch dies angelweite Thor
Der Bock in ſeine Haut geſtiegen,
Sprang munter und geſund an ſeinem Herrn empor,
Und Meiſter Dieb lag in den letzten Zügen.

Nun wandte ſich, mit heitrem Sinn,
Der Biſchof zu dem Volke hin,
Und ſprach: „Dies Beiſpiel mag euch lehren,
Das Eigenthum der Geiſtlichkeit zu ehren!“

A. A. W. Ramdohr.

St. Petrus.

Sanct Petrus, zum Pförtner des Himmels erwählt,
Ward oftmals von finſteren Grillen gequält,
Und ſehnte ſich einſt, aus des Himmels Hallen,
Noch einmal hinab zur Erde zu wallen.

Zu ihm, der dort weiland in Knechtesgeſtalt,
Ein Retter der ſündigen Menſchheit gewallt,
Zum Heiland der Welten hin lenkt er die Schritte,
Und wagte beſcheiden die ſeltſame Bitte.

Und Chriſtus, mit gütiger Freundlichkeit, zeigt
Dem Wunſch des Apoſtels ſich hold und geneigt:
„Verſprichſt du mir Rückkehr in dreimal zehn Tagen,
So will ich dein Flehen dir nimmer verſagen.

Doch hoff' ich, du werdeſt, wie billig und recht,
Mir wandeln auf Erden als friedlicher Knecht,
Dem feurigen Temperamente gebieten,
Und ſorgſam vor ſchlimmen Händeln dich hüten."

„Wie dank' ich dir, Meiſter!" rief Petrus erfreut:
„Ich halte genau die gegebene Zeit;
Auch, hoff' ich, wird's leichter, wie ſonſt, mir gelingen,
Den Dämon des Zorns in der Bruſt zu bezwingen." —

„So zeuch denn," ſprach Chriſtus, mit heiterem Sinn:
„So zeuch, du Getreuer, in Frieden dahin!"
Und fröhlich durchſchritt, nach dem Abſchiedsworte,
Der heilige Petrus des Himmels Pforte.

Und ſieh! ein Gewölk, in ſchwebendem Lauf,
Nahm gütig den eilenden Wanderer auf,
Und ſenkte mit ihm, wie des Vogels Gefieder,
Durch Räume des Äthers, zur Erde ſich nieder.

Doch ſah, als die Sonne zum ſiebenten Mal
Dort freundlich erleuchtet Gebirg und Thal,
Der Heiland ſchon wieder den treuen Genoſſen
Am Thor des Himmels, betrübt und verdroſſen.

„Ach! hätt' ich," verſetzte der heilige Mann,
„Die Wallfahrt zur Erde doch nimmer gethan!
Wie fand ich die Menſchheit ſo böſ' und verdorben,
Für die du einſt liebend am Kreuze geſtorben!

Ja, wär's nur ein einziges Mal mir vergönnt,
Zu führen das himmliſche Regiment:
Das Waſſer, des Feuers verzehrende Flammen,
Ich triebe ſie gegen den Erdball zuſammen." —

„Daran," rief der Heiland mit lächelndem Ton,
„Erkenn' ich des Jonas feurigen Sohn.
Doch ſtille, vor allem, zuerſt mein Verlangen,
Und melde mir, wie's in der Welt dir ergangen." —

„Mich führte," ſprach Petrus, „als ich ſie betrat,
„Zur nahegelegenen Kirche mein Pfad.
O Herr und Meiſter, mir ſchwanden die Sinne,
Es waren kaum funfzig Zuhörer drinne.

Entrüſtet verließ ich das Gotteshaus,
Und wandelte langſam zum Friedhof hinaus,
Wo feſtlich gekleidet, in traulichen Schaaren,
So Männer als Frauen verſammelt waren.

Und wie mich der Leichtſinn des Volkes verdroß,
Und weiter zu wandeln ich ſchnell mich entſchloß,
Da hört' ich von luſtigen Gecken und Schwätzern
Den Pfarrer mit giftigen Worten verketzern.

Nun konnt' ich — o Herr und Heiland vergieb!
Nicht zähmen des Jähzorns gewaltigen Trieb.
Laut rief ich: Wie hat euch der Satan verblendet,
Daß göttliche Diener ihr ſchmähet und ſchändet!

Wie zürnte darob die beleidigte Schaar!
Sie fluchte, ſie drohte mit Knütteln ſogar.
Da hielt ich's, um ernſtern Streit zu vermeiden,
Für rathſam, nachgebend von hinnen zu ſcheiden.

Und als ich nun wallte das Städtlein entlang,
Vernahm ich von fern Muſik und Geſang.
Von Neugier gelockt zu dem fröhlichen Orte,
Durchſchritt ich des Hauſes geöffnete Pforte.

Da ſaß, bei der Kerzen flimmerndem Schein,
Von luſtigen Brüdern ein froher Verein,
In bunter Verwirrung auf Tiſchen und Bänken;
Die ließen ſich's wohl ſeyn bei Speiſ' und Getränken.

Sie achteten tobend, bei Sang und bei Spiel,
Leichtſinniger Weiſe des Geldes nicht viel.
Gleichgültigen Blickes entglitt es den Händen,
Als wär' es nur eben da zum Verſchwenden.

Da nahte ſich plötzlich dem fröhlichen Kreis,
Mit ſilbernen Locken, ein ärmlicher Greis.
Reicht, ſprach er, mir etwas, mein Elend zu lindern,
Erhaltet den Vater ſechs hülfloſen Kindern.

Zum Henker! es fällt doch, rief zürnend ein Gaſt,
Das Bettelgeſindel uns ewig zur Laſt!
Hört auf, uns mit läſtigen Klagen zu quälen;
Arbeitet, ſo wird's euch an Gelde nicht fehlen!

Mit dieſem unfreundlichen, kränkenden Wort
Entließ er den zitternden Alten ſofort.
Ich ſah, wie die Thränen des Schuldloſen rannen,
Beſchenkt' ihn, und machte mich eilig von dannen.

Sprich, Herr und Meiſter, wie dünket dir nun,
Der Sterblichen niederes Treiben und Thun?
Und kannſt du, erhabener Heiland der Welten,
Ob grundloſem Eifer mich tadeln und ſchelten?

Doch wiſſe, noch hielt ich ſo manches zurück;
Erlaube mir, daß ich vom häuslichen Glück,
Von — „Schweige für jetzt!“ rief Chriſtus, „und höre
Dafür aus dem Munde des Freundes die Lehre:

Dein Eifer für's Gute hat ſtets mich gefreut,
Doch trieb er dich wieder, wie oftmals, zu weit.
Und ungerecht wär' es, des Einzelnen Schwächen
Am ganzen Geſchlechte der Menſchen zu rächen.

Des Ewigen Güte, die göttliche Huld
Gefällt ſich in Langmuth, in Lieb' und Geduld,
Und froh, wie ein Vater verlorene Kinder
Empfängt er mit Zärtlichkeit reuige Sünder.

So tritt, dies beachtend, mit fröhlichem Sinn,
Zur Pforte des Himmels, wie ehemals, hin,
Und überlaſſe des Weltalls Regierung
Des mächtigen Schöpfers beglückender Führung.“

Beſchämt ſchlich Sanct Petrus, nach dieſem Wort,
Zu ſeinem verlaſſenen Poſten ſich fort,
Und wünſchte nie mehr, aus der Seligen Hallen,
Hinab zum Wohnſitz der Erde zu wallen.

St. Pirmino.

Sanct Pirminius, gar ernſt befliſſen,
Allem Volk im hohen Rhätierlande
Gottes Evangelium zu künden,
Hatte trefflich viel getreuer Jünger,
Und vor Allen Adalbert, den biedern,
Durch das Wort des Herren ſich erworben.

Da gedacht' er in den wilden Thalen
Kirchlein zu des theuren Heilands Ehre,
Dachte zu den Kirchlein Bruderhäuſer,
Und den werthen Schülern Friedensſtätten,
Hier und dort durch Gottes Huld zu bauen.

Daß er deſſen die Gewalt empfinge,
Nicht auf eig'nes Dünken nur es ſchüfe,
Wollt' er muthig zu dem heil'gen Vater
In das alte Rom nun ſelber wandeln.

Darum ſprach er zu dem vielgeliebten
Adalbertus, ſeinem Glaubensſohne,
Dem voraus er Großes zugetraute:
„Lieber! forſche, wo mit Luſt zu wohnen,

Das Gelände hier am Rhein ſich breitet,
Da beginne du nach eig'nem Wählen
Uns ein Klöſterlein zum Troſt zu ſtiften,
Bis ich noch einmal in dieſen Gauen
Meine Schäflein alle ſelbſt begrüße.
Wenn vor Petrus Stuhl ich dann gelange,
Darf ich unſer frommes Werk auch redlich
Als ein froh ſchon angehob'nes nennen."

Adalbertus macht ſich auf, und ſpähet,
Und erkennet bald ein lieblich Örtchen,
Mild und ſonnenreich und fruchtergiebig,
Wo durch Blumen eine Quelle rieſelt,
Und die Vögelein zu Haufen ſingen.
Da gedenkt er des Apoſtels Wortes:
Hier iſt gut ſich Hütten bau'n! und länger
Säumt er nicht, mit ſeiner Schaar Bekehrter,
Eine Heimath all' den Glaubensbrüdern,
Die Pirminius dahin erläſe,
Aus des nächſten Haines ſtolzen Buchen
Emſiglich und freudenvoll zu gründen.

Aber als an klug erkor'ner Stelle
Jetzt bereit die rauhen Stämme li'gen,
Und den erſten Balken zu behauen
Der Gefährten einer raſch ſich ſchicket,
Fügt's die Hand des Waltenden im Himmel,
Daß der eifersheiße Mann in Eile

Alſobald mit ſeines Beiles Schlage
Tief und ſchwer den eignen Fuß verwundet,
Und das Blut die Späne färbt am Boden.
Plötzlich da, heraus vom nahen Walde,
Fliegt ein Turteltäublein, weiß zum Blenden,
Mitten auf den Platz des Zimmerwerkes,
Ohne Furcht vor all' den lauten Männern,
Und erfaßt mit ſeines Schnäbleins Spitze
Der gefall'nen, blutbenetzten Spänchen
Eines ſich in Ruh', und hebet wieder
Auf ſich dann gen Himmel, ſanften Fluges,
Über des verſuchten Baues Stelle.

Da gemahnt es Adalbert, ein Zeichen
Sei die Taube, von dem Herrn geſendet;
Und er ſchreitet auf der Erde ſchweigend
Nach dem Zuge, den ſie hoch in Lüften,
Aber ſtill und ſonder Eile wählet.

Alſo wird er mehr und mehr zu Bergen,
Wird in's Düſt're fort, zu Wald und Felſen,
Durch den Gottesboten hingeleitet,
Bis mit zartem, roſighellem Füßchen
Auf den Gipfel einer ſchwarzen Tanne
Sich das Turteltäubchen friedlich ſetzet,
Und das blutbeſprengte, weiße Spänchen
Nieder in das dichte Moos des Grundes
Aus dem Schnäblein läßt bedächtig fallen.

Da bezeichnete die Wunderſtelle
Bruder Adalbertus ſich mit Reifern,
Und zurück, in zweifelhaftem Denken,
Zu dem werkvergnügten Volk gewendet,
Heißt den Bau er fürder nicht erheben,
Bis Pirminius mit Rath ſich zeiget.

Als der Heilige dann wiederkehrte
Von dem frommen Gang im weiten Gaue,
Hört' er ſtaunend an, was hier geſchehen,
Und erkannte klar des Herren Finger.
„Adalbertus!" ſprach er, „meines Herzens
Vielgeliebter Sohn! ich will dir deuten,
Was der Span des Turteltäubchens meinet.
Viel zu mild und anmuthsvoll und freundlich
Haſt die Stelle du zum Haus erwählet,
Wo des Herren Diener ſiedeln müßten.
Nicht zu ſchwelgen, nicht in frohem Feiern,
Mit des Landes reicher Fülle ruhig
Uns zu laben hier, wo ſich ein Garten,
Eich ein Paradies das Thal entfaltet;
Nein! zu ſtrenger Arbeit, Schweiß und Mühe
Sind von Gott und Chriſto wir berufen,
Daß wir nicht in ſündlich trägem Praſſen,
So wie Zärtlinge, verſäumen, redlich
Unſ're Seligkeit mit Furcht und Zittern
Nach der Schrift durch hohe Glaubenswerke
Jeden Tag vor unſer'm Herrn zu wirken."

Klar einleuchtend ſchien das Wort des Heil'gen,
Adalbert dem treuen, und den Jüngern,
Die zum Baue ſich vereint. In Freuden
Zog die Schaar nun fort zum dunkeln Walde,
Sanct Pirminius an ihrer Spitze,
Um des Himmels Segen gläubig flehend.

Da begannen ſie denn raſch zu bauen,
Wo dem Täubchen war ſein Span entfallen,
Und ein Klöſterlein in wilder Öde
Ward vollendet zu des Landes Frommen;
Denn die Brüder, mehr und mehr im Herren
Stillem Fleiß und ernſter Zucht ergeben
Rufneten *) das Land, und pflanzten Edles,
Wo nur Wald und Stein den Grund bedeckten;
Und der Herr begnadigte die Brüder,
Daß in dieſer grauſen Felſenwüſte,
Reich und ſchön, und vielfach Gutes wirkend,
Sich der Bau von Pfeffers endlich thürmte.

*) Machten das Land urbar.

St. Placidus.

Es predigte des Heilands Lehren,
Am rauſchenden Orangefluß,
Die Zahl der Chriſten zu vermehren,
Der fromme Römer Placidus;
Sein Wort voll Kraft fand off'ne Ohren,
Und ſegensvoll war ſein Bemüh'n,
Vom Höchſten war er auserkoren,
Aus Wilden Chriſten zu erzieh'n.

Einſt als von dem beredten Munde
Der Weisheit gold'ne Rede floß,
Und in die rohen Herzen Kunde
Von ihres Schöpfers Größe goß,
Da kroch — ein Anblick voller Grauen!
Ein Unthier aus dem dürren Sand,
Das ſich — Entſetzen, es zu ſchauen!
Das ſich um ſeine Füße wand.

Und Alles ſtand voll Schreck und Zagen;
Doch Keiner hatte Kraft und Muth,
Die giſt'ge Natter fortzujagen,
Aus Furcht vor der gereizten Wuth;
Nur Placidus, voll Gottvertrauen,
Hob ſeine Hände auf zum Herrn;
Zum Himmel ſeine Blicke ſchauen,
Doch leuchtet ihm kein Hoffnungsſtern.

Und als die Natter ſich dem Armen
Um ſeine Knie' und Lenden wand,
Da fühlte Alles tief Erbarmen,
Und auch die letzte Hoffnung ſchwand;
Doch Placidus ſtand ohne Beben,
Sein Blick ſchwang ſich zu Gott empor,
Es ſchien ſein frommer Geiſt zu ſchweben
Schon in der ſel'gen Geiſter Chor.

Und weiter noch das Unthier ſtreckte
Sich um des Frommen Mund und Ohr,
Und aus dem weiten Rachen reckte
Die giſt'ge Zunge es hervor;
Die Augen funkeln gleich Rubinen,
Bald ſprüht es ſein verzehrend Gift,
Entſetzen ſtarrt auf allen Mienen,
Daß nun des Todes Pfeil ihn trifft.

Schon ſtrahlte in des Heil'gen Zügen
Der Glanz von einem höher'n Licht,
Die Blicke, die gen Himmel fliegen,
Sind für die arme Erde nicht;
Noch färbt ein blaſſes Roth die Wange,
Der gold'nen Hoffnung Morgenroth,
Es klopft des Dulders Herz ſo bange,
Er litt den tauſendfachen Tod.

Doch ſein Vertrau'n zu Gott, ſein Hoffen
Ihm köſtlich hoch belohnet ward.
Es ſank, als wie vom Blitz getroffen,
Die Schlange nieder, wie erſtarrt,
Verbarg ſich dann in Felſenritzen;
Dem Frommen war kein Leid geſcheh'n,
Gott wollte ſeinen Diener ſchützen,
Er konnte nicht zu Grunde geh'n.

Da ſtürzte zu des Heil'gen Füßen
Die Menge auf ihr Angeſicht,
Ihm freudig Händ' und Kleid zu küſſen.
„Nein!" rief er, „dieß gebührt mir nicht:
Zu Gott ſoll euer Loblied ſchallen,
Daß ich in Kummer nicht verſank.
Ihm, ihm allein gebührt vor allen,
Der Ehrfurcht Lob, des Herzens Dank!"

St. Polykarp.

„Was tödtet ihr die Glieder!“ rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!“
Man ſucht den frommen Polykarpos, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgſam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. — „Ich
Sah dieſe Nacht das Kiſſen meines Haupts
In voller Gluth,“ ſo ſprach der kranke Greis,
„Und wachte mit beſondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umſonſt; ich ſoll
Mit meinem Tode Gott lobpreiſen.“ Da
Erſcholl das Haus vom ſtürmenden Geſchrei
Der Suchenden. Er nahm ſie freundlich auf.

„Bereitet,“ ſprach er, „dieſen Müden noch
Ein Gaſtmahl. Ich bereite mich indeß
Zur Reiſe auch.“ Er ging und betete;
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Conſul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Buſen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!“ — Der Conſul ſieht
Den heitern, ſchönen, ruhig ſanften Greis
Verwundert. „Schone,“ ſprach er, „deines Alters,
Und opfre hier, entſagend deinen Gott!“ —

„Wie ſollt' ich einem Herrn entſagen, dem
Zeitlebens ich gedienet, und der mir
Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchteſt du
Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmet muß
Das Weizenkorn doch einmal werden, ſei's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! er iſt
Der Chriſten Vater. Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zuſammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde," ſprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieſer Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!"

Und legte ſtill den Mantel ab, und band
Die Sohlen ſeiner Füße los, und ſtieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich ſchlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelſtein in ſeine Mitte nahm,
Und ſchöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Fauſt das Herz durchſtieß.
Er ſank; es floß ſein Blut; die Flamm' erloſch;
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unſchuld giebt im Tode Muth.

J. G. v. Herder

St. Pyoterius.

Nicht im müſſigen und ſtolzen Grübeln,
In Geſchäftigkeit für's Wohl der Menſchen
Und in ſelbſtvergeſſ'ner Demuth wohnen
Gottgefälligkeit und Zier und Weisheit.

Pyoterius in ſeiner Zelle
Dünkete vor Gott ſich groß und herrlich,
Weil er über Thabors Glanz und alle
Seraphsflügel tief und viel nachdachte.
Und den Denkenden umfing ein ſchwerer
Traum einmal. Es ſprach zu ihm der Seraph:
„Pyoterius, ſteh' auf und eile
Nach Tabenna, wenn du Jene ſehn willſt,
Die mit ſeiner Krone Gott gekrönt hat.“

Pyoterius ſtand auf und eilte
Nach Tabenna. Vor ihn traten alle
Heil'ge Jungfrau'n, Schweſtern und die Mutter.
Pyoterius ſprach: „Seid ihr's alle?
Denn mir mangelt unter euch noch Jene,
Die mir im Geſicht der Engel zeigte.“

„Eine," ſprach die Mutter, „iſt noch drunten,
Eine Alberne, faſt unſre Schande.
Unermüdlich im geringſten Dienſte,
Dient ſie in- und außerhalb dem Kloſter
Jedem Fremdling, ſei er Jud' und Heide.
Darum nennen wir ſie auch gewöhnlich
Die Wahnſinnige: denn faſt antwortet
Sie uns nicht; iſt aber immer fröhlich,
Und nie mehr, als wenn man ſie verachtet." —

„Laß ſie kommen, damit ich ſie ſehe,"
Sprach der Heilige. Gezwungen kam ſie;
Porphyrite, rein und ſchlecht gekleidet,
Lang das Haar, und ohne Nonnenkrone,
Um ihr Haupt nur eine ſchlichte Binde.
Eilig ſank vor ihr auf ſeine Kniee
Pyoterius; denn um ihr Antlitz
Leuchtete, was ihm der Engel zeigte,
Selbſtvergeſſenheit und Lieb' und Unſchuld.
„Segne mich," ſo ſprach er, „heilige Jungfrau,
Die mit ſeiner Krone Gott gekrönt hat."

Plötzlich ſtrahlete mit hellen Strahlen
Ihre Binde. Alle knieten nieder.
„Ach! verzeih' mir, daß ich dich verlachte!
Ach! verzeih' mir, daß ich dich verſchmähte!
Daß ich oft dich, ihnen zu Gefallen" —
Sprach die Mutter — „wider mein Gewiſſen
Schalt, und du rechtfertigteſt dich niemals." —

Porphyrite war sogleich entwichen;
Ihr bedünkte diese Hochverehrung
Spott und Wahnsinn. Wohin sie gegangen?
Was sie ferner litt? wo sie gestorben?
Davon schweigt die Chronik unsers Klosters.
Nur dem großen und vollkommnen Denker
Pyoterius entwich das hohe
Bild nicht ganz. Und wenn er über Thabors
Unerschaffnen Glanz und über alle
Seraphsflügel dachte, stand ihm plötzlich
Porphyrite da, die Selbstvergessne;
Immer nur geschäftig für die Menschen,
Fröhlich stets und schweigend; nie vergnügter,
Als wenn sie verachtet und verbannt war.
Vor ihm stand sie mit der schlichten Binde,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.

J. G. v. Herder.

St. Reynold.

Sanct Reynold als Einſiedler war
Der Andacht wohl ergeben,
Vergeſſen hat er ganz und gar
Des Ritters Luſt und Leben.
Er ſucht ſich ſeine Wahlſtatt aus
Bei Köln, der Stadt am Rheine,
Daſelbſt zu bau'n ein Gotteshaus,
Das wünſcht er noch alleine.

Der Bau war all' ſein Augenmerk,
Er treibt es unermüdlich,
Vollenden will er ſeh'n das Werk,
Sodann nur ſterben friedlich.
Schon ſieht er, wie der Bogen ſpringt,
Der Chor an rechter Stelle;
Und wenn des Thurmes Kunſt gelingt,
Iſt fertig die Kapelle.

Vom Bauen iſt Verdruß nicht weit,
Herr Reynold muß es büßen;
Die Knechte waren arge Leut',
Die leben ihren Lüſten.
Der alte Ritter ſich ihm regt
Ob dieſem faulen Weſen,
Treulich mit Fäuſten er ſie ſchlägt,
Schilt ſie mit frommen Reden.

„Wenn ihr zum Bau verdroſſen ſeid,
Die Hand in Schooß wollt legen,
Mit Schwätzen bringen hin die Zeit,
Den Leib in Wolluſt pflegen,
So ſeid ihr ſchlimme Knechte wohl
Vor Gott und Aller Augen,
Die man zur Arbeit zwingen ſoll,
Daß ſie zu Frommen taugen."

So treibt er's fürder Tag für Tag,
Streng haltend auf dem Rechte;
Vor Sonnenaufgang iſt er wach,
Treibt an die faulen Knechte.
Kaum daß er ſich gedulden kann,
Das Gotteshaus zu ſchauen,
Da will er fürder beten dann,
Sein Grab ſich ſelber bauen.

Indeß die Knechte halten Rath,
Wie ſie ihn möchten faſſen,
Bereden ſich zu ſchlimmer That,
Weil ſie ſein Strafen haſſen.
Faulheit vor allem in der Welt
Iſt wohl die ärgſte Sünde;
Der Böſe ſelbſt den Faulen hält,
Die alte Tück' entzündet.

Reynold, der redlich ihnen traut,
Kam wieder da gegangen;
Beginnen die zu murren laut,
So ſollt' es nun anfangen.
Sie werfen nach ihm manches Stück,
Furchtſam, ihn zu umklammern,
Bis endlich, da er ſäßt zurück,
Schlagen ſie ihn mit Hammern.

Als todt nun auf dem Boden lag
Der fromme Herr im Blute,
Da ſtieb'n ſie, wie vom Donnerſchlag
Verrückt, in wildem Muthe.
Bauern des Weges fanden ihn,
Die ihn ſogleich erkannten;
Erſchrocken knie'n ſie bei ihm hin,
Bis ihn zu Gott ſich wandten.

Prachtvoll ward er beſtattet dann
Mit Singen und Geläute,
Die Fahne weht dem Zug voran
Der ſchwarzen Trauerleute,
Und in der ſchönen Fahne war,
Auf buntem Schmuckgefilde,
In ſchwarzer Farbe brennend klar,
Roß Bayard abgebildet.

Panzer und Handſchuh ziert den Sarg,
Den Helmbuſch ſieht man wehen
Am Steine, der den Helden barg,
Glöcklein und Stab daneben.
Und nun, wo er erſchlagen war,
Auf dieſer ſelben Stelle,
Ward nun errichtet ein Altar,
Man zeigt noch die Kapelle.

St. Scholaſtika.

Scholaſtika, die Gott ergeb'ne Nonne,
Des heil'gen Benediktus Schweſter, pflegte
Einmal des Jahrs den Bruder zu beſuchen.
Einſt auch erſchien ſie zur gewohnten Zeit,
Und nach Gewohnheit ſtieg der Abt ſofort
Von ſeinem Berg herab, um mit der Schweſter
Im nächſten Dörfchen des Geſpräches zu pflegen.

Der Tag verging, die Sonne ſtand ſchon tief,
Noch immer wechſelten Scholaſtika
Und Benediktus inhaltreiche Reden.
Die Sonne ſank, die Abendröthe glänzte;
Das fromme Paar, zum trauten Mahl ſich ſetzend,
Fuhr fort des heiligen Geſpräches zu pflegen.
Das Abendroth verblich, der Mond ging auf,
Vom heitern Himmel blitzten hell die Sterne.
Da ſprach der fromme Abt: „Spät iſt die Stunde,
Der Herr ſei mit dir, Schweſter! fahre wohl!“

Doch ahnend ſprach Scholaſtika zu ihm:
„Bleib' bei mir, Bruder, dieſe einz'ge Nacht;
Wer weiß, wann wir uns wiederſehn! Wie bald
Iſt eine Nacht dahin! laß bis zum Morgen
Uns reden von des ew'gen Lebens Freuden.“

Doch Benedictus ſprach: „Wie magſt du ſolches
Begehren, Schweſter? Nicht geziemt dem Mönch
Zu bleiben außer ſeines Kloſters Ring
Die Nacht hindurch. Ich ſcheide! Fahre wohl!“

Allein Scholaſtika, die Fromme, lehnte
Gefaltet auf den Tiſch die Hände, barg
Ihr Antlitz in die Händ', und betete
Mit ſolcher Inbrunſt, daß die Thränen reichlich
Durch die gekreuzten Finger niedertroffen.

Und ehe ſie das Antlitz noch vom Tiſch
Erhoben, trübte ſich der heit're Himmel.
Der Donner krachte, Blitze flammten eings,
Ein ſchwerer Sturm kam auf. Ein Wolkenbruch
Erſäufte nah und fern das bange Land.
Unmöglich war dem Abt und ſeinen Freunden
(Steil war der Berg, der naſſe Fußpfad ſchlüpfrig)
Für dieſe Nacht zum Kloſter heimzukehren.

Unmutig ſprach der Abt: „Warum, o Schweſter!
Haſt du mir das gethan? Wie wird der Mönch
Die Regel ehren, die der Abt nicht hält?“

Scholaſtika ſprach ſeufzend: „Trauter Bruder!
Dich bat ich, und blieb unerhört. Ich bat
Den Herrn, und er erhörte mich. Er weiß
Um meine Liebe. Laß uns fröhlich ſeyn!“

Und fröhlich war der Abt den Reſt der Nacht
Mit der geliebten Schweſter. Während draußen
Die Stürme brauſten und der Regen klatſchte,
Ergötzte ſich das Gott ergeb'ne Paar
In himmliſchen Geſprächen. Vieles ſprachen
Sie von der Ewigkeit und ihren Freuden,
Und von der ſüßen Hoffnung, dermaleinſt
Den Herrn von Angeſicht zu ſeh'n, und ewig
Bei ihm zu bleiben ſammt den theuren Freunden.

Zu ſchnell entfloh die kurze Sommernacht.
Vorüber war der Sturm, die Sonne ging
Erquickend auf; und Benedictus ſchied
Im Frieden jetzt von der geliebten Schweſter.

Nach dreien Tagen ſtarb Scholaſtika;
Und in dem Augenblicke, wo ſie ſtarb,
Sah' Benedictus, einer Taube gleich,
Zum Himmel ihre reine Seele ſchweben.
Da ſchlug das Herz ihm, eine Stimme ſprach:
„Die Rede, Abt, iſt aller Ehre werth,
Doch höh're Ehre würdig iſt die Liebe.“

St. Sebastian.

Seht ihr des Volkes weite Wogenmassen?
Seht ihr den Zug, der trüb und still sich windet
Durch jene säulenreichen Marmorgassen?
Zwei Jünglinge, für Christum liebentzündet,
Die qualbedrohet nicht von ihm gelassen,
Darauf vertrauend, was sein Mund verkündet,
Führt dort zum Tod die Wuth der Götzenknechte,
Weil sie das Göttliche gewählt und Rechte.

Da dringen durch das Volk mit heißen Klagen
Die Eltern zu den Söhnen hin in Ketten:
„O wollt dem eitlen Ruhme doch entsagen,
Und euer Leben und das unsre retten!
Wie könnten wir so herben Schmerz ertragen,
Wir müßten in das Grab mit euch uns betten.“
Die Brüder rühret der Armen Leidbeschwerde,
Da tönt es stark: „Gebt Gott nicht für die Erde!“

Ein Jüngling tritt hervor in Kriegsgewanden,
Sein Haupt von reichen Locken hell umflogen.
Sebastian war's, den früh mit heil'gen Banden
Ein ſüßer Trieb zum Heiland hingezogen.
Der Muth des Jünglings, in Gefahr beſtanden,
Macht ihm des Kaiſers ſtolzes Herz gewogen;
Der ihm die Leibwach' übergab zu leiten,
Daß treu und muthig er ihm ſteh' zur Seiten.

„In alter Sünde wären wir verdorben," —
So ruft er vor des Volkes dichten Schaaren —
„Wenn Chriſtus nicht für unſer Heil geſtorben,
Die wir unwürdig ſolcher Gnade waren;
Sein theures Blut hat Rettung uns erworben;
Und zagt ihr nun in wichtigen Gefahren,
An euch ſein göttlich Wirken zu vollenden?
Wollt ihr zur Sündennacht zurück euch wenden?"

Indem er ſo für Gottes Ehre ſtreitet,
Schwingt ein Gewand ſich leicht um ſeine Glieder,
Von unſichtbarer Hand um ihn gebreitet,
So weiß und linde wie des Schwans Gefieder,
Der ſchmeichelnd durch bewegte Wellen gleitet;
Und ätherreiner Schimmer thauet nieder,
Und gießt ſich um ihn her in klaren Wogen,
Und hellet rings der Säulengänge Bogen.

Von ſo verklärtem Glanz war er umgeben,
Daß nur die Schimmer blendend ihn beſiegen,
Die um den Ew'gen, ihm entquellend, weben.
Und ſieben Engel ſah man kniend liegen,
Und reine Lilien ſanft zu ihm erheben,
Aus deren Kelchen Himmelsdüfte ſtiegen.
Da kehrt die Kraft zurück den Brüderherzen,
Ruhig zu geh'n in bitt're Todesſchmerzen.

Die lichten Wunder ohne Zahl entrücken
Sebaſtian aus den enggewölbten Hallen;
Ein ſüß' Erſtaunen ſchwimmt in ſeinen Blicken,
Da nie empfund'ne Schauer ihn durchwallen;
Dann ſteigt ſein Aug' in leuchtendem Entzücken,
Des Himmels Schranken ſind für ihn gefallen.
Er ſcheint des Ew'gen Weltenthron zu ſchauen,
Voll Dank und Demuth, Sehnſucht und Vertrauen.

Da eilt zu Diocletian die Kunde:
„Sebaſtian, den du ſo hoch erhoben,
Iſt mit der Chriſtenſchaar im ſchnöden Bunde.“
Aufſpringt der Herrſcher in des Zornes Toben:
„Den frechen Frevler führet her zur Stunde,
Und, bei den allgewalt'gen Göttern droben,
Wenn er ſo ſchändlich mein Vertrau'n betrogen,
Werd' ihm der Lebensathem ſchnell entzogen!“

So wie im Sturm der Eiche hohe Krone,
Die all' ſein Grimm nicht beugen kann, nicht brechen,
Steht nun Sebaſtian vor des Kaiſers Throne:
„Und willſt du, thör'chter Jüngling dich erfrechen,
Zu trotzen meinem Wort' in kühnem Hohne,
Für den erlog'nen Chriſtengott zu ſprechen,
Dann ſollſt in grauſen Martern du erblaſſen!
Iſt's wahr, daß unſ're Götter du verlaſſen?"

„Du ſprach'ſt es!" ſprach Sebaſtian, und es ſchweigen
Die Lippen nun; doch in den Augen malen
Sich ſel'ge Bilder, Glaub' und Hoffnung ſteigen
Hervor aus ihnen, zwei vereinte Strahlen.
Wie ſich zum Kaiſer ſeine Blicke neigen,
Voll heiliger Vergebung aller Qualen,
Die ſeinen Weg zum Himmel trüb' umfangen,
Da iſt des Herrſchers finſt're Wuth vergangen.

Doch halten muß er, was er ernſt geſchworen,
Darum ermannt er ſich zu friſchem Muthe:
„Nimm hin, Sebaſtian! was du dir erkoren,
Und büße deinen Fehl mit deinem Blute!"
Des Jünglings Herz mit Pfeilen zu durchbohren,
Befiehlt er d'rauf. — Wie für empfang'nes Gute
Dankt ihm ein Blick Sebaſtians — und geſchieden
Nun von dem Staube, bleibt ihm nichts hienieden.

Man bindet ihn — des Buſens Triebe ſchwellen
Empor zu Gott, indeß die Krieger zielen:
„Erlöſer mein, auf Abendrothes Wellen,
In deren Glanz beſchwingte Engel ſpielen,
O laß mich trinken aus den Wonnequellen,
Wenn nun des Leibes trübe Banden fielen!“ —
Da ſchwirrt der Pfeil — todt ſinkt Sebaſtian nieder,
Und erſt in Chriſtus Arm erwacht er wieder.

Fr. v. Uechtritz

St. Stephan.

Sankt Stephan war ein Gottesmann,
Von Gottes Geiſt berathen,
Der durch den Glauben Kraft gewann
Zu hohen Wunderthaten.
Doch ſeines Glaubens Wunderkraft
Und ſeine Himmelswiſſenſchaft
Verdroß die Schulgelehrten,
Die Erdenweisheit ehrten.

Und die Gelehrten ſtritten ſcharf,
Und waren ihm zuwider;
Allein die Himmelsweisheit warf
Die irdiſche danieder;
Und ihr beſchämter Hochmuth ſann
Auf Rache an dem Gottesmann;
Ihn zu verleumden, dungen
Sie falſcher Zeugen Zungen.

Und gegen ihn in Aufruhr trat
Die jüdiſche Gemeinde.
Bald rief ihn vor den hohen Rath
Die Rachgier ſeiner Feinde.
Die falſchen Zeugen ſtiegen auf,
Und logen: „Dieſer hört nicht auf,
Zu ſträflichem Exempel,
Zu läſtern Gott und Tempel.

Sein Jeſus, ſchmäht er, werde nun
Des Tempels Dienſt zerſtören;
Hinweg die Satzung Moſis thun,
Und andre Sitte lehren.“
Starr ſah der ganze Rath ihn an;
Doch er, mit Unſchuld angethan,
Trotz dem, was ſie bezeugten,
Schien, Engeln gleich, zu leuchten.

„Nun, ſprich! Iſt dem alſo?“ begann
Der hohe Prieſter endlich.
Da hub er frei zu reden an,
Und deutete verſtändlich
Der heiligen Propheten Sinn,
Und was der Herr von Anbeginn,
Zu Juda's Heil und Frommen,
Geredt und unternommen.

„Doch, Unbeſchnittne,“ fuhr er fort,
„An Herzen und an Ohren!
An euch war Gottes That und Wort
Von je und je verloren.
Eu'r Stolz, der ſich der Zucht entreißt,
Stets widerſtrebt er Gottes Geiſt;
Ihr, ſo wie eure Väter,
Seid Mörder und Verräther!

Nennt mir Propheten, die ſie nicht
Verfolgt und hingerichtet,
Wenn ſie aus göttlichem Geſicht
Des Heilands Kunſt berichtet;
Des Heilands, welchen ein Verrath
Zu Tode jetzt gekreuzig' hat.
Ihr wißt zwar Gottes Willen;
Doch wollt ihn nie erfüllen.“

Und horch! ein dumpfer Lärm erſcholl.
Es knirſchte das Getümmel.
Er aber ward des Geiſtes voll,
Und blickt' empor gen Himmel,
Und ſah eröffnet, weit und breit,
Des ganzen Himmels Herrlichkeit,
Und Jeſum in den Höhen
Zur Rechten Gottes ſtehen.

Nun rief er hoch im Jubelton:
„Ich ſeh' im offnen Himmel,
Zu Gottes Rechten, Gottes Sohn!"
Da ſtürmte das Getümmel,
Und brauſte, wie ein wildes Meer,
Und übertäubte das Gehör,
Und, wie von Sturm und Wogen
Ward er hinweg gezogen.

Hinaus zum nächſten Thore brach
Der Strom der tollen Menge,
Und ſchleifte den Mann Gottes nach,
Zerſtoßen im Gedränge.
Und tauſend Mördergimmen ſchrien,
Und Steine hagelten auf ihn,
Aus tauſend Mörderhänden,
Die Rache zu vollenden.

Als er den letzten Odem zog,
Zerſchellt von ihrem Grimme,
Da faltet' er die Hände hoch,
Und bat mit lauter Stimme:
„Behalt', o Herr, für dein Gericht
Dem Volke dieſe Sünde nicht!
Nimm meinen Geiſt von hinnen!" —
Hier ſchwanden ihm die Sinnen.

G. A. Bürger.

St. Theagen.

Der fromme Biſchof Theagen
Entwich in eine dunkle Grotte
Des Pallaswäldchens bei Athen,
Um weit vom Lärm' mit ſeinem Gotte
Und ſich vertrauter umzugehn.
Er lebte hier ſchon ſieben Jahre,
Nur von Olympiern geſehn;
Schon fielen ſeine grauen Haare,
Wie Blätter, die der Nord verjagt;
Schon tönten ſeine Pſalmen heiſer,
Und täglich ſchlug ſein Buſen leiſer,
An dem ſchon lang der Krebs genagt.
Er fühlte, daß ſein Ende nahte;
Sein welker Arm, der kaum den Stab
Noch halten kann, ergreift die Spate,
Und fröhlich macht er ſich ſein Grab.
Jetzt ragt was aus dem Schooß der Erde;
Es war ein marmorner Altar,
Der einſt der Göttin heilig war.
Doch ſchnell erhob ſich aus dem Heerde

Ein kleiner gold'ner Aſchenkrug,
Von hellem Sternenglanz umgeben.
„Gott!“ rief der Greis mit heil'gen Beben,
„Iſt's Wahrheit? Iſt es Augentrug?“
Er wagt's, die Urne wegzuheben,
Die kaum in ſeinen Händen weilt,
So überſtrömt ihn neues Leben,
Und ſchon iſt ſeine Bruſt geheilt.
Der Alte ſinkt vor dem Altare
In Thränen auf ſein Angeſicht:
„Verſchmähe meine Bitte nicht,
Gott! noch ein Wunder offenbare
Mir, Herr! wer dein Apoſtel iſt,
Den dieſer Aſchenkrug verſchließt?“
Der Grund des Felſen wird erſchüttert,
Und eine himmliſche Geſtalt,
Die wie ein Blitz vorüberwallt,
Ruft: „Sokrates!“ Der Alte zittert;
Und in dem Strahlendiadem
Des Krugs, auf den ſein Blick ſich kehret,
Lieſ't er beſchämt: „Wer Gott verehret
Und recht thut, iſt ihm angenehm.“

J. G. Pfeffel.

St. Trutbert.

Gar viel Exempel hat die Welt
Zu Nutz' und Lehr' uns aufgeſtellt;
Und dächt' ein Menſch, er ſei der Mann,
Der fleißig hätte wohlgethan,
Und wär' vor Gott und Menſchen recht,
Und nichts das ihn zu Schanden brächt':
So ſpräch ich: Lieber, höre doch
Die Mähre von Trutbertus noch!
Sanct Trutbert aus gar edlem Blut,
An Ehren reich und Geld und Gut,
Um Chriſti Wort mit frommem Sinn,
Gab all' ſein Pracht und Macht dahin.
Ein Fräulein auch — er liebt es ſehr —
Verläßt er und geht über's Meer.
Vom Land der Schotten fort und fort
Durchzieht er manchen fremden Ort,
Und predigt, bis er unerkannt
Als Pilger kommt in's Schweizerland.
Da baut er in der Wüſtenei
Sich Garten, Klauſ' und Siedelei;
Und lebt verborgen, Gott geweiht,
Ohn' Erdenluſt und Eitelkeit.
So ward er alt und ward er grau,

Daß wer ihn hört, und wer ihn ſieht,
Ihn heilig nennt und niederkniet.
Deß war Trutbertus wohl vergnügt:
Er denkt: ich hab' die Welt beſiegt!
Und muß ich bald in's kühle Grab,
So ſteig' ich ehrenwerth hinab.
Des Stolzes Prunk, der ſchnöde Geiz,
Die Luſt an ſüßer Mägdlein Reiz,
Der Sünde Dienſt iſt abgethan,
Es ſieht der Herr mich gnädig an! —
Und wie er eines Tages ſo,
Der überſtand'nen Lockung froh,
Zu warmer Zeit des Sommers ſaß,
Und ſtill den Abendſegen las:
Da ſieh', da tritt ihm in die Klauſ'
Ein Mädchen, ſah wie Roſen aus,
Verneigt ſich ſchön, mit holder Zucht,
Und ſagt, daß ſie Trutbertum ſucht,
Sie wollt' ihm beichten ihr Beſchwer;
Ob er der heilig' Vater wär'?
Sanct Trutbert grüßt die zarte Dirn',
Und macht ein Kreuz vor Aug' und Stirn';
D'rauf ſetzt er ſich und hört die Beicht',
Und abſolvirt das Mädchen leicht.
Da ſteht es auf und blickt verſchämt,
Und bittet: „lieber Vater! nehmt
Zum Danke hier das Krüglein an,
Dieweil ich ſonſt nichts geben kann!

Ihr trinkt aus bloßer Hand am Bach,
Das wird euch ſauer allgemach,
Ihr ſeid betagt und bückt euch nicht
So leichtlich, als ein jung Geſicht.“
Sanct Trutbert lächelt: „Holde Magd,
Es ſei im Frieden dir geſagt,
Das Krüglein nehm' ich nimmermehr!
Bald ſind der Jahre dreißig her,
Daß dieſe Hand mein Becher iſt,
So ſei ſie's bis zur Todesfriſt!“
Er ſpricht's, und ſegnet jetzt das Kind,
Und wendet ſich; — und ſie geſchwind,
Indem ſie geht, verſtecket klug
Hart an der Thür den kleinen Krug.
Die Sonne ſinkt, die Luft iſt ſchwül,
Sanct Trutbert ſucht des Abends Kühl',
Er öffnet raſch das Pförtlein ſchon,
Da fällt der Krug mit hellem Ton.
Trutbertus bückt ſich, hebt ihn auf,
Und denkt: „Das Ding hat ſeinen Lauf!
Ich that dem Mädchen nicht ſein Recht,
Mir ſcheint das Krüglein arm und ſchlecht;
Die gute Seele läßt mir's hier,
Was nahm ich's denn nicht gleich von ihr!
Mein Alter drückt, der Bach iſt weit,
Und Nichts, das mir den Krug verbeut;
Es geht ein Wetter los die Nacht,
Da werd' ein Trünklein vorbedacht!“

So ſpricht er, eilt zum Bache hin,
Und füllt ſich mit erfreutem Sinn
Den kleinen Krug zur Labung an,
Und kehrt nach Haus, ein reicher Mann.
Doch Wunder! ſieh', dieweil er jetzt
Das Krüglein auf den Boden ſetzt,
So ſteht es ſchief und wieder ſchief,
Daß Guß und Guß zur Erde lief.
Sanct Trutbert lacht, geduldet ſich,
Und ſpricht: „Was gilt's, ich meiſt're dich!"
Er läuft im letzten Sonnenſtrahl,
Und holt des Waſſers abermal.
Er nimmt ſich jetzt auch einen Stein,
Und zwei und drei und ſchiebt ſie fein,
Da wo das tolle Krüglein hinkt,
Gleich unter, wenn's zur Erde ſinkt.
Umſonſt! es wirft ſich immer ſchief,
Daß Guß um Guß zur Erde lief.
Sanct Trutbert brummt und geht hinaus,
(Schon hallt von ferne Sturmgebraus)
Er achtet's nicht, und ſchöpfet neu,
Daß Labung in dem Krüglein ſei.
„Ha!" ruft er, „willſt du mir nicht ſteh'n,
So ſollſt du jetzt mir hangen geh'n!"
Er eilt zurück in halbem Lauf,
Und knüpft das Krüglein fröhlich auf. —
Ei wohl, da bleibt's in guter Ruh!
Sanct Trutbert ſchaut ihm lächelnd zu.

Die Nacht iſt da, das Wetter brüllt;
Gott lob! der Krug iſt nun gefüllt!
Dicht eingewickelt, voller Freud',
Weil mit dem Krüglein doch er's traf,
Ergiebt er ſich dem ſüßen Schlaf'.
Da horch, da horch! der erſte Traum
Umfing den armen Bruder kaum,
So plumpt es dumpf und kracht und rauſcht,
Daß aufgeſchreckt er bebend lauſcht,
Und raſch vom Lager ſpringt empor,
Und wieder lauſcht mit leiſem Ohr,
Bis, ach! am Boden früh genug
Er tappend haſcht den leeren Krug.
Gebrochen war des Mann's Geduld,
Und dacht' er nicht: „Es iſt die Schuld
Des alten Nagels in der Wand,
Daß mir das Krüglein nicht beſtand" —
So hätt' er's gleich zerſchlagen gar,
So böſ' und alt im Zorn er war.
Indeß ertobt das Wetter ſcharf,
Daß Trutbert nicht zum Bache darf,
Die Nacht iſt ſchwül, er dürſtet heiß,
Sein Aerger mehrt den ſtarken Schweiß;
Er wälzt ſich grimmig hin und her,
Und ſinnt, was doch dem Krüglein wär'?
Als d'rauf der Morgen endlich graut,
Und Trutbert es nun wohl beſchaut,

So find't er's glücklich unverletzt,
Doch auch den Nagel nicht entsetzt.
Da schüttelt er den alten Kopf,
Und schilt sich blind und einen Tropf.
Vergessen ist des Klausners Pflicht,
Er liest den Morgensegen nicht,
Und denkt nicht an Gebet und Buß',
Und denkt allein: „Da hilft ein Fuß!
Ein Fuß von Lehm ist gut genug:
Dann stell' ich den verwünschten Krug.
Trutbertus auf! in's Waldrevier!
Es giebt wohl Töpfererde hier."
Er sagt's und steigt und kriecht herum,
Und als der halbe Tag schon um,
So trifft er glücklich, was er sucht,
In eines Berges wilder Schlucht;
Und schnell berathen, überreich,
Eilt nach der Klaus' er alsogleich.
Da fängt er rasch zu kneten an,
Und streicht und modelt was er kann,
Und putzt und formet, bis zuletzt
Den Fuß er fertig vor sich setzt.
Nun wird das Krüglein hergeschafft,
Und auf den Fuß gestellt mit Kraft,
Da bleibt's, o Wunder und o Heil!
G'rad' aufgerichtet wie ein Pfeil.
Sanct Trutbert läuft in froher Hast,
Und füllt sich neu den argen Gast,

Und ſetzt ihn wieder auf den Fuß,
Und denkt, daß er da prangen muß.
Doch weh! o weh! das Krüglein hinkt,
Und wackelt hin und her und ſinkt,
Und gießt das klare Waſſer dar,
Und bricht das ſchöne Füßchen gar.
Trutbertus flammt in Zornes Gluth,
Und packt den Krug mit grimmer Wuth,
Und wirft ihn hin mit Allgewalt,
Das Klauſ und Hain vom Bruche hallt,
Und rings der Widerſchlag im Flug
Die Scherben an die Wände trug.
Doch eh' Trutbertus ſich beſann,
Was er in ſolchem Sturm begann,
Dieweil er noch von Eifer glüht,
Und höhniſch auf die Stücke ſieht,
Da horch, da horch! von Oben klingt
Ein Wort, das ihm zu Herzen dringt:
„O Trutbert! o du frommer Mann!
Was hat das Krüglein dir gethan?
Du dachteſt: alt iſt ſchon beſiegt,
Was nicht mit Gott und Recht ſich fügt!
Du hatteſt Hoffarth, Gut und Geld,
Und jede Luſt der eitlen Welt
Hinweggethan mit ſtrengem Sinn;
Da reißt zur Sünde jetzt dich hin,
(O ſchwacher Mann! o ſchwacher Mann!)
Ein Krüglein, das nicht ſtehen kann!“

So klang das Wort, und drückte ſchwer
Wie Felſen auf Sanct Trutbert her;
Mit Seufzen, ſeines Fehl's bewußt,
Schlug reuig er an ſeine Bruſt,
Und hingeſunken auf die Knie'
Rief er: „Der Menſch vertraue nie,
Und ſage nie mit Übermuth,
Er ſei vor Gott gerecht und gut!
Ich war ſo froh und freudenreich,
Und zählte mich Apoſteln gleich,
Und ſtand, als trotzt' ich Bergen kühn,
Da wirft der ſchlechte Krug mich hin!"

St. Wilibald.

In Kaiſer Karls des Großen Zeit,
Als Sachſenland noch weit und breit
Dem Heidenthum war zugethan,
Schickte ſich Wilibaldus an,
Daſelbſt, von ſeiner Heimath fern,
Die Lehre Chriſti, unſers Herrn,
Zu predigen getroſt und frei;
Und Gottes Segen war dabei.

Da kam er einſt bei'm letzten Strahl
Der Sonne in ein weites Thal,
Woſelbſt ein Götze aufgeſtellt,
Ihm alſobald in's Auge fällt.
Er geht hinzu, und wie er da
Im Geiſte tief betrübt iſt, ſah
Er aus dem nahen Dorf heran
Mühſelig einen Greis ſich nah'n.

Als der, auf ſeinen Stab gebeugt,
Endlich mit Noth den Ort erreicht,
Wo ſich aus Holz der Gott befand,
Legt er den Stab ſchnell aus der Hand,
Und beugt das Knie', und ſpricht dazu:
„O trage von der Erde du
Mich nach der Väter Freudenort,
Bald nach Wallhalla gnädig fort!“ —

„Ich weiß dir einen beſſern Ort,“
Nimmt Wilibaldus ſchnell das Wort,
„Wo Frieden wohnt und Seligkeit,
Da ſteht auch dir ein Platz bereit.“ —

„So ſage an, „verſetzt der Greis,
„Daß ich ihn auch zu finden weiß,
Wo jener Ort gelegen iſt!“ —
„Es iſt der Herre Jeſus Chriſt,
Der einſt vom hohen Himmel kam,
Und menſchliche Geſtalt annahm,
Ein Kindlein ward, dann für uns litt,
Und mit der Hölle ſiegreich ſtritt,
Damit wir würden ſündenfrei;
Und fällt der Erdenleib entzwei,
Ihm nach zum Himmel könnten zieh'n:
Der, der bereitete uns ihn,
In ſeines Vaters Reich bei ſich!
Und da iſt Alles wonniglich!

Da bleibt es ewig, ewig Tag,
Und keine Noth, kein Alter mag
Uns mehr betrüben Herz und Sinn,
Und frohe Lieder klingen d'rin,
Und gold'ne Blumen zeigen ſich:
Sehnſt du nach jenem Orte dich?" —

„O ſprich, wie komm' ich doch dahin?" —
„Zu Chriſto wende deinen Sinn,
Und glaube, daß er, Gottes Sohn,
Herabgeſchwebt vom Himmelsthron
Zu aller Menſchen Heile iſt,
Und daß Gott unſre Schuld nicht mißt,
Wenn uns der Sohn bei ihm vertritt,
Der einſt am Kreuze für uns litt,
Und dadurch, daß er ſchuldlos ſtarb,
Uns ew'ge Seligkeit erwarb.
Kannſt du das glauben, findeſt du
Dort nach dem Tode Freud' und Ruh'." —

„Da ich den Ort nun einmal weiß,"
Verſetzt voll Freudigkeit der Greis,
„So bitt' ich täglich Jeſum Chriſt,
Der auch für mich geſtorben iſt,
Daß er mir einen Platz dort giebt,
Wenn dieſer Erdenleib zerſtiebt —
Und, ſo du willſt, erzähle fort
Von jenem freudenreichen Ort."

Und Willibaldus ſpricht darauf:
„Bedenke deinen Erdenlauf,
Und was du Böſes haſt gethan,
Das fange zu bereuen an,
Und bitte Gott, durch Jeſum Chriſt,
Daß er dir nicht die Schuld zumißt!“ —

„Ach, Böſes hab' ich viel gethan;
Nimmt Chriſtus auch die Sünder an?“

„Nur ſündige hinfort nicht mehr,
Und bitt' um ſeine Gnade ſehr:
So führt er dich in's Himmelreich
Nach deinem Tode alſogleich,
Und Alles, was dein Herz begehrt,
Das iſt in Fülle dir beſchert
Und ſchauen kannſt du deinen Chriſt,
Durch den du hier ſchon fröhlich biſt,
Ihm ſelig mit der Engelſchaar
Loblieder ſingen immerdar.“

Da ſpricht der Greis: „Ich höre ſchon
Der Lieder jubelvollen Ton,
Ich ſehe Chriſtum ſich mir nah'n:
Er weiſt zum Himmelreich hinan!
O habe Dank, du guter Mann,
Daß ich den Weg zu ihm gewann.“

Und wie er das geſprochen hat,
Da ſinkt er blaß, da ſinkt er matt
Alsbald in Wilibaldi Schooß;
Sein Geiſt, der Erdenfeſſeln los,
Zieht nun dem Lande voller Ruh,
Der Seligkeit im Chriſto zu.

Hell überſtrahlt vom Abendlicht
Andächtig Wilibaldus ſpricht:
„Sein Tagewerk, das iſt gethan,
Herr! nimm auch meines gnädig an,
Und laß mich manche Seele die
Noch aus der Zeitlichkeit allhier
Zuführen, bis mich ſelbſt der Tod
Aus Abends trägt in's Morgenroth!

A. Ortmann.

Drittes Buch.

Der Gaſtfreund.

Zur Zeit, als der Held, den Maria gebar,
Der edelſte Bürger der Erde war,
Da lebt' auch ein Kernmann von ehrbarem Stande,
Mit Namen Philemon, im heiligen Lande.

Er wohnte gemächlich im herrlichſten Gau,
Betrieb des Ackers und Gartens Bau,
Und mehrte durch Fleiß die Fülle der Güter,
Doch war er kein ängſtlicher Mammonshüter.

Er reichte dem Armen mit williger Hand
Erquickende Nahrung und warmes Gewand,
Und immer behagt' ihm ſein Wein am beſten
Im traulichen Kreiſe von lachenden Gäſten.

Auch wildfremde Pilger, vom Wege verirrt,
Erfanden an ihm den gefälligſten Wirth.
Gaſtfreundlich beherbergt' er alle, die kamen,
Und forſchte nicht nach Geſchäften und Namen.

Einſt, als er am Thore des Landhauſes ſaß,
Und froh mit den Seinen das Abendbrod aß,
Erſchien ein Fremdling mit eilenden Schritten,
Um Obdach bis folgenden Tag zu erbitten.

Willfährig lud ihn Philemon in's Haus.
„Wie gut ihr ſeid!“ rief der Wanderer aus.
Nun bitt' ich auch meinen Gefährten zu helfen:
Es folgt mir noch eine Geſellſchaft von Zwölfen.“

„Was thut das?“ verſetzte der gaſtfreie Mann;
„Und wären es doppelt ſo viel, nur heran!
Ich bin nicht gewohnt, in meinen vier Pfählen
Mit ſchielenden Augen die Gäſte zu zählen.“

Der Nachtrab der Reiſenden nahte ſich bald:
Ein blühender Mann von erhabner Geſtalt
War unter ihnen der Roſe zu gleichen,
Der andere Blumen an Lieblichkeit weichen.

Und ohne zu fragen: woher und wohin?
Empfing ſie Philemon mit herzigem Sinn;
Er leerte geſellig mit ihnen den Becher,
Und lagerte ſie in bequeme Gemächer.

Als d'rauf ſich der Morgen zu röthen begann,
Da ſagte der Vorläufer: „Trefflicher Mann,
Ihr nahmet uns auf, ohn' uns zu kennen,
Doch wollen wir uns nicht fremd von euch trennen.

Verzeichnet in euer Gedächtnißbuch
Mit goldener Schrift dieſen Nachtbeſuch!
Es lief ein Glücksſchiff in euren Hafen:
Der Gottmenſch hat hier im Hauſe geſchlafen.“ —

Philemon erſchrak, und klagte ſich an,
Er hab' im Bewirthen zu wenig gethan.
„Der Herr," ſprach Petrus, „iſt huldvoll zufrieden,
Und hat euch zum Dank eine Gnade beſchieden.

Entdecket mir treulich: was möchtet ihr gern?
Ich melde dann euer Verlangen dem Herrn;
Und was es auch ſei, das euch lüſtet zu haben,
Die göttliche Macht wird euch damit begaben." —

„Ei nun," ſprach Jener, „es lauſchen in mir
Der heimlichen Wünſche wohl drei oder vier.
Mich zupft ſchon der Tod am greiſenden Haare,
Und gern lebt' ich wahrlich noch fünfhundert Jahre.

Dann wünſcht' ich: ein Birnbaum, der hoch mich erfreut,
Durchblühte mit mir dies Räumchen der Zeit,
Und wer ihn beſtiege, mich ausgenommen,
Der müßte, wie magiſch beſtrickt, nicht entkommen.

Auch Keiner vom Armſtuhl, auf welchem ihr ſitzt.
Er iſt nicht künſtlich gebaut und geſchnitzt,
Doch wollt' ich, es möchte die Kraft in ihm walten,
Die auf ihm Ruhenden feſt zu halten." —

Raſch fuhr zum Scherz der Apoſtel empor,
Als ſtände Verhaftung im Stuhl ihm bevor.
„Mein werther Philemon," rief er mit Lachen,
„Was redet und heiſcht ihr für drollige Sachen!

Ihr liegt, wie ein Kind, an des Glückes Bruſt,
Und ſauget unendlichen Lebensgeluſt;
Das leuchtet mir ein; doch die magiſche Feſſel,
Was ſoll ſie euch fruchten am Baum und am Seſſel?"

„Sie ſcheint," ſprach Jener, „ein nichtiges Spiel,"
Und nutzte mir dennoch am Baume ſehr viel.
Er iſt mir des Gartens verehrteſter König,
Doch ſeiner Gaben genieß' ich nur wenig.

Kaum ſchimmert ihr Gold durch das herbſtliche Laub,
So werden ſie nächtlicher Gaudiebe Raub,
Und niemals ertapp' ich die liſtigen Näſcher:
Drum wollt' ich, der Baum würde ſelbſt ihr Häſcher.

Die Rede vom Stuhl war ſo ernſt nicht gemeint.
Im Winter beſucht mich oft Abends ein Freund;
Sein Herz iſt bieder, ſein Witz iſt munter;
Wir plaudern am Feuer, und ſpielen mitunter.

Nun fallen die Würfel mir wunderbar hold,
Und ſteht bei uns gleich auf dem Spiele kein Gold,
Zerreißt er doch manchmal ſich drob faſt die Krauſe,
Und läuft vor Verdruß unaufhaltſam nach Hauſe.

Dann wird mir die Zeit bis zur Nachtruhe lang;
Drum wäre des Zauberſtuhls feſſelnder Zwang,
Gleich einem Nothſtall bei ſtörrigen Roſſen,
Sehr brauchbar für meinen Abendgenoſſen." —

Stark ſchüttelte jetzt der Apoſtel ſein Haupt:
„Mein guter Philemon, ich hätte geglaubt,
Ihr würdet, ſtatt ſo was zur Sprache zu bringen,
Euch lieber ein Plätzchen im Himmel bedingen.“

Halb mürriſch verließ er hiemit das Gemach;
Doch freundlicher kam er zurück, und ſprach:
„Es iſt geſchehn, und was ihr begehret,
Hat euch der himmliſche Gaſtfreund gewähret.

Noch fünfhundert Jahre bewohnt ihr geſund,
Sammt eurem Birnbaum, das Erdenrund,
Und er und der Keſſel ergreifen und ſahen
Hinfort alle Fremden, ſo ihnen ſich nahen.“ —

„O herrlich!“ fiel Jener mit Luſtſprüngen ein.
„Ich aber kann doch die Gefang'nen befreien?“ —
„Ei das,“ ſprach Petrus, „verſteht ſich am Rande!
Ihr ſaget ein Wort, und es weichen die Bande.“

Voll Dankbarkeit eilte Philemon zur Thür.
„Bleibt,“ rief der Apoſtel,“ ich rathe, bleibt hier!
Der Göttliche will nicht, nach menſchlicher Weiſe,
Daß man ihn geſchwätzig für Wohlthaten preiſe.“

Jetzt kamen die Waller, den Stab in der Hand,
Um weiter zu reiſen durch's jüdiſche Land.
Sie dankten dem Hauswirth für gaſtliche Pflege,
Und wanderten fort auf bebautem Wege.

Philemon ſah in behaglicher Ruh
Dem Fluthengedränge des Zeitſtroms zu.
Die Welt ward nochmal *neu*, und er lebte,
Und mit ihm ſein Glück, das ihn treulich umſchwebte.

So ſchwanden ihm fünf Jahrhunderte hin.
„Recht," ſprach er oft luſtig, „wie raſch ich noch bin!
Ich werde den letzten der Menſchen begraben,
Denn mich wird der Tod wohl vergeſſen haben."

Verſenkt in dieſen anmuthigen Traum,
Beſucht' er einſt ſeinen gelichten Baum,
Und trachtend, ein Birnlein zum Munde zu führen,
Empfand er von hinten ein leiſes Berühren.

Und *als* er ſich umſah, erblickt' er den Tod,
Der grüßend die *Hand*, wie ein Freund, ihm bot. —
Gleich bebt' er zurück vor dem nackten Gerippe,
Und wandte den Blick von der gräßlichen *Hippe*.

„Ei!" ſagte der Tod, „komm' ich dir noch zu ſchnell?
Schier ſechshundert Jahr lebt der *alte* Geſell,
Und trägt, wie es ſcheint, noch keinen Gefallen,
Mit mir in mein ruhiges Hüttchen zu wallen." —

„Das muß ich geſehn!" ſprach Philemon beherzt:
„Mein Antheil am Leben iſt *aber* verſcherzt;
Ich folge dir denn mit entſchloſſenem Schritte,
Doch hab' ich noch eine gehorſamſte Bitte.

Geh', hole mir, Trauter, zur Zehrung in's Grab,
Von dieſem Baume zwei Birnen herab!
Mir Alten iſt leider die Kraft nicht mehr eigen,
Empor zu dem Wohnſitz der Früchte zu ſteigen."

Der Tod, ſonſt gewöhnt an ein eiſernes Nein,
War eben bei Laune, gefällig zu ſein.
Er ſchwang auf den Baum die raſchen Glieder,
Und reichte zwei goldene Birnen hernieder.

Doch als er den Rückweg zu nehmen begann,
Ergriff ihn des Baumes beſtrickender Bann.
Er ſah ſich ringsum, wie von lebenden Schlangen,
Von geſchloſſen Ästen und Zweigen umfangen.

„Sieh, Wärterich!" jauchzte Philemon hinauf,
„Nun biſt du gefeſſelt, nun endet dein Lauf!
Zwar will ich dir Freiheit in Gnaden gewähren,
Doch mußt du mich erſt für unſterblich erklären." —

„Nein!" ſchnaubte der Tod, „deine Hoffnung geht irr!
Ich löſe mich ſelbſt aus dem Zaubergewirr.
Du Nimmerſatt des erbärmlichen Lebens,
Du rechneſt auf weitre Gründung vergebens!"

Philemon, gedeckt durch des Baumes Schutz,
Erſchöpfte faſt des Gefangnen Trutz,
Und ging, mit der Waffe des Feind's, aus dem Garten,
Um ruhig des Ausgangs der Fehde zu warten.

Der Knöchler zappelt' und rappelte wild;
Und als es nun Nacht ward, erscholl durch's Gefild,
Zum Schrecken der horchenden Nachbargemeine,
Das Mühlengeklapper der dürren Gebeine.

Denn er, der eherne Mauern durchdringt,
Und alle Götter der Erde bezwingt,
Wand sich, wie ein Wurm, in den hölzernen Ketten,
Und hatte nicht Macht, sich daraus zu erretten.

Am Morgen rief er mit Zetergeschrei
Den sorglosen Schläfer Philemon herbei.
„Was giebt's?" sprach dieser, „hast du dich besonnen,
Und hab' ich ein ewiges Leben gewonnen?" —

„Ein Jahr noch, schenk' ich dir!" brummte der Tod.
„Ha, Geizhals!" rief jener, „welch Lumpengebot!
Du mußt mir mein Leben auf ewig verschreiben,
Sonst wirst du mein ewig Gefangener bleiben!"

Er rückte die Nachtmütze tiefer auf's Ohr,
Ging eilend zurück durch des Gartens Thor,
Und rastlos erklang, immer stärker und stärker,
Drei Tage das Toben im laubigen Kerker.

Indeß ward auf Erden kein Leben verkürzt.
„Was heißt das?" sagte der Teufel bestürzt:
„Kein Seelchen erscheint! Ist der Tod denn gestorben?
Wer hat mir den fleißigen Kundmann verdorben?"

Jetzt zog, nach jener drei Tage Verlauf,
Der Trotzer gelindere Saiten auf,
Und bot für der Freiheit köstliche Waare
Dem Meister des Baumes fünfhundert Jahre.

„Gut!“ sagte Philemon, „ich knausere nicht,
Doch trau' ich nicht blos auf dein ehrlich Gesicht;
Du mußt, bevor wir in Frieden uns trennen,
Dich schriftlich zu unserm Vergleiche bekennen.“

Er reicht' ihm ein Täflein, sammt Griffel, hinan,
Und eilfertig schrieb der Herr Urian
Den Lösevertrag, gesetzlich und bieder,
Mit kurzen, doch kräftigen Ausdrücken nieder.

Und als er das Täflein herunter gab,
Las Jener den Freibrief, und sagte: „Zieh ab!“
Da wichen die Fesseln von allen Seiten,
Und ließen das Schreckbild dem Garten entschreiten.

Unalternd genoß der glückliche Mann
Mit Frohsinn der Zeit, die er listig gewann,
Und bis an's Ende der Laufbahn blühte
Die Lust an der Welt in seinem Gemüthe.

Das Täflein, auf welchem der Freibrief stand,
Mit Schaudern nahm er es jetzt in die Hand,
Und fragte sich ängstlich: wie soll ich's beginnen,
Den Faden des Lebens mir weiter zu spinnen?

Schon nahte der Herbſt, der ihm fürchterlich war,
Den Bäumen des Gartens ihr gelbrothes Haar,
Und ängſtlich beſorgte der Aelteſte der Alten,
Der Tod werde kommen, ſein Amt zu verwalten.

Doch hatte man längſt ſchon gekeltert den Wein,
Da mahnt' er die Schuld der Natur noch nicht ein.
Die Winterſtürme begannen zu brauſen:
Er ließ den Schuldner auf Erden noch hauſen.

Erſt gegen der heiligen drei Könige Tag
Besann er ſich auf den erlaub'ten Vertrag,
Und plötzlich erſchien ungemeldet, wie immer,
Der gräßliche Gaſt in Philemons Zimmer.

„Was kommſt du ſo ſpät?“ rief dieſer mit Hall.
„Ich hab' auf dich lange mit Sehnſucht gewacht!
Wie eilt die Welt ſeit geraumen Jahren;
Ich wäre gern längſt ſchon zur Bahre gefahren.

Drum geh' ich freudig mit dir im Nu;
Ich ſiegle nur noch mein Vermächtniß zu.
Laß dich indeſſen am Feuer dort nieder,
Und wärme dir auf die ſtarrenden Glieder!“

Beifällig nickte Herr Klapperbein,
Warf ſich in den ähnlichen Fangſtuhl hinein,
Und fühlte ſogleich durch des Zaubers Walten
Sein Knochengerüſt wie von Nägeln gehalten.

„Ha!“ rief er, „du ſchändlicher Sclave der Welt,
Haſt abermals mir eine Falle geſtellt!
Doch will ich hier lieber Jahrtauſende ſchmoren,
Als gegen mich ſelbſt dich auf's neue beſchwören.

Er hieb mit der Senſe gewaltig umher,
Philemon aber entwich dem Gewehr,
Und nährte die Gluth des Kamines von weitem
Mit Harz und Schwefel und trockenem Scheiten.

„Halt ein!“ ſchrie der Tod: „Du gebarſt dich wie toll!
Willſt du, daß ich brennen und braten ſoll?
Beim Himmel! ich fange ſchon an zu glimmen!
Hilf! hilf! — Was ſoll ich zur Löſung beſtimmen?“ —

„Je nun,“ ſprach lächelnd der blühende Greis,
„Du kennſt unſern alten, ſehr billigen Preis:
Laß fünfhundert Jahre mich fürder hier weilen,
Und gieb mir zur Sicherheit einige Zeilen.“

Gedrängt von der wachſenden Feuersnoth,
Schrieb raſch den verlangten Gewährſchein der Tod,
Sprang auf, vom Brande geſtreift, wie ein Tiger,
Und rief: „Komm' ich wieder, benehm' ich mich klüger!“

Und als die Vertragszeit vorüber war,
Begab er ſich nicht in neue Gefahr:
Er ſandte den Ruf in das Reich der Todten
Durch einen ehernen, gefiederten Boten.

„Leb wohl, du liebe, du herrliche Welt!“
Ereufzte Philemon, vom Pfeile gefällt.
„Du warſt mir ein wonniglich blühender Garten;
Wie droben es ausſieht, das muß ich erwarten.“

Sein Wandel auf Erden war rechtlich und gut,
Das ſtählte jetzt wacker des Sterbenden Muth;
Und daß er den Pförtner des Himmels kannte,
War vollends ein Troſt, der die Furcht verbannte.

Indem er nun friſch ſich erhob durch die Luft,
Erblickt' er tief unten in einer Kluft
Die feurige Burg des Fürſten der Hölle,
Und ſtehend ihn ſelbſt an des Hauſes Schwelle.

Philemon, noch nicht von Neugier befreit,
Schwang ſich mit des Vogels Geſchwindigkeit
Hinab in den Felsgrund, daß er in der Nähe
Die ſchaurige Pracht des Hoflagers ſähe.

Und als er lugend am Thore ſtand,
Rief Satan: „Herein, du Höllenbrand!
„Schön Dank!“ ſagte Jener: „Ich ziehe vorüber,
Mein Weg geht gen Himmel, denn dort bin ich lieber.“

Jetzt kamen mit grauvollem, wüſten Geſchrei
Die Bürger des Abgrunds in Schaaren herbei,
Und ſtöhnten kläglich von allen Seiten:
„O könnten wir, ſeliger Geiſt, dich begleiten!“

Es war unter ihnen manch zartes Gebild,
Und Vater Philemon, von Mitleid erfüllt,
Erglühte vor Luſt, aus den Klauen des Böſen
Ein Paar der unglücklichen Seelen zu löſen.

Ihm kam in's Gedächtniß, wie vormals im Spiel
Der Würfel ihm wunderſam günſtig fiel.
Wer Glück hat, ſagt' er zu ſich, darf es wagen,
Sogar dem Teufel ein Spiel anzutragen.

„Hört," ſprach er zum König der Flammenwelt,
Dort oben iſt zwar mein beſtimmtes Feld,
Doch, da ich ſo gute Geſellſchaft hier finde,
Entſag' ich vielleicht der himmliſchen Pfründe.

Beliebt's euch, ſo würfelt mit mir um mein Ich!
Gewinnt ihr, Herr, nun dann habt ihr mich!
Allein, wenn ihr, wie nicht glaubhaft, verlieret,
So wird euch von mir ein Seelchen entführet." —

„Es gilt!" ſchrie der Teufel: „Was wag' ich beim Spiel?
Ich habe ja ſchier des Geſindels zu viel!"
Er rief nach Würfeln hinein in den Haufen,
Und ſchnell kam ein Spieler damit gelaufen.

Die Würfel rollten, der Satan verlor:
Zwölf Seelen verlor er, da ſprang er empor:
„Nun packe dich," brüllt' er, „du ſchlimmer Geſelle!
Dein Schalksglück entvölkert mir ſonſt die Hölle!"

Der Sieger entführte, nach eigener Wahl,
Zwölf freundliche Seelen dem Schauerthal,
Durcheilte mit ihnen unendliche Fernen,
Und brachte ſie glücklich hinauf zu den Sternen.

„Willkommen!“ rief Petrus herzinniglich.
Wir warten ſeit tauſend Jahren auf dich!
Geneuß, nach Ermüdung vom Erdenwallen,
Der ewigen Ruh' in des Himmels Hallen!“ —

„Wohl mir!“ ſprach Philemon: „Doch wirſt du verzeihn,
Hochheiliger Pförtner, ich bin nicht allein.
O möchten auch dieſe, beladen mit Sünden,
Nach Leiden und Buße, hier Aufnahme finden!“ —

„Sie ſollen's!“ verſetzte der Heilige mild;
„Dein Fürſpruch iſt ihnen ein kräftiger Schild.
Die Gaſtfreundſchaft, die du übteſt auf Erden,
Mag ſo dir im Himmel vergolten werden.

A. F. C. Langbein.

Des Herrn Beſuch.

Als noch der Herr auf Erden litt,
Zu wecken, die da ſchliefen,
Trug oft er weit durch's Land den Schritt,
Der Menſchen Thun zu prüfen.

Zu prüfen, wer da würdig ſei,
Daß er ſein Reich erwerbe,
Und wenn der Erde Trug vorbei,
Des Himmels Kronen erbe.

Ach! Mancher wies ihm da die Thür'
Und weigert Trunk und Speiſe;
Denn Göttliches höhnt für und für
Der blöden Menſchen Weiſe.

Doch wieder klopft der Herr einſt an
An einer niedern Hütte,
Und ſieh'! es wird ihm aufgethan,
Und ruft mit ſanfter Bitte:

„Herein, du lieber Gaſt, herein!
Dein Mantel trieft vom Regen;
Komm, trockne dich, es harret dein
Des Hüttleins ganzer Segen!“

Zwar klein und eng iſt unſer Haus,
Und wenig, was wir haben;
Doch iſt's genug, und reicht wohl aus,
Den lieben Gaſt zu laben.“

Der Herr tritt ein. Ein greiſes Paar
Beut ihm des Grußes Frieden,
Zwei fromme Alt' im Silberhaar,
Längſt von der Welt geſchieden.

Schon mancher Sommer kam und wich,
Seit ſie beiſammen waren;
Doch liebten ihre Seelen ſich
Wie in den erſten Jahren.

Sie löſen ihm ſein naſſes Kleid
Zu ſtärkend lauem Bade,
Und wiſſen nicht, wie nahe heut
Des Himmels reichſte Gnade.

Und was die Liebe Liebes hat,
Der Zwieſprach kurze Weile,
Trank, Speiſe, Pfleg' und Lagerſtatt
Ward da dem Herrn zu Theile.

Und als am Morgen er erwacht,
Dankt ſegnend er den Zweien
Und ſpricht: „Sagt, was euch glücklich macht,
Der Vater wird's verleihen!“

Da rufen, wie aus Einem Mund,
Sie: „Eines wünſcht' die Seele,
Daß Gott in ein und ſelber Stund'
Uns zu den Seinen zähle!“

Und ſcheidend ſtreckt die Hand er aus:
„Wohl alſo ſoll's geſchehen!
Geſegnet ſei ſolch gaſtlich Haus —
Mög' es euch wohlergehen!“

Und ſieh', noch waren nicht in's Jahr
Der Monde zwei gegangen,
Da fühlten ſie ſich wunderbar
Von Ahnungsluſt umfangen.

Und ſtreckten auf ihr Lager ſich,
Und falteten die Hände,
Und beteten tief inniglich
Um ein geruhig Ende.

Und als des Wegs am Morgen früh'
Ein Wand'rer kam gezogen,
Sah er zwei lichte Knäblein, die
Durch's Pförtlein eilend flogen.

Und Duft, dem Mayenduft gleich,
Lockt einzugeh'n den Fremden,
D'rin lagen Beide ſtumm und bleich,
In weißen Todtenhemden.

Doch ſah' er von zwei Kränzen licht
Die greiſen Schläf' umfangen,
Und auf dem heitern Angeſicht
Der Jugend Roſen prangen.

Denn wer den Herrn mit Liebeswort
Hienieden aufgenommen,
Den heißet er dereinſt auch dort
In ſeinem Haus willkommen.

K. Förſter.

Jeſus und das Moos.

In tiefer Schlucht, im Waldesſchooß
Entſproßt das falbe zarte Moos,
Ein Teppich ſanft und weich.
Den Blicken zeigt es ſich nur klein;
Doch ſchließt ſein Bau ein Wunder ein,
Von Wipfel, Laub und Zweig. —

Zu Roſengluth und Waldesgrün
Schaut hin das Moos und ſeufzt: „Solch' Blüh'n
Gab mir der Himmel nicht;
Viel Tritte rauſchen über mir,
Und nicht ein Auge ſieht mich hier,
Denn Alle lockt das Licht.“

Und ſieh', da kommt im Abendſchein
Der Heiland wandelnd durch den Hain,
Mit bleichem Angeſicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Und fühlt nun weiches Moos mit Luſt
Zu ſeinen Füßen dicht.

Er kam erſt durch die Wüſte her,
Da brannten Sand und Sonne ſehr;
Nun kühlt das ſanfte Moos;
Da ſpricht der Heiland: „Vaterhand
Hat ſolche Lieb' auf mich gewandt,
In Zartheit ernſt und groß!

Welch' Auge mag ſo blöde ſeyn,
Erkennt nicht in der Kleinheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, ſo außer Acht,
Dein hat der Vater auch gedacht;
Dein Loos, trag's mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jeſus kaum hervor,
Da ſprießt es aus dem Mooſ' empor,
Ein Röslein wundermild.
Mooskröslein ward es bald genannt,
Und blühet nun in jedem Land,
Der Demuth ſußes Bild.

Des Heilands Erdenleid verſüßt
Hat es, die Füß ihm ſanft geküßt:
Da ward ihm ſolch' ein Lohn! —
O Herz! ſei immer treu und weich,
Biſt du bedrückt, dem Mooſe gleich,
Dann knoſpt die Roſe ſchon.

Helmina v. Chezy.

Das Hufeiſen.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt' er ſich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freier ſpricht;
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So wandelt' er, in Geiſtesruh',
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah' etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.

Er ſagte zu Sanct Peter d'rauf:
„Heb' doch einmal das Eiſen auf!“
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken,
Das waren ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Scepter ſeyn;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, mit ſeiner Langmuth d'rauf,
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür',
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer, ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreier geben will.
Die er ſodann nach ſeiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

J. W. v. Goethe.

Die Geiſs.

Sanct Petrus ging, nach alter Sage,
An einem ſchwülen Sommertage
Froh über Feld mit ſeinem Herrn,
Und er, ein kühner Tadelgern,
Der oft ein wenig überflug
Manch Hirngeſpinnſt im Kopfe trug,
Sprach jetzt auch unterweges dreiſter,
Als ſchicklich war, mit ſeinem Meiſter.
„Mich wundert höchlich,“ hub er an,
„Daß du auf deiner Erdenbahn
Viel Unbill ſo gelaſſen ſiehſt,
Und nicht darob in Zorn entglühſt.
Der Frevel wirft ſein Haupt empor,
Spreizt überall ſich mächtig vor,
Hohnnecket trotzig Jung und Alt,
Tritt mit dem Fuße der Gewalt
Recht und Geſetz tief in den Staub,
Und was ihn anlockt, wird ſein Raub.
Wie, ſtürmend durch das wüſte Meer,
Der Wallfiſch und der Hai das Heer

Des kleinern Schuppenvolks bezwingen,
Und in des Rachens Abgrund ſchlingen:
So greift, in ſeinem ſtolzen Wahn,
Der Machtmenſch kühn den Schwächern an,
Und raubt mit ſchnödem Übermuth
Ihm Freiheit, Ehre, Gut und Blut,
O wär' ich, Herr, ein Gott, wie du,
Ich ſähe nicht ſo ruhig zu!
Ich blitzt' und donnerte darein,
Ließ' keine böſe That gedeihn,
Und traun! es ſollte bald auf Erden
In jedem Fall mehr Ordnung werden."

Sanft ſprach der Herr: „Es wäre gut!
Auf, nimm die Welt in deine Hut!
Herrſch' einen Tag vorerſt zur Probe,
Und herrſche ſo, daß man dich lobe!
Ich übergebe bis zur Nacht
In deine Hände Gottes Macht."

Da warf ſich Petrus in die Bruſt,
Und zitterte vor Thatenluſt.
Viel wollt' er thun am Ehrentage,
Doch was und wie? das war die Frage.
Er ſpähte forſchend rings umher,
Und ſieh', es kam von ungefähr
Ein Weiblein aus dem nächſten Flecken,
Das trieb mit einem dünnen Stecken

Zum Weidplatz eine bunte Geiß,
Die muthig, frech und naſeweis
Der Herrin nicht gehorchen wollte,
Und rechts und links vom Wege trollte.
So kamen ſie zur grünen Au;
Da ſagte laut die arme Frau:
„Hier, Geißlein, iſt dein Luſtrevier!
Ich trenne mich mit Angſt von dir;
Doch muß ich heim, und fleißig weben,
Um meinen Kindern Brod zu geben.
Genieße froh das ſüße Gras,
Nur halt' in deinen Sprüngen Maß;
Verlauf dich nicht von dieſer Flur,
Sonſt folget Unglück deiner Spur.
Gott, der bisher es abgewandt,
Beſchütze dich mit ſeiner Hand!"

So ſprach ſie, und mit raſchem Schritte
Ging ſie zurück nach ihrer Hütte;
Und unſer Herr begann ſofort:
„Vernahmſt du dieſes Weibes Wort?
Sie hat dem Thierlein, das dort geht,
Herzinnig Gottes Segen erfleht;
Und da du nun auf Tagesfriſt
Mit Himmelsmacht beliehen biſt,
So mußt du billig dich bequemen,
Die Geiß in deinen Schutz zu nehmen,

Damit das Weib, wenn's Abend wird,
Das liebe Hausthier unverirrt
Und unbeſchädigt wieder finde,
Und dankbarlich dein Lob verkünde."

Dem Gott des Tages ſchien mit Recht
Das Hirtenamt gering und ſchlecht;
Doch konnt' er deß ſich nicht entbrechen,
Und ohne langes Widerſprechen
Begab er ſtracks ſich hin zur Geiß,
Um ihr zu weihen Sorg' und Fleiß.
Sie nahm ihn aber ſchändlich auf,
Kam auf ihn los in vollem Lauf,
Und ſtieß ſo toll und ungeſtüm
Mit ſpitzigem Gehörn nach ihm,
Daß er im Sprunge mußte weichen,
Und ſchmeichelnd ſich mit ihr vergleichen.
Auch beſſerte der Friedensſchluß
Die Sach' um keine taube Nuß,
Indem die Geiß, voll Freiheitsdrang,
Nun über Zaun und Graben ſprang.
Sie fiel mit diebiſchem Gemüth
Den Nachbarn in ihr Feldgebiet,
Durchſchweifte Buſch und Berg und Thal,
Und immerfort und überall
Lief Petrus über Stock und Stein
Mit ſeinem Stabe hinterdrein,

Um ſcharf ihr durch den Sinn zu fahren,
Und ſie vor Unfall zu bewahren.
Doch dieſe Hege ward ihm ſchwer;
Die Hundstagsſonne brennte ſehr;
Es blieb an ihm kein trockner Faſen.
Oft warf er matt ſich auf den Raſen,
Allein die Pflegbefohlne ließ
Ihm nicht den kleinſten Ruhgenieß,
Und zwang, durch ſtetes Irrelaufen,
Ihn immerdar, ihr nachzuſchnaufen.

So ſchwärmte ſie den Tag entlang
Bis zu der Sonne Niedergang.
Jetzt ſchlug, erwünſcht aus Herzensgrunde,
Ihm endlich die Erlöſungsſtunde.
Das Weib kam wiederum heraus,
Die Geiß zu führen in ihr Haus;
Und als ſie denn im beſten Stand
Das ungezogne Weſen fand,
Rief ſie zu Gott ein dankbar Wort,
Und trieb die Vagabundin fort.

Beſchämt ging nun der Vielgeplagte
Zum Herrn zurück, der lächelnd ſagte:
„Ei, du haſt lobeſam regiert!
Die Geiß ward glücklich heimgeführt.
Nicht wahr, du würdeſt mit Behagen
Den Herrſcherſtab noch länger tragen?“

Kopfſchüttelnd aber Petrus ſprach:
„Mich lüſtet wahrlich nicht danach.
Ich habe heute mir die Hand
Gar bitterlich daran verbrannt.
Ich dünkte mich gewaltig klug,
War aber nicht geſcheidt genug,
In Ordnung eine Geiß zu halten,
Und wollte doch die Welt durchſchalten.
Vergieb mir, Herr, den Unverſtand,
Der ſich mit Vorwitz unterwand,
Die höchſte Weisheit anzufechten,
Und kühn darob mit dir zu rechten.
Ich denk' und ſage nun fortan:
Was Gott thut, das iſt wohlgethan!“

M. G. Conrad.

Der arme Jonas.

Als, angelockt von Jeſu Namen,
Zu ihm die Menge zog herbei,
Und wunderbare Zeichen kamen,
Daß er von Gott geſendet ſei:

Da lebte auch im jüd'ſchen Lande
Jonas von Ackerbau und Pflug,
Dem unter ärmlichem Gewande
Ein Herz für Chriſti Lehre ſchlug.

Nicht murrt' er, treu der Väter Sitte,
Ob Arbeit, die ihm lohnend ſchien,
Indeß in ſeiner Halmenhütte
Zwei holde Kinder ihm erblüh'n.

Im Haus die treue Gattin waltet,
Und frommen Sinnes Alles lenkt,
Wenn er im Felde rüſtig ſchaltet,
Bis ſich zum Schlaf die Sonne ſenkt.

Kaum ſchmückt der Lenz mit neuen Farben
Die Flur, als ſchweres Leid ihn trifft,
Denn ſeine beiden Kinder ſtarben,
Getödtet durch der Krankheit Gift.

Und als in enger Todeskammer
Das Kindespaar gebettet lag,
Da folgt verzehrt von herbem Jammer,
Die treue Mutter ihnen nach.

Als in des Abends Zwielichtshelle
Schon am Gebirg' die Nacht ergraut,
Saß Jonas an der Hütte Schwelle,
Indeß ſein Blick zur Höhe ſchaut.

„Du haſt ſie," ſprach er, „Gott! genommen,
Doch lichte du die Nacht der Qual,
Die tödtend über mich gekommen,
Auch nun mit deines Lichtes Strahl!"

So ruft er bittend in die Weite,
Und glaubt vergebens nicht zu fleh'n;
Da ſieht er plötzlich ſich zur Seite
Den Galiläer grüßend ſteh'n.

Und er erkennt den Meiſter wieder,
Dem er im Glauben ſich vereint,
Und wirft ſich ſeufzend vor ihm nieder,
Der jetzt zum Troſte ihm erſcheint.

„Ich weiß," ſpricht Der, „was du verloren,
Doch ſchwinge dich der Hoffnung zu,
Neu wird dein Glück durch ſie geboren!
Auch ich erleide viel, wie du!"

„Auch ich bezahle ſchwer mein Leben;
Doch öffnet ſich die Kerkergruft,
Dann will ich dich mit mir erheben!
Beharre, bis mein Wort dich ruft!"

Kaum hat der Meiſter ſo geendet,
Als er entweicht; doch fort und fort
Harrt Jonas, als er ſich nun wendet,
Vertrauend ſeiner Treue Wort.

Ob Jeſus hoch am Marterpfahle
Auch unterlag der Meut'rer Schaar,
Schien's doch, als wenn von höher'm Strahle
Des Frommen Bruſt erleuchtet war,

Und in des Felſen Grabesſtille,
Wo Undank ihn nicht mehr betrog,
Lag Jeſus, eh' befreit der Hülle,
Der reinſte Geiſt zum Lichte flog.

Als Jonas, ſtill daheim geblieben,
Ermüdet auf ſein Lager ſank,
Und ſich im Traume ſeinen Lieben
Hinüber in die Arme ſchwang:

Da weckte ihn am Ostertage
Der Morgen auf, er schaut entzückt,
Berührt von einem sanften Schlage,
Sich in ein beſſres Land entrückt.

Und wunderbare Töne ſchlugen
Ergreifend an ſein trunk'nes Ohr,
Beſchwingte Frühlingslüfte trugen
Entgegen ihm der Engel Chor.

Und von dem Strahlenkreis umgeben,
Trat ihn der hohe Mittler an:
„So will ich dich mit mir erheben,
Auf, fromme Seele, himmelan!“

Da ſtimmten Millionen Chöre
Mit Jubel an vor Gottes Thron
Ein Halleluja ſeiner Ehre!
Ein Halleluja ſeinem Sohn!

Die Feldnelke.

Als Chriſtus in der Leidensnacht
Am Bache Kidron weint und wacht,
Er ſeufzend ob der Menſchheit Leid
Sich Gott zum Sühnungsopfer weiht,
Und darbeut ſeines Herzens Blut,
Damit die Welt ſei mild und gut;
Da fühlt in ihrer tiefſten Bruſt
Die Erde der Verſöhnung Luſt,
Da drang bis in der Erde Herz
Des Heilands banger Liebesſchmerz,
Der alſo hat die Welt geliebt,
Daß er für ſie dem Tod' ſich giebt.

Indem der Sohn zum Vater fleht,
Ein Rauſchen durch die Wipfel geht,
Das ſäuſelt ſüß in Tönen nach
Die Worte, die der Gottmenſch ſprach;
Der dunkeln Ceder ward vertraut
Ein ahnungsvoller Liebeslaut,
Den flüſtert ſie noch ſtets im Hain,
Regt gleich der Wind kein Gräſelein.

Der Bach begann den zarten Klang,
So mild und traut, ſo ſüß und bang,
Will immer rieſeln jenes Ach,
Als Jeſu Herz in Liebe brach.
Und Nachtigall, ſonſt fröhlich nur,
Wie and're Vöglein auf der Flur,
Sie klagt zuerſt in dieſer Nacht,
Seitdem ſie immer klagend wacht.

Und wie nun auf den Raſen ſank
Der Heiland, und die Hände rang
Im Todeskampfe, rann ſo hell
Der Herzensthränen Purpurquell.
Den trank der Erde durſt'ger Mund,
Da keimten Blumen auf zur Stund';
Schön purpurn, Perlen d'rauf ſo reich,
Und Chriſti Liebesthränen gleich;
Wo grüner Raſen duftend ſteht,
Der Blume Purpurfahne weht,
Weil ſtets die Erde deß gedenkt,
Daß ſie das theure Blut getränkt.

O Herz! erkenn' in der Natur
Nur ſtets der Gottesliebe Spur!
Bei'm Wellenklang, bei'm Waldgeſang,
Bei'm Rauſchen durch den Cederngang,
Laß jeder ſüßen Stimme Laut
Dir einen Ruf ſeyn ernſt und traut;

Der lenke dich zum Himmel hin,
Wenn nach der Erde geht dein Sinn!
Der ſegne dir der Liebe Leid,
Die dich geliebt von Ewigkeit.
Der halte dich im Leide feſt,
Wenn and're Liebe dich verläßt!
Und wenn du ſchauſt der Blumen Glanz
Im Purpurſchein, im Perlenkranz,
Denk' jener Thränen, liebewarm!
Was iſt dagegen all' dein Harm?
D'rum liebe treu und leide gern,
So biſt dem Heiland nicht mehr fern.

Helmina v. Chezy.

Die Kreuzſchnäbel.

Als unſer Herr Chriſtus am Kreuze hing,
Und Todesqual durch das Herz ihm ging,
Da flogen vorüber zwei Vögelein,
Und ſahn erbarmend die Todespein.
In haſtigem Flug auf das Kreuz geſetzt,
Wo durchbohrend Eiſen die Hände verletzt,
Beginnt voll Jammer das treue Paar —
So gering ihm die Kraft der Schnäbelein war —
Zur Rechten und linken, mit heißem Bemühn,
Die blutigen Nägel herauszuziehn.

Umſonſt, umſonſt! ſie vollbringen's nicht,
Weil die Macht dem redlichen Willen gebricht,
Und verbogen wird durch der Eiſen Gewalt
Das Schnäbelein beiden zur Kreuzesgeſtalt.
Da fliegen, mit tiefem Schmerzenston,
Sie trauernd zum dunkeln Walde davon.

Doch das Aug' im Himmel, das ewig wacht,
Mit unendlicher Huld, zu vergelten bedacht,
Wo Gutes auf Erden vollendet gelingt,
Und wo zu gelingen vergeblich es ringt —
Das Auge des Vaters nahm gnädig wahr,
Wie fromm sich erzeigte der Vöglein Paar;
Und es sprach der Vergeltende mild das Wort:
„Ihr Getreuen, so bleibe denn fort und fort,
Zum ehrenden Schmucke, der nimmer vergeht
An euerm Geschlechte, dieweil es besteht,
Das Zeichen des Kreuzes, das Jeglichen lehrt,
Wie liebend ihr Christo zu helfen begehrt." —
Es blieb das Zeichen. Verehrend sieht
Die Vöglein fürder ein gläubig Gemüth.

A. Wol.

Die Roſen.

Als unſer Meiſter, Herr Jeſus Chriſt,
Zum Heil für ewige Zeiten,
In den bittern Tod gegangen iſt,
Da bekannten ſich viele Heiden.

Und in Griechenland lebt' ein Mägdlein zart,
Die that eines Gartens hüten,
Der hatte der Herr ſich offenbart
In ihren Blumen und Blüthen.

Sie pflegte der Blumen, ſo lieb, ſo hold,
Mit frommen kindlichen Scherzen,
Und der Glaube wuchs ihr, wie reines Gold,
Lebendig in ihrem Herzen.

Und als ſie einſt unter'm blühenden Baum
Zum Schlummer die Augen geſchloſſen,
Da hat der Herr einen lieblichen Traum
Ihr in die Seele gegoſſen.

Es kam von des Himmels Sternenrand —
So erſchien ihr das freudige Wunder —
Drei blühende Roſen in ſtrahlender Hand,
Ein lichter Engel herunter.

Er reicht ihr die Roſen mit liebendem Blick,
Und gab ihr den Kuß der Weihe;
Dann flog er zu ſeinem Himmel zurück,
Hinauf durch des Äthers Freie.

Und als ſie erwacht aus des Traumes Luſt,
Gedenkt ſie der heitern Geſtalten,
Und findet drei Roſen an ihrer Bruſt;
Da erkennt ſie das göttliche Walten.

Und heilige Sehnſucht ihr Herz durchglüht
Nach dem ewigen Himmelsgarten,
Und ſtill verklärt ſich ihr tiefes Gemüth,
Der Gottesgabe zu warten.

Und zween Tage prangt die Frühlingspracht,
Mit freudigem Sterneglühen,
Und als der dritte Morgen erwacht,
Da wollen die Roſen verblühen.

Und der Engel erſcheint, als der vierte graut,
Im lichten Bräutigamskleide,
Und trägt die Roſen und trägt die Braut
Hinauf in den Garten der Freude.

Der Gaſt.

Der Herr Jeſus vom Himmelszelt
Einmal niederſchaut auf die Welt,
Wie Alles mag ſo ſchön beſtehen;
Und ſieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden.
Da ſieht er die Leut' um die Tiſche treten,
Die Hände falten, ſich neigen und beten:
„Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt
Und ſegn' uns, was du beſcheret haſt!"
Da fühlt er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu ſeyn im Erdenthal,
Und ſelber an den Menſchen zu ſpüren,
Ob ſie's auch redlich mit ihm führen.

Alſo aus einer Eſken am Wald
Tritt er herfür in Bettlergeſtalt,
Geht ſacht' an ſeinem Stabe fort
Nach dem faſt nah' gelegnen Ort,
Und kommt an eines Reichen Haus
(War grad' ein Feſt und großer Schmaus).

Dort stellt er still sich vor den Saal;
Nach ihm fragt Niemand allzumal.
Er hört d'rin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Heerde Spatzen,
Hört reden, was Keines Gemüthe bessert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert;
Und haben's gered't, es gemahnt ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.

Als drob verwundert er lang gestanden,
Spricht er zu Einem, ihm bei Handen:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
Nun komm' ich armer Bettler getreten,
Und führ' euch seine Worte an:
Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan!"
Da scheint's, sie werden ihn erst gewahr,
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!"
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, Einer thut die Hund' auf ihn hetzen;
Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm geschehn,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehn:
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Sünder lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Ärgeres thun,
Als ihn im Bösen lassen beruhn;

Doch ſagt er ihnen auch Gnade zu.
Dann kommt er an einer Armen Haus,
Das ſieht gar klein und freundlich aus:
Eltern und Kinder um einen Tiſch,
Die eſſen einen gebratnen Fiſch,
Der heut dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's ſo gut nicht gehabt ſeit langen;
Ein kleines Händlein hebt ein Kind,
Das Händlein will auch geſpeiſet ſeyn.

Wie da der Herr hineingetreten,
Und ſanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufſteht gewandt,
Und führt den Bettler an ihrer Hand
Zu ihrem Tiſch, heißt ihn ſich ſetzen,
Weil ſie ſich heut' an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder werden ſatt,
Weil's ihnen der Herr geſegnet hatt',
Und ſprachen: „Hab' Dank, Herr Jeſu Chriſt,
Daß du unſre Gaſt geweſen biſt!"
Die Krumen ſtreut ſie heraus zur Linde,
Damit auch das Vöglein Speiſe finde.

Drauf legt ſich der Vater an's Kamin;
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm ſein Kleinſtes auf den Schooß
Und läßt ihm ſagen: Wie groß? — So groß: —

Und lehret's liebhaben den guten Mann,
Und hat gar herrliche Freude daran.
Der Herr hat süß und sanft geworben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben;
Der Menschen Leben und ihre Lust
Überwältigt mit Wonne seine Brust.
Es wird ihm wehler, es wird ihm trüber,
Dem Göttlichen gehen die Augen über;
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht,
Und wehret den quellenden Thränen nicht.

Die Knaben bringen das Chorum pastorum
Und singen auf seinen Knien ihm vor es;
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld,
Dann, wie ihm das Kind in der Krippen gefällt;
Die heil'gen drei Kön'ge mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.

Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett
Das Vaterunser ihm lehren thät.
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund,
Die Mutter spricht: „Mein Kind, schlaf gesund!"
Dann schafft sie dem Vetter ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen ihm gute Ruh',

Um, von der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu ſchlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein;
Es ſcheint der Mond ihm ſtill herein.

Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, ſich hinweg zu tragen,
Derweil verloſchen der Sterne Kerzen,
Und ſchreibet, ſie ſegnend in ſeinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut'!
Den Armen iſt Gott nimmer weit.
Steht weich und menſchlich ſühlt ihr Gemüth,
Wie ſelten das Herz auch dem Reichen glüht;
Und dulden ſie manches auf Erden gleich,
Den Armen iſt das Himmelreich!"

L. Uhland.

Die Marienblümchen.

Die heilige Maria war
Die ſchönſte in der Kinder Schaar.
Ihr Auge, licht wie Sonnenſchein,
Drang tief in jedes Herz hinein;
Und wer es einmal nur geſehn,
Das Engelsantlitz, mild und ſchön,
Der pries das Elternpaar beglückt,
Deß Kind der Herr ſo reich geſchmückt.
Maria hieß der Liebling bald
Im weiten Kreis von Jung und Alt;
Und ſo wie Jeder ſtill empfand,
Daß ſie im Segen Gottes ſtand,
So ſchien's, als folge die Natur
Mit gleicher Luſt des Kindes Spur;
Denn wo ſie ging und wo ſie ſtand,
Man ſtets die ſchönſten Blümchen fand.

Einſt ſaß Marie gedankenreich
Auf einer Wieſe grün und weich;
Sie ſah zum Himmel ſtill empor,
Und träumte von der Engel Chor,

Bis aus der Abendwolken Pracht
Die Sternlein traten leis' und sacht.
„Wie schön!" so rief das Kind entzückt,
Die Händlein fest auf's Herz gedrückt:
„O wären doch die Sterne mein,
Die Himmelsblüthen licht und rein!"
Kaum hört die Wiese, still betrübt,
Wie sehr Maria die Sterne liebt,
So weint sie, daß des Himmels Pracht
Sie um des Kindes Huld gebracht.
Die Sternlein aber sehn's, und mild
Senkt jedes seiner Klarheit Bild
In ihren Thau: und als das Licht
Des Tages durch die Dämm'rung bricht:
Da blühn im Rasen, weiß und rein,
Viel hunderttausend Sternelein.
Maria naht, sie stutzt und schaut —
„Hat Sterne denn die Nacht gethaut?"
Was sie am Himmel gestern sah,
Zu ihren Füßen liegt es da.
Da kniet sie nieder, und entzückt
Hat sie ein Blümchen abgepflückt.
Sie sieht es an, und spricht für sich:
„Mit Sternen schmück' ich fürder mich!"

Das Blümchen solches Wort vernahm,
Entzücken rasch es überkam;

Die Silberblätter rings erglühn,
So purpurhell, wie Roſen blühn,
Und aus dem kleinen Kelche keime
Ein Blatt um's andre ungeſäumt.
Maria ſchauet unverwandt
Das Wunder an in ihrer Hand.
„Was kündet dieſer raſche Trieb?
Sag', haſt du mich, mein Blümchen, lieb?"
Da treibt und dränget ſonder Raſt
Sich Blatt auf Blatt in froher Haſt,
Kein Plätzchen bleibt, kein Räumchen leer,
Viel hundert Blättchen ſtehn umher;
Zum Kölein iſt der Stern gefüllt,
Das grüßt ſie mit der Liebe Bild.
Da drückt Maria mit Dank und Luſt
Die Blumen an die zarte Bruſt,
Und lächelt froh: „So zeigſt du an,
Was keine Blume ſagen kann!
Fortan ſollſt du mein Liebling ſeyn,
Und Maaslieb ſei der Name dein!"

So ward das Blümchen eingeweiht
Zum Liebestroſt für alle Zeit;
So weit die lichten Sterne glühn,
So weit ſieht man auch Maaslieb blühn;
Rings ſtehn ſie da, mit Äuglein klar,
Und bieten ihre Grüße dar.

Und Manches fragt, und Manches zählt
Der Blätter Fülle froh beſeelt.
Doch — was Maria's Herz entzückt,
Hat Keines Auge mehr erblickt.

Und als die Sage ward bekannt,
Da ſann die Kunſt in jedem Land
Der Blume Schönheit zu erneu'n.
Und ſieh! was ſie erſtrebt, gelang.
Doch nicht freiwillig, nur mit Zwang
Füllt ſich der armen Blume Grund
Mit hundert Blättchen, hell und bunt;
Und ſiehſt du's an, ſo ſagt es dir:
„Ich lieb' doch keines, außer Ihr!
Maria's Blümchen will ich ſeyn,
Und blühe nur für ſie allein!“

Agnes Franz.

Die Marienfäden.

Der heil'gen Jungfrau fiel das Todesloos,
Man trug ſie in des Grabes Schooß;
Doch ſollt' ihr Leib dort nicht zu Staub zerfallen:
Denn Er, der einſt zur Mutter ſie erkor,
Und ſie, nach längſt vollbrachtem Erdenwallen,
Noch immer liebte, wie zuvor,
Rief einem Engel: „Fleuch zur Erde nieder,
Erwecke die Entſchlafne wieder,
Und leite ſie zu mir empor!“

Alsbald erſtand Maria von den Todten,
Und an der Hand des Gottesboten
Begann ſie freudig ihre Himmelfahrt.
Ihr weißes Grabtuch, wie ein Schleier zart,
Ward unterwegs von Winden ihr entriſſen.
Sie wandte ſich, und ſah ihm nach,
Indem ſie zu den Räubern ſprach:
„Nehmt's hin! ich kann es oben miſſen.
Doch führt's gemächlich aus der hohen Luft
Hinab zur lieben mütterlichen Erde,
Daß meine Auferſtehung aus der Gruft
Dort meinen Freunden kundbar werde.
Es möge denen, die mir Thränen weihn,
Ein Unterpfand des Wiederſehens ſeyn.“ —

Den Winden aber däucht' es kein Ergötzen,
Maria's ernſten Auftrag zu vollziehn.
Ihr Wille war, das Tuch herum zu hetzen,
Weil ihnen dies nur luſtig ſchien.
Doch wollte jeder es allein beſitzen,
Damit zu ſchalten frank und frei;
Sie fingen an, ſich ſtreitend zu erhitzen,
Und riſſen es im Kampf entzwei;
Worauf ſie ſchnell mit den gemachten Beuten
Sich rechts und links in alle Welt zerſtreuten.
Und als darob Maria traurig war,
Schalt Chriſtus aus der Höh' die wilde Schaar:
„Wie konntet ihr der Heiligen verſagen,
Ein Lebewohl zur Welt hinabzutragen?
Schämt euch der Undienſtfertigkeit!
Und daß ihr büßt das ſträfliche Vergehen,
Sollt ihr von nun an bis in Ewigkeit,
So oft der Herbſt des Waldes Laub zerſtreut,
Des Grabtuchs Fäden durch den Weltraum wehen,
Ob ihr des Spiels auch überdrüſſig ſeid.
Wer träg' iſt, leichte Dienſte zu verrichten,
Den ſpornet man mit Recht zu ſchwerern Pflichten.

Wann ſich ſeitdem vom Jahr der Sommer trennt,
Doch zum Empfang des ſüßen Zolls der Reben
Der Herbſt noch heitre Tage gönnt,
Sieht man der Winde Zwangſpiel mit Geweben,
Die man Marienfäden nennt.

A. A. G. Langbein.

Der gerettete Jüngling.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden,
Iſt Gewinn; ein ſchönerer Gewinn iſt,
Sie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte,
Sie, die ſchon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er geweſen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam. —
In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling; fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die liebevollſte Feuerſeele.

„Dieſen Jüngling," ſprach er zu dem Biſchof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Chriſto die Gemeine."
Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien,
Ward er müſſig, koſtete die Wolluſt;
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges;
Dann der Herrſchaft Reiz; er ſammelt' um ſich
Seine Spielgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erſte Frag' an ihren Biſchof
War: „Wo iſt mein Sohn?" — „Er iſt geſtorben!"
Sprach der Greis, und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er iſt Gott abgeſtorben,
Iſt — mit Thränen ſag' ich es — ein Räuber." —

„Dieſes Jünglings Seele," ſprach Johannes,
„Fordr' ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?" —
„Auf dem Berge dort!" — Ich muß ihn ſehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieſes wollt' er).
„Führet," ſprach er, „mich zu eurem Führer."

Vor ihn trat er; und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muß für dich antworten.

Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
Stumm und ſtarr; dann ſtürzte, ſtatt der Antwort,
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme. —
Jahre lebten ſie jetzt ungetrennet
Mit einander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt' und innig feſthielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

J. G. v. Herder.

Das Himmelreich.

In jener gold'nen, ſonnenlichten Zeit,
Wo noch die Eng'lein freundlich uns umſchwebten,
Nur Liebesklänge durch die Fluren bebten,
Wo ſternenhell, in ſtiller Einſamkeit,
Die Tugend groß und hehr im Herzen blühte,
Und Gottes Geiſt die Menſchenwelt durchglühte —
Schon ſind viel hundert Jahre hingefloh'n —
Da lebte an bekränzten Moosaltären,
Den eingebornen Gottesſohn,
Den Menſchenheiland, brünſtig zu verehren,
Der heil'ge Lukas. Buchenzweige woben
Zum Gotteshaus ihr ſchattig Blüthendach.
Fern' hörte man des Neckars Welle toben,
Und zu dem lauten Wogenſchlag
Scholl mächtig, mit dem Hall der gold'nen Saiten,
Des Sängers Lied, wie heilig Glockenläuten.

Durch's ganze Land erſchallt die ſüße Kunde,
Und wo ein Herz im wilden Drang zerbrach,
Wo eine Bruſt dem Zweifelſturm erlag,
Und keine Heilung ward der grauſen Wunde,

Da ſtürmte man zu Lukas ſtiller Hütte.
Mit ſeinen Worten ſchwebte Himmelsruh'
Und Friede den zerriſſ'nen Seelen zu;
Und fröhlich wallte aus des Haines Mitte,
Was traurig und beladen war. —
So wogte man von Jahr zu Jahr,
Und Tauſenden entglomm durch ihn aus ſchwarzer Nacht
Der Hoffnung ſüßes Licht in heller Sonnenpracht.
Schon wehen Silberlocken um ſein Haupt,
Die Wange bleicht, die matten Schritte wanken,
Der Winter naht, die Eiche ſteht entlaubt,
Schon fühlt er mehr und mehr den ſiechen Leib erkranken,
Es ſinnt der helle Geiſt in ſtiller Freudigkeit
Grab, Tod und Ewigkeit — erhabene Gedanken.

Der Morgen flammt aus duft'gem Nebelſchleier
In königlicher Herrlichkeit hervor.
Ein heilig Lied ſteigt zum Azur empor,
Und ernſter rauſcht die Gott geweihte Leier
Und immer lichter glüht der heil'ge Funken
Der Andacht in des frommen Greiſes Bruſt;
Er kniet am Moosaltar, ſich ſelber kaum bewußt,
In Gottes Lieb' und Ehrfurcht hingeſunken.
Da rauſcht's im Haine wunderbar,
Wie wenn ſich Geiſter in den Äſten wiegen;
Der ſel'ge Traum entflog, die Saiten ſchwiegen —
Ein bleicher Waller trat vor den Altar,
In dürftigem Gewand, gelehnt am Wanderſtabe,
Und bat um eine milde Gabe.

„Gott ſegne dich!“ Mit dieſem ſüßen Wort
Führt Lukas zu der ſtillen Buchenhütte
An ſeiner Hand den armen Pilger fort;
Denn kaum noch trugen ihn die matten Schritte.
Er trocknet ſein Gewand, und beut
Ihm ſüße Labung dar für die erſtarrten Glieder.
Und als er ihm ein Bett von weichem Moos geſtreut,
Da ſchließen ſich die müden Augenlieder.
Ein heller Glanz umweht, wie mildes Sternenlicht,
Des Pilgrims bleich gehärmtes Angeſicht. —
Und Lukas eilt mit leiſem Schritte
In's ſtille Kämmerchen hinein,
Und fleht in liebevoller Bitte:
„Erlöſe ihn von ſeiner Pein,
Und wolle Troſt und Frieden ihm verleih'n!“
Er ſpricht's und fleht um Gottes Segen.
Da fliegt in hehrer Lichtgeſtalt
Der Pilger freundlich ihm entgegen,
Ein ſchneeiges Gewand umwallt
Den hohen Leib, und wunderbar
Erglänzt das lichte Augenpaar.

„Erhört iſt dein Gebet!“ ruft ihm der Engel zu,
„Auf, gehe freudig ein in Gottes ew'gen Frieden,
In's Reich der Lieb' und ſüßen Himmelsruh'!
Du haſt getröſtet und geliebt hienieden,
D'rum ſei in's ew'ge Liebesland beſchieden!“

Er ſprach's, und wunderſüße Harmonien
Erſchollen himmliſch in den Buchenzweigen;
Der Greis will ſich zur Erde niederbeugen,
Will bebend vor dem heil'gen Engel knien;
Der Jüngling richtet freundlich ihn empor,
Und küßt ihm die verklärten Blicke;
Die ſieche Hülle bleibt im ſtillen Thal zurücke;
Es öffnet ſich das gold'ne Sternenthor,
Der Greis entſchwebt, dem ſchönen Jüngling gleich,
In's Paradies empor, ins lichte Himmelreich.

Ein grüner Hügel birgt die morſche Hülle,
Und aus des Haines heil'ger Stille
Hallt noch manch' brünſtig Fleh'n empor.
Denn wo dereinſt das helle Hüttchen ſtand,
Strahlt jetzt ein Kirchlein, Himmelreich genannt.

Hörſt du der frommen Pilger Chor?
„Herr!" fleht die Schaar, „ſieh', deine Waller nahen,
Sieh', Vater! gnädiglich auf uns herab;
Birg unſern Leib in's kühle Grab,
Heb' unſern Geiſt empor, dein ſelig Reich zu ſahen!"

A. W. Krummacher.

Der Mönch und das Vöglein.

Es ſchreibt Sanct Petrus: „Tauſend Jahr
Vor Gott dem Herrn ſind wie ein Tag.“
Und einſt ein junges Mönchlein war,
Urbanus, durch Conventes Wahl,
Beſchließer von dem Bücherſaal,
Der ſeines Amtes treulich pflag,
Vom Morgen früh bis ſpät zur Nacht,
Nicht, wie man wohl erfahren mag,
Die Zeit beim vollen Krug vollbracht',
Daß Gottes Wort, bedeckt mit Staub,
Wird leider böſer Motten Raub.

Als dieſer nun im heil'gen Buch
Oftmals geleſen Petri Spruch,
Mit Fleiß und prüfendem Verſtand,
Doch immer deſſen Deutung fand:
Da ward das Herz ihm ſchwer und bang;
Je mehr er ſann und wieder ſann,
Je tiefres Dunkel ihn umſpann,
Daß er ſchon Woch- und Mondenlang
In Chor und Zell' und Kreuzesgang
Stets ſeufzte und die Hände rang.

Und als er einſt die Sommernacht
In Angſt und Zweifel ſchier durchwacht,
Und dem Geheimniß nachgedacht;
Das Morgenroth durch Pappelgrün
In ſeine düſtre Zelle ſchien:
Da ward das Aug' ihm aufgethan,
Zu wandeln auf des Glaubens Bahn.
Den Herrn er um Erleuchtung bat,
Und eine Stimme regt ihn an,
Daß er getroſt vor's Kloſter trat.

Die Sonne zog in lichter Pracht
Am Himmelsbogen blau und rein,
Beſchien des Kloſters grau Geſtein,
Und glüht' im bunten Fenſterglas.
Da ſieh! in gelber Federntracht,
Sich ſonnend auf dem grünen Gras,
Ein Vöglein vor der Pforte ſaß,
Gar glatt und fröhlich, ſchön und flink,
Das auf der Erde Körnlein las,
Und ſang wie Nachtigall und Fink.

Nie hatt' Urbanus gleichen Glanz,
Nie zärtere Geſtalt geſchaut;
Er ſah und ſah, verſah ſich ganz,
Und, weil das Vöglein kirr und zahm,
Als wär' es längſt mit ihm vertraut,
Nach Körnlein ſuchend näher kam,

Entſtand in ihm der Wunſch und Wahn,
Das Vöglein mit der Hand zu fahn.

Doch lacht das Vöglein ſeiner Müh;
Blickt ihn, wie ſeiner wartend, an,
Hüpft auf, ſobald er ſich will nahn,
Und ſetzt ſich trippelnd da und hie,
Bis Schweiß ihm von der Stirne rann,
Und der getreue Gottesmann,
Wiewohl er nimmer was gewann,
Doch weiter folgt zum nahen Nain
Von jungem Tannenwuchs und May'n.

Das Vögelein, als ſucht' es Raſt,
Sprang nun gemach von Aſt zu Aſt,
Schwang ſich zum höchſten Gipfel dann,
Und dort, mit wunderbarem Klang,
Ein freudig Morgenlied begann.
So lieblich ſchallte der Geſang,
Daß nimmer Gleiches er vernahm,
Vor Luſt nicht zu ſich ſelber kam.

Und immer mächtiger das Lied
Bald nieder, bald zum Himmel zieht,
Und immer voller ſchwillt der Sang,
Gleich Seraphinen Saitenklang,
Und immer weicher ſchmilzt der Ton,
Kaum hörbar jetzt, verhallend ſchon —

Da wacht' er auf, und aufgeflohn
Das Vöglein iſt zu Gottes Thron,
Ein Eng'lein, licht in Strahlenpracht.
Es weicht der Traum, der Himmel graut,
So dünkt ihm, als er um ſich ſchaut;
Doch tief umgiebt ihn Waldesnacht;
Durch alter Birken falbes Grau,
Durch ſchwarzer Tannen Trauerbau
Nicht Mond und Stern, nicht Sonne lacht.

Noch wähnend, daß ihm dies geträumt,
Und er die Hora träg verſäumt,
Eilt er mit Haſt zum Kloſterthor,
Jetzt weiſ' und höher, als zuvor.
Verſucht's, beim Kirchhof durchzugehn,
Wo zahllos Kreuz' an Kreuzen ſtehn;
Ein goldner Dom erhebt ſein Haupt,
Statt Dach's, von Pappeln ſonſt umlaubt.

Beſtürzt zieht er die Schelle an;
Verändert iſt der Griff daran,
Und nicht der Bruder Simeon,
Ein Andrer hat ihm aufgethan,
Und ſchreit, erbleicht, und flieht davon.

Er eilt zum Thor, mit ſchnellem Schritt;
Doch alles weicht, wohin er tritt;

Er ruft und winkt, mit Aug' und Hand;
Doch keiner weilt, als nur der Abt,
Doch jener nicht, den er gekannt,
Ein jüngrer, und mit Muth begabt;
Der hält das Kreuz ihm vor, und ruft:
„Wer rief dich, Geiſt, aus kühler Gruft?“

Da dringt's ihm kühl an's Herz hinan;
Ein Hauch umweht ihn, wie vom Grab;
Er wankt und fordert einen Stab,
Und ſchaut gemach an ſich herab,
Doch nicht den Gurt erblicken kann,
Denn dieſen deckt ein langer Bart,
Wie Flachs ſo weiß, wie Seide zart.
Auch dünkt ihn alles andrer Art,
So Kirch' und Altar, als Gewand
Des Mönchconvents, von fern geſchaart.

Noch immer wagt man nicht zu nahn
Dem Greis mit Jünglingsangeſicht,
Von dieſer Welt und jener nicht,
Und ſchaut mit ſtarrem Blick ihn an,
Bis endlich, auf des Abts Geheiß,
Man zögernd tritt zum Wundergreis,
Und, nur mit banger Hand berührt,
Zum Ehrenſitz des Abts ihn führt.

Der winkt, mit ſcheuer Heimlichkeit,
Dem Cuſtos von dem Bücherſaal,
Wozu der Greis den Schlüſſel beut.
Bald lieſt man in der Chronik klar,
Daß heute vor dreihundert Jahr'
Urban, ein junger Mönch, einmal
Verſchwunden, der vom Bücherſaal
Treufleißiger Beſchließer war.

Da naht dem Jubelgreis ſein End',
Und fühlend, daß die ird'ſche Luft
Zu ſchwer ihm ſei, und Gott ihn ruft,
Begehrt er fromm das Sakrament.
Dann hebt er freudig ſeine Händ',
Spricht: „Mir geſchah, wie ich geglaubt —
Gott — Ewigkeit" — und ſenkt ſein Haupt.

Fr. Kind.

Gottesau.

Tief in des Schwarzwalds Nachtgefild,
Von Schweigen rings umſchloſſen,
Stand einſt ein Muttergottesbild,
In jungen Blüthenſproſſen;
Weit floh des ſcheuen Wildes Spur
Von der geweihten Stelle,
Der Murmelquelle Rauſchen nur
Umwebte die Kapelle.

Und weit vom frommen Volk verehrt
In ſeines Haines Stille,
Es leiſe waltend ſich verklärt
In hoher Wunderfülle.
In ſeiner Tannen dichter Nacht,
Wo jedes Toſen ſchwindet,
Verborg'ner Mächte heil'ge Macht
Sich ſiegender verkündet.

Nur Berthold, nur der ſtolze Graf
Von Henneberg verſchmähte
Den frommen Brauch, und höhnend traf
Sein Spott, wenn im Gebete
Er nahen ſah dem Heiligthum,
Erhörung dort zu finden;
Verachtung für der Gottheit Ruhm —
Ihm ſollt' es Ruhm begründen.

Oft donnernd im Gewühl der Jagd,
Eilt durch des Waldes Mitte
Sein wilder Schwarm, doch nie vollbracht
Ward frommer Ehrfurcht Sitte;
Er ſtürmt dahin, der Mordſucht Gluth
Im Morde zu erfüllen,
In des ergrimmten Ebers Blut
Die eig'ne Wuth zu ſtillen.

Erwünſcht ihm einſt die Botſchaft war,
Daß zu des Volkes Grauſen
Auf's neu der rauhen Wölfe Schaar
Im Forſte ſollen hauſen;
Schon tönt von ſeiner Mauern Rand
Sein Horn mit mächt'gem Schalle,
Bald vor der Veſte Thoren fand
Er ſeine Mannen alle.

„Hinaus zum Wald, der Morgen ruft,
Die hellen Hörner klingen,
Es lebt im Haine, Thal und Kluft;
Die jungen Adler ſchwingen
Der Flügel mächtige Gewalt;
Dort naht der Bergesquelle
Das ſcheue Reh aus finſter'm Wald,
Dort flieht des Hirſches Schnelle.“

Und in des Forſtes tiefſten Hain
Drang mit des Blitzes Flügeln
Die wilde Schaar der Jäger ein,
Und donnert von den Hügeln;
Doch der Vernichtung blut'ge Spur
Iſt Alles, was ſie finden,
Der grauſe Anblick kann ſie nur
Zu neuer Wuth entzünden.

Dort ſchimmerte, vom Blute roth,
Der dunkle Stamm der Eiche;
Hier glänzten, wie gefärbt vom Tod,
Die nachtenden Geſträuche;
Hier zeigt ſich ſchrecklich das Gewand
Von einem zarten Knaben,
Den Wölfe ſeiner Mutterhand
Noch jüngſt entriſſen haben.

Und mit dem Grimm der eig'nen Bruſt
Entflammt der Graf die Seinen;
Doch fruchtlos tobt der Rache Luſt,
Noch will kein Feind erſcheinen.
Am ſpäten Abend endlich ſie
Sich zu der Rückkehr wenden,
Erzürnt, daß nicht das Glück verlieh,
Ihr Jagdwerk zu vollenden.

Und langſam zog, auf rauher Bahn,
Mit ſchmerzlichem Gefühle,
Der Graf den Reiſigen voran,
Noch fern vom Heimathsziele;
Schon rauſcht, im Dämmerflor erwacht,
Der Eulen Grabgefieder;
Still leuchtete der Stern der Nacht
Vom hohen Schwarzwald nieder.

Sieh, da erglänzt ſo mild und bleich,
Mit zweifelhafter Helle,
Weit durch des Forſtes Waldgeſträuch
Das Licht aus der Kapelle;
So ruht im Sturm der Erdenwelt
Rings Fried' im Sterngebiete.
Doch höher noch, von Zorn geſchwellt,
Des Grafen Unmuth glühte.

„Ha!“ rief er, „Schmach dem eitlen Wahn!“
Und ſeine Augen blitzen:
„Ihr betet falſche Mächte an,
Seht jetzt, ob ſie euch ſchützen;
Seht, ob das Bild, daß ihr verehrt,
Wohl eure Leiden räche,
Wenn nicht dieß tapf're Heldenſchwert
Erſetzt des Gottes Schwäche.“

Wild eilt er jetzt der Jagd voran,
Fliegt mit ergrimmtem Blicke
Den Hügel ſeiner Burg hinan,
Dumpf donnerte die Brücke.
Da naht Lugarde, Todten gleich,
Kaum mächtig ſich zu regen;
„Bringt ihr das Kind?“ ruft geiſterbleich
Dem Gatten ſie entgegen.

Und ſchaudernd jetzt der Vater hört
Aus ihrem blaſſen Munde,
Allmählich ſchrecklicher erklärt,
Die grauenvolle Kunde:
Daß ſich Mechthildis heute früh',
Nah an des Schloſſes Thoren,
Von ihrer Seite plötzlich, wie
Sie nie gethan, verloren.

„Schon haben Knechte weit und breit,“
Spricht ſie, „den Wald durchflogen;
Doch war das meiſte Jagdgeleit'
Ja heut' mit hie gezogen.
O Gott der Gnade! Gott der Huld!
Du Vater voll Erbarmen!
Riß meiner Sünden ſchwere Schuld
Mein Kind aus meinen Armen?

Iſt doch zur Jungfrau hold und rein
Stets mein Gebet erklungen,
Hab' ich doch nie der Gnade Schein
Entweiht mit Läſterungen;
Und wenn auch — ſtraft der Höchſte blind
Die Unſchuld für Verbrechen?
Mein Kind, geliebtes, theures Kind!
Was war an dir zu rächen?“

Tief traf ſie Bertholds Herz, entbrannt
Der Reue Foltern toben:
„Ja, ich erkenne deine Hand,
Du Richtender dort oben!
Schmerzvolle Mutter, harre mein!
Beug' dich am Throne nieder
Der ew'gen Gnade, denn allein
Siehſt du mich nimmer wieder!“

Und ſtürmiſch eilend führt er die
Ermatteten Genoſſen;
Zum ſchwarzen Forſte rauſchen ſie
Auf flügelſchnellen Roſſen.
Tief ſchwieg der Forſt, und dicht umwand
In öder Geiſterſtille
Die Ellenden, wie Grabgewand,
Der Tannen ſchwarze Hülle.

Still ruhte ſchon die Mitternacht
Mit ihren dunkeln Flügeln,
Wie ſeiner Ahnung finſtre Macht
Auf Berg und Thal und Hügeln;
Ein Jeder ſucht auf eig'ner Bahn
Die theure Spur zu finden;
Doch Jeder ſieht den eitlen Wahn
Mit den Gefährten ſchwinden.

Und plötzlich ſteht der Graf allein
Auf öder Bergeshalde,
Bleich glänzt der Sterne Nebelſchein
Im ſchwarzen Wolkenkleide;
Und um ſich ſpäht er ahnungsvoll
Im ſchaudernden Verweilen:
Horch, da erſcholl ſo dumpf und hohl
Der Wölfe fernes Heulen.

Bald hier, bald dort, wie Grabgeſang
Aus ſchwarzem Nebelſchleier
Im Schreckenston auf's neu' erklang
Der Ruf der Ungeheuer;
Und wild, in neuer Todeswuth,
In der Verzweiflung Grimme,
Folgt Berthold mit der Rache Gluth
Der dumpfen Würgeſtimme.

Und ſauſend weicht der ſchwarze Wald
Dem todesbangen Eilen;
Doch zwingt ſein tiefer Schatten bald
Auf's neu' ihn zu verweilen.
Wie undurchdringlich reihte dicht
An Tannen ſich die Eiche;
Sieh, da durchbrach ein weiches Licht
Die dunkelnden Geſträuche.

Und langſam zögernd naht der Graf
Der ungewiſſen Helle,
Und blendend ſchon ſein Auge traf
Die Lampe der Kapelle;
In ungewohnter Schauer Luft
Dem unſichtbaren Zeugen,
Will er mit reuevoller Bruſt
Sich im Gebete beugen.

Und kniend ſenkt er Haupt und Blick
Am Throne der Verklärung;
Doch ſieh', es krönt den Augenblick
Die göttliche Erhörung;
Denn eh' es zitternd noch beginnt
Sie flehend anzurufen,
Ruht ſanft vor ihm das theure Kind
Auf des Altares Stufen.

Still lag's, wie in der Liebe Schooß,
In ſeiner Strahlenhelle,
Und grünend ſchlang ſich zartes Moos
Um ſeine Schlummerſtelle;
Mit ihm ſchien des Erlöſers Bild
Der Unſchuld Ruh' zu theilen,
Der Gnadenmutter Blick ſo mild
Auf ſeiner Stirn zu weilen.

Und Berthold ſtaunt, und faſſet kaum
Mit ungewiſſen Sinnen
Der ſchönſten Wahrheit heil'gen Traum,
Bis ſeine Thränen rinnen;
Bis ſeiner Liebe theures Pfand
Zu wunderſüßen Schmerzen,
Mit zarten Armen ihn umwand,
Erwacht am Vaterherzen.

Und zitternd hob er es empor;
Mit ſtaunendem Entzücken
Brach reich der Freude Quell hervor
Aus ſeinen Heldenblicken;
„Ja,“ rief er, „Mutter ew'ger Huld!
Du Heilige! bezwungen
Iſt dieſes Herz von ſeiner Schuld,
Von ſeinem Glück durchdrungen.

Hier, wo ich in der Gnade Schein
Mein theures Leben ſchaue,
Hier weht der Unſchuld Friedenshain,
Ja, hier iſt Gotteslaue!
Hier ſoll die Nachwelt noch, wie wir,
Nach deinem Heil verlangen;
Hier, reine Jungfrau, Gott und die
Ein hoher Tempel prangen!

Hier, wo die Unſchuld ſicher ſchlief,
Wie in des Friedens Hafen;
Hier will ich, wann der Herr mich rief,
In heil'gem Frieden ſchlafen!
Des Namens deutungsvollen Ton
Soll dieſer Tempel tragen,
Und noch der ſpät'ſten Enkel Sohn
Sieht deine Mauern ragen.“

C. A. v. Maltitz.

Der Wunderbrunnen.

Von rauher Friesenküſte
Zog einſt in ſtolzer Ruh'
Winfried der Heidenwüſte
German'ſcher Marken zu;
Weiß ſein Gewand, wie Schwäne,
Sein Herz von Sünden rein,
Weiß ſeines Zelters Mähne,
Wie hoher Nordlandsſchein.

Viel hatt' im Kattenwalde
Der Heiden er bekehrt,
Auf mancher Bergeshalde
Den Wodansſtuhl zerſtört;
Gen Thüringen zu fahren,
Ihm nun der Ruf erging,
Wo noch das Volk in Schaaren
An Asgards Göttern hing.

Wohl galt's hier kühnes Schaffen,
Manch' ritterlichen Schlag,
Eh' eines Gottes Waffen
Ein Götzenheer erlag;
Auch Winfried's Kreuzgefährte
Fand hier den Martertod,
Erlag dem Heidenſchwerte,
Von tauſend Wunden roth.

Doch wie ob wildem Meere
Ein Sternlein blank und frei,
Blieb ſeiner Himmelslehre
Der Wundermann getreu.
Da winkt zum Hain der Eiche
Ihm einſt ein Feuerſtrahl:
„Wollt's Gott! vielleicht erreiche
Ich hier ein Ruhethal!

Hab' lange nicht geraſtet
Von irrem Pilgerlauf,
Mich lange nicht entlaſtet
Von Wehr' und Schwertesknauf;
Lang' nicht mein Herz erhoben
In frommer Beter Kreis,
Mich fürder zu erproben
Zu meines Heilands Preis!"

Sprach's, und hinausgeritten,
Nicht sonder Ahnungsgrau'n,
Muß er in Waldesmitten
Fluchwerthe Gräuel schau'n;
Umschaut von grimmen Heiden
Ein bleiches Christenbild,
Bestimmt, den Tod zu leiden
Auf Krodo's Opferschild.

Nicht säumt der Gottesstreiter,
Ringfertig, sonder Scheu,
Stürmt er, ein Sieggeweihter,
Zum Ehrenkampf herbei;
Das Kreuz in starker Rechten,
Im Auge Wetterdräu'n,
Trennt er, gleich Geistermächten,
Den grimmen Todesreih'n.

„Zurück ihr Mörderschaaren!"
Gebeut sein heil'ger Muth:
„Bei'm Zorn des Unsichtbaren,
Schont dieses Kindes Blut!
Fluch eurem Flammengötzen
Aus Krodo's finster'm Haus!
Nachtgeistern zum Entsetzen
Fahr' er in Wüsten aus!" —

Auf!" ſchreit der Prieſter Rotte,
Von Scham und Rache heiß:
„Stirb, dem geſchmähten Gotte
Zur Sühne, frecher Greis!"
Doch nah' ſchon, ihn zu faſſen,
Der furchtlos ſich geſtellt,
Sah'n Alle mit Erblaſſen
Ihr Gottesbild gefällt.

Den Altar Nacht umdunkelt,
Des Waldes Eichenhaar
Von Leuchtungen umfunkelt,
Gleich eh'rner Waffenſchaar;
Doch Winfried's Haupt umwindet
Hochherrlich Siegeslaub,
Und Groll und Hader ſchwindet,
Der tiefſten Demuth Raub.

Und Vielen ſtürzen Thränen
Vom ſtarren Angeſicht,
Und Aller Herzen ſehnen
Sich auf zum ew'gen Licht:
„Wollt Gnade uns gewähren,
Du ſtarker Chriſtenhort!
Nicht feurig uns verzehren
Durch dein gewaltig Wort!

Glaubt ihr an den Gebieter
Der Welt und deſſen Sohn,
Und ihn, den Menſchenhüter,
Dereinſt auf ew'gem Thron,
So faßt ihr, im Vertrauen
Auf deren Gnadenhuld,
Sofort Vergebung ſchauen,
Entſünd'gung jener Schuld!" —

„Wir glauben, trauen, hoffen
Auf dieſen Gottverein!
Der Krebs's Haupt getroffen,
Mag wohl der Stärk're ſeyn!
Doch ſei zum Unterpfande
Ein Kleinod uns verlieh'n,
Daß wir zu fremdem Lande
Nicht ſonder Leitſtern zieh'n!"

Und Winfried's Blicke heben
Sich brünſtig zum Gebet:
„Chriſt! woll'ſt ein Zeichen geben
Von deiner Majeſtät!" —
Da flammt's vom heit'ren Himmel
Herab in feur'gem Rund,
Und Winfried's edler Schimmel
Aufbäumend ſchlägt den Grund.

Und d'runten hört man's dröhnen,
Bald nahe und bald weit,
Mit wunderlichen Tönen,
Mit Feu'r- und Wasserstreit;
Doch bei dem dritten Schlage
Des Hufes bebt das Thal,
Und sonnenhell zu Tage
Aufschießt ein Quellenstrahl.

Der wächst und wächst und fluthet
Mehrt sich ohn' Unterlaß,
Und Winfried, hochgemuthet,
Tauft aus dem heil'gen Naß
Dreihundert Heidenkinder,
Die still zum Kreuze seh'n,
Und als erlöste Sünder
Erstarkt von hinnen geh'n.

Der freche Sturm der Zeiten
Hat manchen Thron zerstört,
Doch im Vorübergleiten
Dem Bächlein nie gewährt;
Noch rinnt's, ein Perlenregen,
Mild durch den Haideplan,
Und Sonn' und Eismond legen
Ihm nimmer Fesseln an!

Fr. Kerna v. Ribbe.

Die Glaubensprobe.

Paknion und Pachomius
Begaben ſich, aus Überdruß
An Freuden, ſo die Welt und beut,
Fern vom Gewühl, in Einſamkeit.
Hier floß, mit gottergebnem Sinn,
In Mäßigkeit ihr Leben hin;
Denn ihre kleine Tafel bot
Nur ſelten mehr als Salz und Brod.
Doch prieſen ſie gar oft entzückt
Dies karge Mahl als hochbeglückt,
Da Reichthum leicht und Überfluß
Verführet zu ſinnlichem Genuß.
Sie fühlten von Begier ſich frei,
Doch haßten ſie die Gleißnerei,
Die prahlend oft, mit Eigenlob,
Sich über Andre keck erhob,
Und ſtärkten, da manch frommer Mann
Doch der Verſuchung nicht entrann,
Bei Tag und Nacht, durch Flehn und Spruch,
Sich gegen Satans Liſt und Trug.

Einſt, als ſie faſt die ganze Nacht
In eifrigem Gebet durchwacht,
Sprach, ſpät verirret im öden Hain,
Ein Eremit bei ihnen ein.
Er ward geprieſen weit und breit
Als Muſter ächter Heiligkeit,
Obſchon der Ruhm, den er genoß,
Nicht aus der reinſten Quelle floß;
Denn ſchlau, durch Überredungskunſt,
Erwarb er ſich der Menge Gunſt,
Und Luſt an eitler Prahlerei
Trieb ihn, wie oftmals, jetzt herbei.

Zum Glauben lenkt, mit ſchlauem Sinn,
Er bald der Rede Faden hin.
„Wohl iſt," begann er, „euer Bruſt
Des Gottvertrauens ſich bewußt;
Euch gönn' ich dieſes Ruhms Genuß
Euch gern; doch laßt, zum Überfluß,
Uns prüfen, wer ſich von uns drei'n
Des ſtärkſten Glaubens mag erfreun.
Wir treten, mit beherztem Sinn,
Barfuß auf dieſe Kohlen hin,
Und wer, von ihrer Gluth berührt,
Nicht die geringſten Schmerzen ſpürt,
Erringt ſich — klar iſt der Beweis!
Des wahren Glaubens höchſten Preis."

Mit tiefem Unmuth und Verdruß
Vernahm dies Wort Pachomius.
Polemon auch, mit ernstem Blick,
Verwies ihm jenes Wagestück,
Und schalt als sünd- und frevelhaft,
Zu prüfen so des Glaubens Kraft.

Der Fremdling fand dies Drohwort leer.
Er nahm vom Heerd drei Kohlen her,
Und trat, indem mit heil'gem Drang
Er Kyrie eleyson sang,
Gelassen auf den heißen Pfühl,
Als sei's ihm nur ein Kinderspiel.
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Verrieth sein Antlitz keinen Schmerz.
Die beiden Andern aber sahn
Mit Staunen auf den Wundermann.
Doch als zu dem ersehnten Lob
Sich ihre Stimme nicht erhob,
Entfernt' er, unter Spott und Hohn,
Sich an dem nächsten Morgen schon.

Von einem leisen Ton erwacht
Er bald nachher um Mitternacht;
Und ob er wähnt', es sei ein Traum,
Verließ er doch des Lagers Raum,
Und öffnete der Hütte Thür.
Da trat ein Mägdelein herfür,

Und ſprach: „Ihr wollet mir verzeihn,
Ich habe mich verirrt im Hain,
Und finde Niemand weit und breit,
Der freundlich mir ein Obdach beut;
Drum gönnet gütig eurer Magd
Hier zu verweilen, bis es tagt.“

Der Klauſner maß, mit ſtarrem Blick,
Erſtaunt der Schöpfung Meiſterſtück.
Der ganze Weltkreis bot fürwahr
Kein reizenderes Mädchen dar.
Drob ſchlug verwirrt der Gottesmann
Den Blick zu Boden, und begann:
„Obſchon mein Haus, dem Herrn geweiht,
Dich aufzunehmen mir verbeut,
So mildert doch des Nächſten Noth
Gar oft manch hart und ſtreng Gebot.
So ſei denn dort am warmen Heerd
Ein Ruheplätzchen dir gewährt.“

Und als der Schlummer ſie umfing,
Auch er zu ſeinem Lager ging.
Doch hielt ihr Bild ihn dauernd wach,
Weshalb er zu ſich ſelber ſprach:
„Vertraust du nicht auf dich zu viel?
Der blinde Gott treibt oft ſein Spiel,
Und mancher wich vom Tugendpfad,
Wenn der Verſuchung Stunde naht.

Dies aber iſt der Fall bei dir!
Wohl wär's auf leichte Weiſe hier,
Durch ein höchſt menſchliches Verſehn,
Um deinen ganzen Ruhm geſchehn."

Er drückte feſt die Augen zu,
Doch ließ ihr Bild ihm keine Ruh;
Sein Lager dünkt' ihm rauh und hart,
Er krümmte ſich nach Würmerart,
Und in dem Kampf mit Fleiſch und Blut
Verließ ſo gänzlich ihn der Muth,
Daß er — ſich raſch vom Lager bog,
Die holde Schöne zu ſich zog,
Und in der Sehnſucht ſüßem Drang
Mit ſtarken Armen ſie umſchlang.

Da plötzlich ſtieg, nach kurzem Kampf,
Bläulich empor ein Schwefeldampf,
Und hu! der holde Bettgenoß,
Den ſanft des Klausners Arm umſchloß,
Verwandelte ſich alſobald
In Satans düſtre Schreckgeſtalt.
Er blickte ſeinen Schlafcompan
Mit wilden Augen grinſend an,
Und warf, wie einen Kahn im Meer,
Auf ſeinem Lager ihn umher.
Nach manchem harten Rippenſtoß
Ließ er den Dulder endlich los,

Und fuhr, mit wildem Saus und Braus,
Raſch, wie ein Pfeil, zum Dach hinaus.

Der Züchtling ſuchte Tags darauf
Die beiden Waldgenoſſen auf,
Und ſchilderte, mit Weh' und Ach,
Das jüngſt erlitt'ne Ungemach.
„Verzeiht mir," ſprach Pachomius,
„Daß ich euch bitter tadeln muß!
Ihr habt, von eitlem Wahn bethört,
Auf Rath und Warnung nicht gehört.
So laſſe jener Nachtbeſuch
Euch nie vergeſſen dieſen Spruch:
Stets erntet ſeines Frevels Frucht,
Wer keck den Ewigen verſucht."

H. Döring.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung ſchickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß ſie zu vergelten,
Herrlich lohnt ſie ſtillen Sinn.
Tapfer iſt der Löwenſieger,
Tapfer iſt der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer ſich ſelbſt bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienſt,
Beiſtand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einſt den Feind bezwungen,
Wie er einſt das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schickſal,
Armuth und der Böſen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!" ſprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!"
Sprach ſein Weib, „und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!"

Alſo gingen ſie; im Walde
Traf ſie eine Räuberſchaar,
Trennte Vater, Mutter, Kinder
Lange ſucht der Held ſie auf.
„Placidus!“ rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Buſen,
„Dulde dich, du findeſt ſie.“

Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wandrer, bei mir ein,“
Sprach der Landmann, „du biſt traurig;
Auf! und faſſe neuen Muth.
Wen das Schickſal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, ſiegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in ſeinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus!“ rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Buſen,
„Dulde dich, du findeſt ſie.“

So verſtrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entſprang.
„Wo iſt Placidus, mein Feldherr?“
Sprach der Kaiſer, „ſuchet ihn!“
Und man ſucht ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schickſals Stunde ſchlug.

Zweene ſeiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Geſicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, ſtatt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmahl.

Alſobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern ſeinen Treuen,
Seinen Tapferſten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann;
Drängt mit zween ſeiner Helden
Eine Mutter ſich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, ſieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia.

Wie die Löwin ihre Jungen,
Jagt' ich ſie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieſer Hütte —
Komm und ſchau'! — erzog ich ſie;
Glaubte dich uns längſt verloren,
Deine Söhne mir ſtatt deiner,
Deiner werth, erzog ich ſie.

Als die Poſt erſcholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume,
Rüſtet' ich die Jünglinge.
Zieht! verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth.

Und ich ſeh', ſie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm.
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder,
Feldherr, ſieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia."

Was die Schickung ſchickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der ſtillgeſinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Chriſtlich wandt' er ſeinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preiſend Sanct Euſtachius.

J. G. v. Herder.

Der Palmbaum.

Liebe kränzet ſich mit Myrth' und Roſen;
Für den Held und Dichter ſprießen Lorbeer;
Aber Palmen ſind des heil'gen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüſte ſprießt von Gott ein Palmbaum.

Als Onuphrius, ein raſcher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Über alles hoch lobpreiſen hörte,
Rüſtet' er ſich, eilend in die Wüſte.

Sieben Tage ging er; keine Stimme
Rief ihm zu: „Was thuſt du hier, Elias?"
Bis von Sonnengluth und Durſt und Hunger
Er ermattet ſank: „Nimm meine Seele,"
Sprach er, „Herr! nur einen Trunk zur Labung!"

Und ein ſüßer Schlaf umfing den Jüngling;
Und ſein Engel ſtand bei ihm: „Verwegner!
Der du Gott verſuchſt, biſt du Elias?

Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre
Hör'! — An deiner Seite rauſcht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre ſollſt du hier mit ihnen
Leben, und ſie werden mit dir ſterben.
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Sollſt du, keines Mannes Fußtritt hören,
Bis dir einer kommt, der dich begrabe."

Froh erſchrocken ſah der Auferwachte
Was der Engel ihm im Schlafe ſagte;
Nannte jetzt den Palmbaum ſeinen Bruder,
Nannt' die Quelle ſeine Schweſter, labte
Sich an ihrem Trank, an ſeinen Früchten,
Kleidete ſich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Kam zu ihm die ſiebzig langen Jahre.
Endlich hört' er eines Mannes Fußtritt:
„Dieſer," ſprach er, „iſt von Gott geſendet,
Daß er mich begrabe!" — Nahm den Gaſt auf,
Und erzählt' ihm ſeines Baums Geſchichte.
„Alſo haſt du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für dich iſt dieſer Ort nicht;
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen."

Kaum geſprochen, ſank der Greis danieder
Todt; ein Sturmwind riß den Baum mit ſeinen
Wurzeln aus; die Quelle war verſieget;

Und ein Hochgeſang ſang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüſte!
Was dir deine eigne Schuld verſagte,
Singet dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundſchaft unter Himmelspalmen!“

Und Paphnutius begrub den Todten,
Deſſen Antlitz glänzete. Die Wüſte
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von ſich.
„Ach!“ ſprach er, „ſo viel ſie Leid ſich bringen,
So viel geben ſie ſich Troſt und Stärke;
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen.

Dank Onuphrius, nach tauſend Jahren,
Dank dir, daß du eines Mannes Seele
Noch in ſeiner letzten Stund' erquickteſt!

J. G. v. Herder.

Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld beſtellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil'.
Er ſprach: „Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von eurer Ernte mein Theil."
Die Araber aber ſind Füchſe von Haus.
Sie ſprachen: „Die untere Hälfte ſei dein!"
Der Teufel will allzeit oben hinaus.
„Nein," ſprach er, „es ſoll die obere ſeyn!"

Da bauten ſie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Theilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für ſich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.
Und als es wiederum ging in's Jahr,
Da ſprach der Teufel in halbem Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!"
Da bauten die Araber Weizen und Korn;
Und als es wieder zur Theilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenſchnitt,
Der Teufel die langen Stoppeln nahm,
Und heizte der Hölle Ofen damit.

Fr. Rückert.

Inhalt.

Erſtes Buch.

	Seite
St. Alban, von A. Gebauer.	3
St. Ambroſius, von H. Döring.	6
St. Andreas, von A. F. C. Langbein.	11
St. Antonius, von H. Döring.	19
St. Arſenius, von L. Th. Koſegarten.	22
St. Auguſtin, von A. Hill.	24
St. Barbara, von St. Schütze.	26
St. Cäcilia, von Helmina v. Chezy.	30
St. Chriſtoph, von Fr. Kind.	34
St. Dominik, von A. Streckfuß.	42
St. Dorothea, von J. P. Silbert.	48
St. Felix, von R. Meyer.	55
St. Florens, von A. Schreiber.	57
St. Franciſcus, von J. G. v. Herder.	60
St. Hilarion, von H. Döring.	63
St. Hubertus, von Louiſe Brachmann.	65
St. Jakobus, von R. L. Heilmann.	69
St. Johannes, von Helmina v. Chezy.	74
St. Katharina, von E. Münch.	76
St. Lucas, von A. W. v. Schlegel.	81
St. Lucian, von W. J. Keller.	87

Zweites Buch.

St. Magneald, von R. Nuß.	93
St. Makarius, von Fr. Rochlitz.	96
St. Martin, von J. D. Falk.	98
St. Medardus, von Th. Körner.	101
St. Melania, von J. P. Silbert.	106
St. Meinrad, von Gbr. Schmid.	109
St. Rotburga, von S. W. Schießler.	115
St. Ottilia, von H. Döring.	120

Seite

St. Otto, von J. G. Benno. 125
St. Patrizius, von A. F. C. Langbein. 135
St. Petrus, von H. Döring. 138
St. Pirminius, von M. Wyß. 143
St. Placidus, von Fr. Horn. 148
St. Polykarp, von J. G. v. Herder. 151
St. Posterius, von J. G. v. Herder. 158
St. Reynold, von Fr. v. Schlegel. 156
St. Scholastika, von L. Th. Rosegarten. 160
St. Sebastian, von F. v. Uechtritz. 163
St. Stephan, von G. A. Bürger. 168
St. Theagen, von J. G. Pfeffel. 172
St. Trutbert, von M. Wyß. 174
St. Willibald, von A. Gebauer. 182

Drittes Buch.

Der Gaſtfreund, von A. F. C. Langbein. 189
Des Herrn Beſuch, von K. Förſter. 203
Jeſus und das Moos, von Helmina v. Chezy. 207
Das Hufeiſen, von J. W. v. Goethe. 209
Die Geiß, von A. F. C. Langbein. 212
Der arme Jonas, von J. Serenus. 218
Die Feldnelke, von Helmina v. Chezy. 222
Die Kreuzſchnäbel, von M. Wyß. 225
Die Roſen, von Th. Körner. 227
Der Gaſt, von L. Schefer. 229
Die Marienblümchen, von Agnes Franz. 234
Die Marienfäden, von A. F. C. Langbein. 238
Der gerettete Jüngling, von J. G. v. Herder. 240
Das Himmelreich, von F. W. Krummacher. 243
Der Mönch und das Vöglein, von Fr. Kind. 247
Gottesaue, von G. A. v. Maltitz. 253
Der Wunderbrunnen, von Fr. Krug v. Nidda. 263
Die Glaubensprobe, von H. Döring. 269
Die wiedergefundenen Söhne, von J. G. v. Herder. 275
Der Palmbaum, von J. G. v. Herder. 279
Der betrogene Teufel, von Fr. Rückert. 282

Der

Nibelungen Lied

aus dem Urtexte neu übertragen

von

Dr. Heinrich Döring.

Erfurt 1840.

Ludwig Hilfenberg's Verlag.

KGEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

Sr. Majeſtät

Friedrich Wilhelm IV.,

König von Preußen,

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Der inn're Adel iſt's, der mehr, als Krone,
Als Scepter, Glanz und Pracht, den Herrſcher ſchmückt;
Drum preiſ' ich **Dich** vor vielen, die zum Throne
Einſt güt'ge Götter riefen, hochbeglückt.
Ein Herz, den Künſten hold, vom ſüßen Tone
Des Liedes hingeriſſen und entzückt,
Ein zartes Herz, es lebt in **Deinem** Buſen,
Und wie **Du** ſie, ſo lieben **Dich** die Muſen.

Was einſt in grauer Vorzeit ward geſungen —
Verſchloß auch längſt das Grab des Dichters Mund —
Wie Fürſten einſt und Ritter kühn gerungen,
Es tritt hervor aus dunkler Zeiten Grund,
Und in der alten Mähr der Nibelungen
Giebt es ſich **Dir**, erhab'ner Herrſcher, kund
Sie wollen ſich vor **Deinem** Blick entfalten,
Des Mittelalters kräftige Geſtalten.

Der inn're Adel iſt's, der mehr, als Krone,
Als Scepter, Glanz und Pracht, den Herrſcher ſchmückt;
Drum preiſ' ich **Dich** vor vielen, die zum Throne
Einſt güt'ge Götter riefen, hochbeglückt.
Ein Herz, den Künſten hold, vom ſüßen Tone
Des Liedes hingeriſſen und entzückt,
Ein zartes Herz, es lebt in **Deinem** Buſen,
Und wie **Du** ſie, ſo lieben **Dich** die Muſen.

Was einſt in grauer Vorzeit ward geſungen —
Verſchloß auch längſt das Grab des Dichters Mund —
Wie Fürſten einſt und Ritter kühn gerungen,
Es tritt hervor aus dunkler Zeiten Grund,
Und in der alten Mähr der Nibelungen
Giebt es ſich **Dir**, erhab'ner Herrſcher, kund
Sie wollen ſich vor **Deinem** Blick entfalten,
Des Mittelalters kräftige Geſtalten.

ngſt ſchlummern ſie, die kühnen Heldenſöhne,
Auf die der Blick noch jetzt begeiſtert ſchaut
gab, da manchem fremd der Vorzeit Töne,
Sie wieder in der Sprache heut'gem Laut.
em unvergänglich lebt das Groß' und Schöne,
Hat's auch in **Dir** ſein Denkmal ſich erbaut;
dieſem Sinn laß mich **Dir** überreichen
es Werk, als der Verehrung kleinſtes Zeichen.

Dr. Heinrich Döring.

Vorwort.

Durch glänzende Darſtellung, Lebendigkeit des Colorits und treue Schilderung mittelalterlicher Sitten iſt, unter den mannigfachen Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt, dem Liede der Nibelungen, eines großartigen Heldengeſchlechts, mit unbeſtrittenem Rechte längſt die erſte Stelle eingeräumt worden, und ſtolz mag unſer Zeitalter darauf ſein, daß dies in allen ſeinen Theilen zur höchſten Einheit vollendete deutſche Epos allmälig immer richtiger gewürdigt, vielſeitig unterſucht, und als Grundſtein volksthümlicher Kunſt anerkannt worden.

Um ſo weniger ſcheint der vorliegende Verſuch, jene würdigen Ueberreſte der ältern deutſchen Poeſie auch dem zugänglich zu machen, für den die Sprache des Origi-

nals etwas Fremdartiges und Unverſtändliches hat, kaum einer Entſchuldigung oder Rechtfertigung zu bedürfen.

Der Verfaſſer glaubt ſich das Zeugniß geben zu können, mit gewiſſenhafter Sorgfalt gearbeitet, und ſich bemüht zu haben, den Urtext treu und doch zugleich in leichten fließenden Verſen wiederzugeben, was mitunter Schwierigkeiten hat, die wohl mancher kaum ahnen möchte. Aber auch die Verlagshandlung hat ihrerſeits ſich angelegen ſein laſſen, den innern Werth des Werkes durch eine geſchmackvolle äußere Ausſtattung zu erhöhen, und zugleich durch einen äußerſt mäßigen Preis auch den minder Bemittelten in den Beſitz eines Buchs zu ſetzen, das keinem fehlen ſollte, der Anſpruch auf Bildung macht.

Möchten des Verlegers und Verfaſſers vereinte Bemühungen in vollem Maße anerkannt werden!

Jena, im September
1840.

Dr. Heinrich Döring.

1. Abentheuer von den Nibelungen.

Uns iſt in alten Mähren erzählt gar wunderviel
Von lobeſamen Helden und großer Kämpfe Ziel,
Von Freuden und von Feſten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streite will ich euch Wunder ſagen.

Es wuchs einſt in Burgunden ein edles Mägdelein,
Daß wohl in allen Landen kein ſchön'res mochte ſein.
Chriemhild war ſie geheißen; doch um das ſchöne Weib
Da mußten viele Degen verlaſſen ihren Leib.

Die holde Maid zu minnen geziemte lobeſam
Dem Muth der kühnen Recken, und Niemand war ihr gram.
Schön über alle Maßen war wohl ihr edler Leib,
Der Jungfrau Tugend zierte auch manches andre Weib.

Drei Kön'ge, reich und edel, die hatten ſie zu pflegen,
Gunther und Gernot, zwei mit Lob genannte Degen,
Und Giſelher der Junge, ein tapfrer Rittersmann.
Auch ihrer Schweſter nahmen die Fürſten treu ſich an.

Die Herren waren mild, von Stamme hochgeboren,
Mit Kraft kühn ohne Maßen, die Recken auserkoren
Vor allen in Burgunden, so ward ihr Land genannt.
Sie thaten ſtarke Wunder nachher in Etzels Land.

Zu Worms an dem Rheine, da wohnten ſie mit Kraft.
Es dient' aus ihren Landen viel ſtolze Ritterſchaft
Mit lobeſamen Ehren all' ihre Lebenszeit,
Bis jämmerlich ſie ſtarben durch zweier Frauen Neid.

Die reiche Kön'gin Ute, ſo ihre Mutter hieß;
Der Vater der hieß Danchrat, der ihr ſein Erbe ließ
Bei ſeines Lebens Ende, ein tapfrer, reicher Mann,
Der auch in ſeiner Jugend der Ehre viel gewann.

Es waren die drei Kön'ge, wie ich ſchon kund gethan,
Von vieler hohen Kraft, und ihnen unterthan
Die beſten Recken rings, von denen man geſagt,
Sie wären ſtark und kühn, im Streiten unverzagt.

Das war von Ironeg Hagen und auch der Bruder ſein,
Der ſchnelle Dankwart und von Metz Herr Ortewein,
Die zween Markgrafen Gere und Eckewart,
Und Volker von Alzeyen, mit Kräften wohl verwahrt.

Rumolt der Küchenmeiſter, ein ehrenwerther Degen,
Sindolt und Hunolt, die drei Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehre, drei Kön'gen unterthan,
Und hatten noch manchen Recken, den ich nicht nennen kann.

Dankwart war Marſchall dort, der Neffe ſein
Truchſeß des Königs war er, von Metz Herr Ortewein.
Sindolt, der war dort Schenk, ein auserwählter Degen,
Hunolt war Kämmerer. Sie konnten Ehre pflegen.

Von ihres Hofes Kräften, von ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde, von ihrer Ritterſchaft,
Wie ſie die Herrn gepflegt mit Freuden all' ihr Leben,
Davon kann Niemand wohl euch völlig Kunde geben.

In dieſen hohen Ehren, da träumte der Chriemhild,
Sie zöge einen Falken, gar ſchön und ſtark und wild;
Den packten ihr zwei Adler. Daß ſie das mußte ſehn,
Ihr konnt' in dieſer Welt wohl kein größer Leid geſchehn.

Als ſie der Mutter Ute erzählt ihr Traumgeſicht,
Da konnte ſie's nur alſo und anders deuten nicht:
„Der Falke, den du zieheſt, das iſt ein edler Mann,
Ihn wolle Gott behüten, ſonſt iſt's um ihn gethan."

„Was ſagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
Ohn' alle Ritterminne ſo will ich immer ſein;
So ſchön will ich verbleiben, verbleiben bis zum Tod,
Daß ich durch Männerliebe gewinne nimmer Noth."

„Verſprich es nicht ſo ſehr! Wenn anders du auf Erden,"
Sprach ihre Mutter da, „noch herzlich froh willſt werden,
So kommt's von Männerliebe; du wirſt ein ſchönes Weib,
Dafern dir Gott noch füget eines rechten Ritters Leib."

„Die Rede laß nur bleiben!“ ſprach ſie zu ihr. „Fürwahr
In manchem Weibe ward dies ſchon klar und offenbar,
Die Liebe wohl mit Leid zuletzt noch lohnen kann.
Drum will ich beides meiden, geſchützt bin ich alsdann.“

Da wahrte denn Chriemhilde, ſeit ſie die Worte ſprach,
Vor Minne ſich im Herzen noch manchen lieben Tag,
Dieweil ſie Niemand wußte, den minnen wollt' ihr Leib;
Doch ward ſie noch mit Ehren eines kühnen Recken Weib.

Das war derſelbe Falke, den ſie im Traume ſah,
Den ihr erklärt die Mutter. Wie rächte ſie nun da
An ihres Bluts Verwandten des Mannes Tod geſchwind!
Durch Eines Mannes Sterben ſtarb mancher Mutter Kind.

2. Abentheuer von Sigfried.

Da wuchs in Niederlanden ein edles Königskind,
Der Vater der hieß Sigmund, die Mutter Sigelind,
In einer reichen Burg, wohl weit und breit bekannt,
Und niederwärts am Rheine, die Santen ward genannt.

Ich ſag' euch von dem Degen, wie gar ſo ſchön er ward:
Sein Leib vor aller Schande blieb immerdar bewahrt.
Gar ſtark und muthig wurde gar bald der kühne Mann,
Oh! was für große Ehren er auf der Welt gewann!

Sigfried war er geheißen; der ſchnelle Degen gut
Beſuchte viele Reiche, mit kühnem Heldenmuth,
Mit ſeines Leibes Stärke ritt er in manches Land.
Ha, was für ſchnelle Degen er in Burgunden fand!

Noch war der kühne Degen erwachſen kaum zum Mann,
Als er ſchon ſolche Wunder mit ſeiner Hand gethan,
Davon man immer mehr noch ſingen könnt' und ſagen,
Was wir verſchweigen müſſen von ihm in dieſen Tagen.

In ſeinen beſten Zeiten, in ſeinen jungen Tagen,
Da hörte man von Sigfried gar manches Wunder ſagen,
Wie Ehr' an ihm erwuchs, und wie ſo ſchön ſein Leib.
Da fühlte für ihn Minne manch weidlich ſchönes Weib.

Sorgſam, wie es geziemend, erzog man ſeine Jugend,
Er ſelber eignete ſich an noch manche Tugend,
Und davon ward gezieret ſo ſeines Vaters Land,
Denn man zu allen Dingen ihn ſo recht herrlich fand.

Und als er war erwachſen, ritt er nach Hofe weit,
Die Leute ſahn ihn gerne, und manche Frau und Maid
Die wünſchten, daß er möchte dort weilen immerdar.
Hold wurden ihm gar viele; das ward der Herr gewahr.

Nur ſelten ohne Hüter ließ reiten man dies Kind,
Ihn ließ mit Kleidern zieren Sigmund und Sigelind.
Sein pflegten auch die Weiſen, mit denen er bekannt:
So mocht' er leicht gewinnen wohl beides, Leut' und Land.

Nun war er in der Stärke, daß er ſchon Waffen trug,
Was er dazu bedurfte, das gab man ihm genug.
Auch fing er an zu werben um manches ſchöne Weib,
Das liebte wohl in Ehren des kühnen Sigfrieds Leib.

Da ließ ſein Vater Sigmund verkünden einen Tag,
Inmitten lieber Freunde ein luſtig Feſtgelag.
Nun trug man dieſe Mähre in fremder Kön'ge Land,
Und Fremd' und Freunden ſchenkte er Roſſ' und gut Gewand.

Wen man nur finden mochte daheim, der Ritter war,
Mit ihm die Seinen alle, der edlen Junker Schaar,
Die lud man zu dem Feſte nach Sigmunds Landen ein,
Wo ſie das Schwert empfingen und Sigfried hinterdrein.

Es ließe von dem Feſte gar wunderviel ſich ſagen,
Wie Sigmund und Siglinde viel Ehre heimgetragen
Durch Gaben, die ſo reichlich vertheilte ihre Hand.
Viel fahr'nde Ritter ſah man drum ziehen in das Land.

Vierhundert Knappen ſollten allda das Ritterkleid
Bekommen mit Sigfrieden. Da war manch ſchöne Maid
Bei ihrem Werk nicht müßig, weil ſie ihm waren hold.
Viel Edelſteine faßten die Frauen in das Gold.

Die wollten ſie mit Worten einwirken in's Gewand
Den jungen ſtolzen Recken; und Jeder war zur Hand.
Der Wirth hieß niederſitzen ſo manchen kühnen Mann
Zur Sonnenwend', da Sigfried die Ritterſchaft gewann.

Da ging in einen Münſter gar mancher reiche Knecht,
Und mancher edle Ritter. Die Weiſen hatten Recht,
Daß ſie den Jungen dienten, wie ihnen einſt gethan;
Sie hatten alle Kurzweil' und manche Freude dran.

Und als man Gott zu Ehren nun eine Meſſe ſang,
Erhob ſich von den Leuten ein gar gewalt'ger Drang,
Da ſie zu Rittern wurden, nach Ritterbrauch allda,
Mit ſolchen großen Ehren, wie's ſpäter nie geſchah.

Sie ließen wo ſie fanden gar manch geſattelt Roß.
Es ward in Sigmunds Hofe bald das Turnier gar groß,
So daß man hörte dröhnen den Pallaſt und den Saal.
Die hochgemuthen Degen, ſie lärmten allzumal.

Von Jungen und von Alten vernahm man manchen Stoß,
Der Schall vom Lanzenbrechen war in den Lüften groß,
Und Splitter ſah man fliegen bis zum Pallaſt hinan
Aus manches Recken Händen. Das ward mit Fleiß gethan.

Der Wirth bat aufzuhören; man zog die Roſſe fort.
Da ſah man noch zerbrochen viel ſtarke Schilde dort.
Viel Edelſteine waren im Gras verſtreut zu ſehn
Von lichten Schildesſpangen. Vom Stoßen war's geſchehn.

Des Wirthes Gäſte folgten, da er ſie lud zu Tiſch.
Viel edle Speiſen machten die Müden ſtark und friſch;
So auch die beſten Weine, die man in Füll' auftrug,
Den Fremden und den Freunden ward Ehre dort genug.

Viel Kurzweil' trieb man rings und faſt an allen Tagen.
Den fahr'nden Rittern wollte die Ruhe nicht behagen.
Sie dienten um die Gaben, die man da reichlich fand:
So ward mit Lob gezieret Sigmunden's ganzes Land.

Der Herr ließ nun belehnen Sigfried den jungen Mann
Mit Land und Burgen, wie er wohl eher ſchon gethan.
All' ſeinen Schwertgenoſſen gab er da ſeine Hand;
Sie freuten ſich der Reiſe, die ſie gethan in's Land.

Das Feſtgelage währte bis zu dem ſieb'nten Tag.
Siglind, die reiche, theilte, der alten Sitte nach,
Aus Liebe zu dem Sohne, ringsum viel rothes Gold;
Sie konnt' es wohl erringen, daß ihm die Leute hold.

Der fahr'nden Ritter wen'ge man dorten arm noch fand.
Denn Roſſ' und Kleider ſchenkte man rings mit milder Hand,
Als hätte man nur noch den ein;'gen Tag zu leben.
Wohl keinem Hofgeſind' ward ſolch ein Feſt gegeben.

Mit lobeſamen Ehren verging die Feſtlichkeit.
Von vielen reichen Herren vernahm man ſeit der Zeit,
Daß ſie den jungen Sigfried zum Herren wollten han;
Doch das begehrte nimmer der vielberühmte Mann.

So lang noch beide lebten, Sigmund und Sigelind,
Da wollte nimmer tragen die Kron' ihr liebes Kind;
Herr aber wollt' er bleiben, mit alle der Gewalt,
Womit der kühne Degen ſchon in dem Lande galt.

Ihn durfte Niemand ſchelten, ſeit er die Waffen nahm;
Zur Ruhe kam er ſelten, der Recke lobeſam.
Er wollte nichts denn ſtreiten mit ſeiner ſtarken Hand,
Und ward zu allen Zeiten bekannt in jedem Land.

3. Wie Sigfried nach Worms kam.

Den Herrn betrübte ſelten irgend ein Herzeleid.
Da hört' er nun die Mähre von einer ſchönen Maid.
Sie, in Burgunden lebend, ward ſeiner Wünſche Ziel;
Von ihr gewann er Freuden, doch auch des Leides viel.

Durch Schönheit ohne Maßen war ſie gar weit bekannt,
Und edel von Gemüthe ward ſie zugleich genannt.
Nach dieſer Jungfrau ſtrebte gar manches Helden Sinn;
Das zog denn viele Gäſte nach Gunthers Landen hin.

So viel man werben ſah um jener Jungfrau Minne,
Verſagte ſtets ihr Ja Chriemhild in ihrem Sinne;
Sie wollte auch nicht Einen zu ihrem Trauten han.
Der war ihr noch gar fremde, dem ſie ward unterthan.

Da dacht' auf hohe Minne der Sigelinde Kind,
Es ward der Andern Werben darüber ganz zu Wind.
Er mochte wohl verdienen der ſchönen Frauen Leib:
So ward die edle Chriemhild des kühnen Sigfrieds Weib.

Ihm riethen ſeine Schwäger und ſeine Mannen all',
Seit er auf ſtäte Liebe bedacht, in jedem Fall
Zu werben eine, der er ſich nicht durfte ſchämen.
Da ſprach der kühne Sigfried: „So will ich Chriemhild nehmen!

Die holdeſte der Jungfraun in der Burgunden Land,
Von Schönheit ohne Maßen, das iſt mir wohlbekannt.
Nie war ſo reich ein Kaiſer, daß, warb er um ein Weib,
Ihm nicht zu minnen ziemte der reichen Kön'gin Leib."

Als dieſe Mähr' nun hörte der König Sigismund —
Durch ſeiner Leute Reden ward ſie alsbald ihm kund —
That ſeines Kindes Wille dem König herzlich leid,
Daß Sigfried werben wollte die herrlich edle Maid.

Auch Sigelind erfuhr es, des edlen Königs Weib;
Sie hatte große Sorge um ihres Kindes Leib,
Da ſie wohl Gunthern kannte und ſeinen Heeresbann.
Verleidet ward dem Degen ſein Werben nun fortan.

Da ſprach der kühne Sigfried: „Vielliever Vater mein,
Ohn' edler Frauen Minne wollt' ich wohl immer ſein;
Ich werb' allein um dieſe, die längſt mein Herz gewann."
Sprach Jemand was dawider, ſo hört' er ihn nicht an.

„Kannſt du dich nicht entwinden" — es ſprach der König ſo —
„Dann bin ich deines Willens von ganzem Herzen froh,
Und will dir's helfen enden, wie ich's am beſten kann;
Doch Gunther hat ſo manchen hoffärt'gen Rittersmann.

Und wär's auch Niemand anders, als Hagen der Degen,
Der kann mit Uebermuth wohl seiner Hoffart pflegen,
Daß ich gar sehr befürchte, es thut uns wohl noch leid
Zu werben um Chriemhilde, die herrlich edle Maid."

„Was ist da zu befahren?" hub Sigfried wieder an;
„Was ich freundlicher Weise mir nicht erbitten kann,
Mag tapfer sich erwerben hier meine starke Hand;
Ich will von ihm erzwingen mir beides, Leut' und Land."

Da sprach der König Sigmund: „Es thut mir leid dein Wort;
Wenn man, was du hier sagtest, erführ' am Rheine dort,
Du dürftest wahrlich nimmer dann reiten in das Land.
Denn Gunther, so wie Gernot, die sind mir längst bekannt.

Erwerben möchte Niemand wohl mit Gewalt die Magd,"
So sprach der König Sigmund; „das ward mir oft gesagt.
Wenn aber du mit Rittern willst reiten in das Land,
So seien alle Freunde mit dir dahin gesandt."

„Ich bin nicht so gemuthet," fiel ihm Herr Sigfried ein,
„Daß solche Recken sollten mir folgen an den Rhein,
Als sei es eine Heerfahrt. Das thäte mir sehr leid,
Sollt' ich dadurch erzwingen die weidlich schöne Maid.

Ich will sie so erwerben mit meiner eignen Hand,
Nur Zwölfe will ich haben zum Ritt in Gunthers Land.
Du sollst mir dazu helfen, mein Vater Sigismund!"
Da gab man seinen Degen nun Kleider, grau und bunt.

Und es vernahm die Mähre auch Mutter Sigelind,
Und ſie hub an zu trauern um ihr geliebtes Kind.
Sie wähnt' es zu verlieren durch Gunthers Mannen dann;
Da fing die edle Kön'gin gar ſehr zu weinen an.

Es ging Herr Sigfried zu ihr, als er ſie weinen ſah,
Und ſprach zu ſeiner Mutter mit ſanften Worten da:
„Ihr ſollt nicht um mich weinen! wie kommt es, daß ihr weint?
Bin ich doch ohne Sorgen und fürchte keinen Feind.

Nun helft mir zu der Reiſe nach der Burgunden Land,
Daß ich und meine Ritter erhalten ſolch Gewand,
Wie es wohl ſtolze Helden mit Ehren mögen tragen.
Für ſolche Gnade will ich getreulich Dank euch ſagen."

„Willſt du davon nicht abſtehn," ſprach drauf Frau Sigelind,
„So helf' ich dir zur Reiſe, mein liebes, einz'ges Kind.
Die beſten Kleider ſchaff' ich, die je ein Ritter trug,
Für dich und die Geſellen, und ſchaff' euch treue genug."

Da neigte ſich der Kön'gin Sigfried, der junge Mann.
Er ſprach: „Ich will zur Reiſe nicht mehr als zwölfe han.
Tragt Sorge, daß ihr alle mit Kleidern gut verſeht;
Ich möchte gerne ſehen, wie's um Chriemhilden ſteht!"

Nun ſaßen ſchöne Frauen wohl Tag und Nacht dazu,
Und dachten kaum des Schlafes zu pflegen und der Ruh,
Bis ſie gefertigt hatten für Sigfried Kleider fein;
Er wollt' auf ſeiner Reiſe nicht ſchlecht verſehen ſein.

Sein Vater hieß ihn zieren sein ritterlich Gewand,
Worin er wollte ziehen, und König Sigmunds Land;
Und ihre lichten Panzer, die waren auch bereit,
Und ihre besten Helme, die Schilde schön und breit.

Die Reise nach Burgunden, sie nahte nun heran.
Da wurden aber beide besorglich, Weib und Mann,
Ob jene wirklich wieder heimkehrten in das Land.
Die Helden säumten die Rosse mit Waffen und Gewand.

Schön waren ihre Rosse, das Reitzeug goldesroth,
Es lebte Niemand prächt'ger — das that auch gar nicht noth —
Als Sigfried, der umringt von seinen kühnen Mannen,
Urlaub begehrte, nach Burgund zu ziehn von dannen.

Da trauerten und weinten der König und sein Weib;
Er tröstete gar liebreich sie beid' an Seel' und Leib.
Er sprach: „Ihr sollt nicht weinen, und mit dem Willen mein
Von wegen meines Leibes ganz ohne Sorgen sein."

Das that nun leid den Rittern, es weint' auch manche Maid;
Ich glaub', im Herzen mochten sie ahnen wohl das Leid,
Daß diese Reise brächte viel Freunden bittern Tod;
Sie klagten nicht ohn' Ursach'; sie brachte wirklich Noth.

Am siebenten Morgen ritten zu Worms an den Strand
Die Kühnen; es erglänzte gar prachtvoll ihr Gewand
Von rothem Gold, nicht minder das Zeug an jedem Roß.
So ritt daher gemächlich des kühnen Sigfried Troß.

Neu waren ihre Schilde und leicht und breit, es war
Auch schön ihr blanker Helm, als nun mit seiner Schaar
Sigfried der Kühne ritt an Hof in Gunthers Land.
Noch nie sah man an Helden so herrliches Gewand.

Der Schwerter Spitzen reichten bis nieder auf die Sporen,
Und scharfe Speere führten die Ritter auserkoren,
Und der, den Sigfried führte, der war zwei Spannen breit,
Und hatt' an seinem Ende gar eine scharfe Schneid'.

Goldfarb'ge Zäume führten die Ritter in der Hand,
Der Bug am Roß war seiden; so kamen sie in's Land.
Da lief das Volk und gaffte sie aller Orten an;
Von König Gunthers Mannen zog mancher auch heran.

Die hochgemuthen Recken, der Ritter wie der Knecht,
Die gingen zu dem Herren, so war es eben recht;
Empfingen dann die Gaste in ihres Herren Land,
Und nahmen Roß' und Schilde den Rittern aus der Hand.

Sie wollten ziehn die Rosse zum Stall in ihr Gemach,
Da nahm der kühne Sigfried gar schnell das Wort und sprach:
„Laßt unire Rosse stehen für mich und meine Mannen,
Es ist mein Wille so, wir ziehen bald von dannen.

Und wem's von euch bekannt ist, der soll mir's nicht verschweigen,
Wo ich den König finde, da soll man mir ihn zeigen,
Den reichen König Gunther und der Burgunden Land."
Da sagt' es ihm denn einer, dem es gar wohl bekannt.

„Wollt ihr den Herren finden, ſo kann das wohl geſchehn;
Dort in dem weiten Saale, da hab' ich ihn geſehn
Bei ſeinen kühnen Helden. Begebt euch an den Ort.
Ihr werdet auch noch finden manch wackern Ritter dort."

Nun hatte man dem König die Nachricht kund gethan,
Viel hochgemuthe Ritter, die kämen bei ihm an:
Die trügen blanke Panzer und herrliches Gewand,
Und ſie erkenne Niemand in der Burgunden Land!

Das nahm den König Wunder, woher aus welchem Land
Die edlen Ritter kämen mit glänzendem Gewand,
Und mit ſo guten Schilden, die alle neu und breit —
Daß ihm das Niemand ſagte, that König Gunther leid.

Es gab ihm aber Antwort von Metz Herr Ortewein,
Der mochte reich und kühn wohl vor allen Andern ſein:
„Da wir ſie nicht erkennen, ſo heißet Jemand gehn
Zu meinem Oheim Hagen; dem aber laßt ſie ſehn.

Dem ſind bekannt die Reiche und alles fremde Land;
Er giebt uns ſichre Kunde, ſind ihm die Herrn bekannt."
Der König ließ ihn holen; mit allen ſeinen Mannen
Macht' er ſich auf und ſchritt nach Hofe ſtolz von dannen.

Der König ſprach zu Hagen, zu dem er hingeſandt:
„Es ſind in meinem Hauſe mir Ritter unbekannt,
Die hier auch Niemand kennt. Habt ihr ſie je geſehn,
So ſollt ihr mir, Herrn Hagen, die Wahrheit frei geſtehn."

„Das thu' ich!" ſagte Hagen. Zum Fenſter ging er da,
Und als er niederſchauend die Gäſte ſtehen ſah,
Behagt' ihm wohl ihr Reitzeug, ihr prächtiges Gewand,
Doch waren ſie ihm fremde in der Burgunden Land.

Er ſprach: „Woher auch kommen die Recken an den Rhein,
Es mögen Fürſtenboten, am Ende Fürſten ſein:
So ſchön ſind ihre Waffen, die Kleider gar ſo gut.
Von wannen ſie auch kommen, ſie haben hohen Muth."

Und weiter ſprach Herr Hagen: „Ich möchte wohl geſtehn,
Hab' ich auch nie im Leben Sigfrieden noch geſehn,
So möcht' ich doch behaupten, wie es damit auch ſteht,
Er iſt der kühne Recke, der dort ſo ſtattlich geht.

Er bringt wohl neue Kunde herein in dieſes Land;
Die kühnen Nibelungen, die ſchlug des Helden Hand,
Schilbung und Nibelung, die Kinder von dem König:
Er that mit großer Kraft der Wunder ſchon nicht wenig.

Einſt als der Held alleine ohn' alle Hülfe ritt,
Fand er vor einem Berge — ſo theilte man mir mit —
Beim Nibelungen-Horte gar manchen kühnen Mann;
Die waren ihm noch fremde, bis er ſie ſich gewann.

Des Königs Niblung Schatz, der ward hervorgetragen
Aus einem hohlen Berge. Nun höret Wunder ſagen,
Wie ihn vertheilen wollte der Nibelungen Schaar.
Das ſah der Degen Sigfried; den dünkt' es wunderbar.

Er trat ſo nah zu ihnen, daß er die Helden ſah,
Und ihn die Degen. Einer von dieſen ſagte da:
„Hier kommt der ſtarke Sigfried, der Held aus Niederland!“
Seltſame Dinge waren's, die er bei ihnen fand.

Gut nahmen auf den Recken Schilbung und Nibelung;
Und als ſie ſich berathen, die edlen Fürſten jung,
Da ſollte für ſie theilen den Schatz der kühne Mann:
Sie baten ihn ſo lange, bis er's zuletzt begann.

Er ſah ſo viel Geſteines — ſo hörten wir oft ſagen —
Daß hundert ganze Wagen es ſchwerlich mochten tragen,
Noch mehr des rothen Goldes aus Nibelungenland,
Das ſollte alles theilen des kühnen Sigfrieds Hand.

Sie gaben ihm zum Lohne das Nibelungen Schwert.
Doch ihnen ward viel Uebel durch jenen Dienſt beſcheert,
Den er ihnen leiſten ſollte Sigfried der Degen gut;
Er konnt' es nicht vollenden vor ihres Zornes Wuth.

Sie hatten Freunde bei ſich, zwölf tapfre kühne Mannen,
Die ſtarke Rieſen waren; doch was ſie auch erſannen, —
Erſchlug ſie doch im Zorn Sigfried mit ſtarker Hand.
An ſiebenhundert Recken aus Nibelungenland

Bezwang er mit dem Schwerte, das Balmung hieß; und Schrecken
Ergriff vor ſeinem Schwert ſo manchen jungen Recken.
Da machten ſie aus Furcht vor dieſem kühnen Mann
Ihr Land und ihre Burgen alsbald ihm unterthan.

Die reichen Kön'ge ſchlug er dazu noch beide todt;
Doch kam er noch mit Albrich durch Kampf in große Noth.
Es wollte ſeine Herren da rächen Albrichs Hand,
Bevor er noch die Stärke von Sigfrieds Arm empfand.

Ihn konnte nicht bezwingen Albrich, der ſtarke Zwerg;
Wie wilde Leuen rannten ſie beide an den Berg.
Als er die Nebelkappe nun Albrich abgewann,
War Herr des Schatzes Sigfried, der ehrenwerthe Mann.

Die nach dem Kampf gedürſtet, die lagen rings erſchlagen.
Den Schatz befahl er wieder ſofort dahin zu tragen,
Woher ihn erſt genommen der Nibelungen Schaar,
Wo Alberich der Starke nun Kämmerer ihm war.

Er mußt' ihm Eide ſchwören, zu dienen ihm als Knecht,
Und war in allen Dingen als Diener ihm gerecht."
Da ſprach von Troneg Hagen: „Das hat Sigfried gethan;
Nie gab es einen Recken, der ſolche Kraft gewann.

Noch weiß ich von ihm manches, was mir gar wohl bekannt,
Wie weiland einen Lindwurm erſchlug des Helden Hand.
Die Haut, im Blut gebadet, ward hörnern und ſo feſt,
Daß ſie mit keiner Waffe ſich je zerhauen läßt.

Empfangen wollen wir den Herrn mit frohen Mienen,
Daß wir uns nicht des Recken gerechten Haß verdienen;
Er iſt an Wuchs ſo kühn, ſo allgemein verehrt,
Auch hat ſich ſeine Kraft ſchon wunderſam bewährt."

Da ſprach der reiche König: „Das iſt gewißlich wahr;
Wie ſtellt er ſtets im Streite ſo ritterlich ſich dar!
Er ſelbſt der kühne Mann mit allen ſeinen Degen;
Laßt uns hinunter gehn und ihm ſofort entgegen!“

„Das müßt ihr,“ ſprach da Hagen, „ja Ehren halber ſchon;
Iſt er doch edler Abkunft, ein reicher Königsſohn!
Und wie er ſich geberdet! Mir ſcheint's, beim Herren Chriſt,
Daß er mit wicht'ger Kunde wohl her geritten iſt.“

Da ſprach des Landes König: „So ſei er uns willkommen;
Denn er iſt kühn und edel, das hab' ich wohl vernommen.
Deß ſoll er ſich erfreuen in der Burgunden Land.“
Da ging der König Gunther, wo er Sigfrieden fand.

Den Gaſt empfing der Wirth und ſeiner Ritter Schaar
In ſolcher Art und Weiſe, wie es geziemend war.
Da neigte ſich vor ihnen ſogleich der wackre Mann,
Weil ſie ihn hold gegrüßt und Liebes ihm gethan.

„Es nimmt mich Wunder,“ ſagte der Fürſt, zu ihm gewandt,
„Von wannen, edler Sigfried, ihr kommt in dieſes Land?
Und was ihr wollet ſchaffen zu Worms an dem Rhein?“
Da ſprach der Gaſt: „Das ſoll euch unverhohlen ſein.

Mir iſt berichtet worden in meines Vaters Land,
An eurem Hofe wären, die ich ſo gern gekannt,
Die kühnſten Recken. Oft hab' ich es ſchon vernommen,
Daß ſie vor allen kühn. Drum bin ich hergekommen.

Euch ſelber hört' ich rühmen ob eurer Tapferkeit,
Solch einen kühnen König gäb' es kaum weit und breit.
So ſprachen viel die Leute von dieſem ganzen Land.
Nun konnt' ich nimmer raſten, bis ich es ſelbſt gekannt.

Doch bin ich auch ein Ritter und ſoll die Krone tragen.
Und gerne, ich geſteh's, hör' ich wohl von mir ſagen,
Daß ich auch wirklich habe mit Rechten Leut' und Land;
Drauf ſetz' ich meine Ehre, mein Haupt ſetz' ich zum Pfand.

Wenn ihr, wie man mir ſagte, ſo kühn und tapfer ſeid,
So will ich nimmer raſten, ob's Jemand lieb, ob leid,
Bis ich von euch erzwungen, was ihr beſitzt alhier.
Das Land, die Burgen alle, ſie unterwerf' ich mir."

Das klang des Königs Mannen und ihm gar wunderſam,
Als er die kühne Rede aus Sigfrieds Mund vernahm,
Daß er gar willens wäre, zu nehmen ihm ſein Land.
Das hörten ſeine Degen, von raſchem Zorn entbrannt.

„Wie hätt' ich das verdienet!" ſprach Gunther da, der Degen,
„Das was mein Vater lang mit Ehren durfte pflegen,
Das ſollt' ich nun verlieren durch Eines Mannes Kraft?
Es würde ſchlecht ſich ziemen für unſre Ritterſchaft."

„Ich ſteh' davon nicht ab," ſprach drauf der kühne Mann:
„Wenn deine Tapferkeit dein Land nicht ſchützen kann,
So will ich herrſchen dort; auch ſoll das Erbe mein,
Wenn du's durch Kraft erwirbſt, dir unterthänig ſein.

Dein Erbe und das meine, das ſetzen wir nun ein,
Wer von uns beiden ſieget, der nennt auch beides ſein.
Dem ſollen Alle dienen, ſoll dienen Leut' und Land!"
Dagegen zeigten Hagen und Gernot Widerſtand.

„Es thut uns ſolch Verlangen," ſprach Gernot, „gar nicht noth,
„Noch Länder zu erobern, daß Einer darum todt
Von Heldenhänden läge. Iſt unſer Land doch reich:
Man dienet uns mit Rechten und iſt uns treu zugleich."

Mit grimmen Muthe ſtimmten die Freunde damit ein;
Es war auch unter ihnen von Metz Herr Ortewein.
Er nahm das Wort und ſagte: „Die Sühne thut mir leid,
Es ſucht ohn' alle Urſach der ſtarke Sigfried Streit.

Wenn ihr und eure Brüder auch hätten keine Wehr,
Und wenn er mit ſich führte ein ganzes Königsheer:
Traut' ich mir's zu erkämpfen, daß jener kühne Mann
Dem großen Uebermuthe bald müßt' entſagen dann."

Da ſprach gar hoch entrüſtet der Held von Niederland:
„Will gegen mich ſich wagen ſo kühnlich deine Hand?
Ich bin ein reicher König, du biſt in Königs Lehn.
Es dürften ſelbſt nicht zwölfe mit mir den Streit beſtehn."

Nach Schwertern rief nun heftig von Metz Herr Ortewein,
Der Schweſterſohn von Hagen, der durfte ſtolz ſchon ſein.
Daß der ſo lange ſchwieg, das that dem König leid;
Da unterbrach ihn Gernot, der vielgewandt im Streit.

„Laßt ab von eurem Zürnen," ſprach er zu Ortewein,
„Wir wollen uns mit Sigfried nicht ohne Grund entzwein.
Im Guten läßt ſich's ſchlichten, das aber iſt mein Rath,
Denn ihn zum Freunde haben, iſt beſſer in der That."

Da ſprach der ſtarke Hagen: „Es thut uns wahrlich leid,
Und allen deinen Degen, daß er hieher zum Streit
Geritten an den Rhein; er hätt' es laſſen ſollen,
So würden meine Herrn ihm nicht ſo bitter grollen."

Da gab ihm alſo Antwort Sigfried, der kräft'ge Mann:
„Steht, was ich da geſprochen, Herr Hagen, euch nicht an,
Will ich euch ſehen laſſen, daß dieſe meine Hand
Sich noch gewaltig zeiget in der Burgunden Land."

„Das hoff' ich abzuwenden," entgegnete Gernot,
Der allen ſeinen Degen zu reden das verbot,
Wodurch im Uebermuthe ſie angefacht den Streit.
Da dachte nun auch Sigfried der herrlich ſchönen Maid.

„Uns ziemt nicht Streit' ſprach Gernot, der thut uns gar nicht noth
Und brächte vielen Helden am Ende gar den Tod,
Uns aber wenig Ehre und auch geringen Lohn."
Da gab ihm Sigfried Antwort, des kühnen Sigmunds Sohn.

„Warum doch zaudert Hagen und auch Herr Ortewein?
Mit ſeinen Freunden ſtellt ſich zum Streite keiner ein;
Und haben doch ſo viele in dem Burgundgebiet."
Sie aber ſchwiegen beide, wie ihnen Gernot rieth.

„Ihr ſeid uns hier willkommen!“ ſo ſprach der Ute Kind,
„Und die Geſellen alle, die mit euch kommen ſind;
Wir wollen euch gern dienen, ich und die Freunde mein.“
Nun ſchenkte man den Gäſten von König Gunthers Wein.

Da ſprach der Wirth: „Was irgend in unſerem Bereich,
So ihr's verlangt in Ehren, gegeben ſei es euch;
Wir wollen mit euch theilen all' unſer Hab' und Gut.“
Da ward ein wenig ſanfter dem Herrn Sigfried zu Muth.

Man ließ ſie nun behalten ihr Rüſtzeug und Gewand,
Und ſuchte rings Herbergen, die beſten, die man fand;
Und wies ſie in Gemächer, die Knappen, wie die Herrn.
Man ſah die fremden Gäſte nun in Burgunden gern.

Viel Ehre ward erwieſen Sigfried, dem kühnen Mann,
So mannigfacher Weiſe, daß ich's kaum ſagen kann.
Das machte ſeine Stärke; und in der ganzen Schaar
Gab's ſchwerlich irgend Jemand, der ihm gehäſſig war.

So trieben Kurzweil' nun die Kön'ge und die Mannen,
Und er war ſtets der Beſte bei dem, was ſie begannen.
Es kam ihm Niemand gleich, ſo groß war ſeine Kraft,
Ob ſie mit Steinen warfen, ob ſchoſſen mit dem Schaft.

Wie nun den Fraun die Ritter mit Sitt' und Höflichkeit
Gar manche Kurzweil' ſchafften im vielgewandten Streit,
Sah man vor allen gerne den Held von Niederland;
Er hatt' auf hohe Minne den ſtolzen Sinn gewandt.

Die ſchönen Fraun am Hofe, die fragten rings umher,
Wer wohl der ſchöne Fremde, der ſtolze Ritter wär'?
Sein Leib der iſt ſo lieblich, ſo reich iſt ſein Gewand.
„Es iſt," ſo ſprachen viele, „der Held von Niederland."

Gewandt in allen Spielen, ſo war er jederzeit;
Er trug in ſeinem Herzen die minnigliche Maid,
Die Jungfrau ihn in ihrem, noch eh' ſie ſie geſehn;
Sie mochte längſt im Stillen gut mit dem Ritter ſtehn.

Sobald dort auf dem Hofe das Lanzenſpiel begann
Der Ritter und der Knappen, ſo ſchaut' es auch mit an
Chriemhild aus ihrem Fenſter, die Königstochter ſehr;
Denn einer andern Kurzweil' bedurfte ſie nicht mehr.

Wußt' er, daß ſie ihn ſchaute, die er im Herzen trug,
So hatt' er auch der Kurzweil' für immerdar genug.
Und ſahn ſie ſeine Augen, ſo weiß ich ſicherlich,
Wohl keine größre Wonne auf Erden wünſcht' er ſich.

Und ſtand er bei den Helden dort auf dem Hofe nun,
Wie es noch wohl die Leute zu ihrer Kurzweil' thun,
Wie ſtand ſo minniglich der Sigelinde Kind!
Da ward ſo manche Jungfrau ihm heimlich holdgeſinnt.

Er dachte wohl zu Zeiten: Wie ſoll es wohl geſchehn,
Daß ich die edle Maid mit Augen möchte ſehn,
Die ich von Herzen liebe, wie ſchon ſo lange her.
Sie iſt mir noch ſo fremd, und das betrübt mich ſehr.

So oft die reichen Kön'ge fortzogen in ihr Land,
So mußten auch die Ritter bei ihnen ſein zur Hand.
Darunter war auch Sigfried; das that den Frauen leid.
Er ſelbſt verſank aus Minne in tiefe Traurigkeit.

So wohnt' er bei den Herren, das iſt gewißlich wahr,
In König Gunthers Landen ein ganzes volles Jahr.
Die Minnigliche hatt' er noch immer nicht geſehn:
Durch ſie ſollt' ihm viel Liebes und Leides bald geſchehn.

4. Wie Sigfried mit den Sachſen ſtritt.

Da nahte fremde Kunde ſich König Gunthers Land
Von Boten aus der Ferne an ſeinen Hof geſandt,
Daß unbekannte Recken ihm ſchwuren Fehd' und Haß.
Als ſie die Kunde hörten, betrübten ſie ſich baß.

Die will ich euch jetzt nennen. Es waren Lüdeger,
Ein reicher Fürſt und König vom Sachſenlande her,
Und auch aus Dänemark der König Lüdegaſt,
Die führten auf der Reiſe mit ſich manch hohen Gaſt.

Die Boten waren kommen in König Gunthers Land,
Von ſeinen Widerſachern und Feinden ihm geſandt.
Man frug nun aus die Fremden, die angelangt im Reich,
Man führte ſie nach Hofe und zu dem König gleich.

Der grüßte ſie gar freundlich und ſprach: „Seid mir willkommen!
Wer euch zu mir geſendet, hab' ich noch nicht vernommen;
Drum laßt mich's hören jetzt.“ So ſprach der König gut;
Sie waren ſehr in Furcht vor Gunthers Grimm und Wuth.

„Wollt ihr erlauben, König, daß wir die Kund' erzählen,
Die wir zu bringen haben? Wir wollen nichts verhehlen,
Wir nennen euch die Herren, die uns hieher geſandt:
Wißt, Lüdegaſt und Lüd'ger bedrohen euer Land.

Erzürnt habt ihr wohl beide, denn wir erfuhren das;
Die Herren ſie verfolgen euch nun mit großem Haß.
Ihr Will' iſt eine Heerfahrt nach Worms an dem Rhein,
Mit vieler Degen Hülfe, das könnt ihr ſicher ſein.

Und innerhalb zwölf Wochen ſoll dieſe Fahrt geſchehn.
Habt ihr nun gute Freunde, ſo laſſet bald es ſehn,
Daß ſie euch ſchützen helfen die Burgen und das Land;
Es wird zerhauen werden manch Helm und Schildesrand.

Doch wollt ihr euch vergleichen, ſo bietet's ihnen an,
Es kommt euch nicht ſo nahe die große Schaar alsdann
Der überſtarken Feinde, zu großem Herzeleid;
Denn wohl verderben müßten viel Ritter kühn im Streit.“

Da ſprach der gute König: „So harret eine Weile,
Nachſinnen laßt mich, eh' ich Antwort euch ertheile.
Ich habe noch Getreue; verſchweigen ſoll mein Mund
Die ſchwere Botſchaft nicht, ich thu' ſie ihnen kund.“

151

Dem reichen König Gunther, dem war es leid genug,
Alltäglich er die Botſchaft in ſeinem Herzen trug.
Er ließ den Hagen rufen und andre ſeiner Mannen,
Und hieß ſie hurtiglich zu Gernot gehn von dannen.

Da kamen nun die Beſten, ſo viel man deren fand.
Er ſprach: „Die Feinde wollen heimſuchen unſer Land
Auf einer ſtarken Heerfahrt. Das ſei euch hier geklagt.“
Da gab zur Antwort Gernot, ſtets kühn und unverzagt:

„Mit unſern Schwertern wehren wir ab von uns die Noth;
Die Feigen mögen ſterben und ſinken in den Tod.
Ich will drum nicht vergeſſen, was ziemet meiner Ehr',
Und ſei uns drum willkommen der Feind mit ſeinem Heer.“

Da ſprach von Troneg Hagen: „Das dünket mich nicht gut;
Denn Lüdegaſt und Lüd'ger ſind voller Uebermuth.
Wir können uns nicht ſammeln in dieſen wen'gen Tagen“ —
So ſprach der kühne Recke — „man muß es Sigfried ſagen.“

Herbergen in der Stadt wies man den Boten an,
Nach Gunthers Willen pflegte man ſie auf's beſte dann.
Das aber war von Gunther, dem reichen, wohlgethan,
Bis er die Freunde fand, die treu ihm folgten dann.

Der König trug im Herzen jedoch viel Sorg' und Leid;
So fand ihn einſt ein Ritter in ſeiner Traurigkeit.
Der mochte wohl nicht wiſſen, was jenem war geſchehn,
Und bat den König Gunther, ſein Leid ihm zu geſtehn.

„Es nimmt mich höchlich Wunder," ſprach Sigfried; „lange Zeit
Hat euch ſo ganz verlaſſen die früh're Fröhlichkeit.
Ihr pflegtet ſie doch ſonſt ſo gern mit uns zu hegen."
Da gab ihm Antwort Gunther, der ehrenwerthe Degen.

„Ich mag nicht allen Leuten, was mich bekümmert, ſagen,
Und gleichwohl muß ich's täglich in meinem Herzen tragen.
Nur treuen Freunden klagen muß man des Herzens Noth."
Da ward die Farbe Sigfrieds bald bleich und wieder roth.

„Ich will," ſprach er zum König, „zu helfen gern bereit,
Und will euch wenden helfen all' euer Herzeleid;
Dafern ihr Freunde ſuchet, ſeht einen hier in mir,
So lang' ich lebe, helf' ich euch redlich für und für."

„Belohn's euch Gott, Herr Sigfried! die Rede dünkt mich gut.
Kann mir auch nimmer helfen ſo großer Edelmuth,
So freu' ich mich doch herzlich, daß ihr mir ſeid ſo hold,
Wofür ihr, leb' ich länger, belohnt noch werden ſollt.

Ihr ſollt nun von mir hören, was mich ſo traurig macht.
Durch meiner Feinde Boten ward mir es hinterbracht,
Daß ſie auf einer Heerfahrt ſich meinen Landen nahn.
Nie haben fremde Degen uns das noch angethan."

„Das achtet," ſagte Sigfried, „gering nur in der That:
Beſänftigt eure Trauer und folget meinem Rath.
Laßt Ehre mich erwerben für euch zu Nutz und Frommen,
Und bittet eure Degen, daß ſie zu Hülf' euch kommen.

„Wenn eure ſtarken Freunde zur Hülfe ſich erſehn
Auch dreißigtauſend Degen, ſo wollt' ich ihnen ſtehn.
Und hätt' ich ſelbſt nur tauſend, helf' ich euch für und für."
Da ſprach der König Gunther: „Und das vergelt' ich dir!"

„So helft von euren Leuten mir werben tauſend Mann,
Dieweil ich von den Meinen nicht mehr erſchwingen kann,
Als etwa nur zwölf Recken. So ſchütz' ich euer Land;
Es ſoll euch immer dienen mit Treue Sigfrieds Hand.

Dabei ſoll Hagen helfen und auch Herr Ortewein,
Dankwart dazu und Sindolt, die lieben Recken dein;
Mitreiten ſoll auch Volker, der kühne, tapfre Mann,
Der ſoll das Banner tragen, was er am beſten kann.

Laßt heim die Boten reiten in ihrer Herren Land;
Da würden ſie uns ſehen, macht ihnen das bekannt,
Damit wir Friede haben in Burgen, Stadt und Land."
Da ward zu ſeinen Freunden vom König hingeſandt.

Nun gingen Lüd'gers Boten nach Hofe wieder hin;
Die Ausſicht heimzukehren gab ihnen frohen Sinn.
Sie dankten reiche Gaben dem König Gunther gut,
Und ſicheres Geleite, deß waren ſie wohlgemuth.

„Sagt nun," ſprach König Gunther, „den ſtarken Feinden mein,
Gut wär' es wohl, ſie ſtellten die Reiſe wieder ein;
Doch wenn in meinem Lande ſie mich beſuchen wollen,
Mit meiner Freunde Hülfe ſie Arbeit finden ſollen."

Da ward den Boten noch gar manche reiche Gabe,
Noch manch Geſchenk verliehn aus König Gunthers Habe.
Das durften nicht verſchmähn des König Lüd'gers Mannen.
Sie nahmen Urlaub nun und zogen froh von dannen.

Als nun die Boten waren nach Dänemark gekommen,
Und König Lüdegaſt von ihnen nun vernommen,
Wie ſie vom Rheine kamen, und wie man ſie entließ,
Mit welchem Uebermuthe, da kränkt' ihn bitter dies.

Die Boten nun erzählten von manchem kühnen Mann,
Jedoch vor allen nannten ſie einen Recken dann,
Den ſie Sigfried geheißen, ein Held aus Niederland.
Das machte Lüd'gaſt Sorgen, als ihm das ward bekannt.

Als man in Dänemark vernahm von dieſen Dingen,
Da eilte man mehr Freunde zuſammen noch zu bringen,
So daß Herr Lüdegaſt wohl zwanzigtauſend Mann
Von ſeinen kühnen Degen für ſeinen Zug gewann.

Dazu kam noch in Sachſen der König Lüdeger,
Daß Beide vierzigtauſend wohl hatten und noch mehr,
Womit ſie wollten reiten in der Burgunden Land.
Inzwiſchen hatt' auch Gunther bereits auch heimgeſandt

Zu ſeinen Freunden allen und ſeiner Brüder Mannen.
Sie ſollten mit ihm ziehn zu Fehd' und Kampf von dannen;
Mit ihnen Hagen's Ritter. Es that der Helden noth,
Da bald ſo viele Degen hinſanken in den Tod.

175

Sie ſchickten ſich zur Reiſe mit vieler Sorgfalt an,
Das Banner mußte führen Volker, der kühne Mann.
So wollten ſie nun reiten von Worms über'n Rhein;
Es mußte Hagen von Troneg dabei Schaarmeiſter ſein.

Mit ihnen aber ritten auch Sindolt und Hunolt,
Die mochten wohl verdienen des Königs Gunther Sold;
Dankwart und Hagens Brüder und auch Herr Ortewein,
Die mochten all' mit Ehren wohl bei der Heerfahrt ſein.

Da ſprach der kühne Sigfried: „Herr König, bleibet hier!
Von euren Recken wollen ja viele folgen mir.
Drum bleibet bei den Frauen und heget guten Muth,
Ich hoffe zu behüten euch beides, Ehr' und Gut.

Die euch beſuchen wollen zu Worms an dem Rhein,
Daß ſie daheim verbleiben, laßt meine Sorge ſein.
Wir wollen ihnen reiten ſo nah in's eigne Land,
Bis ſich ihr Uebermuth in Sorgen umgewandt."

Vom Rheine ſie durch Heſſen mit ihren Helden ritten
Zum fernen Sachſenland; da wurde bald geſtritten,
Mit Raub und Brand verwüſtet ringsum das ganze Land.
Nun ward den beiden Fürſten gar bald die Noth bekannt.

Sie kamen an die Grenze, der Knappen Zug voran,
Wo Sigfried nun, der Starke, zu fragen ſo begann:
„Wer ſoll hier an den Marken des Volkes Führer ſein?"
Ein Kriegszug ſo verderblich drang nie in Sachſen ein.

Sie ſprachen: „Laßt den Führer des Volkes auf den Wegen
Den kühnen Dankwart ſein, das iſt ein muth'ger Degen.
Wir leiden deſto minder von Lüdger's Kriegerreihn;
Hier unſern Nachtrab führen mag er und Ortewein."

„So will ich ſelber reiten," ſprach Sigfried da der Degen,
Und gegen unſre Feinde der Wach' und Kundſchaft pflegen,
Bis ich genau erfahren, wo denn die Recken ſind."
Da wappnete ſich eilig der Sigelinde Kind.

Sein Volk gab er, als hurtig er fortgeritten dann,
An Hagen und an Gernot, den kühnen tapfern Mann.
Er ritt allein von dannen nun in der Sachſen Land,
Wo von ihm ward gehauen ſo manches Helmes Band.

Da ſah er auf dem Felde vor ſich das große Heer,
Das war mit ſeinen Kräften ihm überlegen ſehr.
Es zählte vierzigtauſend und mehr noch jene Schaar:
Der hochgemuthe Sigfried ward fröhlich ſie gewahr.

Da bot ſich ihm inmitten der Feind' ein Recke dar,
Auf einer hohen Warte, der gut gerüſtet war.
Den ſah der Herre Sigfried, und ihn der kühne Mann,
Und jeder ſah den Andern, ihn meſſend, neidiſch an.

Ich ſag' euch, wer's geweſen, der auf der Warte ſtand,
Den lichten Schild von Golde vor ſich in ſeiner Hand.
Es war der König Lüd'gaſt, der Hüter ſeiner Schaar;
Sigfried ſprengt' ihm entgegen, als er ihn ward gewahr.

Nun hatt' auch Lüd'gaſt ihn zum Feinde ſich erkoren,
Sie gaben ihren Roſſen nun beiderſeits die Sporen,
Und legten auf den Schilden die Lanzen kräftig ein.
Da kam der reiche König in große Noth und Pein.

Es trug, vom Sporn getrieben, die Königsſöhn' ihr Roß,
Daß einer auf den andern mit Windesſchnelle ſchoß.
An ihren Zäumen lenkten ſie ihre Roſſe dann,
Und mit dem Schwerte kämpften ſie grimmig, Mann für Mann.

Nun ſchlug der Herre Sigfried, daß rings das Feld erklang;
Es ſtoben aus den Helmen, als ob man Brände ſchwang,
Die feuerrothen Funken von ſeiner Heldenhand,
Doch jeder an dem andern den ſtärkern Gegner fand.

Auch Lüdegaſt verſetzte ihm manchen grimmen Schlag,
Der kraftvoll und gewaltig auf ſeinem Schilde lag.
Das hatten von den Seinen wohl dreißig wahrgenommen.
Sigfried gewann den Sieg, eh' ſie herbeigekommen.

Drei ſtarke Wunden waren's, die er dem König ſchlug
Durch ſeinen lichten Panzer, obſchon der feſt genug.
Des Schwertes ſcharfe Spitze lockt' aus den Wunden Blut;
Dem König Lüdegaſt war traurig da zu Muth.

Er bat ihn um ſein Leben, und reicht' ihm ſeine Hand,
Und ſagt' ihm dann, er würde Herr Lüdegaſt genannt.
Da kamen ſeine Recken, die hatten wohl geſehn,
Was zwiſchen beiden dort ſo eben war geſchehn.

Er wollt' ihn mit sich führen, da ward er angerannt
Von dreißig seiner Mannen. Nun wehrte seine Hand
Sich um die reiche Beute mit ungestümen Schlägen.
So that noch großen Schaden der vielgewandte Degen.

Von dreißig, die er, tapfer sich wehrend, dort erschlug,
Ließ er nur Einen leben; der sprengte schnell genug
Von dannen, zu verkünden, was eben dort geschehn.
Auch konnte man die Wahrheit am blut'gen Helme sehn.

Die von dem Dänenlande, die hörten mit grimmen Leid,
Ihr Herr sei von den Feinden gefangen in dem Streit.
Man sagt' es seinem Bruder, der fing zu toben an,
Gar ungestüm vor Zorne, weil man ihm das gethan.

Der Recke Lüdegast ward nun geführt von dannen
Von Sigfrieds starker Hand zu König Gunthers Mannen.
Er übergab ihn Hagen, und als dem ward gesagt,
Der König sei gefangen, ihm das gar wohl behagt.

Da hieß man den Burgunden, die Fahnen anzubinden.
‚Wohlauf!' sprach Sigfried nun, ‚eh' noch der Tag wird schwinden,
Wird hier noch mehr gethan, verlier' ich nicht den Leib;
Das möcht' im Sachsenlande betrüben manches Weib.

Ihr Helden von dem Rheine, nun nehmet meiner wahr,
Ich will euch jetzt geleiten zu König Lüd'gers Schaar.
Da sieht ihr Helme spalten von kühner Helden Hand.
Sie sollen Sorge kennen, eh' wir aus ihrem Land."

Zu Roſſe ſtieg nun Gernot mit allen ſeinen Mannen;
Der ſtarke Spielmann führte die Fahne bald von dannen.
Das war Herr Volker, muthig ritt er voran der Schaar,
Die bis zu dem Geringſten im Kampfe muthig war.

Doch führten ſie da mit ſich nicht mehr als tauſend Mann,
Zwölf Recken an der Spitze. Wie ſtob da himmelan
Der Staub rings auf den Straßen beim Reiten durch das Land!
Dazwiſchen ſah man blinken manch ſchönen Schildesrand.

Es waren auch die Sachſen und ihre Schaar gekommen,
Mit Schwertern wohlgewetzt — das hab' ich wohl vernommen.
Es ſchnitten ſehr die Schwerter dort in der Helden Hand;
Sie wollten vor den Feinden beſchirmen Burg und Land.

Die Herrn Schaarmeiſter führten hierauf das Volk heran;
Auch Sigfried war gekommen, mit ihm zugleich zwölf Mann;
Er hatte dieſe Leute gebracht aus Niederland.
Nun ward im Sturm geröthet vom Blute manche Hand.

Sindolt und Hunolt ſchlugen, mit ihnen auch Gernot
In jenem harten Streite gar manchen Helden todt,
Eh' noch die Sachſen fanden, wie tapfer war ihr Leib.
Das mußte bald beweinen manch edles Heldenweib.

Die kühnen Degen Volker, Hagen und Ortewein,
Sie löſchten in dem Staube ſo manches Helmes Schein
Mit Blutesſtrömen, jeder ein ſtürmiſch kühner Mann;
Nicht minder ward von Dankwart manch Wunderding gethan.

Auch die von Dänemark verſuchten ihre Hand;
Von harten Stößen dröhnte gar mancher Schildesrand
Und auch von ſcharfen Schwertern, die man allda zerſchlug.
Die Sachſen, kühn im Streite, die ſchadeten genug.

Die von Burgunden drangen nun gleichfalls in den Streit,
Von ihnen ward gehauen gar manche Wunde weit:
Da ſah man über Sättel hinſtrömen rothes Blut.
So warb um Kampfesehre manch Ritter kühn und gut.

Man hörte laut erſchallen den Helden an der Hand
Die wohlgeſchärften Waffen, da die von Niederland
Nachdrangen ihrem Herrn bis in die dichte Schaar,
Wo Sigfried ritterlich im Kampf begriffen war.

Es folgte unter denen vom Rhein ihm Niemand nach;
Man konnte fließen ſehen den blutig rothen Bach
Hervor aus lichten Helmen durch Sigfrieds tapfre Hand,
Bis er den König Lüd'ger vor ſeinen Kriegern fand.

Er hatte ſtreitend dreimal ſchon ſeinen Weg genommen
Durchs ganze Heer hindurch, als Hagen war gekommen.
Der half ihm nun erproben im Kampfe ſeinen Muth.
Da mußte vor ihm ſterben manch Ritter kühn und gut.

Als nun der ſtarke Lüd'ger Sigfrieden wiederfand,
Der hoch emporgeſchwungen mit ſeiner tapfern Hand
Sein gutes Schwert, den Balmung, und manchen wohl erſchlug,
Da ward der Herre zornig und ward ergrimmt genug.

Es war da viel Gedränge und großer Schwerterklang,
Als nun ihr ganz Gefolge dicht auf einander drang.
Die Recken aber kämpften nun beide Mann für Mann,
Noch grimm'ger, als die Schaar zu weichen schon begann.

Der Sachsenkönig hatte vernommen, daß im Streit
Sein Bruder sei gefangen, das that ihm herzlich leid.
Auch wußt' er wohl, daß dies Siglindens Sohn gethan;
Daß es geschah durch Gernot, das war ein leerer Wahn.

Da führte König Lüd'ger solch einen starken Schlag,
Daß unter Sigfrieds Sattel das Roß zusammenbrach;
Doch es erhob sich wieder, und manchen Sieg gewann
Noch in dem wilden Sturme Sigfried der kühne Mann.

Es half ihm da auch Hagen, nicht minder Gernot,
Und Dankwart auch und Volker: so lagen viele todt.
Sindolt und Hunolt und Ortewein die Degen,
Die mochten in dem Streite wohl manchen noch erlegen.

Im Sturme nicht zu trennen war beider Fürsten Heer;
Da sah man über Helme hinfliegen manchen Speer
Durch glänzend lichte Schilde von tapfrer Helden Hand,
Und sah von Blut geröthet dort manchen Schildesrand.

Es schwang im starken Sturme herab sich mancher Mann
Von seinem Roß. So drangen nun muthig drauf und dran
Sigfried der kühne Degen und König Lüdeger.
Man sah die Schafte fliegen und manchen scharfen Speer.

Die Spang' am Schild des Königs zerbieb des Sigfrieds Hand;
Es dachte zu beſiegen der Held von Niederland
Die kühnen Sachſen nun; man ſah da Wunderdinge.
Ha! was der kühne Dankwart zerbrach für Panzerringe!

Nun hatte König Lüd'ger auf einem Schild erkannt
Gemalet eine Krone von Sigfrieds tapfrer Hand:
Da wußt' er, daß er kämpfe mit jenem kräft'gen Mann.
Der Held rief ſeine Freunde und redete ſie an:

„Laßt ab vom Kampf ihr alle, die mir zur Seite ſtehn!
Denn Sigmunds Sohn den hab' ich vor kurzem hier geſehn.
Es war der ſtarke Sigfried, ich hab' ihn wohl erkannt;
Ihn hat wohl gegen Sachſen der böſe Feind geſandt."

Er ließ die Fahnen ſenken, worauf man ihm gewährte
Den Frieden, den er nun nach hartem Streit begehrte.
Allein er mußt' als Geißel fortziehn in Gunthers Land;
Dazu hatt' ihn gezwungen des kühnen Sigfrieds Hand.

Nach allgemeinem Rathe ließ man nun ab vom Streit.
Gar viel geſpalt'ne Helme und viele Schilde breit
Entglitten da den Händen. So viel man deren fand,
Sie trugen Blutesfarbe von der Burgunden Hand.

Sie fingen, wen ſie wollten; ſie hatten dazu Macht.
Die kühnen Recken Gernot und Hagen hatten Acht,
Daß man die, ſo verwundet, auf Bahren trug von dannen.
Sie brachten nach dem Rhein fünfhundert tapfre Mannen.

Die überwundnen Recken nach Dänemark nun ritten;
Doch hatten auch die Sachſen ſo tapfer nicht geſtritten,
Daß man ſie loben konnte. Das that den Helden leid.
Da ward nun von den Freunden beklagt, wer fiel im Streit.

Sie ließen Wehr und Waffen aufſäumen nach dem Rhein.
Es hatte kühn gefochten mit allen Helden ſein
Sigfried der tapfre Recke; daß viel durch ihn geſchehn,
Das mußten Gunther's Mannen ihm offen zugeſtehn.

Herr Gernot hatte Boten nach Worms hingeſandt;
Die machten in der Heimath den Freunden nun bekannt,
Was muthig ihm gelungen und ſeiner Mannen Schaar.
Viel Ehr' erwarben ſich die Helden dort fürwahr.

Die Botenknaben liefen, und als ſie's kaum geſagt,
Da freuten ſich in Liebe, die eben noch geklagt,
Ob jener werthen Kunde, die ihnen zugekommen.
Viel Fragen wurden da von edlen Frau vernommen:

Wie es gelungen wäre des reichen Königs Mannen.
Man ſandte einen Boten nun zu Chriemhild von dannen,
Doch es geſchah verſtohlen; wie durft' es werden laut,
Da der darunter war, dem ſie ihr Herz vertraut!

Als ſie in ihre Kammer den Boten treten ſah,
Chriemhild, die ſchöne, ſprach zu ihm gar freundlich da:
„Nun gieb mir frohe Botſchaft, ich gebe dir mein Gold,
Und thuſt du's ohne Lügen, ſo bleib' ich ſtets dir hold.

Wie hat den Kampf verlaſſen mein Bruder Gerenot
Und andre meiner Freunde? Iſt nicht ſo mancher todt?
Und wer that dort das Beſte? Das ſollſt du mir jetzt ſagen."
Da ſprach der Bote ſchnell: „Uns fiel nicht ein zu zagen.

Zuerſt ritt zu dem Streite Niemand ſo kampfesvoll,
Vieledle Königin, wenn ich es ſagen ſoll,
Als jener edle Degen, der Gaſt aus Niederland.
Viel Wunder da vollbrachte des kühnen Sigfrieds Hand.

Was auch durch edle Recken im Kampf geſchehen war,
Durch Dankwart und durch Hagen und durch des Königs Schaar,
Wie tapfer ſie auch ſtritten, es war nur wie Wind,
Verglich man ſie mit Sigfried, des König Sigmunds Kind.

Sie haben in dem Sturme der Helden viel erſchlagen;
Doch möcht' auch wohl von Sigfried Niemand die Wunder ſagen,
Die er dort kühn vollbracht, ſo oft er ritt zum Streit;
Den Frauen und ihren Kindern ſchuf er gar großes Leid.

Auch mußte durch ihn fallen gar mancher Buble traut;
Man hörte ſeine Schläge auf Helmen alſo laut,
Daß ſie aus Wunden trieben in Strömen vieles Blut.
Er iſt in aller Tugend ein Ritter kühn und gut.

Gekämpft hat dort auch tapfer von Metz Herr Ortewein;
Wen er nur konnt' erreichen da mit dem Schwerte ſein,
Der ſank zu Boden nieder, verwundet oder todt.
So ſchuf auch euer Bruder die allergrößte Noth,

Wie man ſie jemals nur im Kriegesſturm geſehn;
Das muß ich nach der Wahrheit dem Helden zugeſtehn.
Es haben in Burgunden gekämpft die ſtolzen Schaaren,
Daß ſie die Ehre konnten vor jeder Schmach bewahren.

Man ſah durch ihre Hände wohl manchen Sattel bloß,
Als laut das Feld erdröhnte von blanker Schwerter Stoß;
Es ſtritten die Recken vom Rheine ſo tapfer allezeit,
Daß ihre Freunde wohl beſſer vermieden allen Streit.

Es ſchufen da die kühnen Troneger vieles Leid,
Als mit vereinten Kräften ſie ſich zum Kampf gereiht.
Da tödtete ſo manchen des kühnen Hagen Hand;
Davon wär' viel zu ſagen hier im Burgundenland.

Sindolt, Hunolt und Rumolt, der heldenkühne Mann,
Und Gernots Schaaren haben dort auch ſo viel gethan,
Daß es wohl König Lüd'ger bereuen mochte jetzt,
Daß er ſich deinen Brüdern am Rheine widerſetzt.

Jedoch das Allerhöchſte, was in dem Streit geſchah,
Was früher oder ſpäter dort irgend Jemand ſah,
Das that aus freiem Willen des kühnen Sigfrieds Hand;
Und reiche Geißel bringt er in König Gunthers Land.

Die hat mit Kraft bezwungen der wackre Mann in Haft;
Es hat davon den Schaden nun König Lüdegaſt,
Und von dem Sachſenlande ſein Bruder Lüdeger.
Nun höret, edle Kön'gin, noch andre Kunde mehr.

Sie beide hat gefangen des kühnen Sigfrieds Hand.
So viele Geißeln brachte man nie in dieſes Land,
Als jetzt durch ſeine Stärke gekommen an den Rhein."
Was konnt' ihr angenehmer, als dieſe Botſchaft ſein?

„Man bringet der Geſunden fünfhundert und noch mehr,
Auch Schwerverwundete, das mögt ihr wiſſen, her,
Auf achtzig rothen Bahren in unſers Königs Land.
Die meiſten hat geſchlagen des tapfern Sigfrieds Hand.

Die ſich ſo übermüthig dort wehrten an dem Rhein,
Die müſſen nun Gefangne des Königs Gunther ſein.
Die bringet man mit Freuden hieher in dieſes Land."
Ihr Angeſicht erglühte, als ſie das wahr befand.

Der Kön'gin ſchönes Antlitz ward plötzlich roſenroth,
Da glücklich war entkommen ſo allgewalt'ger Noth
Der wackre Recke Sigfried, der junge kühne Mann.
Sie freute ſich der Freunde; ſie hatten recht gethan.

Da ſprach die Minnigliche: „Du haſt mich wohl erfreut,
D'rum ſollſt du auch bekommen zum Lohn ein ſchönes Kleid,
Und zehn Mark Goldes laſſ' ich dir geben obendrein;
Dafür kann reichen Frauen man wohl gefällig ſein."

Man gab ihm nun zum Lohne das Gold und auch das Kleid;
Nun trat ſie an das Fenſter wohl manche ſchöne Maid.
Da ritten durch die Straße, als ſie dort ſchauend ſtand,
Viel hochgemuthe Degen in der Burgunden Land.

247

Als nun mit den Gesunden der Kranken Schaar auch kam,
So konnte Freundesgrüßen sie danken ohne Scham.
Der Wirth ritt seinen Gästen entgegen hocherfreut.
Für immer war beendet nun all' sein großes Leid.

Und er empfing die Seinen und Fremden herzlich froh.
Denn ihm, dem reichen König, geziemt' es auch wohl so,
Zu danken allen denen, die zu ihm kommen waren;
Weil diesen Sieg mit Ehren erkämpften jene Schaaren.

Da bat um Kunde Gunther, daß man ihm möchte sagen,
Wer unter seinen Freunden im Kampfe wär' erschlagen.
Da hatt' er nichts verloren, als etwa sechzig Mann,
Die mußte man verschmerzen mit andern Helden dann.

Nun brachten die Gesunden so manchen Schildesrand,
Und manchen Helm gespalten in König Gunthers Land.
Das Volk stieg von den Rossen nun vor des Königs Saal;
Zu freudigem Empfange ertönte froher Schall.

Man gab nun in der Stadt Herbergen allen Degen,
Und seine Gäste ließ der König gut verpflegen.
Bequemlichkeit und Wartung schafft' er den Kranken da,
So daß man seine Tugend selbst an den Feinden sah.

Er sprach zu Lüdegast: „Seid mir allhier willkommen!
Durch eure Schuld hab' ich viel Schaden zwar genommen;
Doch wird mir's nun vergolten, da ich den Sieg gewann.
Gott lohn' es meinen Freunden, die Gutes mir gethan."

„Wohl mögt ihr ihnen danken," ſprach König Lüdeger;
„Fürwahr, ſo hohe Geißeln gewann kein Fürſt bisher.
Euch großes Gut zu geben, dazu bin ich geneigt,
Dafern ihr euren Feinden euch mild und gnädig zeigt."

„Ich will euch beide," ſprach er, „frei laſſen wieder gehn;
Jedoch daß meine Feinde in Zukunft bei mir ſtehn,
Dafür müßt ihr mir bürgen, daß ihr verlaßt mein Land
Nicht ohne Huld." Darauf gab Lüd'ger ihm die Hand.

Man brachte ſie zur Ruhe und bettet' im Gemach
Die ſchwer Verwundeten ſorgfältig nach und nach;
Man ſchenkte den Geſunden dann Meth und guten Wein:
Da konnte nimmer froher die ganze Sippſchaft ſein.

Der ſehr zerhau'nen Schilde, die man zuſammentrug,
Und auch der blut'gen Sättel gab es allda genug.
Die ließ man nun verbergen, daß drüber wein' kein Weib.
Nun war gar herzlich müde manch guten Ritters Leib.

Die Gäſte nun verpflegte des Königs milde Hand,
Obſchon von Freund' und Feinden war überfüllt das Land.
Wer ſchwer verwundet, wurde noch zärtlicher verpflegt.
Nun hatte ſich allmälig ihr Uebermuth gelegt.

Die der Arzneien kundig, bekamen reichen Sold,
Viel Silber ungewogen, dazu das lichte Gold,
Daß ſie die Helden heilten nach ihres Kampfes Noth;
Wozu der König den Gäſten noch reiche Gaben bot.

Wer wieder nun genesen, zur Heimkehr hatte Muth,
Den hat man noch zu bleiben, wie man mit Freunden thut.
Der König ging nun dran, sich ernstlich zu berathen,
Wie er am besten lohnte der Helden Ehrenthaten.

Da sprach der Herr Gernot: „Man soll sie lassen reiten,
Und nach sechs Wochen dann sie wiederum beschreiben
Zu einem Hofgelag; genesen und vergnügt
Kommt mancher dann, der jetzt noch schwer danieder liegt."

Urlaub nun auch begehrte der Held von Niederland;
Doch da dem König Gunther sein Wille ward bekannt,
So bat er ihn gar freundlich, noch zu verweilen dort.
Hielt ihn nicht seine Schwester, so war er längst schon fort.

Er war dazu zu reich, als daß er nähme Sold;
Doch hatt' er's wohl verdient, daß ihm der König hold.
Auch dessen Freunde waren's, die es mit angesehn,
Was in dem kühnen Streite durch seine Kraft geschehn.

Der Schönen willen blieb er einstweilen nun noch da,
Daß er sie sehen möchte, was auch nachher geschah.
Nach seinem Wunsch und Willen ward ihm die Maid bekannt.
Dann ritt er fröhlich wieder in König Sigmunds Land.

Es hieß zu alten Zeiten der Wirth die Ritter pflegen;
Das that denn auch gewillig so mancher junge Degen.
Auch ließ er Sitz' errichten vor Worms an dem Strand
Für die, die kommen sollten in der Burgunden Land.

Es hatte zu der Zeit, da ſie nun ſollten kommen,
Die ſchöne Chriemhild auch die Kunde wohl vernommen,
Man ſtelle Freudenfeſte mit vielen Freunden an.
Da dachten ſchöne Frauen mit vielem Eifer dran,

Gewänder noch zu fert'gen, die ſie da wollten tragen.
Als Ute nun, die Reiche, davon auch hörte ſagen,
Daß ſo viel ſtolze Recken in kurzem ſollten kommen,
Da ward aus ihrer Truhe manch reiches Kleid genommen.

Aus Mutterliebe ließ ſie bereiten manches Kleid;
Es ward damit gezieret gar manche Frau und Maid,
Und viel der ſtolzen Recken aus der Burgunden Land;
Auch vielen Fremden gab ſie gar herrliches Gewand.

3. Wie Sigfried Chriemhilden zuerſt ſah.

Man ſah nun täglich welche, die ritten an den Rhein,
Sie wollten bei dem Feſte gar gern zugegen ſein;
Sie kamen auch dem König zu Liebe in das Land.
Da gab man Ein'gen Roſſe und herrliches Gewand.

Man hatte Sitze dort bereitet allen Gäſten,
Für zwei und dreißig Fürſten, die höchſten und die beſten;
Denn ſo viel ließen ſich, wie ich gehört, dort ſchaun.
Da putzten um die Wette ſich nun die ſchönen Fraun.

Und Giſelher, der junge, der ſehr geſchäftig war,
Empfing nun dort mit Gernot und beider Fürſten Schaar
Die Fremden und die Freunde, und wer ihm kam entgegen;
Mit Ehren ritterlich begrüßten ſich die Degen.

Goldrother Sättel viele die brachte man ins Land,
Auch ſchön verzierte Schilde und herrliches Gewand,
Das brachte man nach Worms am Rheine zu dem Feſte,
Und fröhlich ſah man da viel weiland kranke Gäſte.

Die in den Betten lagen und litten große Noth,
Die mußten jetzt vergeſſen, wie bitter ſei der Tod.
Die Siechen und die Kranken vergaß man zu beklagen;
Froh ſah entgegen jeder den frohen Feſtgelagen,

Wie ſie dort leben wollten bei jenem hohen Schmaus
In Wonne ſonder Maßen, und freudig überaus
Ergingen ſich die Leute, ſo viel man deren fand,
Und es ertönte Jubel ringsum in Gunthers Land.

An einem Pfingſttagmorgen ſah man wie ſie erſchienen
Auf's feſtlichſte gekleidet, zu Worms die vielen Kühnen.
Fünftauſend oder drüber, die kamen nun dort an
Zum Feſt, und um die Wette ſcholl Jubel rings ſodann.

Es hatt' in ſeinem Sinne der Wirth ſchon längſt erkannt,
Wie ſeine Schweſter Chriemhild den Held von Niederland
Von ganzem Herzen liebte, obſchon er ſie nie ſah;
Es war von allen Jungfraun nicht eine ſchöner da.

Da ſagte zu dem König der Degen Ortewein:
„Wollt ihr mit vollen Ehren bei dieſem Feſte ſein,
So laßt den Gäſten ſchauen das wonnigliche Kind,
Und allen, die mit Ehren hier in Burgunden ſind.

Was wäre Mannes Wonne, wie würde froh ſein Leib,
Gäb' es nicht ſchöne Mädchen und manches ſchöne Weib?
Drum laſſet eure Schweſter vor unſern Gäſten ſehn."
Der Vorſchlag war zum Beſten für manchen Held geſchehn.

„Ich will euch folgen," ſagte der König, „ſei es ſo!"
Und alle, die es hörten, die waren herzlich froh.
Er ſandte zu Frau Uten und ihrer Tochter ſchön,
Sie ſollten mit den Ihren ſogleich nach Hofe gehn.

Da ward nun aus den Schreinen geſucht manch ſchön Gewand,
Und was man in den Laden an reichen Kleidern fand,
Mit Spangen und mit Borten, es lag gar viel bereit,
Daß ſich nun ſchmücken konnte wohl manche holde Maid.

Wohl mancher junge Recke, der wünſchte heute ſehr,
Daß er im Kreis der Frauen recht gern geſehen wär'.
Er hätte nicht genommen dafür ein Königsland.
Es ſahn ſie alle gerne, die ſie noch nicht gekannt.

Nun hieß der reiche König zu ſeiner Schweſter gehn
Wohl hundert ſeiner Leute, zu ihrem Dienſt erſehn;
Für ſie und ihre Mutter, mit Schwertern in der Hand,
Das war das Hofgeſinde in der Burgunden Land.

Nun sah man Ute dort, die reiche, mit ihr kommen,
Die hatte schöne Fraun gesellig mitgenommen,
Wohl hundert oder mehr, in reich geschmücktem Kleid.
Ihr und der Tochter folgte gar manche schöne Maid.

Aus einer Kammer sah man sie dort alle gehn,
Wodurch gar viel Gedränge von Helden mocht' entstehn,
Die alle sehnlich hofften, es möchte wohl geschehn,
Daß sie zu ihrer Freude die edle Maid noch sähn.

Nun kam die Minnigliche. So tritt das Morgenroth
Hervor aus trüben Wolken. Frei war von aller Noth,
Der sie im Herzen trug und lange schon getragen,
Als er die Minnigliche nun schaute mit Behagen.

An ihren Kleidern glänzte gar mancher Edelstein,
Ihr rosenrothes Antlitz gab minniglichen Schein:
Was Jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er auf dieser Erde nie Schöneres gesehn.

So wie der lichte Mond vor den Gestirnen steht,
Und wie sein Schein so lauter hin durch die Wolken geht,
So glänzte sie durch Schönheit vor andern Frauen gut;
Es ward dadurch erhoben der kühnen Helden Muth.

Die reichen Kämmerlinge, die schritten vor ihr her;
Die hochgemuthen Degen, die drängten immer mehr,
Daß sie sie sehen möchten, die minnigliche Maid.
Dem Herren Sigfried war es im Herzen lieb und leid.

Er dacht' in seinem Sinne: „Wie ginge das wohl an,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn.
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich lieber tot."
Er ward bei dem Gedanken bald bleich und wieder roth.

Da stand Siglindens Sohn so hold und minniglich,
Daß er fast einem Bild auf Pergamente glich
Von eines Meisters Hand; man mußte zugestehn,
Daß einen schönern Helden man niemals noch gesehn.

Die mit den Frauen gingen, die hießen auf den Wegen
Ausweichen Jedermann; das thaten auch die Degen;
Hochherz'ger Mädchen Anblick, er hatte sie erquickt,
Dort ward in Züchten auch manch herrlich Weib erblickt.

Da sprach nun von Burgunden der Herre Gerenot:
„Mein lieber Bruder Gunther, den, der sich jüngst erbot
So freundlich, euch zu dienen, den nun belohnt für immer
Vor allen diesen Recken; des Raths schäm' ich mich nimmer.

Heißt Sigfried alsobald zu meiner Schwester kommen,
Daß ihn die Maid begrüße, das wird uns immer frommen.
Die nie noch Recken grüßte, tret' ihm mit Gruß entgegen;
Für alle Zeit gewinnen wir so den wackern Degen."

Des Wirths Verwandte gingen, wo man den Helden fand,
Und sprachen zu dem Recken, der kam aus Niederland:
„Der König hat erlaubt, ihr sollt nach Hofe gehn,
Seine Schwester soll euch grüßen, die Ehr' euch dort geschehn."

Sigfried war im Gemüthe darüber hocherfreut.
In ſeinem Herzen trug er Liebe ſonder Leid,
Daß er nun ſehen ſollte der Ute ſchönes Kind.
Die grüßte nun den Helden gar liebevoll geſinnt.

Als ſie den Hochgemuthen nun vor ſich ſtehen ſah,
Erröthete ihr Antlitz; die ſchöne Maid ſprach da:
„Seid mir willkommen, Sigfried, ein Ritter brav und gut!“
Da ward von ihrem Gruße gehoben ihm der Muth.

Vor ihr ſich hold verneigend, empfing er ihre Hand,
An welche ſüße Minne ihn feſt und innig band.
Sie ſahen ſich einander mit lieben Augen an,
Der Herr und auch das Fräulein; verſtohlen ward's gethan.

Ob er nun auch da freundlich gedrückt die weiße Hand
Herzinniglich in Minne, das iſt mir nicht bekannt.
Doch kann ich auch nicht glauben, es wäre unterblieben;
Wie wäre denkbar das bei Herzen, die ſich lieben?

Nicht in der Sommerzeit und in den Maientagen
Konnt' er in ſeinem Herzen ſo große Freude tragen,
Wie er ſie jetzt empfand, da ihm zur Seiten ging
Die traute Maid, an der er längſt mit Liebe hing.

Da dachte mancher Recke: „Ei, wäre mir's geſchehn,
Daß ich ſo mit ihr ginge, wie ich jüngſt ihn geſehn,
Vielleicht gar bei ihr läge, das wär' nach meinem Sinn!“
Kein Recke diente beſſer je einer Königin.

Aus welches Königs Landen auch kam der Gäſte Schaar,
Sie nahmen nur die Zweie vor allen Andern wahr.
Ihr ward zu küſſen den weiblich ſchönen Mann,
Ihm ward auf dieſer Welt nie Lieb'res angethan.

Des Dänenlandes König, der ſagte da ſogleich:
„Ob dieſem hohen Gruße wird mancher matt und bleich
Daniederliegen, glaub' ich, von Sigfrieds ſtarker Hand.
Gott laſſ' ihn nimmer kommen je in mein Königsland."

Man hieß nun allenthalben ausweichen auf den Wegen
Der ſchönen Ghriemhild. Züchtig ſchritt mancher kühne Degen,
Der ſie begleitete, zur Kirche nun heran.
Da ward von ihr geſchieden der wackre Rittersmann.

Als ſie zum Münſter ging, begleitet auch von Frau'n,
Da war ſo ſchmuck und zierlich der Königin Leib zu ſchaun,
Daß mancher hohe Wunſch ſich regte in der Schaar,
Da ſie die Augenweide ſo manches Recken war.

Kaum konnt' erwarten Sigfried, bis man die Meſſe ſang.
Er durfte ſeinem Glücke wohl immer ſagen Dank,
Daß ihm die ſo gewogen, die er im Herzen trug;
Auch war er wohl mit Recht der Holden ſchön genug.

Kaum kam ſie aus dem Münſter, wie's früher ſchon geſchehn,
Bat man den kühnen Degen nochmals zu ihr zu gehn.
Da erſt begann zu danken die minnigliche Maid,
Daß er vor manchen Helden ſo tapfer war im Streit.

„Nun lohn' euch Gott, Herr Sigfried," sprach da das schöne Kind,
„Ihr habt verdient, daß hold euch alle Recken sind,
Und wie ich hör', euch recht mit Treue zugethan."
Da sah er minniglich die holde Chriemhild an.

„Ich will euch immer dienen," so sprach Sigfried der Degen,
„Und will mein Haupt fürwahr nicht eher niederlegen,
Bis ihr mir wohlwollt. Stets, in meinem ganzen Leben,
Bleib' ich, Chriemhild, nur euch und eurem Dienst ergeben."

Zwölf Tage nun alltäglich das Fräulein lobesam
Zu Sigfried nun dem Degen, er zu dem Fräulein kam,
So oft sie ging nach Hof, und immer ward fortan
Zu ihr aus großer Liebe des Recken Dienst gethan.

Der Freud' und Wonne viel und großen Jubelschall
Bemerkte man nun täglich vor König Gunthers Saal,
Von draußen und von drinnen, von manchem kühnen Mann;
Von Ortwein und von Hagen ward wundervieł gethan.

Es waren immerdar, wenn Jemand wünschte was,
Die wohlgemuthen Helden bereit in vollem Maß;
So wurden denn die Recken den Gästen bald bekannt,
Und wurden eine Zierde für König Gunthers Land.

Man sah, wie weiland Kranke in's Freie sich begaben,
Mit Gunthers Mannen wollten sie Scherz und Kurzweil' haben:
Sich schirmen mit den Schilden und werfen mit dem Schaft.
Es halfen dabei Viele, sie zeigten große Kraft.

Beim Hofgelage ließ der Wirth ſie nun verpflegen
Mit ſeinen beſten Speiſen, es durfte ſich nicht regen
Auch nur der kleinſte Tadel, den Fürſten zu geſtehn.
Man ſah ihn immer freundlich zu ſeinen Gäſten gehn.

Er ſprach: „Ihr guten Recken, nehmt Gaben zum Geſchenke
Eh' ihr von hinnen ſcheidet, und wißt, daß ich gedenke
Euch immerdar zu dienen. Verſchmäht ſie nicht! Nehmt hin,
Was ich mit euch zu theilen bereit und willig bin."

Die von dem Dänenlande antworteten ſogleich:
„Bevor wir wieder kehren zurück in unſer Reich,
Gewährt uns ſtäte Sühne, die thut uns Recken noth,
Durch eure Degen fanden der Freunde viel den Tod."

Es war nun Lüdegaſt geheilt von ſeinen Wunden,
Der Sachſenkönig auch ſchien wieder zu geſunden;
Nur etliche der Todten ließ man zurück im Land.
Nun ging der König Gunther, wo er Sigfrieden fand.

Da ſprach er zu dem Recken: „Nun rathe mir, was ſollen
Wir thun, da morgen früh die Gäſte reiten wollen?
Auf ſtäte Sühne tragen ſie dringend bei mir an.
Nun rathe, Degen Sigfried, was dünkt dir wohlgethan?

Was mir die Herren bieten, das will ich dir jetzt ſagen:
Was wohl fünfhundert Roſſe an Golde können tragen,
Das bieten ſie nun willig, laſſ' ich ſie frei, mir an."
Da ſprach der ſtarke Sigfried: „Sehr übel wär's gethan!

Ihr müßt ſie frei von hinnen zur Heimath reiten laſſen,
Und daß die edeln Recken für immer unterlaſſen,
Hier feindlich einzureiten in euer ſchönes Land,
Laßt euch zur Sicherheit drauf geben Beider Hand.“

„Dem Rathe will ich folgen!“ Die Beiden ſchieden dann.
Und ſeinen Feinden ward ſofort nun kund gethan:
Das Gold begehre Niemand, das ſie jüngſt wollten bieten.
Daheim die Freunde ſehnten ſich nach den Heeresmüden.

Von reichen Schätzen, die man herbei in Schilden trug,
Gab ungewogen man den Freunden rings genug,
Fünfhundert Marken Jedem, und Einigen noch mehr;
Gernot der Kühne hatte dazu gerathen ſehr.

Sie nahmen ſämmtlich Abſchied, entſchloſſen fortzugehn,
Doch wollten noch die Gäſte zuvor Chriemhilden ſehn.
Sie gingen hin, wo beide, ſie und die Kön'gin ſaßen:
Und beſſer wurden Degen wohl niemals noch entlaſſen.

Die Zimmer wurden leer, da ſie von dannen ritten;
Daheim blieb noch in alten und herkömmlichen Sitten
Der König mit den Seinen und mancher edle Mann,
Und die verkehrten täglich noch mit Chriemhilden dann.

Nun wollt' auch Abſchied nehmen Sigfried der gute Held;
Nicht traut er zu erwerben, worauf ſein Sinn geſtellt.
Das hörte nun der König, und ſo geſchah es dann,
Daß Giſelher der junge ihn, eh' er ging, gewann.

„Warum, o edler Sigfried, wollt reiten ihr von dannen?
Bleibt doch, ich bitt' euch drum, bei König Gunthers Mannen
Und bei den Recken noch; und viele schöne Fraun
Sind außerdem noch hier, die könnt ihr täglich schaun."

Da sprach der starke Sigfried: „So laßt die Rosse stehn;
Von hinnen wollt' ich reiten, doch laß' ich mir's vergehn.
Tragt auch die Schilde fort! Entschlossen heimzukehren,
Hat Giselher davon mich abgewandt mit Ehren."

So blieb noch da der Held, umstrickt von Freundesbanden.
Auch wär' es ihm wohl nirgend in allen andern Landen
So wohl als dort gewesen, was daher nur geschah,
Weil er seitdem nun täglich die schöne Chriemhild sah.

Durch Schönheit sonder Maßen gefesselt, blieb er da,
Wo er durch manche Kurzweil die Zeit vertreiben sah.
Und so bezwang ihn Minne, die bracht' ihn sehr in Noth:
Durch sie erlag der Kühnste dem jammervollsten Tod.

---

6. Wie Gunther nach Island zu Brunhild fuhr.

Es kamen neue Mähren von ferne nach dem Rhein:
Man sagte, daß dort wäre manch schönes Mägdelein.
Darunter eins zu werben, fehlt's Gunther nicht an Muth;
Das dünkte seinen Recken und allen Herren gut.

Es war ein Königskind, das war weit seewärts her,
Und ihres Gleichen wußte man nicht auf Erden mehr:
Von Schönheit sonder Maßen und großer Leibeskraft,
Sie schoß um ihre Liebe mit Rittern Speer und Schaft;

Warf in die Ferne Steine, wonach sie weit hin sprang,
Und wer sie minnen wollte, der mußte frei und frank
Drei Spiel' ihr abgewinnen, dem Fräulein wohlgeboren;
Gebrach es ihm an einem, so war sein Haupt verloren.

Die schöne Jungfrau hatte das nun schon oft gethan.
Da hört' es an dem Rheine ein wackrer Rittersmann,
Und wandte seine Sinne nun auf das schöne Weib;
Drum mußten viele Helden verlieren ihren Leib.

Da sprach der Vogt vom Rheine: „Fort will ich an die See
Hinüber zu Brunhilden, wie mir's auch dort ergeh'.
Ich will um ihre Minne dann wagen meinen Leib,
Und den will ich verlieren, wenn sie nicht wird mein Weib."

Da sprach der Degen Sigfried: „Das möcht' ich widerrathen!
So frevelhafter Art sind dieser Kön'gin Thaten,
Daß es kommt hoch zu stehn, wer wirbt um ihre Minne;
Ich rath' euch ab, beharret nicht so auf eurem Sinne."

„So will ich rathen," sprach zu ihm der wackre Hagen,
„Ihr wendet euch an Sigfried und bittet ihn zu tragen
Mit euch all' die Beschwerden; der beste Rath ist's, seht,
Denn ihm ist es bekannt, wie's um Brunhilden steht."

Er ſprach: „Willſt, edler Sigfried, du mir behülflich ſein,
Mich um ſie zu bewerben, ſo geb' ich gern drauf ein;
Und wird alsdann die Traute mein minniglicheſ Weib,
Will ich um deinetwillen gern wagen Ehr' und Leib."

Zur Antwort gab ihm Sigfried, des Königs Sigmund Sohn:
„Ich thu's, giebſt deine Schweſter du mir dafür zum Lohn:
Die liebliche Chriemhilde, die hehre Königin,
Begehr' ich für die Mühe, nicht anderen Gewinn."

„Und das," ſprach Gunther, „gelob' ich, Sigfried, in deine Hand;
Und kommt die ſchöne Brunhild hieher in dieſes Land,
So will ich meine Schweſter dir dann zum Weibe geben,
Da magſt du mit der Schönen für immer fröhlich leben."

Das ward nun von den Recken beſchworen rings umher;
Doch ſie bekamen drob der Arbeit deſto mehr:
Denn ehe ſie das Fräulein gebracht noch an den Rhein,
Gerietben noch die Kühnen in große Noth und Pein.

Der ſtarke Sigfried nahm die Nebelkappe mit,
Die einſt der kühne Held mit großem Kampf erſtritt
Von einem ſtarken Zwerge, geheißen Alberich.
Es rüſteten die Helden nun zu der Reiſe ſich.

So oft der ſtarke Sigfried die Nebelkappe trug,
Bekam der kühne Degen dadurch auch Kraft genug,
Wohl Stärke von zwölf Männern zu der im eignen Leib;
Mit großer Liſt erwarb er das herrlich ſchöne Weib.

Der Nebelkappe war verliehn die Eigenſchaft,
Daß darin wirken konnte frei jedes Mannes Kraft;
Er konnte, was er wollte, obſchon ihn Niemand ſah.
Brunhild gewann er ſo, doch ihm viel Leid geſchah.

„Nun ſag' mir, Degen Sigfried, eh' unſre Fahrt geſcheh',
Wie wir mit allen Ehren nun kommen über See?
Sag', wollen wir Recken führen hin nach Brunhilden's Land?
Ein dreißigtauſend Degen, die ſind mir gleich zur Hand."

„Wie viel des Volks wir auch mitnehmen auf die Reiſe,
Es hegt die Königin ſo frevelhafte Weiſe,
Daß ſie doch ſterben müſſen durch ihren Uebermuth;
Ich will euch das beweiſen, die ihr ſo kühn und gut.

In Ritterweiſe müſſen wir fahren über'n Rhein,
Nun will ich dir ſie nennen, die mit uns mögen ſein.
Wir fahren mit vier Degen hinüber an die See,
Und werben um das Fräulein, wie es uns auch ergeh'.

Der Geſellen einer bin ich, du magſt der andre ſein,
Der dritte nun ſei Hagen, der vierte in unſerm Reihn
Der kühne Dankwart, er ſoll gleichfalls mit uns gehn;
Es möchten uns wohl Tauſend im Streite nicht beſtehn."

„Doch möcht' ich gerne wiſſen," ſo ſprach der König drauf,
„Eh' wir von hinnen fahren, was in der Reiſe Lauf
Wir dann wohl Brunhilden für Kleider ſollen tragen,
Die uns geziemen. Sigfried, das ſollſt du mir nun ſagen."

„Die allerbeſten Kleider, die Jemand irgend fand,
Trägt man zu allen Zeiten hin in Brunhildens Land.
Drum laßt in reichen Kleidern uns vor dem Fräulein gehn,
Daß wir, erzählt man von uns, mit Schande nicht beſtehn.“

Da ſprach der gute Degen: „So will ich gehen dann
Zu meiner lieben Mutter, ob ich's erbitten kann,
Daß ihre ſchönen Mädchen uns ſchaffen ein gut Kleid,
Und wir's mit Ehren tragen für jene holde Maid.“

Da ſprach von Irenes Hagen, voll edler Ritterſitten:
„Warum erſt eure Mutter um ſolche Dienſte bitten?
Laßt eure Schweſter hören, was ihr im Sinne habt,
Gern dient ſie euch, ihr werdet auf's reichlichſte begabt.“

Nun hieß er einen Boten zu ſeiner Schweſter gehn,
Der meldete: er käme mit Siegfried ſie zu ſehn.
Da ſchmückte ſich die Schöne mit ihrem reichſten Kleid;
Denn daß die Kühnen kamen, das that ihr gar nicht leid.

Auch ward ihr Hofgeſinde geſchmückt, als ſie vernahm,
Daß zu ihr zum Beſuche das Fürſtenpaar nun kam.
Da ſtand ſie auf vom Sitze, daß ſie entgegenging
Dem Gaſt und ihrem Bruder, die züchtig ſie empfing.

„Sei mir willkommen, Bruder, mit den Geſellen dein!
Ich möchte gerne wiſſen — ſo ſprach das Mägdelein —
Was ihr wohl wollt, ihr Herrn, daß ihr zu Hofe geht;
Laßt hören, wie's mit euch, ihr edlen Recken, ſteht.“

Da ſprach der König Gunther: „Fräulein, ich muß euch ſagen,
Wir müſſen große Sorge bei hohem Muthe tragen.
Wir möchten mit Anſtand reiten fern in ein fremdes Land
Und brauchen zu der Reiſe manch zierliches Gewand.“

„So ſetzt euch, lieber Bruder,“ ſprach da das Königskind:
„Laßt mich ausführlich hören, wer denn die Frauen ſind,
Um deren Minn' ihr werbet in fremder Kön'ge Land.“
Da nahm die werthen Freunde das Fräulein bei der Hand;

Dann führte ſie die beiden nun dahin, wo ſie ſaß,
Ein weiches Polſterkiſſen, ſo viel ich weiß, war das,
Durchwirkt mit ſchönen Bildern, geſchmückt mit vielem Gold.
Sie unterhielten beide ſich mit dem Fräulein hold.

Freundliche Blicke gab es und liebevolles Schaun,
Dran mochten wohl die Beiden gar lange ſich erbau'n.
Er trug ſie in dem Herzen, ſie war ſein eigner Leib;
Drum ward die ſchöne Chriemhild des ſtarken Sigfrieds Weib.

Da ſprach der reiche König: „Vielliebe Schweſter mein,
Sieh, ohne deine Hülfe, wird's wohl nicht möglich ſein,
Daß wir dort Kurzweil' haben in Brunehildens Land;
Wir müſſen vor dem Fräulein doch tragen gut Gewand.“

Da ſprach die edle Jungfrau: „Vielliebet Bruder mein,
Kann euch an meiner Hülfe etwas gelegen ſein,
So möget ihr denn wiſſen, daß ich dazu bereit;
Wenn Andre ſie verſagen, das thäte Chriemhild leid.

Ihr ſollt mich, wackre Degen, darum nicht ſcheu erſt bitten,
Gebietet über mich, nach edler Ritter Sitten.
Was ihr von mir verlangt, dazu bin ich bereit,
Und thu' es gern!" ſo ſprach die minnigliche Maid.

„Wir wollen, liebe Schweſter, gern tragen gut Gewand,
Das ſoll bereiten helfen uns eure ſchöne Hand,
Vereint mit euren Mägden, daß es uns herrlich ſteht.
Vergebens iſt's, daß man die Reiſ' uns widerräth."

Da ſprach die edle Jungfrau: „Nun merket, was ich ſage!
Ich habe Seide; ſorgt, daß man herbei mir trage
Auf Schilden Edelſteine, ſo wirken wir das Kleid."
Dazu war König Gunther und Sigfried gleich bereit.

„Wer ſind denn die Gefährten," begann die Königin,
„Die ſo mit euch gekleidet nach Hofe wollen hin?"
Da ſprach er: „Unſrer vier; denn zwei von meinen Mannen,
Tankwart und Hagen, ſollen mit uns nach Hof von dannen.

Nun aber merket wohl, Fräulein, was ich euch ſage:
Daß von uns Vieren jeder dreifache Kleider trage
An Feſt- und Feiertagen, und alſo gut Gewand,
Daß wir einſt ohne Schande gehn aus Brunhildens Land."

Mit gutem Urlaub ſchieden die beiden Herren dann.
Da rief aus ihren Kammern ſofort zu ſich heran
Von ihren Mägden dreißig die ſchöne Königin,
Die zu dem Werk beſaßen Geſchicklichkeit und Sinn.

In Seide von Arabien, ſo glänzend weiß wie Schnee,
In die von Zazamank, ſo grün als wie der Klee,
Viel Edelſteine ſie legten, das gab manch prachtvoll Kleid,
Das Chriemhild ſelber zuſchnitt, die herrlich ſchöne Maid.

Und ſchöne Ueberzüge von fremder Fiſche Häuten,
Die niemals noch geſehn und völlig fremd den Leuten,
Die deckten ſie mit Seide, ſo ſollten ſie ſie tragen.
Nun höret Wunder noch von jener Kleidung ſagen.

Sie hatten aus Marocco und auch aus Libya
Die allerſchönſte Seide, die man nur jemals ſah
In eines Königs Hauſe, die hatten ſie genug.
Wohl ließ es Chriemhild merken, was ſie im Sinne trug.

Da ſie nun einmal wollten die große Reiſe wagen,
So ſchienen Hermeline, auf denen Flecken lagen
So ſchwarz wie eine Kohle, ein ſchickliches Gewand,
Wie es den muth'gen Degen beim Feſt am beſten ſtand.

Hell aus arabiſchem Golde erglänzte viel Geſtein;
Der Frau'n Geſchäftigkeit war ſicher da nicht klein.
In ſieben Wochen machten ſie manches ſchöne Kleid;
Es lagen für die Recken auch Waffen ſchon bereit.

Und als ſie reiſefertig, ward ihnen auf dem Rhein
Ein ſtarkes Schiff gezimmert, das nahm ſie ſämmtlich ein,
Und ſollte ſie dann tragen hinunter an die See.
Den Jungfraun thaten die Hände von vieler Arbeit weh.

Da ſagte man den Recken, es ſei manch zierlich Kleid,
Worin ſie reiſen ſollten, für ſie nunmehr bereit.
Was ſie nur irgend wünſchten, das ſchien nun da zu ſein;
Drum wollten ſie nicht länger verweilen an dem Rhein.

Es wurde zu den Rittern ein Bote nun geſandt,
Daß ſie nun ſchauen möchten ihr neues Prachtgewand,
Ob es den Helden wäre vielleicht zu kurz, zu lang.
Es war von rechtem Maße, den Frauen ward ihr Dank.

Und alle, die da kamen, die mußten eingeſtehn,
Sie hätten in der Welt nie Schöneres geſehn.
Die Helden mochten gern bei Hof die Kleider tragen,
Denn Niemand wußte wohl von beſſeren zu ſagen.

Da ward des großen Dankes von ihnen nicht geſpart.
Die Herrn verlangten Urlaub nunmehr zu ihrer Fahrt;
Und als nach Ritterſitte die Helden thaten das,
Da wurden helle Augen von Weinen trüb' und naß.

Sie ſprach: „Vielliebe Bruder, verweilet doch noch hier,
Und werbt um andre Frauen, das dünkte beſſer mir,
Als daß ihr dort wollt wagen das Leben und den Leib;
Ihr findet in der Nähe manch hochgeboren Weib."

Ich glaub', im Herzen ahnten ſie künft'ges Ungemach;
Sie weinten insgeſammt, was man auch tröſtend ſprach.
Es wurden auf der Bruſt benetzt die goldnen Spangen
Von Thränen, die gewaltſam aus ihren Augen drangen.

Sie ſprach: „Herr Sigfried, laſſet euch zu empfehlen ſein
Auf Treu' und Glauben hier den lieben Bru'er mein,
Damit ihn nichts gefährde in Brunehildens Land."
Der Kühne nun gelobte das in Chriemhildens Hand.

Da ſprach der reiche Degen: „So lang ich lebe, ſeid
Von aller Sorge, Fräulein, für immerdar befreit.
Ich bringe wohlbehalten ihn wieder an den Rhein;
Glaubt's ſicherlich!" Da neigte ſich ihm das Mägdelein.

Goldfarb'ge Schilde viele trug man nun an den Strand,
Und brachte zu dem Schiffe ihr Rüſtzeug und Gewand,
Und die ſie reiten wollten, die Roſſe brachte man;
Aus ſchöner Frauen Augen da manche Thräne rann.

Da ſtand nun an den Fenſtern manch minniglich Kind;
Das Schiff mit ſeinen Segeln beweg't' ein friſcher Wind.
Und als nun die Gefährten hinfuhren auf dem Rhein,
Da ſprach der König Gunther: „Wer ſoll Schiffmeiſter ſein?"

„Das will ich ſein," ſprach Sigfried, „ich kann euch auf der Fluth
Gar wohl von hinnen führen, das wiſſet, Helden gut.
Die rechten Waſſerſtraßen, die ſind mir wohl bekannt."
So ſchieden ſie nun fröhlich aus der Burgunden Land.

Und eine Ruderſtange ergriff Sigfried ſodann,
Und vom Geſtade ſchob das Schiff der kräft'ge Mann;
Auch Gunther nahm, der kühne, ein Ruder in die Hand:
Die muth'gen Ritter ſtießen bald ab vom Iſenrand.

Sie führten reiche Speisen und dazu guten Wein,
Den besten, den man konnte je finden an dem Rhein;
Die Rosse standen ruhig und ganz gemächlich da,
Das Schiff glitt sanft dahin, so daß kein Leid geschah.

Die starken Segeltaue, die wurden straff gemacht;
Sie fuhren zwanzig Meilen, bevor es wurde Nacht,
Gar schnell mit gutem Winde hinunter nun die See.
Da ward von vieler Arbeit den Hochgemuthen weh.

Und an dem zwölften Morgen, so wie wir hören sagen,
Da hatten Wind und Wogen sie weit hinweggetragen
Nach Isenstein, der Veste in Brunhildens Land;
Doch außer Sigfried war das Keinem noch bekannt.

Als nun der König Gunther so viele Burgen sah
Und auch die weiten Marken, sprach alsobald er da:
„Sagt mir einmal, Freund Sigfried, dafern es euch bekannt,
Sagt, wessen sind die Burgen und dieses schöne Land?"

Zur Antwort gab ihm Sigfried: „Es ist mir wohl bekannt:
Brunhilden ihr gehören die Burgen und das Land,
Und Isenstein, die Veste; ihr werdet dorten schaun,
Das möget ihr mir glauben, noch heut viel schöne Fraun.

Nun möcht' ich euch noch rathen, daß ihr mit ihnen sprecht
Nach einerlei Gesinnung, so dünkt mir's gut und recht.
Denn wenn wir heute noch hin zu Brunhilden gehn,
So müssen wir mit Sorgen dann vor der Königin stehn.

Wenn wir die Minnigliche beim Hofgeſinde ſehn,
So bleibet, wackre Helden, bei Einer Rede ſtehn,
Gunther, der ſei mein Herre und ich ſein Lehensmann,
Und das was er verlangt, wird alles noch gethan."

Bereit dazu, was er ſie da geloben hieß,
Geſchah's, daß ritterlich es keiner unterließ
Zu ſagen, wie er wollte; wohl ging es ihnen da,
Als König Gunther nun die ſchöne Brunhild ſah.

„Ich thu's nicht deinetwillen," ſprach Sigfried, „nur allein
Für deine Schweſter thu' ich's, das ſchöne Mägdelein,
Die mir wie meine Seele und wie mein eigner Leib;
Die will ich mir verdienen, daß ſie bald wird mein Weib."

7. Wie Gunther Brunhild gewann.

Inzwiſchen war das Schiff bereits der Burg ſo nah
Gekommen, daß der König am Fenſter ſtehen ſah
Hoch oben auf der Veſte ſo manche ſchöne Maid;
Doch daß er ſie nicht kannte, that König Gunther leid.

Er ſprach, zu den Gefährten, zu Sigfried hingewandt:
„Wißt ihr von dieſen Mädchen, und ſind ſie euch bekannt,
Die von der Burg dort ſchauen hinunter in die Fluth?
Wie auch ihr Herr geheißen, ſie ſcheinen von edlem Blut."

Da ſprach der Herre Sigfried: „Nun ſeht einmal verſtohlen
Die Jungfraun an, und ſagt alsdann mir unverhohlen,
Welch' ihr wohl nehmen würdet, wär' euch Gewalt verliehn?"
„Das will ich thun!" ſprach Gunther, ein Ritter keck und kühn.

„Da ſeh' ich ihrer eine in jenem Fenſter ſtehn,
Schneeweiß iſt ihr Gewand, ſie lieblich anzuſehn,
Daß ſie mein Auge wählt' um ihren ſchönen Leib;
Hätt' ich Gewalt dazu, ſie müßte werden mein Weib."

„Wohl hat mit Recht gewählet ſie deiner Augen Schein,
Es iſt die edle Brunhild, das ſchöne Mägdelein,
Nach der dein Herze ringt, der Sinn und auch der Muth."
Ihr Antlitz und Geberde, die däuchten Gunthern gut.

Da hieß die Königin nun von den Fenſtern gehn
Die ſchönen Mädchen alle, ſie ſollten da nicht ſtehn
Die Fremden anzuſchauen; da gingen jene dann,
Und was ſie thaten, ward nachher uns kund gethan.

Sie ſchmückten für die Fremden gar hold den ſchönen Leib,
Wie es zu allen Zeiten wohl that manch weidlich Weib;
Dann an die engen Fenſter nun kamen ſie heran:
Es trieb die Neugier ſie, daß ſie die Helden ſahn.

Es waren ihrer viere, die kamen an das Land;
Sigfried der kühne führte ein Roß hin auf den Strand.
Das ſahen durch die Fenſter die ſchönen Fraun mit an.
Da däuchte König Gunther viel Ehre angethan.

Er hielt ihm an dem Zaume das ritterliche Roß,
Das gut und ſtattlich war, und ſchön und ſtark und groß,
Bis König Gunther wieder feſt in dem Sattel ſaß.
So diente Sigfried ihm, was er nachher vergaß.

Er zog ſein eignes Roß auch aus dem Schiffe dann;
Doch hatt' er ſelten wohl noch ſolchen Dienſt gethan,
Daß er Steigbügel hielt, wie es vorhin geſchehn.
Das thäten nun die Frauen aus ihren Fenſtern ſehn.

Man ſah nur Eine Farbe dort in der Helden Kreis:
Die Roſſe waren ſchneeweiß, und auch die Kleider weiß,
Ganz völlig gleich einander, und ihrer Schilde Rand
Mit hellem Schimmer leuchtet' er an der Ritter Hand.

Von Steinen glänzten die Sättel und Buge allzumal,
Als ſie nun herrlich ritten hin vor Brunhildens Saal;
Am Buge blinkten Schellen von lichtem Golde roth;
So kamen ſie, wie ihnen das Ritterthum gebot.

Die Speere neu geſchliffen, die guten Schwerterklingen,
Die ihnen tief hinab bis auf die Sporen hingen,
Die glänzten in den Händen der Kühnen, ſcharf und breit.
Das alles ſah Brunhilde, die herrlich ſchöne Maid.

Dankwart und Hagen auch, die da mit ihnen kamen,
Die wackern Degen trugen, wie wir es oft vernahmen,
Von rabenſchwarzer Farbe ein reich geſticktes Kleid,
Und ihre Schilde waren ganz neu und ſchön und breit.

Sie trugen Edelſteine, weit her aus India,
Die man an ihren Kleidern gar herrlich glänzen ſah.
Sie ließen ohne Obhut ihr Schifflein in der Fluth,
Und eilten zu der Veſte, die Helden kühn und gut.

Wohl ſechs und achtzig Thürme ſahn ſie dort allzumal,
Drei große Prachtpaläſte und einen großen Saal
Von edlem Marmelſteine, der war ſo grün wie Gras:
D'rin mit dem Hofgeſinde Brunhilde ſelber ſaß.

Da ward die Burg geöffnet, weit aufgethan den Degen;
Brunhildens Mannen gingen nun ihnen hold entgegen,
Empfingen da die Gäſte in ihrer Frauen Land,
Und nahmen ihnen Roſſe und Schild' aus ihrer Hand.

Da ſprach ein Kämmerer: „Gebt her uns euer Schwert
Und auch die lichten Panzer!" — „Das wird euch nicht gewährt!"
Sprach da von Troneg Hagen, „wir wollen ſelbſt ſie tragen!"
Da übernahm es Sigfried, den Hofbrauch ihm zu ſagen.

„In dieſer Burg iſt's Sitte, das will ich euch nur ſagen,
Daß keine Gäſte jemals hier Waffen dürfen tragen.
Drum gebt die Waffen ab, ſo iſt es wohlgethan."
Ungern gehorchte Hagen, Fürſt Gunthers Lehensmann.

Man gab nun Wein den Gäſten und viel Bequemlichkeit,
Und manchen ſchnellen Recken ſah man ſogleich bereit,
In fürſtlichem Gewand nach Hofe hinzugehn.
Da ſchienen Aller Augen den Helden nachzuſehn.

Nun hatt' auch Fräulein Brunhild die Kunde ſchon vernommen,
Viel fremde Ritter wären von ferne her gekommen
In herrlichem Gewande zu Schiffe auf der Fluth;
Da fing nun an zu fragen das Mägdlein ſchön und gut.

„So laſſet mich doch hören," ſprach da das Königskind,
„Was das für fremde Recken, die angekommen ſind,
Und nun in meiner Veſte daſtehn ſo hoch und her,
Und wem zu Liebe zogen die Helden wohl hieher?"

Vom Hofgeſind ſprach einer: „Fräulein, ich muß geſtehn,
Noch hab' ich ihrer keinen bisher jemals geſehn;
Nur einer iſt darunter, Sigfrieden ziemlich gleich,
Den ſollt ihr wohl empfangen, das, Fräulein, rath' ich euch.

Der andre der Geſellen, der iſt, bei meiner Ehre,
So löblich, daß er wohl ein reicher König wäre,
Hätt' er Gewalt dazu; er ſcheint dazu erſehn,
Sieht man ihn bei den Andern ſo hoch und herrlich ſtehn.

Der dritte der Geſellen iſt grämlich, doch zugleich
Stattlich von Wuchs und Leibe, du Königstochter reich.
Wie er mit ſchnellen Blicken bald hier, bald dorthin ſieht!
Er hat, wie ich feſt glaube, ein zorniges Gemüth.

Gar lieblich aber zeigt der Jüngſte ſich dagegen:
In jungfräulicher Zucht ſah' ich den reichen Degen
So hold und minniglich mit gutem Anſtand ſtehn;
Wir müßten faſt uns fürchten, wär' ihm ein Leid geſchehn.

Wie heiter iſt ſein Weſen, wie gar ſo ſchön ſein Leib,
Er würde weinen machen wohl manches wackre Weib,
Wenn er je zürnen ſollte. Schönheit ward ihm verliehn,
Doch ſcheint er auch zugleich ein Degen raſch und kühn."

Da ſprach die Königin: „Nun bringt mir ein Gewand!
Und iſt der ſtarke Sigfried gekommen in dies Land
Um meiner Minne willen, ſo geht's ihm an den Leib;
Ich fürcht' ihn nicht ſo ſehr, daß er mich wirbt zum Weib."

Es war Brunhild, die ſchöne, nun bald gar reich gekleidet.
Sie ging und ward von mancher ſchönen Maid begleitet,
Von hundert oder mehren; ſchön war geſchmückt ihr Leib;
Die Gäſte wollten ſehen das weiblich ſchöne Weib.

Mit ihnen gingen nun die Degen aus Island;
Brunhildens Recken trugen die Schwerter in der Hand,
Fünfhundert oder drüber. Das that den Gäſten leid;
Auf ſtanden von den Sitzen die Helden, kühn im Streit.

Als nun die Königin den ſtarken Sigfried ſah,
So mögt ihr nun auch hören, was ſie geſprochen da.
„Seid mir willkommen, Sigfried, in dieſem Lande hier!
Was hat — ich möcht' es wiſſen — euch hergeführt zu mir?"

„Dank euch für eure Gnade, mein Fräulein Brunehild,
Daß ihr geruht zu grüßen mich, Fürſtentochter mild,
Vor dieſem edlen Recken, der vor mir ſteht; als Herrn
Erkenn' ich ihn und gönn' ihm dieſe Ehre gern.

Am Rhein iſt er geboren, was ſoll ich mehr dir ſagen?
Die Liebe nur zu dir hat uns hieher getragen.
Er will dich gerne minnen, wie's ihm ergeht auch hier;
Bedenke dich bei Zeiten, er läßt nicht ab von dir.

Er iſt geheißen Gunther, ein König reich und hehr;
Erwirbt er deine Minne, begehrt er ſonſt nichts mehr.
Ich mußte mit ihm fahren, dem Recken lobeſan,
Hätt' ich's verweigern können, ich hätt' es gern gethan."

Sie ſprach: „Iſt er dein Herr und du ihm unterthan?
Im Spiel, das ich verlange, verſuch' er ſich alsdann.
Und bleibt er darin Meiſter, will ich mich ihm ergeben;
Doch geht's, wenn ich gewinne, euch allen dann ans Leben."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Mein Fräulein, laßt uns ſehn
Doch eure ſtarken Spiele; ſchlimm müßt' es wahrlich gehn,
Wenn König Gunther ſollte hier überwunden ſein;
Er traut ſich zu erwerben ſolch holdes Mägdelein."

„Den Stein, den ſoll er werfen und ſpringen dann danach,
Den Speer dann mit mir ſchießen; ſeid nicht zu ſchnell und jach!
Ihr möchtet leicht verlieren die Ehr' und auch den Leib;
Bedenkt das wohl!" So ſprach das minnigliche Weib.

Sigfried der kühne trat hierauf zum König hin,
Und bat ihn, ſeinen Willen ſofort der Königin
Ganz frei zu offenbaren und ohne Furcht zu ſein.
„Dich kann vor ihr behüten nur meine Liſt allein!"

Da ſagte König Gunther: „Sagt, Kön'gin, hoch und hehr,
Sagt mir, was ihr gebietet, und wär' es auch noch mehr,
Beſtänd' ich doch gern Alles um euren ſchönen Leib;
Mein Haupt will ich verlieren, ihr werdet denn mein Weib."

Als ſeine Rede ſo die Kön'gin hörte nun,
Ließ ſie das Spiel beginnen, wie ſie gewohnt zu thun,
Und ließ ſogleich zum Streite ſich bringen ihr Gewand,
Den Panzer von rothem Golde, den Schild mit ſchönem Rand.

Ein Waffenhemd von Seide legt' an die holde Maid,
Das noch durch keine Waffe beſchädigt ward im Streit;
Von Zelbel war's aus Libyen und war ſehr wohl gemacht,
Gewirkte Borten glänzten daran mit hoher Pracht.

Den Recken nahte drohend der Augenblick zum Streit;
Dankwart und Hagen waren darob nicht ſehr erfreut.
Des Königs dunkles Schickſal nahm ihnen allen Muth;
Sie dachten: dieſe Reiſe bekommt uns nimmer gut.

Inzwiſchen nahm von ihnen es auch nicht Einer wahr,
Daß Sigfried unterdeſſen in's Schiff gegangen war;
Er ließ verborgen dort die Nebelkappe ruhn,
Die ſetzt' er auf und war für Niemand ſichtbar nun.

Er eilte jetzt zurück und fand der Recken viel;
Es ordnete die Kön'gin nun an ihr hohes Spiel.
Da trat er, ganz verborgen, mit großer Liſt ihr nah;
Von allen, die da waren, ihn dennoch Niemand ſah.

Bezeichnet war der Kreis, es ſollte man geſchehn
Das Spiel vor vielen Recken, die ſollten es da ſehn.
Wohl mehr als ſiebenhundert ſah man dort Waffen tragen,
Und wer das Spiel gewönne, frei ſollten ſie es ſagen.

Da kam nun auch Brunhilde, die man gewaffnet fand,
Als ob ſie ſtreiten wollte um aller Kön'ge Land.
Sie trug auf ſeidnem Kleide gar manchen Saum von Gold,
Und ihre Farbe drunter erglänzte liebehold.

Nun kam ihr Hofgeſinde, das trug in ſeiner Hand
Den Schild von rothem Golde mit einem ſchönen Rand
Und mit ſtahlharten Spangen, ſo mächtig ſtark und breit:
Darunter wollte kämpfen die minnigliche Maid.

An einer edeln Borte ward jener Schild getragen,
Auf welchem Edelſteine, grasgrün, in Menge lagen
Die funkelten gewaltig im Wiederſchein vom Gold;
Der mußte tollkühn ſein, dem je das Fräulein hold.

Es war drei Spannen dick, wie wir es hörten ſagen,
Der Schild wohl in der Mitte, den ſie da wollte tragen.
An Stahl, ſo wie an Golde war er wohl reich genug,
So daß ein Kämmrer kaum ihn mit drei Andern trug.

Als nun der ſtarke Hagen den Schild hertragen ſah,
Mit grimmem Muthe ſprach der Held von Troneg da:
„Wie nun, o König Gunther? Verloren iſt unſer Leib;
Die ihr begehrt zu minnen, die iſt des Teufels Weib.“

Man brachte nun dem Fräulein herbei noch einen Speer,
Der war ſtark und gewaltig, war ſcharf und lang und ſchwer;
Den ſie zu werfen pflegte mit ihrer ſtarken Hand,
Scharf war er und ſchnitt furchtbar mit ſeiner Ecken Rand.

Von jenes Speeres Schwere höret nun Wunder ſagen:
Wohl vierthalb Eiſenmaſſen, die waren dazu verſchlagen.
Es trugen jenen Speer mit Mühe kaum drei Mann;
Dem edlen Gunther kam darob Beſorgniß an.

Er dacht' in ſeinem Sinne: „Was wird nun wohl daraus!
Der Teufel aus der Hölle, der richtet hier nichts aus.
Wär' ich nur in Burgunden mit heiler Haut hinein!
Es ſiele, ſie zu minnen, mir gar nicht wieder ein."

Da ſagte Hagens Bruder, der kühne Dankewart:
„Wie reuet mich ſo innig hier dieſe Ritterfahrt!
Wir heißen nicht mehr Recken, verlieren unſer Leben,
Und einem Weibe müſſen wir ſchmählich uns ergeben.

Wie mich das kränkt, daß ich gekommen in dies Land!
Mein Bruder Hagen hätt' er die Waffen in der Hand,
Die meinen ich dazu, möcht' unter allen Degen
Brunhildens wohl gar bald der Uebermuth ſich legen.

Sie mögen ſich nur wehren, das glaubet ſicher nur,
Und hätt' ich Frieden geſchworen mit tauſendfachem Schwur,
Eh' daß ich ſterben ſähe den lieben Herren mein,
Müßt' ihren Leib verlieren das ſchöne Mägdelein.

Unangefochten ſollten wir räumen wohl dies Land,"
Sprach Hagens Bruder; „hätten wir unſer Kriegsgewand,
Das wir ſo nöthig brauchen, und unſre Schwerter gut,
So würde wohl gedämpfet des Fräuleins Uebermuth."

Wohl hörte dieſe Rede die edle Maid mit an,
Sie ſah ihm über die Achſel und lächelnd ſie begann:
„Da er ſich dünkt ſo kühn, ſo bringt das Kriegsgewand,
Und ſcharfe Waffen gebet den Recken in die Hand."

Als ſie die Schwerter hatten, wie es die Maid gebot,
Da ward der kühne Dankwart vor Freud' und Luſt ganz roth.
„Spielt," ſprach der muth'ge Mann, „nun, wie ihr es begehrt!
Gunther iſt unbezwungen, wir haben unſer Schwert."

Brunhildens Stärk' erſchien in ſtarkem Licht; hinein
Trug man nun in den Kreis ihr einen ſchweren Stein,
Gewaltig, ausgezeichnet ſchon ſeiner Größe wegen;
Es konnten ihn kaum tragen zwölf kühne, ſtarke Degen.

Wenn ſie den Speer geſchoſſen, ſo warf ſie ſtets den Stein;
Es ſchienen die Burgunden in Sorgen ſehr zu ſein.
„Was hat der König," ſprach Hagen, „da für ein Liebchen traut!
Das ſollte in der Hölle wohl ſein des Teufels Braut!"

An ihren weißen Armen band ſie die Aermel auf,
Und mit der Linken faßte ſie ihren Schild darauf.
Hoch zückte ſie den Speer, da ging es an den Streit;
Gunther und Sigfried bebten vor Brunhilds Haß und Neid.

Und wär' ihm Siegfried nicht zu Hülfe da gekommen,
So hätte ſie dem König das Leben wohl genommen.
Doch ungeſehen nahend, berührt' er ſeine Hand,
Worüber König Gunther gar großen Schreck empfand.

Was hat mich denn berühret? ſo dachte jener da,
Als er raſch um ſich blickte und Niemand ſtehen ſah.
Er ſprach: „Ich bin es, Siegfried, es ſtellt dein Freund ſich ein,
Du magſt nun vor der Kön'gin ganz ohne Sorge ſein.

Gieb mir aus deinen Händen den Schild, laß mich ihn tragen
Und merke dir es recht, was ich dir jetzt will ſagen:
Thu' nur, als ob du kämpfeſt, ich will beſtehn den Streit."
Als Gunther ihn erkannte, da war er hocherfreut.

„Doch meine ſchlaue Liſt, die darfſt du Niemand ſagen;
So ſoll die Königin wohl wenig Ruhm erjagen,
Wohin doch einmal nun ihr Wunſch und Wille geht.
Sieh' nur, wie dort das Fräulein ſo furchtbar vor dir ſteht!"

Gar kräftiglich ſchoß nun die herrlich ſchöne Maid
Auf einen Schild, der war ganz neu und ſtark und breit.
Den trug an ſeiner Hand der Sigelinde Kind;
Und aus dem Stahl ſprang Feuer, als weht' es fort der Wind.

Des ſtarken Speeres Schneide drang durch den Schild nun da,
Daß aus den Panzerringen man Feuer ſprühen ſah,
Und von dem Schuſſe wankten die beiden kräft'gen Degen.
War nicht die Nebelkappe, ſo wären beid' erlegen.

Obgleich dem kühnen Sigfried vom Munde floß das Blut,
Ermannt' er ſich doch wieder, der Held ſo brav und gut;
Den Speer, den ſie geſchoſſen durch ſeines Schildes Rand,
Den warf zurück ihr wieder des ſtarken Sigfrieds Hand.

Er dacht': Ich will nicht ſchießen das ſchöne Mägdelein!
Da wandt' er ſchnell die Schneide des Speeres hinten hin
Und mit der Stange nur ſchoß er auf ihr Gewand;
Laut und gewaltig rauſcht' es von ſeiner kräft'gen Hand.

Das Feu'r flog aus den Ringen, als weht's ein Wind daher;
Mit allgewalt'ger Kraft ſchoß Sigmunds Sohn den Speer.
Mit ihren Kräften konnte ſie ſolchem Schuß nicht ſtehn;
Durch König Gunther wäre das wahrlich nicht geſchehn.

Wie ſchnell die ſchöne Brunhild nun wieder auf da ſprang:
„Herr Gunther, edler Ritter, für dieſen Schuß habt Dank!"
Sie rühmte, daß er's hätte mit ſeiner Kraft gethan.
Doch ihr war nachgeſchlichen ein andrer kräft'ger Mann.

Nun ging ſie hin geſchwind in ihres Zornes Wuth,
Und hob den Stein empor, beſeelt von neuem Muth;
Dann ſchleuderte ſie kräftig ihn fort aus ihrer Hand,
Und als ſie nach dem Wurf ſprang, da rauſchte ihr Gewand.

Es war der Stein gefallen wohl faſt zwölf Klaftern weit;
Mit einem Sprung erreicht' ihn jedoch die ſchöne Maid.
Da gab den Stein an Gunther Sigfried, der kühne Mann,
Der weg ihn in der Hand und warf ihn ſelbſt ſodann.

Da Sigfried nicht blos kühn war, auch kräftig, ſtark und lang,
Warf er den Stein viel weiter, wobei er weiter ſprang.
Bei ſeiner ſchlauen Liſt hatt' er noch Kraft genug,
Daß er, indem er ſprang, den König Gunther trug.

Der Sprung war jetzt geſchehen, es lag der Stein nun da,
Doch außer König Gunther man dorten Niemand ſah.
Nun ward Brunhild, die ſchöne, vor Zorne glühend roth,
Daß von dem König Gunther war abgewandt der Tod.

Es ſprach zum Hofgeſinde halblaut die Kön'gin da,
Als an des Kreiſes Ende ſie Guntbern ſtehen ſah:
„Kommt näher, Freund' und Mannen, kommt näher nun heran,
Dem König Gunther müßt ihr nun werden unterthan."

Da legten ihre Waffen die Kühnen aus der Hand,
Sich beugend vor dem König aus der Burgunden Land,
Vor ihm, dem reichen Gunther; ſie ſtanden in dem Wahn,
Er hab' im Spiel das alles mit eigner Kraft gethan.

Er grüßte ſie gar freundlich, denn er war tugendreich;
Da nahm ihn bei der Hand die ſchöne Maid ſogleich
Und gab ihm die Erlaubniß, Gewalt im Land zu hegen;
Drob freute ſehr ſich Hagen, der kühne, ſchnelle Degen.

Sie bat den edlen Ritter, mit ihr zurück zu gehn
In den geraumigen Pallaſt. Als das geſchehn,
Bediente man die Recken alda in ſolchem Maß,
Daß Tarlewart und Hagen ſchier allen Groll vergaß.

Sigfried, der Schnelle, war nun aber klug genug,
Daß er die Rebellappe zu Schiffe wieder trug.
Dann ging er zu den Frauen zurück in das Gemach,
Wo er mit List und Schlauheit dann zu dem König sprach:

„Warum verschiebt ihr noch, o Herr, die Kampfesspiele,
Von denen euch die Kön'gin ja zugetheilt so viele?
So lasset sie uns schauen, beginnet sie fortan!"
Als wenn er nicht drum wüßte, so sprach der list'ge Mann.

Da sprach die Königin: „Wie ist es nur geschehn,
Daß ihr, Herr Sigfried, gar nicht die Spiele habt gesehn,
Die glorreich hier errungen des König Gunthers Hand?"
Ihm Antwort gab drauf Hagen, aus der Burgunden Land.

Er sprach: „Da ihr, mein Fräulein, betrübtet uns den Muth,
Da war bei unserm Schiffe Sigfried, der Degen gut;
Daß uns der Vogt vom Rheine die Spiele abgewann,
Das blieb — fuhr jener fort — ganz unbekannt ihm dann."

„Die Kunde macht mir Freude," begann Sigfried der Degen;
„So ist doch eure Hoffahrt nun endlich noch erlegen,
Und Jemand lebt, der wohl eu'r Meister möchte sein!
Ihr müßt nun, edle Maid, uns folgen an den Rhein."

Da sprach zu ihm die Schöne: „So schnell geht's nicht von dannen;
Erst frag' ich die Verwandten und alle meine Mannen.
Ich kann und mag so leicht nicht räumen hier mein Land;
Zu meinen besten Freunden wird noch zuvor gesandt."

Nun ließ ſie Boten reiten und ſandte ſie von dannen
Zu ihren Freunden, Vettern und allen ihren Mannen,
Daß ſie nach Zienſtein nun kämen, in ihr Land,
Und allen Gaſten gab ſie prächtiges Gewand.

Nun ſprengten viele Ritter, in Schaaren kamen ſie
Nach Brunehildens Burg, alltäglich, ſpät und früh.
„O wehe!“ rief da Hagen, „ſehr übel thaten wir,
Der ſchönen Brunhild Mannen noch zu erwarten hier.

Da mit geſammter Kraft ſie kommen in das Land,
Und da der Königin Wille uns völlig unbekannt,
So zürnt ſie uns vielleicht, und wir ſind hier verloren;
Die edle Maid iſt ſo zum Schaden uns geboren.“

Da ſprach der ſtarke Sigfried: „Sie mag ſich's unterſtehn!
Was ihr beſorgt, das laſſ' ich nimmermehr geſchehn.
Ich will euch Hülfe bringen hieher in dieſes Land
Von auserwählten Recken, die euch noch unbekannt.

Fragt nun nach mir nicht weiter, ich will von hinnen fahren;
Gott möge euch eure Ehre indeſſen wohl bewahren!
Mit tauſend Mann kehr' ich gar bald zurück in's Land,
Es ſind die beſten Degen, die ich jemals gekannt.“

„Verweilt nur,“ ſprach der König, „nicht gar zu lange Zeit,
Wir ſind ob eurer Hülfe, wie billig, ſehr erfreut.“
Und jener ſprach: „Ich komme zurück in wenig Tagen;
Daß ihr mich weggeſandt, mögt ihr Brunhilden ſagen.“

8. Wie Sigfried zu den Nibelungen fuhr.

Von dannen ging nun Sigfried zum Hafen an den Strand
Zum Schiffe, wo er wieder die Nebelkappe fand.
Darin ſtand unſichtbar der Sigelinde Kind;
Das Schiff führt' er von dannen, wie fortgeweht vom Wind.

Den Steuermann ſah Niemand, und raſch das Schifflein ſchoß
Dahin durch Sigfrieds Kräfte, die aber waren groß.
Man wähnte, daß es führe dahin mit ſtarkem Wind:
Sigfried war's, der es führte, der Sigelinde Kind.

Im Laufe eines Tags und einer Nacht kam weit
Er hin zu einem Lande mit großer Schnelligkeit.
Wohl hundert Tagereiſen und weiter lag das Land
Der Nibelungen, wo den großen Schatz er fand.

Es fuhr der Held alleine hin an ein Felſenriff,
Der unverzagte Ritter band feſt ſogleich ſein Schiff,
Und einen Berg hinan zur Veſte ſtieg er nun,
Herberge ſich zu ſuchen, wie Wegemüde thun.

Und als er kam zur Pforte, und ſie verſchloſſen fand —
Sie war noch ehrenfeſt verwahrt in dieſem Land —
Da klopft' er an das Thor, der unbekannte Mann.
Wer war es, den er traf darin als Hüter an?

Ein ungeſchlachter Rieſe die Burg bewachte da,
Es lagen jederzeit ihm ſeine Waffen nah'.
Der ſprach: „Wer klopft ſo heftig da draußen an das Thor?“
Und mit verſtellter Stimme ſprach Sigfried nun davor:

„Ich bin ein Recke, ſchließe ſogleich mir auf das Thor!
Wo nicht erzürn' ich heute noch manchen wohl davor,
Der gerne ſanft wohl läge in ſeinem Schlafgemach.“
Das nun verdroß den Pförtner, als Sigfried alſo ſprach.

Der kühne Rieſe hatte die Rüſtung angethan,
Den Helm auf's Haupt geſetzt. Da ſtieß der ſtarke Mann
Mit dem geſchwungnen Schilde das Thor auf mit Gewalt,
Und lief auf Sigfried zu, den er gar grimmig ſchalt,

Wie er es wagen dürfe zu wecken manchen Mann?
Da wurden ſchnelle Schläge von ſeiner Hand gethan,
So daß ſich mußte ſchirmen vor ihm der fremde Gaſt;
Denn ihm zerſchlug der Pförtner die Panzerringe faſt

Mit ſeiner Eiſenſtange; da kam der Held in Noth,
Und fürchtete ſogar von ſeiner Hand den Tod,
Weil mit gewalt'ger Kraft des Pförtners Hiebe flogen;
Doch war deshalb ſein Herr, Sigfried, ihm ſehr gewogen.

Da ſie ſo heftig ſtritten, war das Geräuſch erklungen
Rings in der Burg und in dem Saal der Nibelungen,
Bis er zuletzt den Pförtner beſiegte und ihn band.
Das ward bald ruchbar rings im Nibelungenland.

Das wilde Streiten hörte von ferne durch den Berg
Bald Alberich, der Kühne, der wilde, starke Zwerg.
Er waffnete sich schnell, dann lief er hin und fand
Den edlen Gast, wie er den Riesen eben band.

Nun war Albrich gar grimmig, dazu auch stark genug,
Denn Helm und Panzerringe er auf dem Leibe trug,
Und eine schwere Geißel von Gold in seiner Hand.
Da lief er eilig hin, wo er Sigfrieden fand.

Sieben Knoten, dick und schwer, die hingen vorn daran,
Womit er aus der Hand den Schild dem kühnen Mann
So heftig schlug, daß viel daran zerbrach, und fast
Besorgt war um sein Leben der edle wackre Gast.

Er warf nun ganz zerbrochen den Schild ihm aus der Hand,
Zurück in seine Scheide stieß er das Schwert gewandt;
Denn seinen Kämmerer wollt' er nicht schlagen todt,
Er schonte seine Leute, wie's Tugend ihm gebot.

Mit seinen starken Händen packt' er nun Albrich an,
Und faßte bei dem Barte den alten greisen Mann,
Und als er ihn so zerrte, schrie er gar jämmerlich;
Des jungen Helden Zucht that weh' dem Alberich.

Laut rief der Kühne: „Laßt mich los, schenkt mir das Leben!
Seht, hätt' ich einem Recken mich nicht bereits ergeben,
Dem ich schon Eide schwur, ich wär' ihm unterthan,
Dient' ich euch, bis ich stürbe." So sprach der list'ge Mann.

So wie zuvor den Riesen, band er auch Alberich,
Den schmerzte Sigfrieds Kraft, er that gar jämmerlich.
Der Zwerg begann zu fragen: „Wie werdet ihr genannt?“
Er sprach: „Ich heiße Sigfried! Bin ich euch nicht bekannt?“

„Wohl mir ob dieser Kunde!“ sprach Alberich, „sogleich
Merkt' ich's an euren Thaten und schnell erkannt' ich euch.
Ihr mögt mit vollem Rechte des Landes Herr nun sein;
Ich thu', was ihr gebietet, mögt ihr mich nur befrein.“

Da sprach der Herre Sigfried: „So geht und bringet mir
Die besten Recken alle, die in dem Lande hier;
Bringt tausend Nibelungen, daß sie allhier mich sehn.“
Warum er das begehrte, gab er nicht zu verstehn.

Dem Riesen drauf und Albrich löst' er der Fesseln Band;
Da lief Albrich behende, wo er die Recken fand;
Und weckte dann mit Sorgfalt die Nibelungen-Mannen,
Und sprach: „Ihr Helden auf! zu Sigfried nun von dannen!“

Sie sprangen aus den Betten und waren gleich bereit,
Und tausend muth'ge Ritter, die warfen sich in's Kleid.
Sie gingen eilig nun dahin, wo Sigfried stand;
Da wurde schön gegrüßt ringsum mit Wort und Hand.

Es brannten viele Kerzen, man schenkte lautern Trank.
Daß sie so bald gekommen, drob sagt' er Allen Dank;
Und sprach: „Ihr sollt von hinnen mir folgen durch die Fluth!“
Dazu fand er bereit die Helden kühn und gut.

Wohl dreißighundert Recken, die waren gleich gekommen,
Aus denen wurden tausend der besten da genommen:
Man brachte ihnen Helme und andres Kriegsgewand,
Da er sie wollte führen in Brunehildens Land.

Er sprach: „Ihr guten Ritter, das will ich euch noch sagen,
Ihr müßt mir reiche Kleider dort an dem Hofe tragen:
Denn es wird uns dort schauen manch minniglicheS Weib,
Drum müssen wir auch schmücken mit reichem Kleid den Leib."

Die Reise traten sie nun einst früh Morgens an,
Mit allen den Gefährten, die Sigfried sich gewann;
Sie führten gute Rosse und herrliches Gewand,
Und nahten ritterlich sich nun Brunhildens Land.

Da stand wohl auf den Zinnen manch minniglicheS Kind;
Die Kön'gin aber sprach: „Weiß Jemand, wer die sind,
Die ich da fahren sehe so ferne auf der See?
Sie führen reiche Segel, noch weißer als der Schnee."

Da sprach der König vom Rheine: „Die dort sind meine Mannen,
Ich ließ sie in der Nähe, als ich fortzog von dannen;
Nach ihnen sandt' ich, Fräulein, da sind sie nun gekommen."
Die hohen Gäste wurden sehr deutlich wahrgenommen.

Da sah man Sigfried stehen im Schiffe ganz voran,
Herrlich war er gekleidet und mancher andre Mann.
Da sprach Brunhild: „Herr König, wie will es euch gelieben,
Soll ich die Gäst' empfahn? soll ich den Gruß aufschieben?

Er ſprach: „Ihr möget ihnen ſofort entgegen gehn
Vor den Pallaſt; ſie merken dann, daß wir gern ſie ſehn.“
Da that die Königin, wie ihr der König rieth;
Durch ihren Gruß ſie Sigfried vor Andern unterſchied.

Herberge gab man ihnen, verwahrte ihr Gewand.
Da waren ſo viel Gäſte gekommen in das Land,
Daß allenthalben man gedrängt ſie ſah in Schaaren;
Drum wollten auch die Kühnen heim nach Burgunden fahren.

Da ſprach die Königin: „Dem wär' ich wahrlich hold,
Der hier vertheilen möchte mein Silber und mein Gold
An mein und Gunthers Gäſte, die zahlreich kamen her.“
Da ſprach Dankwart, der Lehnsmann des Königs Giſelher:

„Vieledle Königin, ſo gebt mir ohne Weilen
Die Schlüſſel; ich getraue mir redlich hier zu theilen.
Beſteh' ich ja mit Schande, ſo trifft ſie mich allein.“
Da konnte man ſchon merken, daß er mild wollte ſein.

Als Hagens Bruder nun die Schlüſſel an ſich nahm,
Viel reiche Gaben mancher aus ſeiner Hand bekam.
Wer eine Mark begehrte, dem ward ſo viel gegeben,
Daß er, ſo arm er war, doch fröhlich konnte leben.

Wohl hundert Pfunde gab er den Gäſten ungezählt,
Den Saal verließ da mancher in Kleidern auserwählt,
Der nie zuvor getragen ein gar ſo herrlich Kleid.
Als das die Kön'gin hörte, that ihr's von Herzen leid.

Das Fräulein ſprach: „Herr König, ich hab' es wahrlich ſatt,
Daß euer Kämmerer ſo gar verſchwendet hat,
Daß gar nichts übrig bleibt an Kleidern und an Gold;
Dem, der es wehrte, wollt' ich für immer bleiben hold.

Es hat der kühne Degen ſo reichlich rings gegeben,
Als ſehnt' ich mich zu ſterben; noch länger will ich leben,
Und will verbrauchen, was mein Vater mir verlieh;
Freigeb'ger war ein Kämm'rer am Hofe wohl noch nie."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Zu euch geſagt, mein Fräulein,
Viel Gold und Kleider hat der König von dem Rhein,
Und kann in Fülle geben, daß er nicht nöthig hat,
Noch etwas mitzunehmen von Brunehildens Staat."

„Nein," ſprach die Königin, „um meiner Liebe willen
Laßt zwanzig Kiſten euch mit Gold und Seide füllen,
Das ſoll alsdann vertheilen freigebig meine Hand,
Wenn wir ſind angekommen in König Gunthers Land."

Man lud nun voll die Kiſten mit edelem Geſtein,
Wobei ihr eigner Kämm'rer zugegen mußte ſein,
Nicht trauend Gunthers Dienſtmann, denn jener war ihr lieber;
Gunther und Hagen aber, die lachten beide drüber.

Da ſprach die Königin: „Wem laſſ' ich nun mein Land?
Dafür muß vorher ſorgen noch mein' und eure Hand."
Da ſprach der edle König: „So rufet wen herein,
Der euch gefällt, er ſoll dann Vogt des Landes ſein."

Als ſie nun einen hohen Verwandten ſtehn dort ſah,
Den Bruder ihrer Mutter, ſo ſprach die Kön'gin da:
„Ich will euch anvertrauen die Burgen und das Land,
Bis einſt ſie ſelbſt beherrſchet des Königs Gunthers Hand.“

Sie wählt' aus dem Geſinde nun zwanzig hundert Mann,
Die ſollten mit ihr fahren hin nach Burgunden dann
Zu jenen tauſend Recken aus Nibelungenland;
Sie waren reiſefertig und eilten an den Strand.

Auch führte ſie von dannen wohl ſechzig und achtzig Fraun,
Dazu wohl hundert Mädchen, die waren hold zu ſchaun.
Sie ſäumten nun nicht länger, und zogen eilig fort;
Doch, die daheim geblieben, wie weinten die nun dort!

In Zucht und Ehren räumte ſie nun ihr eigen Land,
Die nahen Freunde küſſend, ſo viel ſie deren fand,
Sie nahmen herzlich Abſchied, und gingen an den Strand;
Die Jungfrau kehrte nie zurück in's Vaterland.

Auf ihrer ganzen Reiſe ertönte Sang und Spiel,
Und Kurzweil' aller Art trieb man im Schiffe viel.
Sie hatten zu der Fahrt auch einen günſt'gen Wind.
So fuhren ſie; doch weinte dreh mancher Mutter Kind.

Doch wollte ſie den Herrn nicht minnen auf der Fahrt,
Die Kurzweil' ward noch bis zur Hochzeit aufgeſpart;
Die dachte man zu feiern zu Worms an dem Rhein.
Dort traf die Königin fröhlich mit ihren Helden ein.

9. Wie Sigfried nach Worms gesandt ward.

Als sie gefahren waren wohl schon neun volle Tage,
Da sprach von Troneg Hagen: „Nun hört, was ich euch sage!
Was säumen wir zu senden nach Worms an dem Rhein?
Es sollten eure Boten schon in Burgunden sein.“

Da sagte König Gunther: „Ihr habt gesprochen wahr;
Und da zu dieser Botschaft sich Niemand offenbar
So schickt, als ihr, Freund Hagen, so reitet in mein Land;
Durch euch wird unsre Ankunft am besten wohl bekannt.“

Zur Antwort gab da Hagen: „Ich schicke mich nicht gut
Zum Boten, laßt als Kämm'rer mich bleiben auf der Fluth.
Sorgsam will ich behüten den Frauen ihr Gewand,
Bis wir es hingebracht in der Burgunden Land.

Sigfrieden bittet drum, tragt ihm die Botschaft an,
Weil er mit seiner Kraft sie wohl verrichten kann;
Versagt er euch die Reise, so fleht mit guter Art
Um eurer Schwester willen ihn freundlich um die Fahrt.“

Er sandte nach dem Recken; der kam denn auch sogleich.
„Da wir uns,“ sagte Gunther, „nun nahen unserm Reich,
Sollt' ich wohl Boten senden der lieben Schwester mein
Und meiner Mutter, daß wir kommen an den Rhein.

Von euch begehr' ich's, Sigfried, daß ihr die Botſchaft thut,
Und werd's euch immer danken!" So ſprach der Degen gut.
Da weigerte ſich Sigfried gar ſehr, der kühne Mann,
Bis ihn der König Gunther zu bitten noch begann.

Er ſprach: „Ihr möget reiten, gefällig mir zu ſein,
Und außerdem Chriemhilden, dem ſchönen Mägdelein;
Und wir verdienen's beide, ich und die edle Maid."
Da war, als er das hörte, Sigfried ſogleich bereit.

„Entbietet, was ihr wollet, es wird euch nichts verſagt,
Denn alles thu' ich gerne wohl um die ſchöne Magd;
Sollt' ich ſie harren laſſen, die ſich mein Herz erwählt?
Ich thue für ſie Alles, was ihr mir auch befehlt."

„So ſagt zur Königin, zu meiner Mutter Ute,
Wir wären auf der Reiſe belebt von frohem Muthe;
Laßt meine Brüder wiſſen, wie wir mit allen Ehren
Geworben, meine Freunde laßt auch die Nachricht hören.

Und meiner ſchönen Schweſter hold einen Gruß zu ſagen
Von mir und Brunehild, das ſei euch aufgetragen.
Sagt meinem Hofgeſinde und allen Mannen dann,
Daß ich, wonach mein Herz längſt rang, daß ich's gewann.

Zu meinem lieben Neffen ſagt dann, zu Ortewein:
Er möge laſſen Sitz' errichten an dem Rhein.
Auch meiner Vetter keinem mögt ihr es verenthalten,
Daß ich mit Brunehild will große Hochzeit halten.

542

Und sagt noch meiner Schwester, dafern sie es vernommen,
Daß ich mit meinen Gästen in's Land zurückgekommen,
So möge sie mit Sorgfalt empfahn die Traute mein,
Dafür will ich Chriemhilden auch stets zu Diensten sein."

Als nun von Brunehild Herr Sigfried Abschied nahm
Und ihrem Hofgesind', wie sich's geziemte, kam
Er schnell auf seinem Ross' nach Worms an dem Rhein;
Es mochte in der Welt wohl kein bessrer Bote sein.

Mit vier und zwanzig Recken ritt er in Worms hinein.
Als man nun ohne Gunther ihn kommen sah allein,
Gerieth das Hofgesinde in Jammer und in Noth,
Aus Furcht, ihr Herre wäre geblieben und sei todt.

Sie stiegen von den Rossen mit hochbeherztem Muth,
Da kam nun Giselher, der junge König gut,
Mit seinem Bruder Gernot; der aber sprach nun da,
Als er den König nicht bei Sigfrieden sah:

„Seid mir willkommen, Sigfried, ich bitt' euch, saget an,
Wo habt ihr meinen Bruder, den König hingethan?
Brunhildens Stärk' entriß uns ihn doch nicht etwa?
Von ihrer Minne hätten wir großen Schaden da."

„Seid unbesorgt deshalb! Mein Heergefährt' entbietet
Euch Allen seinen Gruß, und er ist wohl behütet.
Gesund verließ ich ihn, er hat mich hergesandt,
Daß ich, sein Bot', euch bringe nun Kund' in euer Land.

Nun mögt ihr Sorge tragen, wie es recht bald geſchehe,
Daß ich die Königin und eure Schweſter ſehe:
Die ſollen nun erfahren, was Gunther mir gebot
Und Brunhild. Hat's doch mit beiden keine Noth."

„Gebt," ſprach der junge Giſ'ler, „zu meiner Schweſter dann,
Gebt hin, es wird dadurch viel Lieb' ihr angethan;
Denn ſie trägt große Sorge wohl um den Bruder mein,
Und ſieht euch gern, dafür will ich euch Bürge ſein."

Da ſprach der Herre Sigfried: „Wenn ich ihr dienen kann,
Bin ich dazu ſehr willig, mit Treue ſei's gethan.
Wer ſagt es nun den Frauen und meldet mich dort an?"
Da war der Bote Giſ'ler, der wackre kühne Mann.

Als Giſelher, der ſchnelle, nun ſeine Mutter ſah
Und ſeine Schweſter auch, ſprach er zu beiden da:
„Zu uns iſt Sigfried kommen, der Held aus Niederland,
Es hat mein Bruder Gunther ihn an den Rhein geſandt.

Er bringt uns ſchöne Kunde, wie's um den König ſteht,
Drum mögt ihr ihm erlauben, daß er nach Hofe geht,
Um euch die ſchöne Nachricht aus Isenland her zu bringen."
Noch konnten beide Frauen die Sorge nicht bezwingen.

Sie ſprangen nach den Kleidern und legten ſchnell ſie an,
Damit ſie Sigfried nun nach Hofe gehen ſahn.
Der war bereit zu kommen, weil er ſie gerne ſah;
Es ſprach zu ihm ſehr freundlich die edle Chriemhild da:

„Seid herzlich mir willkommen, Herr Sigfried lobesam!
Wo ist mein Bruder Gunther, daß er nicht mit euch kam?
Durch Brunhilds Stärke, fürcht' ich, ist er für uns verloren;
O weh' mir armen Maid, wär' ich doch nie geboren!"

Da sprach der kühne Ritter: „Nun gebt mir Botenbrod,
Ihr, schöne Frauen, weinet fürwahr ganz ohne Noth.
Gesund verließ ich ihn, das mach' ich euch bekannt,
Er hat mich mit der Nachricht zu euch hieher gesandt.

Er läßt nebst seiner Braut mit Lieb' und Freundschaftssinn
Euch herzlich durch mich grüßen, vieledle Königin;
Drum lasset euer Weinen, sie werden bald nun kommen."
So frohe Nachricht hatten sie lange nicht vernommen.

Mit ihrem Kleid schneeweiß hub sie zu trocknen an
Die Thränen von den Wangen, und dankte herzlich dann
Dem, der mit dieser Nachricht erschien in ihren Mauern;
Zu Ende plötzlich war ihr Weinen und ihr Trauern.

Sie bat ihn, sich zu setzen; er war sogleich bereit.
Da sprach die Minnigliche: „Es wäre mir nicht leid,
Wenn ich zum Botenlohne euch bieten dürfte Gold;
Dazu seid ihr zu reich. So bleib' ich euch stets hold."

„Erkennten dreißig Länder," sprach er, „mich an als Herrn,
Hätt' ich doch eine Gabe aus euren Händen gern."
Da sprach die Tugendreiche: „So soll es denn geschehn!"
Und hieß nun ihren Kämm'rer nach Botenlohne gehn.

Wohl vier und zwanzig Spangen mit köſtlichem Geſtein,
Die gab ſie ihm zum Lohne, doch fiel es ihm nicht ein,
Die Schätze zu behalten; ſogleich gab ſeine Hand
Sie dem Geſinde, das er in der Kammer fand.

Auch Chriemhilds Mutter bot ihm ihren Gruß ſodann.
„Ich muß euch nun noch melden," ſo ſprach der kühne Mann,
„Um was euch Gunther bittet, wenn er ſich naht dem Rhein;
Er wird, wenn ihr's erfüllt, euch ſtets gewogen ſein.

Ihr möchtet ſeine Gäſte, das hört' ich ihn begehren,
Gar wohl empfahn und ihm zugleich den Wunſch gewähren.
Entgegen ihm zu reiten vor Worms an den Strand.
Das iſt's, woran der König euch gar getreulich mahnt."

Da ſprach die Minnigliche: „Dazu bin ich bereit;
Kann ich ihm irgend dienen, geſchieht es jederzeit,
Mit freundſchaftlicher Treue ſei es für ihn gethan."
Vor Liebe nahm die Wange ein höhres Roth nun an.

Wohl keinen Fürſtenboten ſah man ſo hold empfahn;
Ja, durfte ſie ihn küſſen, ſie hätt's gewiß gethan.
So kam's, daß minniglich er von den Frauen ſchied.
Da thaten die Burgunden, wie ihnen Sigfried rieth.

Mit großem Fleiße ließen ſich's nun ſehr angelegen
Sindolt und Hunolt ſein und Rumolt auch, der Degen,
Die Sitze zu errichten vor Worms auf dem Sand,
Wo man des Königs Schaffner in großer Arbeit fand.

Ortwein und Gerenot, die hatten's übernommen,
Zu ſenden nach den Freunden, ſie ſollten alle kommen
Zur groſſen Hochzeit, die in kurzem ſollte ſein.
Es ſchmückten ſich dazu ſchon viele Mägdelein.

Der Pallaſt und die Wände, die wurden überall
Verzieret für die Gäſte, und König Gunthers Saal
Ward dort gar wohl gezimmert durch manchen fremden Mann;
Da hob die große Hochzeit gar froh und luſtig an.

Es ritten auf den Wegen ringsum im ganzen Land
Nun der drei Kön'ge Freunde; die hatte man geſandt,
Die Gäſte zu empfangen, die irgend wollten kommen.
Da ward nun aus der Lade manch reiches Kleid genommen.

Als nun die Kunde ſcholl, daß man ſie reiten ſah,
Brunhildens Freunde, welch Gedräng' erhob ſich da
Vom Volke rings umher in der Burgunden Land!
Was man für kühne Degen auf beiden Seiten fand!

Da ſprach die ſchöne Chriemhild: „Ihr, meine Mägdelein,
Wollt ihr bei dem Empfange mit mir zugegen ſein,
So ſuchet aus den Kiſten das beſte Kleid in Eil',
Es wird uns von den Gäſten dann Ehr' und Lob zu Theil.

Nun kamen auch die Recken, und ihre ſtolze Schaar
Ließ tragen prächt'ge Sättel, von rothem Golde gar,
Daß drauf die Frauen ritten von Worms an den Rhein;
Es konnte Pferdgeſchirre wohl niemals ſchöner ſein.

Wie glänzte von den Roſſen des Goldes lichter Schein!
Wie blitzte von den Zäumen ſo mancher Edelſtein!
Auf lichten Felbeldecken, da waren ſie zu ſchaun,
Die goldnen Frauenſättel; drob freuten ſich die Fraun.

Wohl ſechs und achtzig Frauen und viele Mädchen fand
Man dort, geſchmückt mit Bändern und prächtigem Gewand:
Die gingen hin zu Chriemhild in ihrem lichten Kleid;
Da kam auch ſchön gezieret gar manche wackre Maid.

Die vier und funfzig drunter aus der Burgunden Land,
Die waren auch die ſchönſten, die man da irgend fand;
Mit goldgelocktem Haar, gar lieblich anzuſehn;
Was nur der König wünſchte, war Alles nun geſchehn.

Sie trugen reiche Felbel, die beſten, die man fand,
Dort vor den fremden Recken und prächtiges Gewand,
Das hob nun ihre Schönheit in rechtem Glanz hervor,
Und ihnen Lob verſagen, das konnte nur ein Thor.

Von Hermelin und Zobel man viele Kleider fand,
Geziert war manche Jungfrau am Arm und an der Hand
Mit edlen Spangen auf dem ſeidenen Gewand.
Wer möchte wohl beſchreiben all' ihren Putz und Tand!

Wie um die lichten Kleider ſo mancher Frauen Hand
Die langen ſchönen Gürtel, gar reich und koſtbar, wand,
Um Frauenröck' aus Felbel, fern von Arabia.
Bei jenen edlen Jungfraun man rings nur Freude ſah.

578

Wie schmiegte in das Mieder gar manche schöne Maid
So lieblich ihre Reize, wie that es ihr so leid,
Wenn des Gesichtes Farbe nicht glänzte wie ihr Kleid!
Solch Hofgesinde hatte kein König weit und breit.

Als so die Minniglichen nun trugen das Gewand,
Das sie gewählt, da waren die Ritter bei der Hand,
Die hochgemuthen Recken, in frischer Jugendkraft,
Die trugen nebst den Schilden noch manchen esch'nen Schaft.

10. Wie Brunhild zu Worms empfangen ward.

Jenseits des Rheines sah man nun in großen Schaaren
Den König mit den Gästen an das Gestade fahren;
Am Zaume ward geleitet das Roß so mancher Maid;
Die sie empfangen sollten, die waren all' bereit.

Als die von Island nun und Sigfrieds tapfre Schaaren,
Die Nibelungen auch zu Schiff gekommen waren,
So stiegen sie an's Ufer; nicht müßig war die Hand,
Da man des Königs Freunde rings am Gestade fand.

Nun höret auch von Ute, der reichen Königin,
Wie sie die Mägdlein führte nach jener Veste hin,
Und dann in ihrer Mitte selbst fortritt an den Strand;
Da wurde mancher Ritter mit mancher Maid bekannt.

Der Herzog Gere führte Chriemhildens Roß sodann
Am Zaum bis zu dem Burgthor. Sigfried, der kühne Mann,
Geleitete sie weiter; sie war ein schönes Kind;
Die Jungfrau blieb zum Lohne dafür ihm holdgesinnt.

Ortwein der Kühne gab Frau Uten das Geleit,
Ihm folgten manche Ritter und manche holde Maid
Zum festlichen Empfange; das muß man zugestehn,
Nie wurden so viel Frauen beisammen noch gesehn.

Manch Tummeln und manch Kampfspiel ward nun allda getrieben
Von lobesamen Helden — wie wär' das unterblieben?
Bis zu den Schiffen hin, zu Chriemhilds Zeitvertreib;
Da hob man von den Rossen so manches schöne Weib.

Der König war gekommen, manch werther Gast mit ihm;
Was wurden da für Lanzen zerbrochen ungestüm!
Man hörte von den Schilden erklingen manchen Stoß;
Wie war beim kühnen Andrang dort das Getöse groß!

Die minniglichen Fraun sah man am Hafen dort;
Und Gunther mit den Gästen stieg aus dem Schiff sofort;
Der König führte selber Brunhilden an der Hand;
Wie blitzten Edelsteine, wie glänzte das Gewand!

Gar züchtiglich war Fräulein Chriemhild nun hingegangen
Brunhilden und ihr Hofgesinde zu empfangen.
Sie rückten, wie es Sitte, mit ihren Händen da
Des Hauptes Kranz, eh' man sie noch sich küssen sah.

Da ſprach gar züchtiglich Chriemhild, das Mägdelein:
„Ihr ſollt in dieſen Landen uns ſehr willkommen ſein
So mir, als meiner Mutter, und ſo auch ſicherlich
All' unſern treuen Freunden.“ Da neigten beide ſich.

Die Fraun umarmten ſich, umſchlungen hielten ſie
Sich lang; ſo herzlichen Empfang ſah man noch nie.
Frau Ut' und ihre Tochter, Brunhildens ſüßen Mund
Oft küſſend, gaben ſo ihr große Liebe kund.

Brunhildens Frauen kamen nun alle an den Strand.
Da führte minniglich ſo manches Recken Hand
Ein holdes Weib, man ſah ſie mit einander gehn,
Und viele ſchöne Mägdlein dort um Brunhilden ſtehn.

Wohl eine Stunde währte der gegenſeit'ge Gruß,
Auf roſenfarb'gem Mund gedrückt ward mancher Kuß.
Man ſah die Königstöchter noch lang beiſammen ſtehn,
Manch lobeſamem Recken war's lieb, ſie dort zu ſehn.

Da ſpähte mit den Augen, wer ſchon gehört vorher,
Es gäbe ſo was Schönes wohl kaum auf Erden mehr,
Als jene beiden Fräulein; und darin ſprach man wahr:
Es bot an ihrem Leibe ſich gar kein Makel dar.

Wer Frauen ſchätzen konnte und minniglichen Leib,
Der lobt' ob ihrer Schönheit des König Gunthers Weib;
Die rechten Kenner aber, die ſtimmten überein:
Brunhilden möchte Chriemhild noch vorzuziehen ſein.

Nun gingen mit einander manch Mädchen und manch Weib,
Man sah da wohl gezieret gar manchen schönen Leib;
Da standen seidne Hütten und manches reiche Zelt,
Damit war angefüllt vor Worms das ganze Feld.

Die Gäste waren alle zu Rosse nun gestiegen,
Um sich mit Lanz' und Schild im Kampfe zu vergnügen,
Wovon die Felder stoben, als ob das ganze Land
In Feuer stünd'. Es wurden die Helden bald erkannt.

Es sah gar manche Maid, was jene dort begannen,
Und Sigfried, dünkt mich, ritt mit allen seinen Mannen
Zu wiederholten Malen vorbei an dem Gezelt,
Und tausend Nibelungen, die führt' er durch das Feld.

Da kam von Troneg Hagen, der, wie der Wirth ihm rieth,
Das kühne Kampfspiel dort gar freundlich trennt' und schied,
Damit man nicht bestaubte der schönen Kinder Kleid;
Dies zu befolgen waren die Gäste gleich bereit.

Als nun verschwunden war das Kampfspiel auf dem Feld,
Begaben sich zur Kurzweil' die Ritter in das Zelt
Der Fraun; ergötzend sich an süßem Minnesolde,
Verging die Zeit, bis man nun wieder reiten wollte.

Als sich der Abend neigte, die Sonne unterging,
Und fast zu kühl die Luft die Frauen dort umfing,
Begaben sich zur Veste nun wieder Mann und Weib;
Liebäugeln thät da mancher um schöner Frauen Leib.

Von hochgemuthen Helden ward, nach des Landes Sitten,
Dort in die Wette nun um Kleider noch geritten
Bis zum Pallaſt, wo dann der König ſtieg vom Pferd;
Da wurden ſchöne Frauen durch Ritterdienſt geehrt.

Nun ſchieden von einander die reichen Königinnen,
Frau Ut' und ihre Tochter, die gingen jetzt von hinnen
Mit ihrem Hofgeſinde in einen weiten Saal;
Man hörte Freud' und Jubel ertönen überall.

Es waren Sitz' errichtet, der König wollte gehn
Zur Tafel mit den Gäſten; da ſah man bei ihm ſtehn
Die ſchöne Brunehild; die Krone, die ſie trug
Dort in des Königs Landen, die war wohl reich genug.

Da waren viele Sitze vor Tafeln groß und breit
Und Speiſen ſtanden vor den Gäſten rings gereiht.
Was ſich nur Jemand wünſchte, war auch vorhanden faſt;
Da ſah man bei dem König ſo manchen hohen Gaſt.

Des Wirthes Kämm'rer trugen in Becken goldesroth
Das Waſſer dort herbei. Es thäte wohl kaum noth,
Daß auch noch Jemand ſagte, wie an dem Hochzeitfeſte
Des Königs man bediente gar ſorgſam alle Gäſte.

Eh' noch der Vogt vom Rheine das Waſſer zu ſich nahm,
Da mahnte, wie es ſich geziemte lobeſam
Sigfried ihn an ſein Wort, das er gegeben da,
Eh' er Brunhilden noch daheim in Island ſah.

Er ſprach: „Gedenkt, was mir geſchworen eure Hand,
Ihr wolltet, wenn Brunhild gekommen in dies Land,
Mir eure Schweſter geben. Wo iſt der Eid hinkommen?
Ich hab' auf eurer Reiſe viel Arbeit übernommen."

„Ihr habt mich," ſprach der König, „mit vollem Recht gemahnt,
Meineidig ſoll nicht werden auch jemals meine Hand;
Ich will's euch fügen helfen, wie ich's auf's beſte kann."
Chriemhild hieß man ſofort nach Hofe gehen dann.

Mit vielen ſchönen Mädchen erſchien ſie vor dem Saal.
Herunter ſprang die Stiege da Giſ'ler auf einmal,
Und ſagte: „Sendet wieder zurück die Mägdelein,
Niemand als meine Schweſter ſoll bei dem König ſein."

Chriemhild ward hingebracht, wo man den König fand;
Da ſtanden edle Ritter aus mancher Fürſten Land.
Man hieß ſie ſtille ſtehn dort in dem weiten Saal,
Wo auch Fräulein Brunhilde am Tiſch ſaß bei dem Mahl.

Da ſprach der König Gunther: „Sei, Schweſter, nun bereit,
Durch deine eigne Tugend zu löſen meinen Eid.
Es gab dich einem Recken mein Schwur; würd' er dein Mann,
So hätt'ſt du meinen Willen mit großer Treu gethan."

Da ſprach die edle Maid: „Viellieber Bruder mein,
Ihr braucht mich nicht zu bitten, ich will euch folgſam ſein,
Und was ihr mir gebietet, das wird gewiß gethan.
Ich will mich dem verloben, den ihr mir gebt zum Mann."

Durch ihre lieben Blicke ward Sigfrieds Wange roth,
Und zu Chriemhildens Dienſte der Recke ſich erbot.
In einen Kreis ließ man ſie beide treten dann,
Und fragt', ob ſie gern nähme den wackern Rittersmann?

Sie ſchämte ſich ein wenig, nach Jungfraunſitte, zwar,
Doch da es Sigfrieds Heil und Glück nun einmal war,
So wollte ſie ihm nicht verſagen ihre Hand.
Auch wählte ſie zum Weibe der Fürſt von Niederland.

Als beide ſich verlobt, ſogleich ward voll Verlangen
Das minnigliche Kind von Sigfrieds Arm umfangen;
Die ſchöne Chriemhild ward auf Mund und Wangen zart
Vor aller Helden Augen, in deren Gegenwart.

Das Hofgeſinde theilte ſich nun, als das geſchehn:
Da konnte man Chriemhilden mit Sigfried ſitzen ſehn
Auf einer Seite; ſie bediente dort die Schaar
Der Nibelungen, die mit ihm gekommen war.

Der König ſaß bei Brunhild, bei ſeiner holden Maid;
Als ſie Chriemhilden ſah, ſo that es ihr ſehr leid,
Daß ſie bei Sigfried ſaß; ſie fing zu weinen an,
Und manche heiße Thräne von ihrer Wange rann.

Da ſprach der Wirth des Landes: „Wie geht es zu, Fräulein?
Sagt, warum trübt ſich ſo der lichten Augen Schein?
Ihr ſollt gar bald euch freuen, denn euch ſind unterthan
Mein Land und meine Burgen und mancher wackre Mann."

„Ich muß wohl weinen," ſagte hierauf die ſchöne Maid,
„Denn deine Schweſter thut mir recht von Herzen leid,
Bei deinem Lebensmann muß ich ſie ſitzen ſehn;
Drum wein' ich, denn ſie wird in ihr Verderben gehn."

Da ſprach der König Gunther: „Seid ruhig, holde Maid!
Ich ſag' euch die Geſchichte zu einer andern Zeit,
Warum ich meine Schweſter Sigfrieden dort gegeben;
Sie möge mit dem Recken nun immer fröhlich leben!"

Sie ſprach: „Es dauert mich doch ihre Sittſamkeit;
Wüßt' ich wohin, ich wäre gar gern zur Flucht bereit,
Um nie bei euch zu ruhen, ihr müßtet mir denn ſagen,
Warum Sigfried Gyriemhild als Braut davon getragen."

Da ſprach der edle König: „So ſei's euch denn bekannt.
Er hat ſo viele Burgen, wie ich, und großes Land;
Er iſt ein reicher König, ohn' allen Widerſtreit.
Drum gab ich ihm zum Weibe die wunderſchöne Maid."

Was auch der König ſagte, ſie hegte trüben Muth.
Da ſtand auf von der Tafel ſo mancher Ritter gut;
Es ward ein groß Getümmel nun rings umher im Schloß,
Daß dies von ſeinen Gäſten den Wirth gar ſehr verdroß.

Er dacht': „Ich läge ſanfter wohl bei der ſchönen Braut!"
Mit dem Gedanken macht' er im Herzen ſich vertraut:
Es müßt' an ihrer Seite viel Liebes ihm geſchehn,
Und er begann Brunhilden gar freundlich anzuſehn.

Man bat die Gaſte nun vom Lärmen abzuſtehn;
Mit ſeinem Weibe wollte der Fürſt zu Bette gehn;
Und auf des Saales Stiegen zuſammen trafen da
Chriemhild und Brunehild, was ohne Haß geſchah.

Es kam ihr Hofgeſinde, das ſäumte länger nicht,
Und ihre reichen Kämm'rer, die brachten ihnen Licht.
Da theilten ſich die Recken, der beiden Kön'ge Mannen,
Da ſah man viele Degen mit Sigfried gehn von dannen.

Die Herren kamen beide hin, wo ſie ſollten liegen.
Und jeder dachte nun mit Minne zu beſiegen
Die minniglichen Fraun; beſänftigt ward ihr Muth,
Und Sigfrieds Kurzweil' war dort auch vorzüglich gut.

Denn als der Herre Sigfried ſich zu Chriemhilden legte,
Und bei der holden Jungfrau dort der Minne pflegte
So minniglich, da war ſie ihm ſo wie ſein Leib;
Ihm hätten Tauſend nicht erſetzt das Eine Weib.

Ich darf nicht weiter ſagen, wie er der Minne pflegte;
Statt deſſen mögt ihr hören, wie Gunther ſich nun legte
Zu Fräulein Brunehild. Der tugendſame Degen
Er hätte wohl viel ſanfter bei andern Fraun gelegen.

Fort war nun das Gefolge, fort war nun Frau und Mann;
Da ward nun hinter ihnen die Kammer zugethan.
Er wähnt', er könn' umarmen den minniglichen Leib;
Doch währt' es noch gar lange, bevor ſie ward ſein Weib.

In ihrem weißen Hemde ging ſie in's Bett hinein.
Der edle Ritter dachte: „Nun iſt hier alles mein,
Was ich jemals begehrt in meinen Lebenstagen!“
Denn ihre Schönheit mußte mit Recht ihm wohl behagen.

Als nun das Licht verborgen des edlen Königs Hand,
Ging hin der kühne Degen, wo er das Fräulein fand.
Er legte ſich ihr nahe, und ſeine Luſt war groß,
Als er die Minnigliche mit ſeinem Arm umſchloß.

Gar minniglich zu koſen begann er da im Bette,
Wenn nur die edle Frau ihn zugelaſſen hätte.
Doch zürnte ſie ihm ſehr, und ihn betrübte das;
Er wollte Luſt dort finden, und fand doch nichts als Haß.

Da ſprach ſie: „Edler Ritter, das laßt euch nur vergehn!
Wonach euch hier gelüſtet, das kann noch nicht geſchehn;
Denn ich will Jungfrau bleiben, bis ich gehört erſt mehr
Von Sigfried und Chriemhilden.“ Das kränkte Gunther ſehr.

Nach ihrer Minne ringend, zerriß er ihr das Kleid.
Da griff nach einem Gürtel die Hand der ſtarken Maid,
Der war von ſtarken Borten, am Leibe ſie ihn trug;
Damit that ſie dem König des Leides ſchier genug.

Denn ſeine Füß' und Hände ſie ihm zuſammenband,
Trug ihn zu einem Nagel, und hing ihn an die Wand,
Daß ihren Schlaf nicht ſtörte des Königs Liebesnoth;
Er fand von ihrer Kraft beinahe dort den Tod.

Da fing er an zu flehen, und ließ den Herrſcherſinn:
„O löſet meine Bande, vieledle Königin.
Getrau' ich mir doch nicht, euch jemals zu beſiegen,
Und will gewiß recht ſelten ſo nahe bei euch liegen."

Doch um ihn unbekümmert, ſie ſanft im Bette lag;
Er mußte hängen bleiben die Nacht durch bis zum Tag,
Bis ſchon der lichte Morgen ſah durch das Fenſterlein.
Des Königs Kräfte wurden allmälig ſchwach und klein.

„Nun ſaget mir, Herr Gunther, nicht wahr, es thät' euch leid,
Wenn eure Kämm'rer euch — ſo ſprach die ſchöne Maid —
Gebunden fänden hier von einer Frauen Hand?"
Da ſprach der edle Ritter: „Ja, würde das bekannt,

So hätt' ich wenig Ehre, und ihr Nachtheil zugleich.
Um eurer Tugend willen laßt drum mich gehn zu euch,
Und iſt euch meine Minne zuwider ſo und leid,
Soll meine Hand nie wieder berühren euer Kleid."

Sie löſte nun die Bande, da legte der Befreite
Sich wieder in das Bett an Brunehildens Seite;
Doch legt' er ſich ſo fern, daß er ihr ſchönes Kleid
Höchſt ſelten nur berührte; ſo wollt' es auch die Maid.

Nun kam ihr Hofgeſinde mit manchem neuen Kleid,
Es waren deren viele am Morgen da bereit;
Wie freundlich man ſich zeigte, blieb kummervoll genug
Der Herr, der in dem Lande die Königskrone trug.

Nach alter guter Sitte, die ringsum galt im Land,
Begab ſich König Gunther, Brunhilden an der Hand,
Nun in den Münſter hin, wo man die Meſſe ſang;
Und als auch Siegfried kam, viel Volk zuſammendrang.

Zu königlicher Ehre lag alles ſchon bereit,
Was ſie dort irgend brauchten, die Krone, wie das Kleid.
Nun wurden ſie geweihet, und als das war geſchehn,
Sah man ſie alle vier mit Kronen herrlich ſtehn.

Viel Knaben, an ſechshundert, ja wohl vielleicht noch mehr,
Empfingen dort das Schwert dem Könige zu Ehr'.
Viel Jubel da erhob ſich in der Burgunden Land,
Man hörte Speere klingen dort in der Degen Hand.

Da ſaßen vor den Fenſtern die ſchönen Mägdelein,
Sie ſahen glänzend leuchten ſo manches Schildes Schein.
Da hatte ſich der König getrennt von ſeinen Mannen,
Und traurig ſtand er da, was ſie auch dort begannen.

Dagegen war es Siegfried viel fröhlicher zu Muth.
Wohl wußt' er, was ihm fehlte, der edle Ritter gut.
Er ging zum König hin und freundlich fragt' er dann:
„Wie iſt's euch dieſe Nacht gelungen? Saget an!"

Da ſprach der Wirth zum Gaſte: „Ich habe Spott und Schaden,
Den Teufel hab' ich ſelber mir in das Haus geladen.
Als ich ſie minnen wollte, geſchah's, daß ſie mich band,
Und dann an einen Nagel mich aufhing an der Wand.

Da hing ich nun in Aengſten die Nacht durch bis zum Tag,
Eh' ſie mich wieder losband, die ſanft im Bette lag.
Das ſag' ich im Vertraun, daß ihr verſchwiegen ſeid."
Da ſprach der ſtarke Siegfried: „Das thut mir wahrlich leid.

Doch ſollſt du — läſſeſt du es ohne Neid geſchehn —
Sie heute Nacht ſo nahe bei dir liegen ſehn,
Daß ſie alsdann nicht länger dir ſäumt mit ihrer Minne."
Dies Wort, nach ſeiner Pein, war ganz nach Gunthers Sinne.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Auch dir geht es noch gut!
Es war heut Nacht uns beiden ſehr ungleich wohl zu Muth.
Chriemhild iſt, deine Schweſter, mir lieber als mein Leib;
So wird das Fräulein Brunhild noch heute Nacht dein Weib.

Heut Abend ſtell' ich mich in eurem Kämmerlein
Verborgen durch mein Nebelkäppchen bei euch ein,
Daß meine ſchlaue Liſt ſich Niemand ſoll verſehn;
Ihr heißt die Kämmerer ſodann zu Bette gehn.

Ich löſche nun den Knaben die Lichter in der Hand,
Daß ich darin nun bin, wird dir dadurch bekannt.
Ich diene dir gar gern, und ich will ſelbſt mein Leben
Verlieren, ſollte ſie ſich nicht heut Nacht ergeben."

„Dafern du," ſprach der König, „nicht etwa ſelbſt willſt minnen
Mein liebes Weib, ſo magſt du dort mit ihr beginnen,
Was du nur irgend willſt; nähmſt du das Leben ihr,
Verſchmerz' ich's auch; denn ſie iſt furchtbar, ſag' ich dir."

„Bei meiner Treu',“ ſprach Sigfried, „du kannſt verſichert ſein,
Daß ich ſie nimmer minne; die ſchöne Schweſter dein
Die iſt mir lieb vor allen, die ich noch jemals ſah.“
Es glaubte König Gunther den Worten Sigfrieds da.

Bei aller Kurzweil' gab's indeſſen Freud' und Noth,
Bis man nun alles Lärmen und Tummeln ſtreng verbot.
Als nun die Frauen wollten zurückgehn in den Saal,
Da trieb die Dienerſchaft zurück des Volkes Zahl.

Auch räumte man den Hof von Roſſen und von Leuten;
Und von den beiden Fraun ließ jede ſich begleiten
Durch einen Biſchof; ſo ging's fort zur Tafel dann,
Und ihnen folgte noch manch wackrer Rittersmann.

Der König überließ ſich frohem Hoffnungswahn,
Was Sigfried ihm verſprochen, wohl dacht' er ſtets daran.
Ihm war's, als ob der Tag wohl dreißig Tage währte,
Weil ſeiner Frauen Minne der König längſt begehrte.

Er konnte kaum erwarten, bis man von Tiſche ging:
Der ſchönen Brunehild gab man da einen Wink
Und auch Chriemhilden nun in ihr Gemach zu gehn.
Was ſah man da für Degen in ihrer Nähe ſtehn!

Als nun ſo minniglich der Herre Sigfried ſaß
Bei ſeinem ſchönen Weibe, mit Freuden, ohne Haß,
Sie ſeine Hände drückte mit ihrer weißen Hand,
Geſchah's, daß er, ſie wußte nicht wie, vor ihr verſchwand.

Da ſie mit ihm geſpielet und ihn nur nicht mehr ſah,
Zu ihrem Hofgeſinde die Königin ſprach da:
„Es nimmt mich mächtig Wunder, wo Sigfried hingekommen;
Wer hat denn ſeine Hände aus meinen jetzt genommen?“

Sie ſchwieg. Inzwiſchen eilte nun Sigfried hinzugehn,
Wo er die Kämmerer ſah mit den Lichtern ſtehn,
Die er ſogleich verlöſchte den Knaben in der Hand;
Daß Sigfried da ſei, hatte Gunther daran erkannt.

Wohl wiſſend, was der wollte, hieß er von dannen gehn
Die Mädchen und die Frauen, und als das war geſchehn,
Verſchloß der reiche König ſo ſchnell, als hätt' er Flügel,
Die Thür, und ſchob dann noch davor zwei ſtarke Riegel.

Als er das Licht verborgen hinter des Bettes Pfühl,
Begann nun ohne Säumen im Dunkeln dort ein Spiel
Sigfried, der Starke, mit der wunderſchönen Maid;
Das war dem König Gunther nun lieb und doch auch leid.

Es legte Sigfried ſich zu ihr in's Bett hinein.
Sie ſagte: „Laßt das, Gunther, wollt ihr nicht neue Pein
Erdulden, der ihr doch kaum erſt entgangen ſeid.“
Drum that nachher die Jungfrau Sigfrieden manches Leid.

Verhehlend ſeine Stimme, ſprach er kein Wörtchen da,
Und Gunther hörte wohl, obſchon er ihn nicht ſah,
Daß von geheimen Dingen noch nichts geſchah zur Zeit,
Sie hatten in dem Bette nicht viel Gemächlichkeit.

Er ſtellte ſich, als wär' er Gunther, ihr Ehgenoß.
Als er mit ſeinen Armen die ſchöne Maid umſchloß,
Warf ſie ihn aus dem Bette auf eine nahe Bank,
Daß laut an einem Schemel ſein Haupt davon erklang.

Doch ſprang mit neuen Kräften empor der kühne Mann
Es beſſer zu verſuchen; doch als er nun begann
Die Schöne zu bezwingen, da ging's noch toller her:
So ſetzten, glaub' ich, Frauen ſich niemals noch zur Wehr.

Da er nicht abſtehn wollte, rief ſie: „Fürwahr, das heißt
Sehr ungeſtüm, daß ihr mein weißes Hemd zerreißt.
Ihr ſollt dafür mir büßen, gebt Acht, es thut euch leid;
Bald ſollt ihr das erfahren!" So ſprach die wackre Maid.

In ihre Arme ſchloß ſie nun den tapfern Degen,
Um ihn, wie König Gunther, gebunden hinzulegen,
Daß ſie Gemächlichkeit und Ruh' im Bette fand.
Sie rächt' ſich ſehr, daß er berühret ihr Gewand.

Was half ihm nun die Stärke, was ſeine große Kraft?
Sie zeigte da dem Degen des Leibes Meiſterſchaft;
Sie packt' ihn mit Gewalt, als müßt' es nur ſo ſein,
Und drückt alsdann ihn zwiſchen die Wand und einen Schrein.

Der Recke dacht': O wehe! ſo ſoll ich meinen Leib
Durch eine Maid verlieren? Dann zeigt wohl jedes Weib
Hinfort noch übermüth'ger ſich gegen ihren Mann,
Die außerdem es ſonſt vielleicht wohl nie gethan.

Der König hört' es wohl, angſt war's ihm um den Mann;
Sehr ſchämte da ſich Sigfried, zu zürnen er begann,
Und mit gewalt'gen Kräften, gar ungeſtüm und wild,
Verſucht' er zu bezwingen die ſtarke Brunehild.

Dem König währt' es lange, eh' er ſie da bezwang,
Sie drückt' ihm ſeine Hände, daß aus den Nägeln ſprang
Das Blut durch ihre Kräfte. Das war dem Helden leid;
Doch mußt' ihm unterliegen zuletzt die ſtarke Maid.

Den widerſpenſt'gen Willen, den brach er endlich da.
Der König hörte alles, obſchon er ihn nicht ſah.
Er drückte ſie auf's Bette, ſie hub zu ſchreien an;
Es hatte Siegfrieds Kraft ihr gar ſehr weh gethan.

Da griff ſie nach der Seite, wo ſie den Gürtel fand,
Und wollt' ihn damit binden, doch wehrt' es ſeine Hand,
Daß ihr die Glieder krachten, dazu ihr ganzer Leib;
Da war der Streit geſchlichtet, ſie ward nun Gunthers Weib.

Sie ſprach: „Vieledler König, laß mir das Leben nur!
Es läßt ſich leicht vergüten, was dir hier widerfuhr.
Ich will dir nicht verweigern hinfort der Minne Lohn;
Denn du kannſt Meiſter werden der Frau'n, das merk' ich ſchon."

Sigfried ſtand auf, doch ließ er liegen noch die Maid,
Gleichſam als ſei er willens, dort auszuziehn ſein Kleid.
Er zog vom Finger ihr ein goldnes Ringlein da;
Die edle Königin merkte jedoch nicht, wie's geſchah.

Auch nahm er ihren Gürtel, mit einer Borte gut —
Ich weiß nicht, ob er's that aus bloßem Uebermuth —
Den gab er seinem Weibe; das that nachher ihm leid.
Es lag nun König Gunther dort bei der schönen Maid.

Er pflog bei ihr der Minne, und zwar von ganzem Herzen,
Sie mußte nun den Zorn und ihre Scham verschmerzen.
Von seinen Heimlichkeiten ward sie ein wenig bleich;
Wie ward durch seine Minne die harte Kraft so weich!

Sie ward nun auch nicht stärker, als wie ein andres Weib,
Da er vertraulich kos'te mit ihrem schönen Leib.
Ob sie sich auch noch sträubte, was konnt' es helfen dann?
Mit seiner Minne hatte ihr Gunther das gethan.

Wie so recht minniglich sie nun da bei ihm lag
Mit inniglicher Liebe bis an den hellen Tag!
Inzwischen war Herr Sigfried schon wieder fortgegangen;
Von seiner schönen Frau ward er gar wohl empfangen.

Er widerstand den Fragen, die sie sich ausgedacht,
Und er verbarg gar lange, was er ihr mitgebracht.
Erst als in seinem Lande ihr Haupt die Krone trug,
Da gab er, was er sollte, und gab ihr traun genug.

Am Morgen war dem Wirthe viel besser nun zu Muth
Als am vergangnen Tage; das machte frohes Blut
In seinem ganzen Lande, und manchem edlen Mann,
Der dort zu Hof geladen, ward Liebes angethan.

Die Hochzeitfeier währte wohl vierzehn Tage lang,
Und in der ganzen Zeit der muntre Schall erklang
Von Freuden aller Art, worin man ſich erging.
Es waren auch die Koſten des Königs nicht gering.

Denn ſeine Anverwandten, wie er es ſelbſt gewollt,
Die ſchenkten ihm zu Ehren Kleider und rothes Gold,
Und Roſſ' und vieles Silber an manchen fremden Mann;
Die eine Gabe heiſchten, die ſchieden fröhlich dann.

Der Herre Sigfried auch, der Held aus Niederland,
Und ſeine tauſend Mannen verſchenkten ihr Gewand;
Was ſie nur mitgebracht, ward alles hingegeben,
Auch ihre Roſſ' und Sättel. Sie konnten herrlich leben.

Als man die reichen Gaben ſo rings umher verſtreut,
Ward manchem bis zur Heimkehr ein wenig lang die Zeit;
Nie mochte man wohl Gäſte in reicherm Maß verpflegen.
So endete die Hochzeit Gunthers, des kühnen Degen.

11. Wie Sigfried mit ſeinem Weibe heimkehrte.

Als insgeſammt die Gäſte nun fortgezogen ſchon,
Da ſprach zu ſeinen Dienern des König Sigmund Sohn:
„Wir wollen auch uns rüſten zur Heimkehr in mein Land.“
Lieb war das ſeinem Weibe, als es ihr ward bekannt.

Sie ſprach zu ihrem Manne: „So reiſen wir, doch wann?
Du magſt es wohl erwägen, daß ich erſt reiſen kann,
Wenn ich mit meinen Brüdern zuvor getheilt das Land.“
Das war Sigfrieden leid, als ihm das ward bekannt.

Da kamen die drei Fürſten, und ſprachen alle drei:
„Seid überzeugt, Herr Sigfried, daß wir mit Lieb' und Treu'
Zu dienen euch bereit ſind für immer bis zum Tod.“
Er neigte ſich, da man ſo hold ihm Dienſte bot.

„Wir wollen mit euch theilen,“ ſprach Giſelher, das Kind,
„Das Land und alle Burgen, die unſer eigen ſind,
Und was von weiten Reichen uns irgend unterthan,
Ihr mit Chriemhilden habt ein gutes Theil daran.“

Als er den guten Willen der Herren hört' und ſah,
Sprach König Sigmunds Sohn nun zu den Fürſten da:
„Gott laſſ' euch euer Erbe hinfort geſegnet ſein,
Und auch die Leute drin! Ich mit der Frauten mein,

Wir können füglich wohl entbehren eure Gabe.
Sie ſoll die Krone tragen, wenn ich das Leben habe,
Und muß viel reicher werden, als Jemand weit und breit.
Was ihr noch ſonſt gebietet, ich bin dazu bereit.“

Da ſprach Frau Chriemehild: „Ihr wollt das Erb' entbehren?
Als ob Burgunder-Degen ſo verächtlich wären,
Daß nicht ein König gern ſie heimführt' in ſein Land?
Drum ſoll ſie mit mir theilen der lieben Brüder Hand.“

Da ſprach der Herre Gernot: „Nimm, wen du willſt, mit dir,
Die gerne mit dir reiten, du findeſt viele hier;
Von dreißig hundert Recken erhältſt du tauſend Mann
Zu deinem Hausgeſinde.“ Da ſchickte Chriemhild dann

Zu Hagen von Troneg und auch zu Ortewein,
Ob ſie und die Verwandten wohl wollten bei ihr ſein?
Darob ward Hagen zornig, wie nie in ſeinem Leben;
Er ſprach: „Es hat uns Gunther an Niemand zu vergeben!

Das übrige Geſinde begleit' euch auf der Fahrt.
Ihr kennt doch die Troneger und ihre Sitt' und Art.
Wir müſſen bei den Fürſten am Hof den Dienſt verſehn,
Und ihnen ferner dienen, wie es bisher geſchehn.“

So blieb es, und ſie ſchickten ſich nun zur Abfahrt an.
Frau Chriemhild nahm mit ſich ihr Hofgeſinde dann,
An zwei und dreißig Mädchen, dazu fünfhundert Mannen;
Mit ihnen ging Graf Eckwart, der führte ſie von dannen.

Urlaub nun nahmen alle, der Ritter wie der Knecht,
Die Frauen und die Mädchen, ſo war es Sitt' und Recht.
Sie ſchieden unter Küſſen und manchem Druck der Hand,
Und fröhlich räumten ſie dann König Gunthers Land.

Von den Verwandten wurden ſie nun in großer Zahl
Begleitet und ſie hielten Nachtlager überall,
Wo ſie gar gern verweilten, in jedes Königs Land.
Bald wurden nun auch Boten zu Sigismund geſandt,

amit er wiſſen ſollte und auch Frau Sigelind,
aß kommen würd' ihr Sohn, mit ihm Frau Ute's Kind,
hriemhild, die ſchöne Maid, aus Worms an dem Rhein.
ichts konnte wohl willkommner, als dieſe Kunde ſein.

O wohl mir," ſagte Sigmund, „daß ich erlebt den Tag,
o ich die ſchöne Chriemhild gekrönt noch ſchauen mag!
och werther und noch theurer wird mir das Erbe mein;
ein Sohn, der edle Sigfried, ſoll ſelbſt nun König ſein."

a gab die edle Siglind, erfreut ob ihrem Sohn,
iel rothen Sammt und Silber und Gold als Botenlohn.
ie freute ſich der Kunde, und kleidete die Schaar
es Hofgeſindes dann, wie es geziemend war.

Man ſagte, wer noch komme mit ihnen in das Land;
Dort Sitze zu errichten, war man gleich bei der Hand.
Gekrönt ſollt' er dort werden; da ritten ihm entgegen
Des Königs Sigmund Mannen und viele tapfre Degen.

Ob irgend Jemand wohl in König Sigmunds Land
Noch beſſer ward empfangen, das iſt mir unbekannt.
Die ſchöne Sigelind ritt Chriemhild da entgegen,
Mit vielen ſchönen Frau'n und manchem kühnen Degen,

Wohl eine Tagereiſe, bis man die Gäſte ſah;
Doch Freund' und Fremde litten viel Ungemach allda,
Bis endlich einer Burg ſich näherte die Schaar,
Mit Namen Santen, wo nachher die Krönung war.

Mit lachendem Munde küßten Sigmund und Sigelind
Voll Liebe nun Chriemhilden, der Ute ſchönes Kind,
Sigfrieden auch; ihr Leid war ihnen nun genommen;
Auch ihre Dienerſchaft war ihnen hoch willkommen.

Als man ſich mit den Gäſten nach Sigmunds Saal begab,
Hob man die ſchönen Jungfraun von ihrem Roß herab;
Es war auch mancher Mann dort in der Fremden Kreis,
Der ſchönen Frauen diente mit emſiglichem Fleiß.

Sie ſaßen da in Ehren, und hatten traun genug;
Und was ihr Hofgeſinde für goldne Kleider trug!
Viel Edelſtein' und Perlen ſah man gewirkt darin:
So reich verſah ſie Siglind, die edle Königin.

Da ſprach zu ſeinen Freunden der König Sigismund:
„Sigfrieds Verwandten allen thu' ich ſofort hier kund,
Daß er vor dieſen Recken ſoll meine Krone tragen.“
Die von dem Niederland, die hörten gern das ſagen.

Er gab ihm ſeine Rechte, und Kron' und alles Land;
So war er Aller Herr, nach ſeinem hohen Stand,
Und wenn er zu Gericht ſaß, geſchah es wohl, daß dann
Gar ſehr gefürchtet ward der ſchönen Chriemhild Mann.

In großen Ehren lebt' und herrſcht' er nun fürwahr
Als Richter und als König bis in das zehnte Jahr,
Wo nun die ſchöne Chriemhild ihm einen Sohn gebar,
Was ſeinen Anverwandten ſo ganz nach Wunſche war.

Den taufte man alsbald; nach seinem Oheim nannte
Man Gunther ihn; es machte der Nam' ihm keine Schande,
Gerieth er nach dem Vaterm, ging's wohl ihm immerdar;
Sorgsam ward er erzogen, wie es geziemend war.

Als zu derselben Zeit nun starb Frau Sigelind,
Bekam die volle Herrschaft der schönen Ute Kind,
Wie sie der reichen Frau auch ziemte wohl gewiß.
Viel' klagten da, daß jene der Tod so früh entriß.

Es hatt' auch dort am Ufer des Rheins, wie wir vernommen,
Der edle König Gunther nun einen Sohn bekommen
Von Brunehild der Schönen, in der Burgunden Land;
Dem Helden nun zu Liebe ward er Sigfried genannt.

Das Land der Nibelungen war Sigfried unterthan,
Und unter seinen Freunden gab's keinen reichern Mann.
Sein waren Schilbungs Recken und beider Brüder Gut,
Und das erhöhte wohl des kühnen Mannes Muth.

Den allergrößten Schatz, den je ein Held gewann,
Besaß in reichem Maße nunmehr der kühne Mann,
Vor einem Berge hatt' ihn erstritten seine Hand.
Er warf da manchen Ritter getödtet in den Sand.

Sein Wunsch stand ihm nach Ehre, und wär' das nicht geschehn,
So mußte man dem Edlen doch wahrlich zugestehn,
Daß er der beste war zu Roß und im Gefecht;
Der Stärke wegen ward er gefürchtet, und mit Recht.

12. Wie Gunther Sigfrieden zu einem Hoffeste lud.

Indeſſen dachte Brunhild, des König Gunthers Weib:
Wie trägt ſo übermüthig Frau Chriemhild ihren Leib!
Uns unterthan und eigen iſt doch Sigfried, ihr Mann;
Er hat uns aber lange nur wenig Dienſt gethan.

Das trug ſie in dem Herzen, verſchwiegen jederzeit;
Daß jene fremd ihr waren, das that ihr herzlich leid.
Sie hätte gern erfahren, wie es gekommen wär',
Daß man ihr gar nicht diente von Sigfrieds Landen her.

Sie bracht' es an den König, ob es wohl könnt' geſchehn,
Daß ſie noch einmal möchte Chriemhilden wieder ſehn,
Und ſie vertraut' ihm heimlich, was ſie im Herzen trug.
Dem Herren Gunther däuchte die Rede nicht gar klug.

Da ſprach der reiche König: „Sie herzubringen hier
In unſer Land, das ſcheint fürwahr unmöglich mir.
Sie wohnen uns zu fern, daß ich's gebieten kann."
Ihm Antwort gab Frau Brunhild in ſchlauer Weiſe dann:

„Wie reich er immer wäre, kein Dienſtmann weit und breit
Darf je ſich deſſen weigern, was ihm ſein Herr gebeut."
Er lachte bei den Worten, die ſie geſprochen da;
Nie huldigte er Sigfried, ſo oft er ihn auch ſah.

Sie ſprach: „Hilf, lieber Herr, um meinetwillen mir,
Daß ſie bald zu uns kommen in unſre Lande hier,
Sigfried und deine Schweſter; ſie möcht' ich wiederſehn;
Fürwahr, es könnte mir nichts Lieberes geſchehn.

Denk' ich an deiner Schweſter ehrbare Züchtigkeit,
So thut mir's immer wohl! Da denk' ich an die Zeit,
Wo wir zuſammenſaßen, als ich noch nicht dein Weib;
Sie mag mit Ehren minnen des kühnen Sigfrieds Leib."

Noch lang bat ſie den König. Er ſprach: „Du weißt es ja,
Daß ich noch niemals Gäſte ſo gerne bei mir ſah,
Als wenn du mich drum bateſt. Wohlan, ſo mag es ſein!
Ich will ſie beide laden durch Boten her zum Rhein."

Da ſprach die Königin: „So mögt ihr mir auch ſagen,
Wenn ihr hinſenden wollt; und zwar in welchen Tagen
Zu uns die lieben Freunde wohl kommen in das Land.
So ſagt mir, wenn ihr ſendet, und macht mir das bekannt."

„Das thu' ich," ſprach der König, „und dreißig meiner Mannen
Laſſ' ich hinreiten gleich und ſende ſie von dannen."
Sie kamen und er ſchickte ſie nun in Sigfrieds Land;
Brunhild gab ihnen noch manch herrliches Gewand.

„Euch Recken," ſagte Gunther, „ſei hiemit aufgetragen,
Ohn' Aufſchub einen holden Gruß von mir zu ſagen
Dem ſtarken Sigfried und der lieben Schweſter mein;
Niemand kann ihnen mehr als ich gewogen ſein.

Und beide ſollt ihr bitten, zu kommen an den Rhein;
Wir wollen ihnen ſtets dafür zu Dienſten ſein.
Vor dieſer Sonnenwende ſoll hier in unſerm Kreiſe
Sigfried ſich ſehr geehrt ſehn auf mannigfache Weiſe.

Dann ſollt ihr aber auch zu König Sigmund gehn,
Ihm melden, daß wir alle ihm ſtets zu Dienſten ſtehn;
Auch meine Schweſter möge zu ihren Freunden reiten;
Kein beſſ'res Hofgelag war hier ſeit langen Zeiten."

Brunhild und Ut' und was man da für Frauen fand,
Entboten ihre Grüſſe gar hold in Siafrieds Land
An minnigliche Frauen und manche kühne Mannen.
Die Boten gingen nun nach Gunthers Wunſch von dannen.

Sie waren reiſefertig, denn Pferd' und auch Gewand
Das hatten ſie bekommen. So räumten ſie das Land.
So ritten ſie von dannen, es zog ſie ihre Fahrt;
Sie waren durch des Königs Geleit gar wohl verwahrt.

Sie kamen nach drei Wochen geritten in das Land
Zur Nibelungenburg, wohin man ſie geſandt,
Und in der Mark Norwegen da fanden ſie den Degen;
Und Roſſ' und Leute waren müd' von den langen Wegen.

Sigfried und Chriemhild, beiden ward eilig hinterbracht,
Daß Ritter angekommen, und zwar in ſolcher Tracht,
Wie man bei dem Burgunden ſie wohl geſehen hätte.
Da ſprang Chriemhild ſchnell auf von ihrem Ruhebette,

Und hieß ſchnell eine Magd an's Fenſter hinzugehn.
Die ſah nun auf dem Hofe den kühnen Gere ſtehn
Sammt allen den Geſellen, die man zu ihr ſo weit
Geſendet, um zu mindern ihr tiefes Herzeleid.

Da ſprach ſie zu dem König: „Seht ihr ſie wohl da ſtehn,
Die mit dem ſtarken Gere dort auf dem Hofe gehn?
Mein Bruder Gunther ſendet ſie zu uns her vom Rhein.“
„Sie ſollen,“ ſagte Sigfried, „uns hier willkommen ſein!“

Und alles Hofgeſinde lief hin, wo man ſie ſah,
Und jeder ſprach mit ihnen beſonders freundlich da,
Und zeigte ſeine Freude, ſo gut er konnte, ſo.
Doch war vor Allen Sigfried ob ihrer Ankunft froh.

Als nun der kühne Gere mit ſeiner Mannen Schaar,
Zuſammt den Roſſen allen gar wohl beherbergt war,
Da gingen ſie zu Sigfried, der bei Chriemhilden ſaß;
Sie durften gehn nach Hofe, ſo war erlaubt auch das.

Der Wirth mit ſeinem Weibe war auch gleich bei der Hand,
Um Gere zu empfangen aus der Burgunden Land,
Nebſt ſeinen Heergeſellen, und bot dem reichen Mann
Mit vieler Höflichkeit gleich einen Seſſel an.

„Erlaubt, eh' wir uns ſetzen, uns unſre Botſchaft gleich,
Und laßt uns müde Gäſte ſo lange ſtehn vor euch,
Bis wir zuvor verkündet, weshalb wir euch genaht,
Was Gunther und was Brunhild euch zu verkünden hat;

Und auch was eure Mutter, Frau Ute, euch entbot
Und Giselher der Junge, so wie Herr Gerenot
Und eure Anverwandten; die haben uns gesandt,
Euch ihren Dienst zu bieten aus der Burgunden Land."

„Lohn' ihnen Gott!" sprach Sigfried, „denn ihnen trau' ich wohl
Viel Lieb' und Gutes zu, wie man bei Freunden soll;
So thut auch ihre Schwester. Nun mögt ihr uns verkünden,
Ob unsre lieben Freunde daheim sich wohlbefinden?

Ward ihnen, seit wir schieden, auch etwa Leids gethan
Von irgend Jemand dort? Laßt's hören mich! Sagt an!
Ich werd' es ihnen immer getreulich helfen tragen,
Bis ihre Feinde sich ob meinem Dienst beklagen."

Da sprach der Markgraf Gere, der Recke kühn und gut:
„Sie sind in aller Tugend recht frisch und hochgemuth;
Sie laden euch zum Rheine zu einem hohen Feste,
Und säh'n unstreitig euch sehr gerne dort als Gäste.

Sie bitten meine Herrin, sie möge mit euch kommen,
Sobald der rauhe Winter ein Ende nun genommen;
Vor dieser Sonnenwende noch möchten sie euch sehn."
Da sprach der starke Sigfried: „Das kann wohl nicht geschehn!"

Da sagte zu ihm Gere aus der Burgunden Land:
„Frau Ute, eure Mutter, hat euch gar sehr gemahnt,
So Gernot auch und Gis'ler, es doch nicht abzuschlagen:
Daß ihr so ferne weilet, hör' ich sie täglich klagen.

Brunhilde, meine Herrin, und ihre Mägdelein
Die freuen ſich darauf, euch wieder nah zu ſein,
Und euch bei ſich zu ſehen, giebt ihnen frohen Muth."
Die Kunde däuchte nun der ſchönen Chriemhild gut.

Gere war ihr Anverwandter, den ſie ſich ſetzen hieß;
Den Gäſten einzuſchenken man auch nicht unterließ.
Nun war auch Sigmund kommen; als er den Boten ſah,
Gar freundlich ſprach der Herre zu den Burgunden da:

„Seid mir willkommen, Recken, willkommen jeder Mann!
Seitdem Sigfried, mein Sohn, zum Weibe ſich gewann
Chriemhilden, hätte man euch öfter ſehen ſollen
Bei uns, dafern ihr Freundſchaft hättet halten wollen."

Sie ſprachen, wenn er's wünſchte, ſo würden ſie gern kommen.
Die Müdigkeit war ihnen vor Freude nun benommen,
Als man die Speiſen auftrug, ſie ſich zu ſetzen hieß
Und Sigfried es den Gäſten an nichts ermangeln ließ.

Sie mußten dort verweilen beinah neun volle Tage,
Doch da erhub ſich endlich der muth'gen Ritter Klage,
Daß man ſie nicht ließ wieder heimreiten in ihr Land;
Zu ſeinen Freunden hatte Sigfried indeß geſandt.

Mit ihnen nun berieth er die Reiſe nach dem Rhein.
Er ſprach: „Es ladet mich dahin Freund Gunther ein,
Nebſt ſeinen Anverwandten; nun käm' ich zwar ſehr gern
Zu jenem frohen Feſte, doch liegt ſein Land zu fern.

Sie bitten auch Chriemhilden, wie mich, in gleicher Weiſe.
Nun ſagt mir, liebe Freunde, was denkt ihr von der Reiſe?
Sollt' ich wallfahrten auch durch dreißig Länder fern,
Es dient doch Sigfrieds Hand ſtets ihren Herren gern."

Da ſprachen ſeine Recken: „Habt ihr zur Reiſe Muth,
So rathen wir euch treulich, wie ihr am beſten thut.
Ihr müßt mit tauſend Recken hinreiten an den Rhein,
Auf daß ihr mögt mit Ehren bei den Burgunden ſein."

Da ſprach aus Niederland der Herre Sigiemund:
„Wollt ihr zum Hofgelage, ſo thut es mir nur kund,
Und wenn ihr's nicht verſchmähet, ſo will ich mit euch reiten,
Mit hundert Degen will ich eure Schaar begleiten."

„Wollt ihr, mein lieber Vater, mit bei der Reiſe ſein,"
Sprach da der kühne Sigfried, „ſo ſoll mich's hoch erfreun.
Gut! Innerhalb zwölf Tagen, räum' ich mein Haus und Land."
Man gab, wer es begehrte, nun Roſſe und Gewand.

Als nun der edle König zur Reiſe ſich entſchloſſen,
Ließ man die Boten wieder heimziehn auf ihren Roſſen
Und den Verwandten melden da drüben an dem Rhein,
Man ſtelle zu dem Feſte ſich mit Vergnügen ein.

Sigfried und Chriemhild ſchenkten, wie wir es hörten ſagen,
So viel, daß es die Roſſe vermochten kaum zu tragen
Zur fernen Heimath hin; er war ein reicher Mann.
Man trieb die ſtarken Roſſe nun friſch und fröhlich an.

Das Volk bekleidete Sigfried und Sigmund neu,
Und auch Graf Gckewart war alsobald dabei,
Frauenkleider auszusuchen, die besten, die man fand,
Die aufzutreiben waren in König Sigfrieds Land.

Viel Sättel zu der Reise und auch viel Schilder breit,
Die hielt man für die Ritter und für die Frauen bereit,
Gab allen, was sie wollten, so daß es ihnen fast
An nichts gebrach. So kam dort an manch hoher Gast.

Die Boten zogen schnell zur Heimath auf den Wegen.
Da kam auch nach Burgund Gere, der kühne Degen,
Und ward sehr wohl empfangen. Sie sprangen allzumal
Herab von ihren Rossen vor König Gunthers Saal.

Da ging nun Jung und Alt, wie es geschehen mag,
Was Neues zu erfahren. Der gute Ritter sprach:
„Seid nur, wenn ich dem König erzähle, bei der Hand!"
Er ging mit den Gefährten hin, wo er Gunther fand.

Der König hocherfreut von seinem Sessel sprang;
Daß sie so bald gekommen, dafür ward ihnen Dank,
Auch von der schönen Brunhild, und Gunther sprach nun da:
„Wie geht's Sigfried, von dem viel Liebes mir geschah?"

Da sprach der kühne Gere und ward vor Freuden roth:
„So hold, wie eure Schwester und er euch Gruß entbot,
So treue Freundschaft zeigte noch nie ein andrer Mann,
Wie er, nebst seinem Vater, Herr Sigfried euch gethan."

Da ſprach zu Markgraf Gere des edlen Königs Weib:
„Nun ſagt mir, kommt auch Chriemhild? Behielt ihr ſchöner Leib
Die jungfräuliche Zucht, die ſie gewohnt zu hegen?“
„Ja, ſie kommt ſicherlich!“ ſprach Gere drauf, der Degen.

Die Boten mußten nun auch zu Frau Uten gehn.
Aus ihrer Frag': Iſt Chriemhild geſund? ließ ſich erſehn,
Daß ſie die gute Antwort gar freudiglich vernommen,
Als man ihr meldete, ſie würde bald nun kommen.

Auch wurde nicht verſchwiegen, was irgend ihnen hold
Sigfried am Hofe gab; die Kleider und das Gold
Das alles ließ man ſchauen den Mannen frank und frei,
Und Sigfrieds Milde pries man mit vielem Dank dabei.

„Er mag wohl,“ ſagte Hagen, „mit vollen Händen geben,
Er könnt' es nicht verſchwenden, und ſollt' er ewig leben;
Den Schatz der Nibelungen hat er ja in der Hand.
Ei, käm' er doch nur wieder in der Burgunden Land!“

So freute ſich wohl noch das Hofgeſinde nie,
Als da es hieß, ſie kämen. Nun ſah man ſpät und früh
Geſchäftig rings und thätig dort dreier Kön'ge Mannen,
Als ſie die Sitze zu errichten nun begannen.

Sowohl Hunolt, der Kühne, als auch Sindolt der Degen,
Die waren dort nicht müßig, und mußten ſich ſtets regen
Als Truchſeß und als Schenken. Da half auch manche Bank
Herr Ortewein errichten. Das wußte Gunther Dank.

Rumolt, der Küchenmeiſter, der war da auch bereit
Mit ſeinen Untergeb'nen; er ſtellte Keſſel weit
Und Töpfe hin und Pfannen, ſo viel man deren fand,
Daß Speiſe fanden alle, die kämen in das Land.

13. Wie ſie zum Hofgelage fuhren.

Wir laſſen vor der Hand ihr Thun und Treiben ſein,
Und ſagen, wie Frau Ghriemhild und ihre Mägdelein
Nun fuhren hin zum Rhein vom Nibelungenland:
Es trugen nie noch Roſſe ſo herrliches Gewand.

Viel Reiſekoffer ſchickte man beiher auf den Wegen.
Mit ſeinen Freunden ritt da Sigfried nun der Degen,
Und auch die Königin; ſie waren hoch erfreut,
Doch ihre Freude ward verwandelt bald in Leid.

Sie ließen in der Heimath Sigfriedens Kindelein,
Das ihm Ghriemhild geboren; das mußte wohl ſo ſein.
Doch brachte jene Reiſe dem Kinde viel Beſchwer,
Den Vater und die Mutter ſah es ſeitdem nie mehr.

Herr Sigmund auch gehörte zur Zahl der Reiſegäſte;
Hätt' er genau gewußt, wie es bei jenem Feſte
Ergehen würd', er hätt' es nimmer wohl geſehn.
Von lieben Freunden konnt' ihm kein größer Leid geſchehn.

Man sandte Boten ihnen voraus auf allen Wegen.
Da ritten ihnen nun in lust'ger Schaar entgegen
Von Ute's Freunden viele, so auch aus Gunthers Heer.
Der Wirth wies seinen Gästen gefällig sich gar sehr.

Er ging zu Brunehilden, die er da sitzen fand,
Und sprach: „Wie meine Schwester euch hier in diesem Land
Empfing, will ich, daß Chriemhild ihr auch empfangen sollt."
Sie sprach: „Das thu' ich gerne, denn ich bin ihr gar hold."

Da sprach der reiche König: „Sie kommen morgen früh;
Seid hurtig zum Empfange, wenn ihr nicht wollt, daß sie
Uns überraschen hier in unsrer Königsveste;
Es kamen wohl noch nie zu uns so liebe Gäste."

Die Mädchen und die Frauen, die irgend ihr zur Hand,
Hieß sie nun Kleider suchen, die besten, die man fand;
Ihr Hofgesinde sollte die Kleider tragen dann:
Das thaten sie sehr gern, wie man leicht denken kann.

Da eilten nun zum Dienste herbei des Königs Mannen;
Mit seinen Recken drauf begab er sich von dannen,
Mit ihm die Königin zu jenem hohen Feste,
Und herzlich wurden rings begrüßt die lieben Gäste.

Mit nie empfundner Freude man nun die Gäst' empfing;
Man glaubte, daß Brunhilden es kaum so wohl erging,
Als sie empfangen ward in der Burgunden Land;
So daß ein jeder jetzt die höchste Freud' empfand.

Sigfried war auch gekommen mit allen ſeinen Mannen;
Der ritt mit ſeinen Helden auf's nahe Feld von dannen;
Sie tummelten ſich dort ringsum in großen Schaaren,
Da konnte vor Gedräng' und Staub ſich Niemand wahren.

Als nun der Wirth des Landes Sigfried und Sigmund ſah,
Nahm er das Wort und ſprach gar hold und freundlich da:
„Seid herzlich mir willkommen und allen Freunden mein,
Die über eure Reiſe mit mir ſich innig freun.“

„Nun lohn' euch Gott!“ ſprach Sigmund, der ehrenhafte Mann,
„Seit euch mein Sohn Sigfried zum Freunde ſich gewann,
Hab' ich mich ſtets geſehnt, euch noch einmal zu ſehn.“
„Zu meiner größten Freude,“ ſprach Gunther, „iſt's geſchehn.“

Wie's ſich geziemte ward empfangen er ſofort
Mit vielen großen Ehren, gram war ihm Niemand dort.
Auch Giſelher und Gernot viel Eifer blicken ließ;
Ich glaube, daß man Gäſten ſich nie ſo hold erwies.

Nun nahten auch einander die königlichen Weiber.
Die Sättel wurden ledig, der ſchönen Frauen Leiber
Die hoben Heldenhände nun nieder auf das Gras;
Wer Frauen gerne diente, wohl da nicht müßig ſaß.

Die minniglichen Weiber begrüßten ſich nun beide,
Und manches Ritters Herz war da voll großer Freude,
Denn ihre Grüße waren gar lieblich anzuſehn.
Da ſah man viele Recken dort bei den Jungfraun ſtehn.

Das Hofgeſinde gab ſich nun die Hände da,
Und neigte ſich gar züchtig, wie man es vielfach ſah.
Da küßten herzlich ſich die minniglichen Fraun.
Sigfrieds und Gunthers Mannen, die mochten's gerne ſchaun.

Sie weilten nun nicht länger und ritten in die Stadt;
Der Wirth nun ſeinen Gäſten es zu beweiſen bat,
Daß man ſie gerne ſähe in der Burgunden Land.
Nun kämpften vor den Jungfraun die Ritter vielgewandt.

Herr Hagen von Troneg und Ortwein zeigten dort,
Daß ſie gewaltig waren, in jenem Kampf ſofort;
Was ſie gebieten mochten, das ward ſogleich gethan;
Wohl niemals that man Gäſten ſo gar viel Liebes an.

Man hörte Schilde dröhnen laut vor der Veſte Thor
Von Stichen und von Stößen, und lange hielt davor
Der Wirth mit ſeinen Gäſten, bevor er ging hinein.
Es mochte manche Stunde beim Spiel verfloſſen ſein.

Als ſie zum reichen Palaſt nun ſo mit Freuden ritten,
Sah man koſtbare Pelbel, gar ſauber zugeſchnitten;
Von Frauenſätteln hingen die überall herab;
Hierauf in ſein Gemach ſich jeder Gaſt begab.

Man hörte allenthalben zu Worms in der Stadt
Das Hofgeſinde lärmen. Der König Gunther bat,
Sie reichlich zu verpflegen, Dankwart, den Hofmarſchall;
Der brachte das Geſinde gut unter überall.

Theils draußen und theils drinnen ließ man nun ſpeiſen ſie;
Bewirthet wurden beſſer wohl fremde Gäſte nie;
Bereit war Alles dort, nach Wunſch und nach Behagen;
Der König war zu reich, nur etwas zu verſagen.

Man diente ihnen freundlich und ohne allen Haß.
Als nun mit ſeinen Gaſten der Wirth zu Tiſche ſaß,
Da nöthigte er Sigfried nun auch zum Sitzen dann.
Zu ſeinem Sitze ging noch mancher wackre Mann.

Wohl an zwölfhundert Recken, die ſaßen rings um ihn
Bei Tiſch. Da dachte nun Brunhild, die Königin,
Es möchte kein Vaſall wohl irgend reicher ſein.
Sie war ihm ſehr gewogen, und ließ ihn gern ſich freun.

Es war an jenem Abend, als dort der König ſaß,
Da wurden von dem Weine viel reiche Kleider naß,
Wenn zu den Tiſchen gingen die Schenken dort heran,
Ward aus zu großem Eifer im Dienſte das gethan.

Als lang gedauert nun das feſtliche Vergnügen,
Ließ man die Frau'n und Mädchen zur Ruhe ſich verfügen;
Von wo ſie auch gekommen, war ihren Wunſch und Willen
Der Wirth, ein Ehrenmann, bereit ſtets zu erfüllen.

Und als die Nacht verdrängte des Tages lichter Schein,
Da ſah man aus den Schränken gar manchen Edelſtein
Auf Prachtgewändern glänzen, die ſchuf der Frauen Hand;
Hervorgeſucht ward da manch herrliches Gewand.

Bevor es völlig tagte, da kamen vor den Saal
Viel Ritter und viel Knechte. Es tönte Lärm und Schall
Vor der Frühmesse noch, die man dem König sang.
Den jungen Helden sagte der König großen Dank.

Laut tönten die Posaunen von manchem kräft'gen Stoß;
Von Flöten und Trommeten war da der Klang so groß,
Daß Worms wiederhallte zusammt dem weiten Schloß;
Viel hochgemuthe Helden, die kamen an zu Roß.

Im Lande nun erhob sich ein großes Lanzenspiel
Von manchen guten Recken, man sah dort ihrer viel,
In deren jungen Herzen wohl flammte hoher Muth,
Und unter seinem Schilde wohl manchen Ritter gut.

Und oben an den Fenstern saß dort manch herrlich Weib
Und viele schöne Mädchen; gezieret war ihr Leib.
Sie sahen dort das Kampfspiel von manchem kühnen Mann;
Mit seinen Freunden nahm der König Theil daran.

So ward die Zeit vertrieben, sie däuchte nicht zu lang,
Bis man vom Dom nun hörte der Glocken lauten Klang.
Da brachte man die Rosse, die Frauen ritten dann;
Den Königinnen folgte so mancher kühne Mann.

Sie stiegen vor dem Münster hernieder auf das Gras;
Gewogen war den Gästen Brunhild, ohn' allen Haß.
Sie gingen mit den Kronen nun in den Münster weit;
Doch ihre Liebe trennte zu bald nur großer Neid.

Als ſie gehört die Meſſe, verließen ſie den Ort
Mit vielen großen Ehren, und gingen dann ſofort
Zu Tiſche, wo es ihnen an Freude nicht gebrach.
Beendet war das Feſt erſt mit dem eilften Tag.

11. Wie die Königinnen ſich ſchalten.

Vor einer Veſperzeit erhob ſich durch eine Menge
Von Recken auf dem Hof gewaltiges Gedränge.
Zur Kurzweil' ſtellten ſie manch Ritterſpiel dort an,
Und das zu ſchauen lief manch Weib und mancher Mann.

Zuſammen ſaßen da die beiden Königinnen,
Und dachten zweier Recken, die ſie wohl mochten minnen.
Da ſprach die ſchöne Ehriemhild: „Ich habe einen Mann,
All' dieſe Reiche wären ihm billig unterthan.“

Da ſprach zu ihr Frau Brunhild: „Wie könnte das wohl ſein?
Es müßte Niemand leben, als er und du allein,
Dann könnten ihm die Reiche wohl zu Gebote ſtehn;
So lang noch Gunther lebt, kann nimmer das geſchehn.“

Da ſprach nun aber Ehriemhild: „Sieh nur, wie er da ſteht,
Wie er vor allen Recken einher ſo herrlich geht,
Wie es vor den Geſtirnen der lichte Mond wohl thut;
Mit vollem Rechte hab' ich darum wohl frohen Muth.“

Da ſprach Frau Brunehild: „Wie weidlich, brav und ſchön
Dein Mann auch iſt, mußt du den Vorrang zugeſtehn
Doch Gunther jedenfalls, dem edlen Bruder dein;
Wohl unter allen Kön'gen dürft' er der erſte ſein."

„Es iſt ſo lieb und theuer," ſprach Chriemhild, „mir mein Mann,
Daß er nicht ohne Grund von mir dies Lob gewann.
Und an wie manchen Dingen iſt ſeine Ehre reich,
Du magſt mir's glauben, Brunhild, er iſt wohl Guntbern gleich."

„Nein, deute mir's nicht übel, Chriemhild! Nicht ohne Grund
Hat ſo zu dir geſprochen mit Offenheit mein Mund.
Ich hörte beide ſagen, als ich zuerſt ſie ſah,
Und als des Königs Wille an meinem Leib geſchah,

Als er da meine Minne ſo ritterlich gewann,
Da ſagte Sigfried ſelbſt, er wär' ein Lehensmann
Des Königs und ihm eigen; ich hört's ihn ſelbſt geſtehn."
Da ſprach Chriemhild: „So wäre mir übel dann geſchehn!

Wie hätten ſo geworben die edlen Brüder mein,
Daß ich gar einen Lehnsmann des Königs ſollte frein!
Drum bitt' ich freundlich dich, Brunhilde, brich ſofort
Für immer dies Geſpräch ab! Nichts mehr davon! Kein Wort!"

„Ich will davon nicht ſchweigen," ſprach drauf des Königs Weib,
„Warum ſollt' ich vergeſſen ſo manches Ritters Leib,
Der uns mit dieſem Degen zugleich iſt unterthan?"
Da hub Chriemhild, die Schöne, gar ſehr zu zürnen an.

„Du darfst nicht glauben, daß er dir zu Dienſten ſei,
Denn er iſt mir viel theurer — das ſag' ich frank und frei —
Als ſelbſt mein Bruder Gunther, der wackre edle Mann.
Laß mich nicht nochmals hören, was ich nicht hören kann.

Es nimmt mich dabei Wunder, wenn er dein eigen iſt,
Und du ſo allgewaltig über uns beide biſt,
Daß er dir dann ſo lange den Zins verweigert hat.
Dein übermüthig Weſen hab' ich von Herzen ſatt."

„Du hebſt dich gar zu hoch," ſprach da des Königs Weib,
„Ich will doch gerne ſehen, ob man auch deinen Leib
So hoch in Ehren halte, wie man dem meinen thut."
So ward den beiden Frauen gar zorniglich zu Muth.

Da ſprach Frau Chriemhild: „Nun, das ſoll ſogleich geſchehn.
Du ſagſt von meinem Manne, er ſei in eurem Lehn;
Der beiden Kön'ge Mannen, die ſollen's heute ſehn,
Ob ich vor dir, der Kön'gin, nicht darf zur Kirche gehn.

Du ſollſt noch heute ſchauen, daß ich bin edelfrei,
Und daß mein Mann viel werther noch als der deine ſei.
Drum will ich auch nicht ſo geſcholten ſein von dir;
Denn deine Dienſtergebne ſollſt du noch heute hier

Zu Hofe gehen ſehn in der Burgunden Land;
Und höher achten wird man mich und meinen Stand,
Als eine Königstochter, die je die Krone trug."
Geweckt war in den Frauen nun Haß und Neid genug.

Und abermals ſprach Brunhild: „Willſt du nicht eigen ſein,
So mußt du dich auch ſcheiden mit allen Frauen dein
Von meinem Hofgeſinde, wenn wir zum Münſter gehn.“
Zur Antwort gab Chriemhild: „Das ſoll auch traun geſchehn.

Nun kleidet euch, ihr Mädchen,“ ſprach weiter Siegfrieds Weib,
„Ohn' allen Schimpf und Schande muß bleiben hier mein Leib.
Laßt ſchauen, was ihr habt an ſchönem Kleiderſtaat;
Sie möcht' es gerne läugnen, was ſie geſprochen hat.“

Sie ſuchten willig nun hervor manch reiches Kleid;
Es ward damit geſchmückt ſo manche Frau und Maid.
Fort mit dem Hofgeſinde war ſchon des Königs Weib;
Da ward auch wohl gezieret der ſchönen Chriemhild Leib.

Mit drei und vierzig Mädchen, die ſie zum Rhein gebracht,
Die Kelbel trugen, in Arabien gemacht,
Kam Chriemhild zu dem Münſter, die ſchöngeſchmückte Maid.
Es ſtanden Siegfrieds Mannen, dort harrend, längſt bereit.

Es nahm die Leute Wunder, warum das wohl geſchah,
Daß man die Königinnen dort ſo geſchieden ſah;
Sie gingen nicht zuſammen, wie's früher doch geſchehn.
Es ſollte manchem Degen viel Leid daraus entſtehn.

Es ſtand nun vor dem Münſter des Königs Gunther Weib,
Und manches Ritters Augen gewährten Zeitvertreib
Die ſchönen Fraun, die er dort nahm in Menge wahr.
Da kam Frau Chriemhild auch mit ihrer prächt'gen Schaar.

Was auch für Kleider trug je eines Ritters Kind,
Nichts war es im Vergleich mit ihrem Hofgesind;
Sie war so reich an Schmuck, daß dreißig Königsfraun
Wohl kaum aufweisen konnten, was an Chriemhild zu schaun.

Und wenn auch Jemand wollte, er könnte doch nicht sagen,
Daß er jemals gesehn so reiche Kleider tragen,
Als die worin sich zeigten Chriemhildens Mägdelein.
Brunhilden sollt' es ärgern, sonst ließ sie es wohl sein.

Sie trafen jetzt zusammen dort vor dem Münster weit.
Da hieß die Hausfrau nun, erfüllt von großem Neid,
Chriemhilden mit den Worten dort plötzlich stille stehn:
„Vor eines Königs Weib darf nie ein Dienstweib gehn!"

Da sprach die schöne Chriemhild in ihres Zornes Wuth:
„Wenn du nur schweigen könntest, so wär' es traun noch gut;
Geschändet hast du selber ja deinen schönen Leib.
Wie könnt' ein Kebsweib werden je eines Königs Weib?"

„Wen machst du hier zum Kebsweib?" sprach da des Königs Weib.
„Dich nenn' ich so," sprach Chriemhild, „denn deinen schönen Leib
Genoß Sigfried zuerst, mein vielgeliebter Mann;
Mein Bruder nimmer dir dein Magdthum abgewann.

Wo blieben deine Sinne? 's war eine arge List;
Wie ließest du ihn minnen, da er dein Dienstmann ist?
Ich höre dich," sprach Chriemhild, „ohn' alle Ursach klagen."
‚Bei meiner Treu,' sprach Brunhild, ‚das will ich Gunthern sagen.'

„Wie kann mich das gefährden? Dein Stolz betrog dich hier.
Als wär' ich dir dienstpflichtig, so redest du mit mir;
Doch wahrlich, du magst wissen, es thut dir wohl noch leid:
Ich war zu treuer Freundschaft dir immerdar bereit."

Da weinte sehr Brunhilde. Chriemhild mit stolzem Sinn
Ging vor des Königs Weibern nun zu dem Münster hin
Mit ihrem Hofgesinde. Darob entstand viel Haß,
Und manche lichte Augen, die wurden trüb' und naß.

Wie viel man Gott auch diente, was man auch immer sang,
Es wurde Brunehilden doch Zeit und Weile lang.
Denn sie war sehr betrübt an Leib und Seel'; entgelten
Nun mußten das gar bald so manche kühne Helden.

Brunhild mit ihren Frauen stand vor des Münsters Thor;
Sie dachte: „Mehr noch muß ich hören erst zuvor,
Deß mich so laut bezüchtigt das zungenscharfe Weib;
Hat er sich deß gerühmt, so geht's an Sigfrieds Leib."

Nun kam die edle Chriemhild mit manchem kühnen Mann;
Da sprach zu ihr Frau Brunhild: „Steht still, und hört mich an!
Ihr macht mich da zum Kebsweib: wohlan, so laßt doch sehn,
Ob ihr beweisen könnt, wie das mit mir geschehn."

Da sprach zu ihr Frau Chriemhild: „So lasset mich doch gehn!
Beweis ist dieses Gold, an meiner Hand zu sehn.
Das brachte mir mein Sigfried, nachdem er bei euch lag."
Noch nie erlebte Brunhild solch einen trüben Tag.

Sie ſprach: „Dies edle Gold, das ward mir einſt geſtohlen,
Und leider blieb es lang gar böslich mir verhohlen;
Nun komm' ich erſt dahinter, wer's alſo mir genommen."
Die Frauen waren beide in großen Unmuth kommen.

Und abermals ſprach Chriemhild: „Bin ich doch nicht der Dieb!
Du hätt'ſt geſchwiegen, wäre dir deine Ehre lieb.
Der Gürtel nun bezeug' es, den ich hier umgethan,
Daß nimmer ich gelogen. Mein Sigfried ward dein Mann."

Von Seid' aus Ninive ſie eine Borte trug,
Beſetzt mit Edelſteinen, die waren gut genug.
Als Brunhild dieſe ſah, fing ſie zu weinen an,
Was Gunther bald erfuhr und mit ihm mancher Mann.

Da ſprach die Königin: „Die Fürſten von dem Rhein
Laßt kommen her zu mir: ſie ſollen Zeugen ſein,
Wie hier mich ſeine Schweſter verhöhnt an Seel' und Leib;
Sie ſagt es öffentlich, ich gelt' als Sigfrieds Weib."

Der König kam mit Rittern; und als er weinen ſah
Brunhilden, ſeine Traute, ſo ſprach er freundlich da:
„Sagt mir doch, liebe Frau, iſt euch ein Leid geſchehn?"
Da ſprach ſie zu dem König: „Ich muß hier traurig ſtehn.

Von aller meiner Ehre ſucht mich die Schweſter dein
Für immerdar zu trennen, geklagt mag es dir ſein.
Mit mir gebuhlet habe," ſpricht ſie, „Sigfried ihr Mann."
Da ſprach der König Gunther: „Da that ſie übel d'ran!"

„Sie trägt hier meinen Gürtel, den leider ich verloren,
Und meinen Ring von Gold. Mich reut's, daß ich geboren!
Ich minne dich nicht mehr und meine Liebe sei
Entzogen dir, sprichst du nicht von der Schmach mich frei."

Da sprach der König Gunther: „Er trete jetzt hervor,
Und hat er sich's gerühmt, so hör' es auch mein Ohr;
Wo nicht, so muß es läugnen der Held von Niederland."
Da ward zu Chriemhilds Sigfried sogleich nun hingesandt.

Als nun der Herre Sigfried die Unmuthsvollen sah,
Und nicht die Ursach' wußte, so sprach er alsbald da:
„Was weinen hier die Frauen? Macht mir es doch bekannt!
Und weshalb hat der König denn zu mir hingesandt?"

Da sprach der König Gunther: „Es schmerzt mich wahrlich sehr,
Es hat mein Weib Brunhilde erzählt mir eine Mähr,
Du habest dich gerühmt, als hätt'st du ihren Leib
Zuerst geminnt. So sagt Chriemhild, dein eignes Weib."

Da sprach der starke Sigfried: „Und hat sie das gesagt,
Will ich nicht eher ruhen, bis sie es sehr beklagt.
Auch will ich es beschwören vor Jedem unverzagt,
Mit meinen höchsten Eiden, daß ich es nie gesagt."

Da sprach der Fürst vom Rheine: „Das sollst du lassen sehn,
Der Eid, den du willst leisten, der mag hier gleich geschehn;
Von aller Falschheit sprech' ich dich frei um diesen Preis."
Da ließ man die Burgunden rings schließen einen Kreis.

Es bot der kühne Sigfried zum Eide seine Hand;
Da sprach der reiche König: „Mir ist nun wohl bekannt,
Daß ihr ganz ohne Schuld, seid ledig und befreit!
Ihr habt das nicht gethan, deß euch die Schwester zeiht."

Und abermals sprach Sigfried: „Genießen soll's mein Weib,
Daß sie also betrübt Brunhild an Seel' und Leib.
Es thut mir herzlich leid, wie ich versichern kann."
Die kühnen wackern Ritter, die sahn einander an.

„Man muß die Frauen ziehen," sprach da Sigfried der Degen,
„Die leicht gar üpp'ge Reden sich zu erlauben pflegen.
Verbiet' es deinem Weibe, das meine will ich zähmen;
Denn solches Unfugs muß man sich ja wahrlich schämen."

Durch diese Reden trennten die Fraun sich ringsumher;
Doch tief betrübt war Brunhild, und trauerte so sehr,
Daß es in Gunthers Schaar betrübte jeden Mann.
Da trat von Troneg Hagen zur Königin heran.

Er fragte, was ihr wäre, da er sie weinend fand.
Sie sagt' ihm die Geschichte, da gab er ihr die Hand,
Gelobend, daß dafür bald Sigfried büßen sollte,
Wofern man jemals ihn froh wieder sehen wollte.

Als sie so sprachen, kamen nun Ortwein und Gernot,
Und beide Helden riethen sogleich Sigfriedens Tod.
Doch da es Giselher hörte, der edlen Ute Kind,
Nahm er das Wort und sprach zu ihnen treugesinnt:

„O meine guten Recken, ſagt, worum thut ihr das?
Fürwahr, Sigfried verdiente wohl nimmer ſolchen Haß,
Daß er darum verlöre das Leben und den Leib.
Um bloße Kleinigkeiten erzürnt ſich oft ein Weib.“

„Baſtarde zu erziehen,“ ſprach Hagen nun dagegen,
„Das brachte wenig Ehre ſo ehrenhaftem Degen,
Daß meiner lieben Herrin er ſich gerühmt ſo eben;
So wahr ich lebe noch, es koſtet ihm das Leben.“

Da ſprach der König ſelber: „Er hat uns nichts gethan,
Als Lieb' und Ehre nur; ſo mag er leben dann.
Wozu ſollt' ich dem Recken nun zeigen ſolchen Haß?
Er hat uns treu gedienet, und willig that er das.“

Da ſprach der wackre Degen von Metz, Herr Ortewein:
„Nun ſoll ihm ſeine Stärke nicht mehr von Nutzen ſein;
Erlaubet mir's, mein Herr, ich thu' ihm alles Leid.“
Ohn' Urſach' waren ſie zu Sigfrieds Sturz bereit.

Doch ihnen folgte keiner, nur ausgenommen Hagen;
Zu allen Zeiten pflegte dem König der zu ſagen:
„Wenn Sigfried nicht mehr lebte, ſo würden in der Welt
Viel Königslande ſein.“ Da trauerte der Held.

Doch ließ man's endlich ruhen, und ging dem Spiele nach.
Ha, was für ſtarke Schäfte man vor dem Münſter brach,
Und vor Sigfriedens Weibe, bis an den Saal hinan!
Doch war in Gunthers Schaar unmuthig mancher Mann.

Der König ſprach: „Laßt fahren den Zorn, ſo rauh und hart,
Da er zu Heil und Ehren für uns geboren ward.
Auch iſt ſo grimmig ſtark der wunderkühne Mann,
Daß, wenn er's merkte, keiner ihm widerſtehen kann.“

„Ihr könnt,“ ſprach Hagen drauf, „ganz ruhig bleiben nun,
Denn ich getraue mir es heimlich abzuthun.
Brunhildens Thränen, weiß ich, die thun ihm noch ſehr leid.
Es wird ihm Hagen grollen für jetzt und allezeit.“

Da ſprach der König Gunther: „Wie könnte das geſchehn?“
Zur Antwort gab ihm Hagen: „Das werdet ihr bald ſehn.
Wir laſſen Boten reiten zu uns in dieſes Land,
Um Fehden anzuſagen, die Niemand hier bekannt.

Dann ſagt ihr zu den Gaſten, daß ihr mit euren Mannen
Heerfahrten wollt, und daß ihr ſchleunig müßt von dannen.
Da bietet er ſich an, das koſtet ihm den Leib,
Und wie es mit ihm ſteht, erfahr' ich durch ſein Weib.“

Der König folgte leider nun Hagens böſem Plan,
Und heimlich auszuführen die ſchlechte That begann
Die Schaar der kühnen Ritter, die dazu auserkoren.
Durch zweier Frauen Zank ging mancher Held verloren.

15. Wie Sigfried verrathen ward.

Am vierten Morgen ſah man zwei und dreißig Mann
Zu Gunthers Hofe reiten. Es ward nun kund gethan
Dem reichen König Gunther, ihm drohe Krieg und Streit.
Aus dieſer Lüg' erwuchs Frau Chriemhild großes Leid.

Erlaubt ward ihnen nun, nach Hof zu ziehn von dannen;
Dort aber ſagten ſie, ſie wären Lüd'gers Mannen,
Den früher einſt bezwungen Sigfriedens ſtarke Hand,
Und den er führt' als Geiſel in König Gunthers Land.

Als er die Boten grüßte und ſie ſich ſetzen hieß,
Sprach einer unter ihnen: „Herr, laßt uns ſtehend dies
Verkünden, weshalb wir zu euch gekommen ſind.
Wißt denn, ihr habt zum Feinde ſo mancher Mutter Kind.

Es künden Lüdegaſt und Lüd'ger Fehd' euch an,
Weil ihr einſt beiden habt gar großes Leid gethan;
Sie wollen zu euch reiten ſicher in dieſes Land."
Als das der König hörte, da ward er zornentbrannt.

Man hieß die falſchen Räthe nun in Herbergen gehn.
Wie war es Sigfried möglich, ſich da noch vorzuſehn,
Ihm oder Jemand anders bei ſolcherlei Verrath.
An ihnen ſelber rächte ſich ihre falſche That.

Es flüſterte der König mit ſeinen Freunden nun,
Doch ließ von Irenes Hagen dabei ihn gar nicht ruhn;
Obgleich es ſchlichten wollten des Königs tapfre Degen,
Trat Hagen ihrem Rath doch immer keck entgegen.

Als Sigfried eines Tages die Ritter flüſternd fand,
Begann ſogleich zu fragen der Held von Niederland:
„Was trauert hier der König und mit ihm jeder Mann?
Ich will es rächen, hat ihm Jemand was gethan!“

Da ſprach der König Gunther: „Wohl hab' ich Grund zum Leid,
Denn Liudegaſt und Liud'ger drohn mir mit Krieg und Streit,
Sie wollen öffentlich hinreiten in mein Land.“
Da ſprach der kühne Degen: „Es hilft euch Sigfrieds Hand.

Ich will zu eurer Ehre gar ernſtlich widerſtehn,
Ich mach' es mit den Degen, wie's früher ſchon geſchehn;
Die Burgen rings verheer' ich, dazu ihr ganzes Land,
Bevor ich wiederkehre; mein Haupt ſetz' ich zum Pfand.

Und ihr mit euren Recken, ihr ſollt mich nicht begleiten,
Mit meinen Degen will ich allein zu ihnen reiten;
Daß ich euch gerne diene, mögt ihr daraus erſehn,
Und euren Feinden ſoll des Leides viel geſchehn.“

„Wohl mir ob dieſer Kunde!“ ſo ſprach der König da,
Als freut' er ernſtlich ſich der Hülfe, die ihm nah.
Voll Falſchheit neigte ſich der ungetreue Mann;
Da ſprach Sigfried: „Es fechte doch keine Sorg' euch an!“

Sie ſchickten mit den Knechten zur Reiſe ſich nun an,
Um Sigfried und die Seinen durch Liſt zu täuſchen dann.
Da ließ auch dieſer rüſten die aus dem Niederland,
Sie mußten ſich verſehen mit Waffen und Gewand.

Da ſprach der ſtarke Sigfried: „Mein Vater Sigismund,
Ihr mögt daheim verbleiben; wir kommen bald geſund
Mit Gottes Hülfe wieder zurück wohl an den Rhein;
Ihr mögt hier unterdeſſen beim König fröhlich ſein.“

Man richtete die Fahnen, als ging' es nun von dannen.
Es waren da gar viele von König Gunthers Mannen,
Von denen keiner wußte, warum das nur geſchah;
Ein großes Heergefolge man dort bei Sigfried ſah.

Die Panzer und die Helme, die band man nun auf's Pferd,
Viel ſtarke Ritter ſah man gerüſtet und bewehrt.
Da bat von Troneg Hagen, als er Chriemhilden fand,
Um Urlaub, denn ſie wollten verlaſſen nun das Land.

„Wohl mir,“ ſprach Chriemhild da, „daß ich den Mann gewann,
Der meine lieben Freunde ſo gut beſchützen kann,
Wie es der ſtarke Sigfried all' meinen Freunden thut.
Ich bin,“ ſo ſprach die Kön'gin, „deshalb auch wohlgemuth.

Nun bitt' ich euch, Freund Hagen, daß ihr daran gedenkt,
Wie ich euch gerne diente, und euch noch nie gekränkt.
Das mögt ihr mir vergüten an meinem lieben Mann;
Laßt ihm es nicht entgelten, was ich Brunhild gethan.

Es hat mich sehr gereut," so sprach das edle Weib,
„Denn er hat sehr zerblaut zur Strafe meinen Leib,
Weil ich gesprochen hab', was ihr nahm den frohen Muth;
Das hat an mir gerächt der Held so kühn und gut."

Er sprach: „Ihr werdet wohl versöhnt in kleinen Tagen.
Nun, liebe Frau Chriemhild, mögt ihr mir eben sagen,
Wie ich euch dienen kann bei Siegfried, eurem Herrn.
Ich gönn' es Niemand mehr, und thu' es herzlich gern."

Da sprach das edle Weib: „Ich würde mich nicht grämen,
Daß irgend wer ihm sollte im Kampf das Leben nehmen;
Dürfen er nur nicht folgte dem keden Uebermuth,
So wär' wohl stets sicher der Degen kühn und gut."

„Besorgt ihr, edle Frau," entgegnete drauf Hagen,
„Daß er verwundet werde, so mögt ihr's mir nur sagen;
Ich will es hintertreiben und ihm zur Seite stehn,
Will immer ihn behüten im Reiten und im Gehn."

Sie sprach: „Ich bin verwandt mit dir und du mit mir,
Und meinen lieben Mann empfehl' ich darum dir,
Daß du ihn mir behütest, den lieben kühnen Mann."
Was besser sie verschwiegen, das sagte sie ihm dann.

Sie sprach: „Mein Mann ist kühn und dazu stark genug;
Denn als er an dem Berge den Lindwurm keck erschlug,
Da badete der Recke sich in dem Blute dann,
Weshalb ihn keine Waffe im Kampf verwunden kann.

Gleichwohl bin ich in Sorgen, bei tapfrer Gegenwehr,
Wenn dort von Heldenhänden gesandt wird mancher Speer,
Daß ich da noch verliere den lieben holden Mann.
Ach, was für Gram und Sorgen ficht mich um ihn schon an!

Ich meld' es jetzt auf Gnade, mein lieber Freund, nun dir,
Auf daß du deine Treue bewähren magst an mir,
Wo man dennoch verwunden mag meinen lieben Mann
Das meld' ich und vertraue dir dies Geheimniß an.

Als aus des Drachen Wunden hinfloß das heiße Blut,
Und sich darin gebadet der Ritter kühn und gut,
Da fiel ihm auf die Schultern ein breites Lindenblatt;
Verwundbar ist er da; mich kümmert's in der That."

Da sprach von Trones Hagen: „So näht auf sein Gewand
Ein kleines Zeichen nur, dadurch wird mir bekannt,
Wie ich ihn muß beschützen, wenn wir im Kampfe stehn."
Sie wähnt' ihn so zu schirmen, doch war's um ihn geschehn.

Sie sprach: „Mit feiner Seide näh' ich auf sein Gewand
Ein fein verborgnes Kreuz; da fellt, Held, deine Hand
Mir meinen Mann behüten, wenn's an die Schultern geht,
Wenn er im heißen Kampfe mit seinen Feinden steht."

„Das thu' ich," sagte Hagen, „vielliebe Herrin mein!"
Und ob sie gleich nun wähnte, er möchte sicher sein,
So ward dadurch verrathen gleichwohl Chriemhildens Mann.
Da nahm nun Hagen Abschied, und fröhlich ging er dann.

Des Königs Hofgesinde war sammtlich wohlgemuth.
Ich glaube, daß kein Recke weit jemals wieder thut
So große Tapferkeit, wie sie damals Hagen wies,
Als sich die Königin auf seine Treu' verließ.

Am andern Morgen ritt mit tausend seiner Mannen
Der Herre Siegfried fröhlich und guten Muths von dannen;
Er wähnt', er sollte rächen nun seiner Freunde Leid;
Es ritt ihm Hagen nahe, beschauend Siegfrieds Kleid.

Als er das Bild gesehen, da schlich er sich von dannen,
Und schickte Siegfried Botschaft durch zwei von seinen Mannen,
Daß Friede sollte bleiben in König Gunthers Land,
Und daß sie Liudgen zum Könige gesandt.

Wie ungern kehrte nun Siegfried zurück! Im Streit
Hätt' er so gern gerächt der lieben Freunde Leid.
Er riß von Gunthers Mannen sich los mit Ungestüm,
Und ritt dann zu dem König; der dankte freundlich ihm.

„Nun lohn' euch Gott, Freund Siegfried, für euren guten Willen!
Warum ich bat, ihr war't gewiß, es zu erfüllen;
Nach Recht und Billigkeit vergelt' ich's euch sogleich:
Vor allen meinen Freunden vertrau' ich künftig euch.

Wir stellen, wie ihr wißt, nunmehr die Heerfahrt ein.
Wohlan, so laßt uns reiten, und jagen Bär und Schwein
In dem Vogesenwalde, wie ich schon oft gethan."
Das rieth dem König Hagen, der ungetreue Mann.

„Und allen meinen Gästen soll man sofort es sagen,
Daß wir früh reiten; falls sie mit uns wollen jagen,
So mögen sie sich rüsten, und wer daheim will bleiben,
Der könnte mir zu Liebe den Frau'n die Zeit vertreiben."

Da sprach der Herre Sigfrid mit Artigkeit sogleich:
„Wollt auf die Jagd ihr reiten? Sehr gern begleit' ich euch;
Doch einen wackern Treiber, den bitt' ich mir zu leihn,
Und ein paar Hund', ich reite dann in den Wald hinein."

„Wollt ihr nur Einen?" sprach der König alsobald;
„Ich leih' euch, wollt ihr, viere, die in dem weiten Wald
Mit allen Weg' und Stegen am besten sind bekannt,
Daß ihr nicht heimwärts reitet etwa mit leerer Hand."

Da ritt zu seinem Weibe der unverzagte Mann.
Alsbald vertraute Hagen dem König heimlich dann,
Wie er den wackern Degen sahn und besiegen wollte.
So große Untreu' nie ein Mann begehen sollte.

16. Wie Sigfried erschlagen ward.

Die Recken Gunther und Hagen beschlossen nun alsbald
Mit arger Hinterlist ein Bürschen in dem Wald.
Sie wollten nun erlegen mit scharfen Speeren Schwein'
Und Bären dort und Büffel; was konnte Kühn'res sein?

Mit ihnen nun auch Sigfried voll edlem Anſtand ritt;
Gar mannigfache Speiſen, die hatte man dort mit
An einem kühlen Brunnen, wo er verlor den Leib.
Brunhild hatt' es gerathen, des König Gunthers Weib.

Da ging der kühne Degen, wo er Chriemhilden fand.
Er ſah ſchon aufgepackt ein ſchönes Jagdgewand
Für ſich und die Gefährten; ſie wollten über'n Rhein.
Es konnte Chriemhild ſchlimmer wohl kaum zu Muthe ſein.

Er küßte ſeine Traute gar zärtlich auf den Mund.
„Gott gebe, daß wir beide recht munter und geſund
Uns bald nun wiederſehn! Magſt dir die Zeit vertreiben
Mit deinen Anverwandten. Ich mag daheim nicht bleiben."

Sie dacht' an die Geſchichte, die ſie erzählte Hagen,
Doch ſie getraute ſich darüber nichts zu ſagen;
Die edle Kön'gin klagte, daß ſie der Mutter Leib
Gebar, unmäßig weinte des Herren Sigfried Weib.

Da ſprach ſie zu dem Recken: „Laßt euer Jagen ſein;
Mir träumte heute Nacht, wie euch zwei wilde Schwein'
Verfolgten auf der Heide, durch Blumen roth vom Blut.
Wohl hab' ich Grund zu weinen, dahin iſt all' mein Muth.

Ich fürchte mich gar ſehr vor mancher Leute Rath.
Da man wohl dem und jenem nicht recht gedienet hat,
Verfolgen ſie uns nun mit Feindſchaft und mit Haß.
O bleibet, lieber Herre! fürwahr, ich rath' euch das!"

„Ich komme, meine Traute," sprach er, „in wenig Tagen;
Daß Jemand hier mich haßte, das wüßt' ich nicht zu sagen,
Und alle deine Freunde sind insgesammt mir hold;
An keinem Degen hab' ich verdienet andern Sold."

„Und dennoch, lieber Sigfried, befürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte diese Nacht, wie über dich zu Thal
Zwei hohe Berge stürzten, da sah ich dich nicht mehr.
Willst du nun von mir scheiden? Wie schmerzt mich das so sehr!"

Mit seinem Arm umschlang er das tugendsame Weib,
Mit minniglichen Küssen herzt' er den schönen Leib.
Er nahm Abschied von ihr; den Mann so treu und bieder,
Ihn sah die schöne Chriemhild nie mehr lebendig wieder.

Da ritten sie von dannen in einen tiefen Wald
Und mancher Ritter folgte zur Kurzweil' ihnen bald.
Es folgte ihnen Gunther mit seiner ganzen Schaar,
Indeß Gernot und Gis'ler daheim geblieben war.

Gar viel beladne Rosse, die zogen über'n Rhein,
Den Jagdgesellen brachten sie reichlich Brod und Wein,
Und Fleisch dazu und Fische, nebst Speisen aller Art,
Wie nur ein reicher König sie hat auf seiner Fahrt.

Es machten, eh' sie jagten, dicht vor dem grünen Wald,
Der Wildbahn gegenüber, die stolzen Jäger Halt
Auf einem breiten Anger, wo sie nun Platz genommen.
Dem König ward gesagt, daß Sigfried mitgekommen.

Als ſich nun auf die Lauer das Jagdgefolg geſtellt,
An allen Enden hin, da ſprach der kühne Held,
Sigfried der ſtarke Mann: „Wer zeigt in den Gehegen
Uns nun des Wildes Spur, ihr kühnen, ſchnellen Degen?“

„Wie wär's, wenn wir uns trennten,“ entgegnete drauf Hagen,
„Eh' wir beginnen hier gemeinſchaftlich zu jagen?
Damit wir denn doch ſehen, die Herren all' nebſt mir,
Wer wohl der beſte Jäger in dieſem Jagdrevier.

Die Leute, nebſt den Hunden, die wollen wir vertheilen,
Es mag alsdann, wohin er will, ein Jeder eilen;
Wer dann der beſte Jäger, ſoll haben dafür Dank.“
Die Jäger weilten nun nicht mehr beiſammen lang.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Die Hunde brauch' ich nicht,
Hab' ich nur einen Bracken, der ſo iſt abgericht't,
Daß er des Wildes Fährte im Wald' erkennen kann.
Ich will wohl was erjagen!“ ſprach da Chriemhildens Mann.

Ein alter Jäger nahm nun einen Spürhund mit,
Und brachte dann den Herrn alsbald mit ſchnellem Schritt
Wo man viel Thiere fand. Was aufgetrieben ward,
Erlegten die Geſellen, nach wackrer Jäger Art.

Und was der Hund aufjagte, erſchlug mit eigner Hand
Sigfried, der kühne Mann, der Held von Niederland;
Es lief ſein Roß ſo ſchnell, daß ihm kein Wild entrann,
Und daß er auf der Jagd vor allen Lob gewann.

Zu allen Dingen tüchtig, war er auch ſtark genug;
Das erſte von den Thieren, die ſeine Hand erſchlug,
Das war ein wilder Eber, den ſchlug des Helden Hand,
Und einen wilden Löwen er bald nachher noch fand.

Der Hund ſprang auf ihn zu; den ſchoß er mit dem Bogen;
Der Pfeil flog von der Sehne, die er darauf gezogen:
Der Leu lief nach dem Schuſſe nur noch drei Sprünge lang.
Die Jagdgeſellen alle, die ſagten Sigfried Dank.

Der Held ſchlug einen Büffel nun und ein Elennthier,
Und einen grimmen Brandhirſch und Auerochſen vier;
Sein Roß trug ihn ſo hurtig, daß ihm kein Wild entrann,
Und manchen Hirſch und Hindin er auf der Jagd gewann.

Und als ein großer Eber, vom Spürhund aufgeſcheucht,
Entfliehen wollte, ward er hurtig noch erreicht
Vom Meiſter in der Jagd; ein Schlag traf ihn ſodann,
Doch zornig lief der Eber raſch auf den Helden an.

Da ſchlug ihn mit dem Schwerte Chriemhildens kühner Mann,
Ein andrer Jäger hätte es ſchwerlich ſo gethan;
Und als er ihn gefället, da fing man auf den Hund,
Und ſeine reiche Beute ward den Burgunden kund.

Man hörte überall viel Lärmen und Getoſ';
Von Jägern und von Hunden war dort der Lärm ſo groß,
Daß davon wiederhallte der Berg und Wald gar ſehr,
Denn vier und zwanzig Hunde, die ſtrichen dort umher.

Es mußten viele Thiere verlieren da ihr Leben.
Die Jäger meinten nun, man müßte ihnen geben
Den Preis der Jagd; das konnte nun aber nicht geſchehn,
Als bei der Feuerſtätte Sigfried auch ward geſehn.

Die Jagd war nun zu Ende, jedoch nicht ganz und gar.
Wer zu der Feuerſtätte gekommen, brachte dar
Gar vieler Thiere Häute, des Wildes auch genug.
Was in des Königs Küche das Hofgeſind' da trug!

Da ließ der König laden die Jäger auserkoren
Zum Imbiß; Hörnerſchall drang ihnen laut zu Ohren,
Und ihnen allen ward dadurch nun bald bekannt,
Daß man in ſeiner Wohnung den edlen Fürſten fand.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Nun räumen wir den Wald!"
Sein Roß trug ihn von dannen, die Andern folgten bald;
Sie ſcheuchten lärmend auf ein Thier gar grimmiglich;
Es war ein wilder Bär. Da wandte Sigfried ſich

Und ſprach: „Euch Jagdgeſellen will ich Kurzweil' gewähren.
Den Bracken laſſet los, dort ſeh' ich einen Bären,
Der ſoll mit uns von hinnen ſofort zur Herberg' ziehn;
Er kann uns nicht entgehen, ſo ſchnell er auch mag fliehn."

Der Hund war losgelaſſen, der Bär entſprang ſodann;
Auf ſeinem Roß verfolgte ihn nun Chriemhildens Mann.
Er kam an eine Kluft, ward aufgehalten hier,
Und vor dem Jäger glaubte ſchon ſicher ſich das Thier.

Von seinem Rosse sprang der stolze Ritter izt,
Und lief dem Bären nach; das Thier war unbeschützt,
Es konnt' ihm nicht entrinnen; da fing er's mit der Hand,
Worauf er unverwundet den wilden Bären band.

Nun konnt' er weder kratzen, noch beißen seinen Mann;
Er band ihn auf den Sattel, und saß schnell auf sodann.
Zur Feuerstätte brachte ihn nun mit hohem Muth
Zu allgemeiner Kurzweil' der Recke kühn und gut.

Wie ritt er zur Herberge so herrlich nun einher!
Wie war so allgewaltig, so stark und breit sein Speer!
Und eine schmucke Waffe hing nieder bis zum Sporn,
Von rothem Golde war des Ritters schönes Horn.

Von besserm Bürschgeräth hört' ich noch niemals sagen;
Von schwarzem Felbel sah man einen Rock ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, der kostete genug.
Was er für reiche Borten an seinem Köcher trug!

Gar sauber war darüber ein Pantherfell gezogen,
Durch den Geruch zu locken; auch trug er einen Bogen,
Den auch mit einer Winde nur spannen konnt' ein Mann;
Auch hätt' es, außer ihm, wohl schwerlich wer gethan.

Von einer Luchshaut war gemacht sein ganz Gewand,
Worauf von Kopf zu Füßen man bunte Flecken fand;
Aus lichtem Rauchwerk glänzte manch goldner Streif sodann
Zu beiden Seiten wohl dem kühnen Jägersmann.

Auch führt' er ſeinen Balmung, die ſchmucke Waffe breit,
Ein Schwert von ſolcher Schärfe, daß es im kühnen Streit
Nie abglitt von dem Helm, auf den der Ritter ſchlug,
Weshalb der kühne Jäger gar hochgemuth es trug.

Und wenn ich Alles euch ausführlich melden ſoll,
So war ſein ſchöner Köcher von guten Pfeilen voll,
Verſehn mit goldnen Tüllen, die Schneiden händebreit,
Und wer davon getroffen, der war dem Tod geweiht.

So ritt der edle Ritter gar weidlich nun von dannen;
Da eilten, als ihn ſahn des Königs Gunthers Mannen,
Sie eilig ihm entgegen und hielten ihm ſein Roß,
An deſſen Sattel er den Bären band und ſchloß.

Als er vom Roß geſtiegen, da löſt' er ihm vom Munde
Das Band und von den Füßen. Da bellten laut die Hunde,
Als ſie den Bären ſahn; der wollte nach dem Wald.
Viel Ungemach da hatten die Leute, Jung und Alt.

Der Bär floh vor dem Lärmen nun in die Küche dort.
Wie ſcheucht' er da die Knechte vom Küchenfeuer fort!
Sie ſtürzten um die Keſſel, verſchleppten manchen Brand;
Was man für gute Speiſen da in der Aſche fand!

Nun ſprangen von dem Sitze die Herrn und Jedermann;
Der Bär begann zu zürnen; der König ließ ſodann
Die Schaar der Hunde löſen, die an den Ketten lag.
Hätt' es nur gut geendet, ſo war's ein froher Tag.

Man ſäumte nun nicht lange mit Bogen und mit Speer,
Und hurtig lief man rings dem Bären hinterher;
Doch Niemand wollte ſchießen, von Hunden war's zu voll,
Und von dem lauten Lärm rings das Gebirg' erſcholl.

Es flüchtete der Bär ſich vor den Hunden dann,
Ihm konnte Niemand folgen, als nur Chriemhildens Mann,
Der mit dem Schwert ihm nachlief, und ihn ſofort erſchlug,
Worauf man ihn dann wieder zum Feuerheerde trug.

Da ſprachen, die das ſahen, er wär' ein kräft'ger Mann;
Die ſtolzen Jagdgefährten rief man zum Tiſch heran,
Auf einem ſchönen Anger; da ſaßen deren g'nug.
Ha! was für theure Speiſen man auf die Tafel trug!

Die Schenken ſäumten nur, zu bringen ihren Wein,
Sonſt konnten niemals Helden beſſer bedienet ſein.
Und wären nicht dazu der Falſchen viel geladen,
So war man ſicher dort vor aller Schmach und Schaden.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Das iſt doch wunderbar,
Es bietet uns die Küche ſo reichen Vorrath dar,
Und gleichwohl bringen uns die Schenken keinen Wein;
Verſorgt man uns nicht beſſer, mag ich kein Jäger ſein.

Ich hätte wohl verdient, daß man mich mehr erfriſche!"
Da ſprang der falſche König vom Seſſel an dem Tiſche:
„Man ſoll es euch vergüten, was hier bisher verſehn,
Die Schuld liegt nur an Hagen, der läßt uns durſtig gehn."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Vielliebe Herre' mein,
Ich denk', im Speſſartwalde ſollt' heute Bürſchen ſein;
D'rum ſandt' ich denn die Weine ſofort an jenen Ort.
Heut' fehlen ſie, doch nimmer in Zukunft, auf mein Wort!"

Da ſprach der Herre Sigfried: „Ich weiß euch wenig Dank!
Man ſollte ſieben Roſſe mit Meth und lautrem Trank
Mir hergeſendet haben, und konnte das nicht ſein,
So thaten wir wohl beſſer, wir nahten uns dem Rhein."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Dafür iſt Rath wohl bald;
Ich weiß hier einen Brunnen, ganz nahe, friſch und kalt,
Daß ihr nicht ferner zürnt, ſo laßt uns hingehn eben."
Der Rath war manchem Degen zu großem Leid gegeben.

Sigfried, den edlen Recken, zwang ſo des Durſtes Noth,
Daß er hinwegzurücken den Speiſetiſch gebot:
Er wollte nach dem Berge hin zu dem Brunnen gehn.
So war dort von den Recken der arge Roth geſchehn.

Auf Wagen ließ man führen das Wild nun in das Land,
Das muthig dort erlegt des kühnen Sigfrieds Hand.
Ihm zollte große Ehre, wer es nur irgend ſah;
Doch Hagen, er brach leider Sigfried die Treue da.

Als ſie zur breiten Linde nun waren hingekommen,
Da ſprach von Troneg Hagen: „Wohl hab' ich oft vernommen,
Daß Niemand folgen kann im Lauf Chriemhildens Mann;
O daß er laufen wollte, daß ich es ſehen kann!"

Da ſprach der kühne Sigfried, der Held von Niederland:
„Das könnt ihr wohl verſuchen; wir laufen vor der Hand
Zum Brunnen um die Wette; wen ihr gewinnen ſeht,
Dem iſt es billig, daß man den Preis ihm zugeſteht.“

„So wollen wir's verſuchen,“ ſprach Hagen da, der Degen.
Da ſprach der ſchnelle Sigfried: „So will ich mich denn legen
Zu euren Füßen hin, hier nieder in das Gras.“
Als es der König hörte, wie lieb war Gunthern das!

Da ſprach der kühne Degen: „Noch mehr will ich euch ſagen,
All' meine Waffen will ich auch noch mit mir tragen,
Den Speer zuſammt dem Schild und all' mein Jagdgewand.“
Den Köcher und das Schwert er um die Glieder band.

Sie zogen von dem Leibe nun ihre Kleider da,
Daß man im weißen Hemde ſie beide ſtehen ſah.
Wie wilde Panther liefen ſie durch das Kleefeld dann,
Doch kam der kühne Sigfried beim Brunnen eher an;

Denn überall errang er den Preis vor jedem Mann.
Schnell band er los das Schwert, den Köcher lehnt' er dann
So wie den ſtarken Speer dort an den Lindenaſt,
Und an des Brunnens Quelle ſtand nun der hohe Gaſt.

Es war der edle Sigfried an Tugend hehr und groß;
Den Schild legt' er danieder, wo kühl der Brunnen floß.
Wie auch der Durſt ihn quälte, der Held nicht eher trank,
Als Gunther dort getrunken; der ſagt' ihm böſen Dank.

Der Brunnen war dort lauter, das Waſſer kühl und gut.
Es neigte nun ſich Gunther hernieder zu der Fluth;
Als er getrunken, ſtand er wieder auf ſodann.
Der kühne Sigfried hätte das auch gar gern gethan.

Da ward ihm ſchlecht vergolten; denn heimlich hatte Hagen
Den Bogen und das Schwert bereits ihm fortgetragen;
Da ſprang er hin und wieder, bis er den Speer da fand,
Und ſah nach einem Zeichen an Sigfrieds Jagdgewand.

Und als der Herre Sigfried nun aus dem Brunnen trank,
So ſchoß er ihm durch's Kreuz, daß aus der Wunde ſprang
Das rothe Herzblut ihm bis faſt an Hagens Kleid.
Nie war ein Held wohl wieder zu ſolcher That bereit.

Er ließ den Speer ihm ſtecken wohl in dem Herzen tief;
So grimmiglich, wie Hagen ſich flüchtete und lief,
War er noch nie gelaufen vor irgend einem Mann.
Als ſeiner großen Wunde nun Sigfried ſich beſann,

Er raſch mit wildem Toben zurück vom Brunnen ſprang;
Aus ſeinem Herzen ragte hervor der Speer ſo lang;
Er ſuchte nach dem Bogen und ſuchte nach dem Schwert,
Um Hagen zu vergelten nach ſeiner Thaten Werth.

Doch da er, ſchwer verwundet, ſein Schwert dort nimmer fand,
Und er nichts weiter hatte, als ſeines Schildes Rand,
So nahm er ihn vom Brunnen und lief auf Hagen an;
Ihm konnte nicht entrinnen des Königs Gunther Mann.

Er ſchlug, obſchon todtwund, doch kräftig noch und wild;
Viel' Edelſteine ſprangen heraus da aus dem Schild,
Und endlich noch zerbrach der ganze Schild ihm faſt;
Wie gerne hätte ſich gerächt der hohe Gaſt!

Zu Boden ſtürzte Hagen nach tapfrer Gegenwehr;
Es hallte von den Schlägen die Gegend rings umher.
Hatt' er das Schwert in Händen, ſo war es Hagens Tod.
Er zürnte ſehr der Wunde, ihn zwang dazu die Noth.

Sein Antlitz war erblichen, er konnte kaum mehr ſtehn,
Und ſeines Leibes Stärke, ſie drohte zu vergehn,
Da er des Todes Zeichen in bleicher Farbe trug.
Er ward nachher beweinet von ſchönen Fraun genug.

Dort in die Blumen ſank nun hin Chriemhildens Mann,
Ein großer Strom von Blut aus ſeinen Wunden rann;
Da fing er an zu ſchelten — ihn zwang dazu die Noth —
Auf Alle, die gerathen voll Untreu ſeinen Tod.

Da ſprach er ſchwer verwundet: „Ihr Böſen, die ihr feig
Mich hier erſchlugt, was helfen nun meine Dienſte euch?
Ich war euch ſtets getreu, entgelten muß ich's nun;
Das hieß an eurem Freunde fürwahr ſehr übel thun.

Ihr ſeid dadurch beſchimpft, ihr ſelbſt und eu'r Geſchlecht
Für alle Zeiten nun. Ihr habt zu ſehr gerächt
Durch euren Zorn und Haß euch an dem Leibe mein;
Von guten Recken ſollt ihr mit Schmach geſchieden ſein."

Die Ritter liefen alle, wo er erſchlagen lag;
So ward das nun für Viele ein freudenloſer Tag.
Wer irgend hielt auf Treue, beklagt' ihn unverſtellt,
Das hatt' er auch verdienet der kühne, wackre Held.

Der König von Burgunden beklagte ſeinen Tod.
Da ſprach er ſchwer verwundet: „Es thut hier gar nicht noth,
Daß der um Schaden weinet, der ſelber ihn erzeugt;
Er iſt zu tadeln; hätt' er ihm lieber vorgebeugt."

Da ſprach der grimme Hagen: „Was ſoll hier Klag' und Streit?
Hat doch mit ihm ein Ende für uns nun Sorg' und Leid!
Wir finden hier nur Wen'ge, die uns noch widerſtehn;
Wohl uns, daß wir beendet nun ſeine Herrſchaft ſehn!"

„Ihr möget leicht euch rühmen," ſprach Sigfried; „hätt' ich nur
Jemals in euch geahnet die wilde Mordnatur,
So hätt' ich wohl mein Leben geſchützt und meinen Leib;
Mich dauert nichts ſo ſehr, als Frau Chriemhild, mein Weib.

Es mag ſich Gott erbarmen nun über meinen Sohn,
Ihn trifft für alle Zeiten der vorwurfsvolle Hohn,
Daß ſeine Anverwandten ſo grauſam mich erſchlagen;
Daß ich ſo ſterben ſoll, muß ich mit Recht beklagen."

Mit Jammer ſprach nun weiter der ſterbensmatte Held:
„Wollt ihr, mein edler König, noch Treu' in dieſer Welt
An irgend Jemand üben, ſo laßt die Traute mein
Für immer eurer Gnade noch anbefohlen ſein.

Und laßt es ſie genießen, daß ſie euch Schweſter ſei,
Mit eurer Fürſtentugend ſteht ihr getreulich bei.
Lang wird mein Vater warten auf mich mit ſeiner Schaar;
Und keiner Frau geſchah ein größres Leid fürwahr."

Er krümmte bebend ſich, ihn zwang dazu die Noth,
Und ſagte noch im Jammer: „Mein Meuchelmord und Tod
Der wird euch noch gereun gar ſehr in künft'gen Tagen;
Glaubt mir, bei meiner Treu', ihr habt euch ſelbſt erſchlagen."

Die Blumen wurden alle von ſeinem Blute naß.
Er rang ſchon mit dem Tode, nicht lange that er das;
Des Todes Waffe ſchnell zerſchnitt die Lebenskraft:
Er konnte nicht mehr reden, vom Tode hingerafft.

Da legten, als die Herren nun ſahen, daß er todt,
Sie ihn auf einen Schild, der ward vom Blute roth.
Sie dachten nach, wie man's verhehlte, daß es Hagen
Geweſen war, der dort den kühnen Mann erſchlagen.

Da ſprachen Viel': „Es hat ſich Böſes zugetragen,
Ihr Alle müßt's verhehlen, und insgeſammt nur ſagen:
Als ganz alleine jagte im Wald Chriemhildens Mann,
Stieß er auf Mörder dort, die tödteten ihn dann."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Ich bring' ihn in das Land,
Und wenig ſoll's mich kümmern, ob ihr es wird bekannt,
Die alſo ſehr betrübet einſt Brunehildens Muth;
Die acht' ich ſehr geringe, wie ſie auch weint und thut.

17. Wie Sigfried beklagt und begraben ward.

Sie harrten bis zur Nacht und fuhren über'n Rhein.
Von Helden konnte ſchlimmer gejagt nie worden ſein;
Das Wild, das dort getödtet, beweinten viele Helden,
Und mit dem Leben mußten es manche gar entgelten.

Von großem Uebermuthe mögt ihr nun hören ſagen
Und von furchtbarer Rache; denn Hagen ließ nun tragen
Den todten Körper Sigfrieds von Nibelungenland
Vor eine Kammer, wo Chriemhilde ſich befand.

Ganz heimlich vor die Thür ließ er ihn legen dort,
Daß ſie beim Oeffnen fände den Todten dann ſofort,
Wenn ſie mit Tagesanbruch zur Meſſe wollte gehn;
Nur ſelten pflegte man Chriemhild nicht dort zu ſehn.

Man läutete im Münſter zu der gewohnten Zeit.
Chriemhild, die Schöne, weckte zum Dienſt nun eine Maid,
Ließ Licht und Kleider bringen, dazu ihr Meßgewand;
Da kam ein Kämmerer, der Sigfried liegen fand.

Er ſah ihn roth von Blute, und ſeine Kleider naß;
Doch da er keine Kunde von Sigfrieds Tod beſaß,
Trug er ihn in die Kammer, das Licht in ſeiner Hand,
Wo er die Trauerkunde Chriemhilden dann geſtand.

Als ſie mit ihren Frauen zum Münſter wollte gehn,
Da ſprach der Kämmerer: „Ihr mögt noch ſtille ſtehn!
Es liegt vor dem Gemach ein Ritter da erſchlagen.“
Darüber fing Frau Chriemhild unmäßig an zu klagen.

Und ehe ſie d'ran dachte, es könn' ihr Mann wohl ſein,
Da fiel ihr Hagens Frage ſogleich nun wieder ein,
Wie er ihn ſchützen ſollte? Nun ward es ihr erſt leid;
Seit ſeinem Tod' entſagte ſie aller Fröhlichkeit.

Da ſank ſie hin zur Erden, wo ſie kein Wort mehr ſprach,
Und als die Freudenloſe da eine Weile lag,
Da mehrte ſich ihr Jammer; ſie ächzt' und ſchrie ſo bang
Aus allen Kräften, daß es laut im Zimmer klang.

Da ſagte das Geſinde: „Es iſt vielleicht ein Gaſt!“
Doch ſchrie ſie, daß das Blut vor Herzensjammer faſt
Ihr aus dem Munde ſtrömte: „Siegfried, mein lieber Mann!
Brunhilde hat's gerathen, und Hagen hat's gethan!“

Sie ließ ſich hingeleiten, wo ſie den Helden fand,
Sein Haupt hob ſie empor mit ihrer weißen Hand,
So roth es war von Blute, ſie hatt' ihn gleich erkannt.
Da lag nun jammervoll der Held aus Niederland.

Da rief gar traurig aus die Frau, ſo ſanft und mild:
„Weh' mir und meines Leides! Ich ſeh', es iſt dein Schild
Von Schwertern nicht zerhauen, du liegſt ermordet da;
Der Tod ſoll ihn ereilen, wüßt' ich, durch wen's geſchah.“

Und all' ihr Hofgeſinde, das klagte rings umher
Mit der geliebten Herrin; denn alle ſchmerzt' es ſehr,
Daß ſie den edlen Herrn verloren immerdar,
Und Brunhilds Zorn durch Hagen ſo hart gerächt nun war.

Da ſprach die Jammervolle: „Ihr Kämmrer, geht von dannen,
Geht hin und weckt ſogleich mir Sigfrieds tapfre Mannen;
Ihr mögt auch Sigismund von meinem Jammer ſagen,
Er mag den kühnen Sigfried mit mir vereint beklagen.

Da lief alsbald ein Bote, wo er ſie ſchlafen fand
Die kühnen Helden Sigfrieds von Nibelungenland.
Die Trauermähr' verwandelt' all' ihre Luſt in Gram;
Doch wollten ſie's nicht glauben, bis man das Weinen vernahm.

Der Bote ging nun hurtig in Sigmunds Schlafgemach,
Wo ohne Ruh der König ſchon lange ſchlaflos lag.
Ich glaub', es mocht' ihm ahnen das Leid, das ihm geſchehn;
Er ſollte ſeinen Sohn nie lebend wiederſehn.

„Erwachet, König Sigmund! es hieß mich zu euch gehn
Chriemhilde, meine Herrin; ihr iſt ein Leid geſchehn.
Vor allen andern Leiden geht dieſes ihr an's Herz;
Ihr ſollt ihr klagen helfen, denn euch auch trifft der Schmerz."

Er fragte, ſich erhebend: „Wer hat ihr angethan
Ein Leid, der ſchönen Chriemhild? Was iſt es? ſag' mir's an!"
Da ſprach der Bote weinend: „Ich muß es euch nur ſagen,
Es liegt der kühne Sigfried von Niederland erſchlagen."

Da ſprach der Herre Sigmund: „Schämt euch und ſcherzt nicht ſo
Mit ſolcher böſen Kunde, und ſagt's nicht anderswo,
Sagt's mir zu Liebe nicht, daß Sigfried ſei erſchlagen;
Ich könnte bis zum Tode ihn nicht genug beklagen."

„Wollt ihr mir, Herr, nicht glauben, was ich euch jetzt geſagt,
So mögt ihr ſelber hören, wie Frau Chriemhilde klagt
Und mit ihr das Geſinde um Sigfrieds frühen Tod."
Gar ſehr erſchrak da Sigmund, ihn zwang dazu die Noth.

Mit hundert ſeiner Mannen ſprang er vom Lager auf,
Sie zuckten ſcharfe Waffen, und gingen gleich darauf
Zur Stätte, wo das Weh' erſchollen war, von dannen.
Da kamen tauſend Recken, des kühnen Sigfrieds Mannen.

Da ſie ſo jammervoll die Frauen hörten klagen,
Vermeinten Einige, ſie ſollten Trauer tragen;
Sie mochten wohl der Sinne vor Schmerz nicht mächtig ſein,
Die Schwermuth grub ſich tief in ihre Herzen ein.

Da kam der König Sigmund, wo er Chriemhilden fand;
Er ſprach: „O weh der Reiſe hieher in dieſes Land!
Wer hat hier meinem Kinde, wer hat da eurem Mann
Bei ſo viel guten Freunden den Mord hier angethan?"

„Ha! ſollt' ich ihn nur kennen!" ſprach da das edle Weib,
„Er wäre mir für immer verhaßt an Seel' und Leib;
Ich wollt' ihm Leid zufügen, daß jeder ſeiner Freunde
Ihn meiner Rache wegen für immerdar beweinte."

Als ihn der König Siegmund in seine Arme schloß,
Da ward von seinen Freunden der Jammer also groß,
Daß von dem Wehgeschrei der Saal und der Palast
Laut wiederhallt' und auch die ganze Gegend fast.

Da konnte Niemand trösten des edlen Sigfrieds Weib.
Man zog nun aus den Kleidern den schönen Heldenleib;
Man wusch ihm seine Wunden, und legt' ihn auf die Bahr',
Und unter seinen Freunden da großer Jammer war.

Da sprachen seine Recken aus Nibelungenland:
„Des Helden Tod zu rächen ist willig unsre Hand;
Der Palast birgt den Mörder, er ist noch nicht von dannen."
Da griffen zu den Waffen nun Sigfrieds kühne Mannen.

Mit seinem Schilde kam manch auserwählter Held,
Gilfhundert Recken hatte der König da gestellt;
Mit ihnen wollt' er rächen nun seines Sohnes Tod,
Und seinem Herzen that die Rache wahrlich noth.

Wem konnte, als die Schaar nun muthig zog von dannen,
Der Streit wohl anders gelten, als König Gunthers Mannen,
Mit denen Sigfried ja zur Jagd geritten war?
Chriemhildens Schmerz vermehrte der Anblick dieser Schaar.

Wie groß auch war ihr Jammer, wie mächtig ihre Noth,
Sie fürchtete so sehr der Nibelungen Tod
Von ihres Bruders Mannen, daß sie nicht konnte ruhn.
Sie warnte sie drum freundlich, wie's Freunde Freunden thun.

Da ſprach die Jammerreiche: „Mein Herre Sigismund,
Was wollt ihr denn beginnen? Saget, ward es euch nicht kund,
Daß König Gunther hat ſo manchen kühnen Mann?
Ihr ſtürzt euch in's Verderben, greift ihr die Recken an.“

Sie ſchwangen hoch die Schwerter, ſtreitluſtig blieb ihr Sinn,
Soviel auch bat und flehte die edle Königin,
Daß ſie vermeiden ſollten den kühnen Kampf und Streit;
Daß ſie's nicht laſſen wollten, das that ihr herzlich leid.

Da ſprach Chriemhild: „Herr Sigmund, beginnt den Kampf
erſt dann,
Wenn es ſich beſſer füget; ſo will ich meinen Mann
Gern mit euch rächen dann. Hab' ich nur erſt vernommen,
Wer ihn ermordete, ſo ſoll's ihm ſchlecht bekommen.

Es giebt der Uebermüth'gen hier an dem Rheine viel,
Drum rath' ich ab vom Kampf, er iſt fürwahr kein Spiel;
Sie können gegen Einen wohl ſtellen dreißig Mann.
Gott laſſe ſie's entgelten, was ſie an uns gethan!

Ich bitt' euch, bleibet hier, und helft mein Leid mir tragen,
Ihr hochgemuthen Helden, bis es beginnt zu tagen;
Helft in den Sarg mir legen hier meinen lieben Mann.“
Da ſprachen drauf die Degen: „Das ſei ſogleich gethan.“

Es könnte Jemand hier gar wunderviel noch ſagen
Von Rittern und von Frauen, die man dort hörte klagen,
Daß durch die weite Stadt erſcholl das Wehgeſchrei;
Die edlen Bürger kamen in Menge nun herbei.

Sie klagten mit den Gäſten, und allen that es leid;
Doch nimmer hatten ſie erfahren noch zur Zeit,
Wie jener edle Recke verloren ſeinen Leib.
Da weinte mit den Frauen manch gutes Bürgerweib.

Man ließ nun Schmiede kommen, die machten einen Sarg,
Von Silber und von Golde, worin man Sigfried barg;
Man ließ den Sarg beſchlagen mit Stahl, der hart und gut.
Den Leuten allen war ſehr traurig da zu Muth.

Die Nacht war nun vergangen, man ſagt', es wolle tagen:
Da ließ die edle Frau nun in den Münſter tragen
Sigfrieden, ihren Herrn und gar ſo lieben Mann,
Und alle Freunde ſchloſſen dem Zug ſich weinend an.

Sie brachten ihn zum Münſter, man hörte Glockenklang,
Und überall vernahm man der Pfaffen Chorgeſang.
Da kam der König Gunther mit ſeiner Mannen Heere,
Und Hagen auch, der beſſer wohl weggeblieben wäre.

Er ſprach: „Vielliebe Schweſter! ſo leiden dich zu ſehn!
O der Verluſt, wie groß! mußt' er uns denn geſchehn?
Wir müſſen ſtets beklagen des kühnen Sigfrieds Leib."
„Doch ohne Grund!" ſprach da das jammervolle Weib.

„Hät' es euch wirklich leid, ſo wär' es nicht geſchehn;
Ihr hattet mein vergeſſen, das kann ich jetzt wohl ſehn.
So ward von mir geſchieden mein vielgeliebter Mann;
O wollte Gott," ſprach Chriemhild, „man hätt' es mir gethan!"

Sie blieben feſt im Läugnen, und Frau Chriemhilde ſprach:
„Wer hier ſich ſchuldlos fühlt, der leg' es an den Tag;
Er gehe vor dem Volke zur Bahre hier heran,
Daraus wird man die Wahrheit gar bald erkennen dann."

Es iſt ein großes Wunder, das oftmals noch geſchieht:
Wenn einen Mordbefleckten man bei dem Todten ſieht,
So bluten ihm die Wunden, wie es auch jetzt geſchah,
Daß man den Mörder Sigfrieds ſogleich in Hagen ſah.

Denn, als er nahte, floſſen des Todten Wunden ſehr;
Die ſchon zuvor geklagt, die jammerten noch mehr.
Da ſprach der König Gunther: „So hört und wiſſet dann,
Daß Räuber ihn erſchlugen; nicht Hagen hat's gethan."

Sie ſprach: „Es ſind die Mörder hinreichend mir bekannt,
Gott wird es rächen laſſen durch ſeiner Freunde Hand.
Ihr, Hagen, und ihr, Gunther, ihr beide habt's gethan!"
Das facht' in Sigfrieds Degen die Streitluſt wieder an.

Da kamen, zu vermehren noch ihre Klag' und Noth,
Noch ihre beiden Brüder, als die ihn fanden todt,
Gernot, der wackre Mann und Giſelher, das Kind;
Da weinten ſie um Sigfried ſich faſt die Augen blind.

Gar inniglich beweinten ſie da Chriemhildens Mann.
Man wollte Meſſe ſingen, und fort zum Münſter dann
Bewegte ſich von Männern und Frau'n ein großer Zug;
Kalt blieben ſelbſt nicht Kinder, ſie jammerten genug.

Gernot und Giſler ſprachen: „Getröſte, Schweſter mein,
Dich über Tod und Sterben, es muß nun einmal ſein.
Wir wollen dich dafür erfreun, ſo lang' wir leben."
Doch Niemand in der Welt vermocht' ihr Troſt zu geben.

Der Sarg war nun bereitet, es war beinah Mittag,
Man hub ihn von der Bahre, worauf der Todte lag;
Doch wollte Gbriembild nicht, daß man ihn ſenkt' in's Grab,
Bis ſie ſich nothgedrungen doch endlich d'rein ergab.

In reichen Zelbel ward gehüllt der Todte da;
Ich glaub', es gab wohl Niemand, den man nicht weinen ſah.
Beſonders klagte Ute das edle Königsweib
Und alles Heiligende um Siegfrieds ſchönen Leib.

Da nun das Volk vernahm im Dom die Chorgeſänge,
Als man ihn eingeſargt, erhob ſich groß Gedränge;
Für ſeiner Seele Heil man viel zum Opfer trug.
Er hatte Feinde, doch auch Freunde noch genug.

Die arme Gbriembild wandte ſich zu den Dienern nun:
„Wollt ihr," ſprach ſie zu ihnen, „mir was zu Liebe thun,
So theilet unter Alle hier meines Mannes Gold,
Die je ihm Gutes gönnten, und die mir waren hold."

Da war kein Kind ſo klein, mocht' es Verſtand nur haben,
Das ihm nicht Opfer brachte, bevor er ward begraben.
Man hörte hundert Meſſen und viele Chorgeſänge,
Und unter Siegfrieds Freunden erhob ſich viel Gedränge.

Das Volk verlief ſich, als beendet der Geſang.
Da ſprach die edle Chriemhild: „Laßt mich drei Nächte lang
Allein bewachen nun den auserwählten Degen;
Das macht mir Freud', und mir iſt viel daran gelegen.

Drei Tage und drei Nächte will ich ihn laſſen ſtehn,
Daß an dem lieben Mann ich ſatt mich möge ſehn;
Vielleicht gebietet Gott, daß mich auch nimmt der Tod,
Dann hätte ja ein Ende der armen Chriemhild Noth."

Es gingen nun nach Hauſe die Leute in der Stadt;
Doch all' ihr Hofgeſinde und Mönch' und Pfaffen hat
Chriemhild, bei ihr zu weilen, da wo ihr Gatte lag.
Sie hatten arge Nächte und manchen ſchweren Tag.

Ganz ohne Trank und Speiſe blieb da ſo mancher Mann;
Doch wer's nicht gern entbehrte, dem wurde kund gethan,
Daß man's in Fülle gäbe durch König Sigismund;
Da ward den Nibelungen für Noth und Sorge kund.

Den Armen, die man fand, die wenig mochten haben,
Gab man da reichlich Gold, zu ſpenden Opfergaben,
Aus Sigfrieds eignem Schatz. Da er nicht mehr am Leben,
Ward da für ſeine Seele manch tauſend Mark gegeben.

Urbare Felder rings vertheilte man im Land,
So viel man arme Klöſter und gute Leute fand,
Und ſchenkte Gold und Kleider den Armen noch genug;
Sie zeigte, wie ſie ihn noch ſtets im Herzen trug.

Im dritten Morgen war, grad' um die Meſſezeit
Der ganze Kirchhof um den Münſter weit und breit
Von Leuten, die vom Lande zur Stadt gekommen, voll,
Die alle ihn beweinten, wie man es Freunden ſoll.

Es wurden in vier Tagen, wie allgemein bekannt,
Wohl dreißigtauſend Marken den Armen zugewandt;
Um ſeiner Seele willen ward dieſes Geld gegeben.
Dahin war ſeine Schönheit, dahin war Leib und Leben.

Als man nun Gott gedient durch Beten und Geſang,
Und noch mit großem Jammer des Volkes Menge rang,
Da ließ man aus dem Münſter ihn hin zu Grabe tragen,
Und ſahe nichts als Weinen und hörte nichts als Klagen.

Mit lautem Schreien ſchloſſen ſie ſich dem Zug nun an,
Und keinen Frohen ſah man dort, weder Weib noch Mann;
Bevor man ihn begraben, erſchollen Chorgeſänge.
Was gab's bei dem Begräbniß für Pfaffen da in Menge!

Eh' ſie zur Gruft gekommen, des edlen Siegfrieds Weib,
Da rang mit ſolchem Jammer ihr vielgetreuer Leib,
Daß man mit kaltem Waſſer denſelben oft begoß;
Ihr Schmerz war ohne Maßen und unermeßlich groß.

Es war ein großes Wunder, daß ſie jemals genas;
Wohl manche ihrer Frauen oft klagend bei ihr ſaß.
Da ſprach die Königin: „Beweiſet mir auf's neue,
Ihr tapfern Mannen Siegfrieds, die oft erprobte Treue.

Laßt mir die kleine Liebe in meinem Leid geſchehn,
Daß ihr mir gönnt, noch einmal ſein ſchönes Haupt zu ſehn.“
Sie jammerte ſo lange, da gab man endlich nach,
Daß man nochmals den Deckel des ſchönen Sargs erbrach.

Man brachte Chriemhild hin, wo ſie ihn liegen fand;
Sie hob ſein ſchönes Haupt mit ihrer weißen Hand,
Und küßte dann den Todten, den edlen Ritter gut,
Und ihre lichten Augen vor Leide weinten Blut.

Ein jammervolles Scheiden war nun allda zu ſehn:
Man trug ſie ſanft von dannen, ſie konnte nicht mehr gehn
Und war ohnmächtig worden das hohe Heldenweib;
Vor Liebe wollt' erſterben ihr wonniglicher Leib.

Und als man nun begraben Sigfried, den edeln Herrn,
Da ſah man ohne Maßen dort traurig, die von fern
Mit ihm gekommen waren aus Nibelungenland;
Und ſelten war's, daß man Sigmunden fröhlich fand.

Und mancher war darunter, der wohl drei Tage lang
In ſeinem großen Leiden vor Schmerz nicht aß noch trank;
Doch trieb des Leibes Nothdurft, als jene Zeit verſtrich,
Sie friſteten ihr Leben nun wieder kümmerlich.

18. Wie Sigmund heimkehrte.

Chriemhildens Schwiegervater, als er die Kön'gin fand,
Sprach: „Laß uns wieder eilen zurück in unser Land,
Denn unwillkommne Gäſte ſind wir hier an dem Rhein;
Ich bitte, liebe Chriemhild, zu Willen mir zu ſein.

Daß hier in dieſem Lande Untreu' und Hochverrath
Uns euren edlen Mann ſo frech entriſſen hat,
Das ſollt ihr nicht entgelten; ich zeig' euch ſtets auf's neue
Aus Liebe zu dem Sohn die oft erprobte Treue.

Auch ferner ſollt ihr noch all' die Gewalt hier hegen,
Die euer Sigfried euch einſt gab, der kühne Degen.
Das Land und auch die Krone, ſie bleibt euch unterthan,
Gern wird aus Sigfrieds Schaar euch dienen jeder Mann."

Den Knechten drauf befahl man, von dannen jetzt zu reiten.
Die eilten zu den Roſſen herbei von allen Seiten,
Denn ihnen war das Leben bei ſtarken Feinden leid.
Da ſuchten Frau'n und Mägdlein nun auch ihr Reiſekleid.

Und als der König Sigmund ſchon wirklich fortgeritten,
Vereinten die Verwandten Chriemhildens ihre Bitten,
Daß ſie noch bleiben ſollte bei ihrer Mutter dort.
Da ſprach die edle Frau: „Das geht nicht, auf mein Wort!

Vermöchten meine Augen den immer anzusehn,
Von dem mir armen Weibe so vieles Leid geschehn!"
Da sprach der edle Giſ'ler: „Vielliebe Schwester mein,
Du solltest doch getreulich bei deiner Mutter sein.

Die dich hier so beschwerten und trübten deinen Muth,
Die brauchst du nicht zum Dienste, du zehrst von meinem Gut."
Da sprach sie zu dem Recken: „Nein, das kann nicht geschehn,
Vor Leide müßt' ich sterben, sollt' ich je Hagen sehn."

„Der soll dir nicht begegnen, vielliebe Schwester mein,
Bei deinem Bruder Giſ'ler, da sollst du immer sein;
Reichlich vergüten will ich dir deines Mannes Tod."
Da sprach die Gottverlassne: „Das thäte Chriemhild noth."

Da nun der junge Giſ'ler so freundlich sich erbot,
Vereinten ihre Bitten auch Ut' und Gerenot,
Daß sie noch bleiben möchte; sie baten um die Wette,
Da unter Sigfrieds Mannen sie wenig Freunde hätte.

„Sie sind euch alle fremde," so sagte Gerenot,
„So stark ist Niemand, daß ihn nicht ereilt der Tod.
Bedenkt das, liebe Schwester, und habt getrosten Muth;
Bleibt hier bei euren Freunden, das ist euch wahrlich gut."

Und sie gelobte Giſ'lern, sie wollte nicht von dannen.
Mit ihren Rossen kamen nun König Sigmunds Mannen;
Sie wollten wieder reiten nach Nibelungenland,
Und aufgepackt den Rossen war schon all' ihr Gewand.

Da ging der König Sigmund nun zu Chriemhild von dannen,
Und ſprach zu ihr: „Es warten ſchon Sigfrieds kühne Mannen,
Sie wollen fort zu Roß, und zwar in wenig Stunden,
Weil's ihnen gar nicht mehr behagt bei den Burgunden.“

„Es rathen,“ ſprach Frau Chriemhild, „mir ſehr die Freunde mein,
Die mir noch treu, ich möchte doch hier bei ihnen ſein.
Verwandte hab' ich nicht im Nibelungenland.“
Es ſchmerzte König Sigmund, als ſie ihm das geſtand.

Und er entgegnete: „Das möge Niemand ſagen!
Vor allen meinen Freunden ſollt ihr die Krone tragen,
Mit all' der Allgewalt und Herrſchaft, wie zuvor;
Die ſoll es nicht entgelten, die ihren Mann verlor.

Begleitet mich, auch ſchon um euer Kindelein,
Das könnt ihr doch nicht laſſen verwaiſt und ſo allein.
Iſt euer Sohn erwachſen, dann habt getroſten Muth;
Inzwiſchen dient euch treulich manch Ritter, kühn und gut.“

Sie ſprach: „Mein Herre Sigmund, ich kann nicht mit euch gehn,
Ich muß hier ſein und bleiben, was mir auch mag geſchehn,
Bei Anverwandten, die mein Leid mir helfen tragen.“
Den guten Recken wollte die Antwort nicht behagen.

„Wir möchten,“ ſprachen alle, „uns kann wohl eingeſtehn,
Erſt jetzt ſei uns fürwahr das größte Leid geſchehn.
Hier bleiben wollt ihr, weilen bei unſern Feinden hier?
O wahrlich, ſorgenvoller noch niemals reiſten wir.“

„Reiſt ohne Sorge hin, ihr ſtehet jederzeit
In Gottes Hand; man giebt euch ſicheres Geleit
In König Sigmunds Land. Mein liebes Kindelein,
Das ſoll euch Recken treulich von mir empfohlen ſein.“

Als ſie vernahmen nun, ſie wollte nicht von dannen,
Da weinten alle herzlich, des König Sigmunds Mannen.
Da ſchied von Frau Chriemhilden mit Jammer Sigiſmund;
Den gab ſein Unmuth ihr mit dieſen Worten kund:

„Weh dieſes Feſtes und der Luſt, die wir genoſſen!
Wohl keinem, der wie wir dem Königsſtamm entſproſſen,
Geſchieht wohl jemals wieder, was leider uns geſchehn;
Man ſoll bei den Burgunden uns nimmer wieder ſehn.“

Da ſprachen Sigmunds Mannen: „Es könnte doch geſchehn,
Daß man uns hier zu Lande noch einmal dürfte ſehn,
Wenn wir den erſt gefunden, der uns den Herrn erſchlug;
An ſeinen Freunden haben ſie Feinde, ſtark genug.“

Chriemhilden küßte Sigmund, und als er leider ſah,
Daß ſie doch bleiben wollte, ſo ſprach er traurig da:
„Wir reiten ohne Freuden nun heim in unſer Land,
Es werden Sorg' und Leiden erſt jetzt mir recht bekannt.“

Sie ritten ungeleitet von Worms an dem Rhein,
Und mochten voll Vertrauen und guten Muthes ſein;
Denn wären ſie von Feinden auch muthig angerannt,
Sie hätten ſich gewehrt mit kühner Heldenhand.

ie hatten Abſchied zwar von Keinem dort genommen,
och ſah man Gerenot und Giſler freundlich kommen;
enn ihnen that es leid, ſie ſahn ſie ſchmerzlich ziehn;
ie ließen's inne werden den Helden, brav und kühn.

a ſprach beſcheidentlich der Herre Gerenot:
„Mein Zeug' iſt Gott im Himmel, ich bin an Sigfrieds Tod
anz ohne Schuld; auch hab' ich nie gehört hier ſagen,
aß ihm hier Jemand feind; ich muß ihn ſehr beklagen.“

a gab der junge Giſler ihm gut Geleit ſofort,
nd führte ſorgſam dann aus dem verhaßten Ort
rn König und die Recken zurück nach Niederland,
o man von den Verwandten kaum einen fröhlich fand.

ie ſie nun weiter lebten, das kann ich nimmer ſagen.
u allen Zeiten hörte man noch Chriemhilden klagen,
nd ihrem Herzen gab dort Niemand Troſt und Muth
s Giſelher, der Junge, der war getreu und gut.

e ſchöne Brunhild war voll Uebermuth und Haß,
nd ob Chriemhilde weinte, gleichgültig war ihr das;
ie zeigte ſie ihr Treue; doch kam auch bald die Zeit,
o ſie durch Frau Chriemhilden erduldete viel Leid.

19. Wie der Nibelungen Hort nach Worms kam.

Da nun die edle Ghriemhild alſo verwittwet war,
Da blieb bei ihr Graf Gchwart mit ſeiner Mannen Gchaar.
Gar freundlich dient' er ihr in jenen trüben Tagen,
Von ganzem Herzen half er, da ihren Herrn beklagen.

Zu Worms bei dem Münſter ward ihr erbaut ein Gchloß,
Geräumig, weit und prächtig und gar gewaltig groß,
Wo mit dem Hofgeſinde ſie freudenlos nun ſaß,
Oft in der Kirche betend, denn gerne that ſie das.

Seit Sigfried dort begraben, ging ſie dort fleißig hin,
Sie that es alle Tage mit ſchwerbetrübtem Sinn;
Zu Gott, dem Güt'gen, flehte ſie ſeiner Seele wegen,
Getreulich ward von ihr beweint der tapfre Degen.

Ute' und ihr Hofgeſind', bemüht zu allen Stunden,
Durch Troſt zu heilen ihr des Herzens ſchwere Wunden,
Vermochten dies doch nicht; was man für Troſt ihr bot,
Des lieben Freundes wegen blieb ſie in Qual und Noth.

Mehr Sehnſucht nach dem Manne wohl nie ein Weib empfand;
Daraus ward ihre Tugend in vollem Maß erkannt.
Bis an des Lebens Ende war Klag' ihr Zeitvertreib,
Doch rächte ſich noch ſehr des kühnen Sigfrieds Weib.

Sie ſaß in ihrem Leide, das iſt gewißlich wahr,
Nach ihres Mannes Tode beinahe vierthalb Jahr,
Und ohne daß ſie Gunther'n je durch ein Wort erfreut,
Und Hagen je geſehen in dieſer ganzen Zeit.

Da ſprach von Irenes Hagen: „Wie ſtellen wir es an,
Daß man mit eurer Schweſter euch noch verſöhnen kann?
Se käm' in dieſe Lande das Nibelungengold;
Das könnten wir gewinnen, wär' uns Chriemhilde hold."

Da ſagte König Gunther: „Auf den Verſuch kommt's an;
Wenn man erſt meine Brüder, die bei ihr ſind, gewann,
Erlangen wir's auch wohl, daß ſie uns gerne ſieht."
„Ich glaube nicht," ſprach Hagen, „daß dies jemals geſchieht."

Da hieß er Ortewein zu ihr nach Hofe gehn
Und mit ihm Markgraf Gere, und als das war geſchehn,
Schickt' er auch Gerenot und Giſelher noch fort.
Die ſprachen nun gar freundlich mit Frau Chriemhilden dort.

Da ſagte von Burgunden der edle Gerenot:
„Frau, wahrlich gar zu lange beklagt ihr Sigfrieds Tod.
Der König will euch zeigen, daß er ihn nicht erſchlagen;
Man hört euch ohne Maßen und unaufhörlich klagen."

Sie ſprach: „Deß zeiht ihn keiner; Hagen war's offenbar,
Der es von mir erfahren, wo er verwundbar war.
Ach, hätt' ich's können ahnen, er habe Mord im Sinn,
So hätt' ich wohl geſchwiegen!" ſprach da die Königin.

„Wenn ich nicht so bezeichnet ihm Siafrieds schönen Leib,
So dürft' ich jetzt nicht weinen, ich unglückſel'ges Weib!
Hold werd' ich ihnen nimmer, die das ihm angethan."
Da bat und flehte Giſ'ler gar sehr, der wackre Mann.

Sie sprach: „ich will den König begrüßen!" Dieser kam
Mit seinen besten Freunden zu ihr, als er's vernahm.
Nur Hagen durfte da nicht mit dem König gehn;
Durch seine Schuld, das wußt' er, war ihr ja Leid geschehn.

Da sie so gegen Gunther vergessen Haß und Groll,
So durft' er nun Chriemhilden auch küssen liebevoll;
Wär' nur auf seinen Rath ihr nicht das Leid geschehn,
Noch öfter hätt' er dann wohl können zu ihr gehn.

Mit so viel Thränen ward nie eine Sühne mehr
Gestiftet unter Freunden; es schmerzte sie noch sehr;
Doch sie vergaß es Allen, bis auf den einen Mann:
Niemand hätt' ihn erschlagen, wenn's Hagen nicht gethan.

Nicht lang nachher da trugen sie sämmtlich darauf an,
Daß Frau Chriemhild den Schatz der Nibelungen dann
Befehl' zu holen und ihn bringen ließ zum Rhein;
Als ihre Morgengabe gehört' er ihr allein.

Es reisten nach dem Schatze Giſ'ler und Gerenot,
Nebst achtzighundert Mannen, und Frau Chriemhild gebot
Daß sie ihn holen sollten, wo er bisher gelegen,
Bewacht von Alberich und vielen kühnen Degen.

Als man nun her vom Rheine zum Schatz gekommen war,
Sprach Alberich, der kühne, zu seiner Freunde Schaar:
„Wir dürfen ihnen nicht den Hort mehr vorenthalten,
Da ihn die edle Kön'gin als Morgengab' erhalten;

Doch wär' er nimmer wohl," sprach Alberich, „erkoren
Für sie, wenn wir mit Siegfried nicht auch zugleich verloren
Die Nebelkappe, die zu seinem Schutze klug
Chriemhildens Trauter stets auf seinem Haupte trug.

Nun ist er Siegfried leider noch schlimm genug bekommen,
Daß uns die Nebelkappe der kühne Held genommen,
Da einst ihm dienen mußte hier dieses ganze Land."
Der Kammrer suchte nun, bis er den Schlüssel fand.

Es standen vor dem Berge Chriemhildens tapfre Mannen,
Nebst ihren Anverwandten; sie führten nun von dannen
Den Schatz, und trugen ihn schnell in das Schiff hinein;
Dann fuhren sie die Wagen hinauf bis an den Rhein.

Nun mögt ihr von dem Hort mit Wunder hören sagen:
Zwölf große Wagen konnten den Schatz kaum in vier Tagen
Und Nachten aus dem Berge zu Tage fördern nur,
Obschon ein jeder Wagen dreimal des Tages fuhr.

Nur Edelstein und Gold, nichts anders war zu schaun,
Und hätte man besoldet die ganze Erde traun,
Hätt' es um keine Mark vermindert seinen Werth;
Ihn hatte Hagen wohl nicht ohne Grund begehrt.

Von Golde lag darunter ein Wünſchelrüthelein,
Und wer es irgend kannte, der konnte Meiſter ſein
Wohl in der ganzen Welt und über Jeden Mann.
Von Alberichs Verwandten kam mancher dort mit an.

Als nun der Schatz gekommen in König Gunthers Land,
Und in der Kön'gin Herrſchaft und ihrer Obhut ſtand,
Da wurden ihre Kammern und Thürme vollgetragen;
Man hörte nie von Schätzen ſo viele Wunder ſagen.

Und hätten tauſendmal noch mehr ſie hergegeben,
Und ſie erkaufen können dadurch nur Sigfrieds Leben,
Sie hätte, bis auf's Hemde, wohl alles in der Welt
Geopfert ihm; nie fand ein treuer Weib ein Held.

Da ſie den Schatz nun hatte, da brachte ſie in's Land
Viel unbekannte Recken; es gab der Kön'gin Hand
Nun reichlich ihnen allen mit edlem milden Sinn;
Nie ſah man größre Tugend an einer Königin.

Den Armen und den Reichen fuhr ſie ſo fort zu geben.
Da meinte Hagen denn: „Fährt ſie ſo fort zu leben,
So wird ſie ſich gewinnen noch manchen kühnen Mann,
Was uns zum Schaden wohl zuletzt gereichen kann.“

Da ſprach der König Gunther: „Gehört ihr doch das Gut!
Wie kann ich ihr's verwehren, was ſie damit jetzt thut?
Drum hab' ich es errungen, daß ſie mir wieder hold;
Mag ſie darum verſchenken ihr Silber und ihr Gold.“

Und Hagen ſprach zum König: „Vertraut ein kluger Mann
Doch einem Weibe Schätze von dieſer Art nicht an!
Sie bringt es durch ihr Geben dahin noch mit der Zeit,
Daß es wohl den Burgunden am Ende noch gereut.“

Da ſprach der König Gunther: „Ich ſchwur ihr einen Eid,
Daß ich ihr nimmermehr zufügen wollt' ein Leid;
Das will ich denn auch halten, ſie iſt die Schweſter mein.“
Zur Antwort gab ihm Hagen: „Laßt mich den Schuld'gen ſein.“

Die mannigfachen Eide brach doch ihr Uebermuth.
Der Wittwe nahmen ſie nun all' ihr Hab' und Gut,
Und ſelbſt die Schlüſſel raubte ihr Hagens freche Hand;
Da zürnt' ihr Bruder Gernot, als es ihm ward bekannt.

Auch Giſelher ſprach zürnend: „Viel Leid ward angethan
Durch Hagen meiner Schweſter; das geht doch gar nicht an!
Wär' er nicht mein Verwandter, es ging' ihm an den Leib.“
Da weinte nun auf's neue des edlen Sigfrieds Weib.

Da ſprach der Herre Gernot: „Wir haben Müh' und Pein
Von dieſem Golde nur, und ſollten in den Rhein
Den ganzen Schatz verſenken; das wäre wohlgethan.“
Da redete Chriemhild den Bruder kläglich an.

Sie ſprach: „Vielliebster Bruder, gedenke freundlich mein!
Für Gut und Leben ſollſt du ſtets mein Beſchützer ſein.“
Da ſprach er zu Chriemhilden: „Und das verſprech' ich dir,
So bald wir wiederkommen; jetzt muß ich fort von hier.“

Da räumte mit den Seinen der König nun das Land,
Mit all' den besten Recken, die man nur irgend fand.
Nur Hagen blieb daheim, voll Haß und bösem Sinn,
Den ließ er oft entgelten die edle Königin.

Der reiche König war noch nicht zurückgekommen,
Da hatte Hagen schon den Schatz an sich genommen;
Den ließ er nun gar schleunig versenken in den Rhein;
Er glaubt', es sollt' ihm frommen; das konnte doch nicht sein.

Die Fürsten kamen wieder, mit ihnen mancher Mann;
Chriemhild um ihren Schatz zu klagen nun begann
Mit ihren Frau'n und Mägdlein; er that ihr herzlich leid,
Und treulich war da Giselher zu helfen ihr bereit.

„Er hat," so sprachen Alle, „sehr übel dran gethan."
Doch er entwich dem Zorn der Fürsten, und gewann
Sich wieder ihre Huld, die er gar bald besaß.
Darob entbrannte nun noch mehr Chriemhildens Haß.

Bevor von Troneg Hagen verbarg den reichen Hort,
Da hatten sie's beschworen mit starken Eiden dort,
Daß er verborgen bliebe, so lange sie am Leben;
So konnten sie den Schatz auch keinem Andern geben.

So war durch neue Leiden gesunken Chriemhilds Muth,
Um ihres Mannes Tod, und daß ihr nun ihr Gut
So ganz und gar genommen. Nun ruhte ihre Klage
Im Leben nimmer mehr, bis zu dem letzten Tage.

Sie lebte nun, ſeit Sigfried ihr früh entriſſen war,
In Leid und Traurigkeit noch dreizehn volle Jahr,
Und wollt' um ſeinen Tod noch ſtets vor Schmerz vergehn;
Sie war ihm treu, das mußten ihr Alle zugeſtehn.

20. Wie König Etzel zu Burgunden nach Chriemhild ſandte.

Zu dieſer Zeit geſchah's, daß, als Frau Helke ſtarb,
Sich König Etzel um ein andres Weib bewarb.
Da riethen ſeine Freunde, in der Burgunden Land,
Zu einer ſtolzen Wittwe, die Chriemhild ſei genannt.

Sie ſprachen: „Da nun ſchlummert der ſchönen Helke Leib,
So wählt, wollt ihr gewinnen ein wahrhaft edles Weib,
Die Höchſte und die Beſte, die je ein Fürſt gewann;
Nehmt ſie, der ſtarke Sigfried, der war weiland ihr Mann."

Da ſprach der reiche König: „Wie könnt' ich ſie verlangen?
Ich bin ein Heid' und habe die Taufe nicht empfangen.
Sie iſt ein Chriſtenweib, und nimmt mich nicht fürwahr,
Und wenn's dennoch geſchähe, wär' es höchſt wunderbar."

Da ſprachen nun ſeine Freunde: „Vielleicht daß ſie es thut
Um euren hohen Namen und euer großes Gut;
Man muß es doch verſuchen mit jenem edlen Weib.
Ihr werdet gerne minnen wohl ihren ſchönen Leib."

Da ſprach der edle König: „Wem ſind von euch bekannt
Die Leute an dem Rheine, ſo wie das dort'ge Land?“
Da nahm von Bechelaren nun Rüdiger das Wort:
„Seit meiner Kindheit kannt' ich die edlen Kön'ge dort.

Gunther und Gerenot, die edlen Ritter gut,
Der dritte, der heißt Giſ'ler, von denen jeder thut,
Wie man nach Ehr' und Tugend nur immer handeln kann;
Und alle ihres Stammes, die haben das gethan.“

Da ſprach der König Etzel: „Freund, magſt du auch mir ſagen,
Ob ſie in meinem Lande wohl ſoll die Krone tragen?
Und iſt, wie man mir ſagt, ihr Leib ſo hold und ſchön,
So werden meine Freunde ſie wohl nicht ungern ſehn.“

„Sie gleicht an Schönheit wohl der lieben Herrin mein,
Der reichen Helke ſelbſt; nicht ſchöner möchte ſein
Wohl in der ganzen Welt je eines Königs Weib;
Wer ſich mit ihr verlobt, kann tröſten ſeinen Leib.“

Er ſprach: „So wirb denn, Rüd'ger, wirb mir zu Liebe nun,
Und wenn ich jemals ſollte bei Frau Ehriemhilden ruhn,
So will ich dich belohnen, ſo gut ich irgend kann;
Du haſt dann meinen Willen vollkommen mir gethan.

Aus meiner Kammer laſſ' ich nunmehr dir ſo viel geben,
Daß du nebſt deinen Freunden hinfort kannſt fröhlich leben
Was ihr nur wollt, viel Roſſe, dazu auch manches Kleid,
Das halt' ich dann zur Botſchaft für euch ſehr gern bereit.“

Da ſagte Rüdiger, der reiche Markgraf nun:
„Begehrt' ich deines Gutes, ſo würd' ich unrecht thun.
Gern will ich als dein Bote fortziehen an den Rhein,
Doch nur mit eignem Gute, dank' ich's doch dir allein."

Da ſprach der reiche König: „Nun wenn ihr denn wollt fahren
Zur Minniglichen hin, ſo mög' euch Gott bewahren
Mit Ehren auf der Reiſe, ſo auch die Liebſte mein;
Es helfe mir das Glück, daß ſie mag gnädig ſein."

„Wir können," ſagte Rüd'ger, „nicht räumen dieſes Land,
Bevor wir uns gerüſtet mit Waffen und Gewand,
Daß zu den Fürſten wir mit Ehre ziehn von dannen;
Ich führe hin zum Rhein fünfhundert wackre Mannen.

Wenn ſie dann zu Burgunden mich und die Meinen ſehn,
So wollt' ich gern, daß Jeder dir müßte zugeſtehn,
Noch niemals hab' ein König geſendet manchen Mann
So fern, wie du es jetzt zum Rheine haſt gethan.

Du wirſt doch, edler König, nicht unterlaſſen gar,
Weil ſie in edler Minne Sigfriedens Hausfrau war,
Dem Sohne Sigismunds, den du hier einſt geſehn,
Und dem man große Ehre mit Recht muß zugeſtehn."

Da ſprach der edle König: „War ſie des Recken Weib,
So war ſo theuer mir des edlen Fürſten Leib,
Daß ich die Königin deshalb verſchmähe nimmer;
Was mir an ihr gefällt, iſt ihrer Schönheit Schimmer."

1152

Da ſprach zu ihm der Markgraf: „So will ich euch denn ſagen,
Daß wir von hinnen wollen in vier und zwanzig Tagen.
Ich melde Gotelinden, der lieben Frauen mein,
Daß ich jetzt zu Chriemhilden will ſelbſt der Bote ſein.“

Nach Bechelaren ſandte ſogleich nun Rüd'ger hin;
Da hörte die Markgräfin mit kummervollem Sinn,
Daß für den König Etzel er werben wollt' ein Weib;
Sie dachte traurig an der ſchönen Helke Leib.

Als die Markgräfin nun die Botſchaft dort vernommen,
Da weinte ſie, in Zweifel, je wieder zu bekommen
Solch' eine Herrin, wie ſie unlängſt noch beſaß.
Von Thränen ward ihr Auge bei dem Gedanken naß.

Von Ungarn fort ritt Rüd'ger nunmehr in ſieben Tagen,
Drob freute Etzel ſich mit innigem Behagen.
Zu Wien fand er für ſich nun Kleider nach Belieben,
Er konnte ſeine Reiſe nicht länger mehr verſchieben.

Zu Bechelaren harrte nun ſeiner Gotelind,
Die junge Markgräfin, des tapfern Rüd'gers Kind;
Sie ſah den Vater gern mit ſeiner Mannen Schaar,
Von ſchönen Kindern da ein liebes Bitten war.

Bevor der edle Rüd'ger nach Bechelaren ritt,
Da folgten viele Roſſe, die brachten Kleider mit,
Die kamen wohlbehalten nun an, wie man in Wien
Sie ſorgſam aufgeladen und aufgepackt für ihn.

Und als ſie angekommen in Bechelaren nun,
Da bat die Reiſenden der Wirth jetzt auszuruhn,
Gab ihnen Herberg' und bequeme Wohnung da;
Die reiche Gotelind den Wirth gern kommen ſah.

Die Markgräfin, ſein Kind, ſchien gleichfalls ſich zu freun,
Es konnte nichts ihr lieber, als ſeine Ankunft ſein,
Weil ſie aus Hünenland die Helden gerne ſah.
Gar freundlich ſprach zu ihnen die edle Jungfrau da:

„Seid, Vater, mit den Euren mir herzlich hier willkommen!"
Da dankten nun gar ſchön, als ſie dies Wort vernommen,
Manch' Ritter, kühn und gut, der jungen Markgräfin.
Gern hätte Gotelind erforſcht da Rüd'gers Sinn.

Und als ſie nun zu Nacht an Rüd'gers Seite lag,
Da wandte ſie zu ihm gar freundlich ſich und ſprach:
„Wohin hat euch geſendet der Fürſt von Hünenland?"
Er ſprach: „Frau Gotelind, daß ſei dir gern bekannt.

Ich ſoll, da nun verweſet der ſchönen Helke Leib,
Für meinen Herrn jetzt werben ein andres holdes Weib;
Da will ich zu Chriemhilden nun reiten an den Rhein,
Die ſoll hier bei den Hünen gewalt'ge Kön'gin ſein."

„Das wolle Gott," ſprach Got'linde, „und möchte das geſchehn!
Man hört von ihr viel Gutes, das muß ich zugeſtehn.
Sie bietet uns Erſatz wohl leicht in allen Tagen,
Und gerne ſähen wir ſie hier die Krone tragen."

Da nahm das Wort der Markgraf und ſagte: „Traute mein!
All' denen, die mit mir nun reiten an den Rhein,
Theilt hold und reichlich mit von eurem Hab' und Gut;
Denn Helden, ſo verſehn, ſind immer hochgemuth."

Sie ſprach: „Da iſt wohl Keiner, der es nicht gerne nimmt,
Und jedem will ich geben gar gern, was ihm geziemt,
Eh' ihr von hinnen ſcheidet mit eurer tapfern Schaar."
Da ſprach zu ihr der Markgraf: „Das iſt mir lieb, fürwahr."

Was man für reiche Felbel aus ihren Kammern trug!
Es ward den edlen Recken davon zu Theil genug,
Daß ſie ſich kleiden konnten vom Hals bis zu den Sporen.
Was ihm gefiel, das hatte ſich Rüd'ger auserkoren.

Am ſiebenten Morgen ritt der Wirth von Bechelaren
Mit ſeinen Recken, die gar wohl gerüſtet waren
Mit Waffen und mit Kleidern, nun durch der Baiern Land;
Von Räubern wurden ſie nur ſelten angerannt.

Sie kamen in zwölf Tagen hierauf nun an den Rhein,
Und ihre Ankunft konnte nicht lang verborgen ſein.
Und als man nun dem König und ſeinen Mannen ſagte,
Es kämen fremde Gäſte, der Wirth neugierig fragte:

„Ob ſie wohl Jemand kenne, das ſollte man ihm ſagen."
Nun ſah man ihre Roſſe gar ſchwere Laſten tragen,
Und daraus ward erkannt, daß ſie ſehr reich wohl waren;
Herberge gab man bald nun in der Stadt den Schaaren.

Sie waren unbekannt, als ſie dort angekommen,
Drum wurden mit Befremden die Herren wahrgenommen.
Von wannen kamen nur die Recken an den Rhein?
Man fragte Hagen: „Sollten ſie wohl bekannt euch ſein?“

Da ſprach der Held von Troneg: „Hab' ich ſie erſt geſehn,
Was bisher nicht geſchah, ſo kann ich euch geſtehn,
Von wannen ſie geritten ſicher in dieſes Land;
Sie ſind, wiewohl hier fremd, mir doch vielleicht bekannt.“

Nun hatten ihre Wohnung die Gäſte eingenommen;
In reichen Kleidern war der Bote jetzt gekommen
Mit ſeinen Heergeſellen, die dann nach Hofe ritten;
Sie trugen ſchöne Kleider, gar ſauber zugeſchnitten.

Da ſprach der muth'ge Hagen: „Fürwahr, ich muß geſtehn,
Hab' ich den Herren auch ſchon lange nicht geſehn,
So ſcheint es Rüd'ger mir, mit dem ich wohl bekannt,
Der edle kühne Recke fern aus dem Hünenland.“

„Wie ſoll ichs' glauben?“ ſprach der König, der's vernommen,
„Daß der von Bechelaren ſei in dies Land gekommen?“
Als kaum der König Gunther dies Wort geſprochen da,
Der kühne Hagen plötzlich den guten Rüd'ger ſah.

Mit allen ſeinen Freunden ging er ihm ſchnell entgegen;
Von ihren Roſſen ſteigen ſah man fünfhundert Degen.
Da wurden wohl empfangen die aus der Hünen Land;
Es trugen Boten nimmer ſo herrliches Gewand.

Da ſiel von Troneg Hagen mit lauten Worten ein:
„Es ſollen uns die Degen mit Gott willkommen ſein,
Der Vogt von Bechelaren, der hier bei uns erſchienen.“
Nun wurden dort empfangen gar ehrenvoll die Hünen.

Des Königs Sippſchaft ging zu ihnen nun herein.
Da ſprach zu Rüdiger von Metz Herr Ortewein:
„So gerne haben wir fürwahr ſeit manchen Tagen
Nicht Gäſte hier geſehn, das kann ich offen ſagen.“

Da grüßten und da dankten die Recken überall,
Dem Hofgeſinde folgten ſie in den weiten Saal,
Wo ſie den König fanden in vieler Degen Mitte;
Vom Seſſel ſtand er auf mit feiner Hofmannsſitte.

Wie er ſo freundlich da hin zu dem Boten ging!
Wie Gunther da und Gernot den fremden Gaſt empfing
Mit allen ſeinen Mannen, die man im Saal dort fand!
Da nahm den guten Rüd'ger nun Gunther bei der Hand.

Er bracht' ihn zu dem Sitze, wo er zuvor erſt ſaß,
Und ließ ringsum den Gäſten — gar gerne that man das —
Viel guten Meth einſchenken, dazu den beſten Wein,
Den man nur irgend konnte rings finden an dem Rhein.

Nun waren Giſelher und Gere auch gekommen,
Dankwart und Volker hatten jetzt ebenfalls vernommen
Die Ankunft dieſer Gäſte, und rings mit frohem Muth
Empfing man vor dem König die Ritter, brav und gut.

Es ſprach von Irenea Hagen nun da zu ſeinem Herrn:
„Wohl ſollten dieſe Degen uns immer dienen gern,
Da uns ſo viele Liebe der Markgraf angethan,
Und Gotelindens Mann dafür noch Lohn empfahn.“

Da ſprach der König Gunther: „Ich kann's nicht mehr ertragen,
Wie beide ſich befinden, das müſſet ihr mir ſagen,
Den König Etzel mein' ich, und Helk' aus Hünenland.“
Da ſprach der Markgraf: „Gern mach' ich euch das bekannt.“

Da ſtand er auf vom Seſſel mit ſeiner ganzen Schaar,
Und ſprach zum König: „Nun, ſo will ich denn fürwahr,
Dafern ihr mir's erlaubt, auch weiter nichts verhehlen,
Und fröhlich die Geſchichte, die ich euch bring', erzählen.“

Er ſprach: „Was man uns heim bei euch entboten hat,
Erlaub' ich euch zu ſagen, auch ohne Freundesrath;
Ihr ſollt es hören laſſen vor mir und meinen Mannen.
Mit allen Ehren laſſ' ich euch wieder ziehn von dannen.“

Da ſprach der biedre Bote: „Euch bietet an dem Rhein
Gar treulich ſeine Dienſte der große König mein,
Und allen euren Freunden in eurem ganzen Reich.
Mit großer Treu geſchieht die Botſchaft hier an euch.

Der edle König bittet, beklaget ſeine Noth,
Sein Volk iſt ohne Freude, die Königin iſt todt,
Die reiche Helke ſtarb, ſie meines Herren Weib,
Dadurch iſt nun verwaiſt ſo mancher Jungfrau Leib.

Da ſteht es jammervoll nun mit dem ganzen Land,
Denn Fürſtenkinder, die erzogen ihre Hand,
Die haben Niemand nun, um treulich ſie zu pflegen;
Drum iſt der König, glaub' ich, auch ſehr beſorgt deswegen."

„Nun lohn' ihm Gott," ſprach Gunther, „daß er die Dienſte ſein
So williglich entbietet mir und den Freunden mein.
Ich habe ſeinen Gruß gar gern vernommen hier,
Und meine Freund' und Mannen ſtehn ihm zu Dienſt dafür."

Da ſprach nun von Burgunden der Recke Gerenot:
„Ihn mag wohl immer dauern der ſchönen Helke Tod,
Und das mit vollem Recht, ſo mancher Tugend wegen."
Da gab ihm Hagen Beifall, und mancher andre Degen.

Da ſprach nun Rüdiger, der Bote kühn und hehr:
„Da ihr es mir erlaubt, ſo ſag' ich euch noch mehr,
Was ich von meinem Herrn euch hier entbieten ſoll,
Da er ſeit Helke's Tod ſo ſchweren Kummers voll.

Man ſagte meinem Herrn, Chriemhild ſei ohne Mann,
Herr Sigfried ſei geſtorben; iſt das, ſo wollt ihr dann
Vergönnen wohl, daß ſie hier mag die Krone tragen
Vor König Etzels Recken; das läßt mein Herr ihr ſagen."

Da ſprach der reiche König zu ihm gar wohlgemuth:
„Sie höre meinen Willen, vielleicht daß ſie es thut.
Den will ich euch verkünden in dieſen dreien Tagen;
Sollt', eh' ich ſie erforſcht, es Etzel'n wohl verſagen?"

Indeſſen ward den Gäſten verſchafft Gemächlichkeit,
Man war dort überall zu ihrem Dienſt bereit.
Rüd'ger geſtand, er habe Freund' unter Gunthers Schaar,
Wo Hagen, wie ſchon früher, ihm gern zu Dienſten war.

So blieb denn Rüd'ger, bis der dritte Tag genaht;
Der König pflog indeſſen mit ſeinen Freunden Rath,
Ob's ſeinen Anverwandten auch däuchte gut gethan,
Daß Chriemhild nehmen ſollte den König Etzel zum Mann.

Sie riethen's allgemein; nur Hagen war dagegen.
Der ſprach zu Gunther da, dem kühnen tapfern Degen:
„Wenn ihr's wohl überlegt, ſo werdet ihr's verhüten;
Und wollte ſie auch folgen, ihr müßt es ihr verbieten."

„Warum das?" ſagte Gunther; „es wäre Eigenſinn;
Wenn Liebes noch geſchieht der holden Königin,
Wie ſollt' ich's ihr nicht gönnen? ſie iſt die Schweſter mein;
Daß ihr die Ehre wird, drob ſollten wir uns freun."

Da ſagte Hagen: „Laßt die Rede vor der Hand!
Wenn ihr nur Etzel'n kenntet, wie ich ihn längſt gekannt!
Soll ſie den König minnen, wie ihr es zugeſteht,
Seid überzeugt, daß ihr euch bald in Sorgen ſeht."

„Warum?" ſprach Gunther; „wohl verhüten kann ich das,
Daß ich ſo nah' ihm komme, um ſeinen Zorn und Haß
Je zu befürchten, nimmt er wirklich ſie zum Weibe."
„Ich rath' es nicht," ſprach Hagen, „nein, unterlaßt's beileibe!"

Man ſandte nun nach Gernot und auch nach Giſ'ler dann,
Und fragte, ob's den Herren wohl däuchte gut gethan,
Daß Chriemhild ſollte minnen den König reich und hehr;
Nur Hagen widerſprach, doch Niemand anders mehr.

Da ſprach nun von Burgunden noch Giſelher der Degen:
„Ihr könntet wohl, Freund Hagen, noch treue Freundſchaft hegen;
Ergötzt ſie nach dem Leide, von euch ihr angethan,
Und wenn ihr's wohl noch geht, ſo fechtet es nicht an.

Was habt ihr meiner Schweſter nicht angethan für Leid?"
Sprach Giſelher der Recke; „ſie hätte jederzeit
Wohl guten Grund dazu, daß ſie euch wäre gram;
Nie gab es Jemand wohl, der Frau mehr Freude nahm."

„Was ich voraus hier ſehe, das will ich kund euch geben,"
Sprach Hagen. „Nimmt ſie Etzel'n und bleibet ſie am Leben,
So thut ſie uns viel Leid, ſie legt es recht drauf an;
Ihr wird noch dienen müſſen ſo mancher wackre Mann."

Zur Antwort gab da Hagen der kühne Gernot:
„So mag es bleiben bis zu ihrer Brüder Tod,
Daß wir in Etzels Land hinfort je wiederkehren;
Wir bleiben ihr getreu, und bleiben ſo in Ehren."

Und abermals ſprach Hagen: „Wir mag das Niemand ſagen;
Soll Helke's Krone je die edle Chriemhild tragen,
So thut es uns nur leid, wie ſie's auch mag betreiben.
Das ziemt uns Recken nicht, drum laßt es lieber bleiben."

Gar zornig ſprach da Giſ'ler, der ſchönen Ute Sohn:
„Wir wollen doch nicht alle voll Falſchheit ſein und Hohn.
Wird Ehr' ihr angethan, ſo wollen wir uns freun;
Sprecht, was ihr wollt, ich werde für immer treu ihr ſein."

Da Hagen ſolches hörte, entſank ihm aller Muth,
Doch Giſelher und Gernot, die Ritter, kühn und gut,
Und Gunther auch, der Reiche, die kamen überein,
Wenn Chriemhild es gelobte, ſo möcht' es immer ſein.

Da nahm das Wort Fürſt Gere: „Ich will's der Frau nun ſagen,
Daß ſie den König Etzel ſich laſſe wohl behagen;
Denn er, dem mancher Recke mit Furcht iſt unterthan,
Er iſt's, der nach dem Leide ſie noch ergötzen kann."

Da ging der ſchnelle Rede, wo er Chriemhilden ſah,
Empfing ſie hold und ſprach mit ſanften Worten da:
„Begrüßet mich gar freundlich, und gebt mir Botenlohn,
Denn aller eurer Noth entriß das Glück euch ſchon.

Wißt, eurer Minne wegen, hat zu euch hergeſandt
Der allerbeſte Herr, der je ein Königsland
Beſaß mit vollen Ehren; die Krone je getragen;
Es werben edle Ritter, eu'r Bruder läßt's euch ſagen."

Da ſprach die Jammerreiche: „Verhüten woll' es Gott,
Daß ihr und meine Freunde nicht etwa Hohn und Spott
Mit mir, der Armen, treibt! Was ſoll ich einem Mann,
Der ja den Weibern hold und Liebe ſich gewann?"

So ſträubte ſie ſich ſehr. Da kamen nun geſchwind
Ihr Bruder Gernot zu ihr, und Giſelher das Kind,
Sie baten ſie gar freundlich, und hoben ihren Muth,
Wenn ſie den König nähme, ſo wär' es wahrlich gut.

Doch überreden konnte Niemand das edle Weib,
Noch wiederum zu minnen je eines Mannes Leib.
Da baten ſie die Degen: „Laßt's wenigſtens geſchehn,
Daß ihr in jedem Fall den Boten möget ſehn."

„Das will ich nicht verreden," ſprach da das edle Weib.
„Ich ſehe gar ſo gerne des edlen Rüd'gers Leib
So mancher Tugend wegen; hätt' er nicht hergeſandt,
Und wär's ein andrer Bote, dem blieb' ich unbekannt."

Sie ſprach: „So heißt ihm, morgen vor meine Kammer gehn:
Das meldet ihm ſofort, denn dort will ich ihn ſehn,
Und meinen Willen ihm mit eignen Worten ſagen."
Als ſie ſo ſprach, da ward erneut ihr großes Klagen.

Der edle Rüd'ger auch begehrt' in ſeinem Sinn
Nichts anders, als zu ſehn die hehre Königin.
Und er benahm ſich ſo, wie es ſich ſpäter wies,
Daß ſie ſich von dem Recken bald überreden ließ.

Am andern Morgen früh ertönten Chorgeſänge;
Da kamen nun die Boten: es ward ein groß Gedränge
Von denen, die mit Rüd'ger nach Hofe wollten gehn;
Man ſah in reicher Kleidung manch ſchönen Mann dort ſtehn.

Der ſchönen Ghriemhild war es traurig da zu Muth,
Sie wartete auf Rüd'ger, den Boten brav und gut;
Der fand ſie in der Kleidung, die ſie gewöhnlich trug,
Doch reiche Kleider hatte ihr Hofgeſind' genug.

Sie ging nun an der Thür gar freundlich ihm entgegen,
Und gütig dann empfing ſie dort den edlen Degen;
Mit Zwölfen ging er zu ihr, und ward bald aufgenommen,
Denn höh're Boten waren noch nie zu ihr gekommen.

Man hieß die Herren nun zu ihren Sitzen gehn.
Die zween Markgrafen aber, die blieben vor ihr ſtehn,
Dankwart und mit ihm Gere, die edlen Recken gut;
Allein der Hausfrau wegen ſchien Niemand wohlgemuth.

Sie ſahen vor ihr ſitzen ſo manches ſchöne Weib;
Ghriemhild verging vor Jammer fürwahr an Seel' und Leib,
Ihr Kleid war auf der Bruſt von heißen Thränen naß.
Der edle Markgraf ſah wohl an Ghriemhilden das.

Da ſprach der edle Bote: „Vieledles Königskind,
Erlaubet mir und denen, die hier gekommen ſind,
Daß wir es euch verkünden mit Anſtand und mit Sitten,
Weshalb wir her zu euch in dieſes Land geritten."

„Das ſei euch gern erlaubt," ſprach da die Königin.
„Sprecht frei drum, was ihr wollt, weil ich geſtimmt jetzt bin,
Daß ich euch hör'; ihr ſeid ein Bote brav und gut."
Die Andern merkten leicht, ihr war nicht wohl zu Muth.

Da ſprach von Bechelaren zu ihr Fürſt Rüdiger:
„Mit treuer Lieb' läßt Etzel, ein König, hoch und hehr,
Euch Botſchaft ſenden, Herrin, hieher in dieſes Land;
Er hat nach eurer Minne viel Recken hergeſandt.

Von ganzem Herzen bietet er Liebe ſonder Leid,
Und iſt zu ſteter Freundſchaft gar willig und bereit.
So that er einſt Frau Helke'n, die ihm am Herzen lag;
Oft denkt er ihrer Tugend, und hat manch trüben Tag."

Da ſprach die Königin: „Herr Markgraf Rüdiger,
Wenn Jemand irgend wüßte, wie mir das Herz ſo ſchwer,
Der bäte mich wohl ſchwerlich zu freien einen Mann;
Denn ich verlor den beſten, den je ein Weib gewann."

„Was ſchützt wohl mehr vor Leid," ſo ſprach der kühne Mann,
„Als freundſchaftliche Liebe? Wer dieſe finden kann,
Und einen ſich erlieſt, der voll von Zärtlichkeit,
Der iſt fürwahr geſchützt vor allem Herzeleid.

Geruhet ihr zu minnen den edeln Herren mein,
Zwölf reiche Kronen werden euch unterthänig ſein;
Von dreißig Fürſten giebt mein Herr euch noch das Land,
Die Alle kühn bezwungen einſt ſeine ſtarke Hand.

Auch mögt ihr dann gebieten der tapfern Mannenſchaar,
Die meiner Herrin Helke einſt unterthänig war,
Und über manche Frauen aus hohem Fürſtenſtamm."
So ſprach der kühne Degen zu Chriemhild lobeſam.

„Dazu giebt euch mein Herr, das läſſet er euch ſagen,
Wenn ihr die Königskrone geruht bei ihm zu tragen,
Gewalt, und zwar die höchſte, die Helke je gewann,
Und über Etzels Mannen ſollt ihr gebieten dann."

Da ſprach die Königin: „Wie könnte meinem Leib
Gelüſten, daß ich würde noch eines Helden Weib!
Der Tod that an dem Einen mir ſo gewaltig leid,
Daß mir bis an mein Ende ſich keine Freude beut."

Da ſprachen nun die Hünen: „O reiche Königin,
Bei König Etzel fließt ſanft euer Leben hin,
Ihr ſeht dann überall nur Luſt und Wonn' entgegen;
Es hat der reiche König gar manchen holden Degen.

Es ſollen Helke's Jungfraun und eure Mägdelein
Vereint dann mit einander im Hofgeſinde ſein,
Darob ſich werden freuen die Recken hochgemuth.
Drum laßt euch rathen, Herrin; es iſt euch wahrlich gut."

Da ſprach ſie ſittiglich: „Laßt jetzt die Rede ſein,
Und findet morgen früh euch wieder bei mir ein,
Dann ſei auf euren Antrag die Antwort euch verliehn."
Das mußten nun befolgen die Recken brav und kühn.

Sie hatten ihren Weg zur Herberg' itzt genommen,
Da ließ die edle Frau nun Giſ'ler zu ſich kommen
Und ihre Mutter auch; da ſagte ſie zu beiden,
Nichts möchte beſſer ſie, als ſtetes Weinen, kleiden.

1236

Da ſprach ihr Bruder Giſler: „Mir ward geſagt zur Zeit,
Und auch wohl glauben will ich's, daß all' dein Herzeleid
Der König Etzel endet, und nimmſt du ihn zum Mann,
Was auch ein Andrer rathe, mir dünkt es wohlgethan.

Er mag dich wohl ergötzen; vom Nodan bis zum Rhein,
Der Elbe bis zum Meer, wer möchte irgend ſein
Ein König ſo gewaltig? Du kannſt dich wahrlich freun,
Daß er den Wunſch gehegt, mit dir vermählt zu ſein."

Sie ſprach: „Vielliebер Bruder, wie kannſt du mir das ſagen?
Weit beſſer ziemte mir wohl Weinen nur und Klagen.
Wie ſollt' ich vor den Recken nun da nach Hofe gehn?
War reizend je mein Leib, jetzt iſt er nicht mehr ſchön."

Da ſprach Frau Ute nun der lieben Tochter zu:
„Was deine Brüder rathen, mein liebes Kind, das thu'
Und folge deinen Freunden, ſo wird dir's wohlergehn;
In großem Jammer hab' ich zu lang dich ſchon geſehn."

Da bat ſie Gott ſehr oft, zu machen ihr die Freude,
Daß ſie verſchenken könne Gold, Silber, Schmuck und Seide,
Wie einſt bei ihrem Mann, als er noch war am Leben;
Doch ſie erlebte leider nie dieſes frohe Geben.

Sie dacht' in ihrem Sinn: „Wie ſollt' ich meinen Leib
Vertrauen einem Heiden? ich bin ein Chriſtenweib;
Das würde Schande bringen mir in der Welt für immer;
Gäb' er mir alle Reiche, ſo thu' ich's dennoch nimmer."

Dabei ließ ſie's bewenden, und oftmals ſinnend lag
Die Frau in ihrem Bette die Nacht bis an den Tag;
Ihr lichtes Auge ward nie trocken mehr vor Sorgen,
Bis ſie zur Meſſe dann ſich hinbegab am Morgen.

Zur Zeit der Meſſe waren die Könige gekommen;
Die riethen ihrer Schweſter, es möcht' ihr wahrlich frommen,
Wenn ſie den König minnte vom fernen Hünenland,
Doch keiner freudgeſtimmt die edle Ghriemhild fand.

Es ward nach Etzels Mannen nun eilig hingeſandt,
Die hätten gern Erlaubniß gehabt, noch vor der Hand
Zu werben oder ſchnell von hinnen nun zu ſcheiden,
Wie es geſchehen konnte, gleichviel, nur eins von beiden.

Da kam nun mit den Helden auch Rüd'ger wohlgemuth,
Daß man des Fürſten Willen erführe, däuchte gut
Den Meiſten, denn der Weg war weit bis in ihr Land;
Da führte man nun Rüd'ger hin, wo er Ghriemhild fand.

Gar freundlich ward nun da gebeten von dem Helden
Die edle Königin, ihm doch ſofort zu melden,
Was ſie entbieten wolle in König Etzels Land;
Ich glaub', daß er bei ihr da nichts als Weigrung fand.

Sie wollte niemals wieder je minnen einen Mann.
Der Markgraf ſprach: „Das wäre ſehr übel doch gethan!
Wozu wollt ihr verderben ſolch einen ſchönen Leib?
Ihr könnt mit Ehren werden noch eines Braven Weib."

Doch nichts half da ihr Bitten, sie gab durchaus nicht nach,
Bis Rüdiger dann heimlich zur hehren Kön'gin sprach,
Reich woll' er ihr vergüten, was irgend ihr geschah.
Besänftigt ward zum Theil ihr großer Schmerz nun da.

Er sprach zur Königin: „Laßt euer Weinen sein;
Wenn ihr auch bei den Hünen nur hättet mich allein,
Und meine treuen Freunde und meiner Mannen Schaar,
Der soll es schwer entgelten, der euch gehässig war."

Dadurch ward sehr gehoben der edlen Chriemhild Muth.
Sie sprach: „Schwört einen Eid mir, falls Jemand mir was thut,
Daß ihr der nächste seid, der rächen will mein Leid."
Da sprach der Markgraf: „Frau, ich bin dazu bereit."

Da schwur ihr Rüdiger mit seiner Mannen Schaar,
Getreulich ihr zu dienen; es sollten immerdar
Die Recken sie verehren aus König Etzels Land;
Das sicherte ihr zu des edlen Rüd'ger Hand.

Da dachte die Getreue: „Da ich gewinnen kann
So viele Freunde mir, so mögen reden dann
Die Leute, was sie wollen; ich jammervolles Weib!
Vielleicht wird noch gerächt des edlen Sigfrieds Leib.

Denn da der König Etzel der Recken hat so viel,
Ich ihnen kann gebieten, so hab' ich freies Spiel.
Er ist auch wohl so reich, daß ich kann geben was
Mir hat der leid'ge Hagen geraubt, was ich besaß."

Sie ſprach zu Rüdiger: „Hätte ich nur vernommen,
Daß er kein Heide ſei, ſo wär' ich gern gekommen,
Und thät' ihm ſeinen Willen, und würde gleich ihn frein."
Da ſprach der Markgraf: „Frau, die Rede laſſet ſein

Er hat ſo viele Recken aus ächter Chriſtenehe,
Daß bei dem Könige euch nie geſchieht ein Wehe.
Wer weiß, ihr könnt ihn wohl zur Taufe noch bekehren,
Und König Etzels Weib dann ſein in allen Ehren."

Da ſprach zu ihr der Bruder: „Gelob' es, Schweſter mein,
Und deinen Schmerz und Unmuth, den laß für immer ſein."
Sie baten ſie ſo lange, daß ſie mit Seel' und Leib
Doch ſich entſchloß zu werden des König Etzels Weib.

Sie ſprach: „Ich will euch folgen, ich arme Königin;
Kann ſein, daß ich noch reiſe dort zu den Hünen hin,
Dafern mich meine Freunde begleiten in ſein Land."
Da gab die ſchöne Chriemhild den Helden ihre Hand.

Da ſprach zu ihr der Markgraf: „Habt ihr bei euch zwei Mannen,
So hab' ich deren mehr; wir führen euch von dannen,
Mit allen Ehren bringen wir euch bald über'n Rhein,
Ihr ſollt nicht länger hier bei den Burgunden ſein.

Fünfhundert Mannen hab' ich, dazu die Freunde mein,
Hier und daheim nun ſollen ſie euch zu Dienſten ſein.
Was ihr mir mögt gebieten, das thu' ich jetzt und immer,
Mahnt mich nur an mein Wort, ich ſchäme deß mich nimmer.

Gebietet, und ich halte das Pferdgeſchirr bereit,
Was Rüdiger euch räth, wird niemals thun euch leid;
Und ſagt es euren Mägdlein, die ihr mitnehmen wollt;
Wir treffen auf der Straße wohl manchen Degen held."

Sie hatte noch Geſchirr gar viel aus Sigfrieds Zeit,
Mit Ehren zu gebrauchen für manche ſchöne Maid,
Wenn ſie von dannen wollte. Was waren da zu ſchaun
Für ſchöne Zäum' und Sättel rings für die ſchönen Fraun!

Das früher ſie getragen, ſo manches reiche Kleid,
Das ſuchten ſie und machten zur Reiſe ſich bereit,
Als ſie vom König hörten, und öffneten ſofort
Die Kiſten, die ſchon lange verſchloſſen ſtanden dort.

Sie waren ſehr geſchäftig wohl fünftehalben Tag,
Und ſuchten aus den Koffern, was drin verborgen lag;
Auf ſchloß nun ihre Kammer die ſchöne Chriemhild dann,
Sie wollte reichlich ſpenden und ſchenken Jedermann.

Sie hatte noch viel Gold aus Nibelungenland,
Das wollte nun den Hünen vertheilen ihre Hand,
So viel, daß hundert Roſſe es nimmer konnten tragen;
Das ward nun bald bekannt, und ſo erfuhr's auch Hagen.

Er ſprach: „Es wird Frau Chriemhild doch nimmermehr mir hold,
So mag auch hier verbleiben des kühnen Sigfrieds Gold.
Wie ſollt' ich meinen Feinden je laſſen ſo viel Gut?
Ich weiß ja wohl, was Chriemhild mit dieſem Schatze thut.

Denn bringt ſie ihn von hinnen, ſo wird er unverweilt,
Das glaub' ich ſicherlich, zu meinem Haß vertheilt;
Auch hat ſie ja nicht Neffe genug, um ihn zu tragen;
Darum behält ihn Hagen, das mag man ihr nur ſagen."

Da ſie die Nachricht hörte, ſo war's ihr grimmig leid;
Nun zeigten die drei Kön'ge ſich zwar ſogleich bereit,
Es wieder abzuwenden, doch da dies nicht geſchah,
Nahm Rüdiger das Wort, und fröhlich ſprach er da:

„Wie mögt ihr, reiche Kön'gin, beklagen ſo das Gold?
Es iſt der König Etzel ſo überaus euch hold,
Wenn euch ſein Auge ſieht, beſchenkt er euch ſo reich,
Daß ihr verſchwenden könnt, fürwahr, das ſchwör' ich euch."

„Vieledler Rüdiger," ſo hub die Kön'gin an,
„Glaubt, daß nie eine Fürſtin des Reichthums mehr gewann,
Als ich beſeſſen habe, und als mir Hagen nahm."
Ihr Bruder Gernot nun zu ihrer Kammer kam;

Mit königlicher Vollmacht ſchloß er nun auf die Thür,
Und aus der Kammer reicht' er Chriemhildens Gold herfür,
An dreißigtauſend Mark, es war vielleicht noch mehr;
Das gab er nun den Gäſten, und Gunthern freut' es ſehr.

Da ſprach von Bechelaren der Gotelinde Mann:
„Wenn Chriemhild alles hätte, was man nur denken kann,
Was jemals ward gebracht aus Nibelungenland,
Nie ſollt' es doch berühren mein' oder ihre Hand.

Man mag es hier behalten, weil ich davon nichts will;
Ich brachte mit von Hause des Meinigen so viel,
Daß wir es auf der Straße wohl gar nicht nöthig haben;
Denn wir sind wohl versehn mit Schmuck und reichen Gaben."

Da wurden von den Mägden nun angefüllt zwölf Schrein
Des allerbesten Goldes, das irgend mochte sein;
Das führte man von dannen, nebst vielem Schmuck der Fraun,
Worin sie auf der Reise sich wollten lassen schaun.

Des grimmen Hagen Frevel, der drückte sie zu stark:
An Opfergeld vertheilte sie wohl noch tausend Mark
Für ihres Mannes Seele, den sie so sehr geliebt;
Viel Treue, däucht' es Rüd'gern, ward da von ihr geübt.

Da sprach die Kön'gin klagend: „Wo sind die Freunde mein,
Die mir zu Liebe wollen bedrückt und elend sein?
Sie sollen mit mir reiten fern nach der Hünen Land,
Mit meinen Schätzen kaufen nun Roß' und Kriegsgewand."

Da wandte Markgraf Eckwart sich zu der Königin,
Und sprach zu ihr: „So lange ich euer Diener bin,
Hab' ich euch treu gedient; so will ich, Herrin, nun
Bis an des Lebens Ende hinfort dasselbe thun.

Fünfhundert meiner Mannen, die sollen mit euch gehn,
Und euch zu jeder Zeit getreu zu Diensten stehn;
Wir bleiben ungetrennt, wenn uns nicht trennt der Tod."
Da neigte sich Chriemhild, es that ihr wahrlich noth.

Die Roſſe brachte man, weil ſie von dannen wollten;
Da weinten ſehr die Freunde, gar manche Thränen rollten.
Die reiche Kön'gin Ute und manche ſchöne Maid,
Die zeigten, daß Frau Chriemhild wohl ihnen allen leid.

Ihr folgten hundert Mägdlein, und dieſe ganze Schaar
Erſchien ſo reich gekleidet, wie es geziemend war.
Es fielen da viel Thränen aus lichten Augen nieder;
Jedoch viel Freud' erlebte ſie auch bei Etzel'n wieder.

Da kam nun auch Herr Giſ'ler, mit ihm Herr Gerenot,
Nebſt ihrem Hofgeſind', wie's Schicklichkeit gebot;
Sie wollten ihre Schweſter begleiten nun von dannen,
Mit ihren Recken kamen noch tauſend wackre Mannen.

Da kam der ſchnelle Gere, mit ihm Herr Ortewein,
Rumolt, der Küchenmeiſter, mußt' auch dabei nun ſein.
Am Donauufer machten ſie Nachtherberge dann,
Doch ritt der König Gunther faſt bis zur Stadt heran.

Eh' ſie den Rhein verließen, da hatten ſie geſandt
Zuvor gar ſchnelle Boten in's ferne Hünenland;
Die gingen zu dem König nun mit der Nachricht hin,
Daß Rüdiger geworben für ihn die Königin.

21. Wie Chriemhild reiſte.

Die Boten mögen reiten; wir machen euch bekannt,
Wie nun die Königin durchreiſte manches Land,
Und wie von ihr geſchieden Giſ'ler und Gerenot,
Die treulich ſtets gethan, was Chriemhild je gebot.

Als ſie nun an die Donau bis nach Veringen ritten,
Da ließen ſie die Kön'gin um Urlaub freundlich bitten,
Da ſie nun wiederum zurück zum Rheine wollten.
Da weinten ſehr die Freunde, und viele Thränen rollten.

Und Giſelher, der Schnelle, ſprach zu der Schweſter ſein:
„Dafern du irgend ſollteſt vielleicht bedürfen mein,
Wenn irgend dir Gefahr droht, ſo mach' es mir bekannt,
So reit' ich, dir zu dienen, in König Etzels Land.“

Wer ihr verwandt, den küßte ſie herzlich auf den Mund;
Und freundlich ſah man ſcheiden dort zu derſelben Stund'
Die Freunde Rüdigers und des Markgrafen Mannen;
Viel ſchöne Mägdlein führte die Königin von dannen.

Es waren hundert vier, und koſtbar war ihr Kleid
Von buntem reichen Felbel, und viele Schilde breit,
Die trug man dort den Fraun zur Seite auf den Wegen;
Da kehrte wieder um ſo mancher wackre Degen.

Sie zogen nun von dannen hinab durch's Baierland;
Da wurde rings umher die Nachricht nun bekannt,
Es kämen fremde Gäste. Wo jetzt ſich noch befindet
Ein Kloſter und der Inn ſich in die Donau mündet,

Dort in der Stadt Paſſau ſaß damals ein Biſchof;
Leer wurde jede Herberg' und auch des Fürſten Hof,
Und alles eilte nun aufwärts in's Baierland,
Wo Biſchof Pilgerin die ſchöne Chriemhild fand.

Den Recken in dem Lande that es nun gar nicht leid,
Daß ſie ihr folgen ſahen ſo manche ſchöne Maid;
Liebäugeln ſah man jetzt die edeln Ritter dort,
Und gut beherbergt wurden die Gäſte nun ſofort.

Nach Paſſau ritt der Biſchof mit ſeiner Nichte fort,
Und es verbreitete ſich bei den Bürgern dort
Die Nachricht, Chriemhild käme, des Fürſten Schweſterkind;
Da ward ſie von den Kaufherrn empfangen nun geſchwind.

Der Biſchof wünſchte ſehr, ſie länger dort zu ſehn;
Da aber ſprach Herr Gewart: „Das kann wohl nicht geſchehn;
Wir müſſen wieder reiſen zurück in Rüd'gers Land,
Viel Degen warten unſer, mit allem ſchon bekannt.

Die Kunde wußte gleichfalls die ſchöne Gotelind,
Die ſchmückte ſich gar ſorgſam, ſo auch ihr edles Kind.
Ihr meldete das Rüd'ger, den dünkte es gar gut,
Daß ſie die Kön'gin tröſte in ihrem trüben Muth,

Und ihr entgegenritte mit ſeiner Mannen Schaar
Bis aufwärts an die Ens. Da das geſchehen war,
Da ſah man auf den Wegen gar viele Leute ſtehn,
Die Gäſte zu empfangen, bald reiten und bald gehn.

Nun war die Königin nach Gverdingen kommen;
Es wär' im Baierland ihr Alles wohl genommen
Durch Straßenraub, wie oft geſchah zu jener Zeit,
Auch hätte man den Gäſten wohl zugefügt manch Leid,

Wenn dem nicht widerſtanden der Markgraf kühn und hehr;
Er führte tauſend Ritter mit ſich und wohl noch mehr.
Da war auch Gotelind gekommen, Rüd'gers Weib,
Gar ſtattlich ſah man dort manch edlen Ritterleib.

Jenſeits der Krawe kamen ſie bei der Ens auf's Feld,
Da ſah man aufgeſpannt viel Hütten und Gezelt';
Denn Nachtherberge ſollten dort halten nun die Gäſte,
Und es bewirthete ſie Rüd'ger dort auf's beſte.

Die ſchöne Gotelind ließ hinter ſich nun liegen
Die Herberg'; auf dem Weg ſah man in langen Zügen
Mit Klingelzäumen prachtvoll geſchmückt der Roſſe Schaar;
Den feſtlichen Empfang nahm Rüd'ger freudig wahr.

Die da zu beiden Seiten nun kamen auf den Wegen,
Die ritten lobeſam; da war auch mancher Degen,
Der übte Ritterſchaft; auch ſah man manche Maid.
Es war der Ritter Dienſt der Königin nicht leid.

ſ zu den Gäſten kamen noch Rüd'gers tapfre Mannen,
ab man der Splitter viel nun fliegen dort von dannen
as kühner Recken Hand; nach ritterlichen Sitten
ard dort auch vor den Fraun dann um den Preis geritten.

as ließen ſie nun bleiben; es grüßte mancher Mann
ar freundlich dort den andern; ſie führten höflich dann
ie ſchöne Gotelind, daß ſie Ghriemhilden ſah;
er Frauen diente, hatte gar wenig Ruhe da.

er Veat von Pechelaren, der ritt nun eilig hin
u ſeinem Weib', und lieb war es der Markgräfin,
aß er ſo wohlbehalten vom Rhein zurückgekommen;
en ihren Sorgen war ihr ſo ein Theil genommen.

a er ſie nun empfangen, hieß er ſie mit den Fraun
uf's Gras ſich niederſetzen, ſo viele dort zu ſchaun.
a war denn ſehr geſchäftig gar mancher edle Mann,
ar viele Ehre ward den Frauen angethan.

e Frau Ghriemhild nun ſah dort die Markgräfin ſehn
it dem Gotelo, ließ ſie doch nicht ſie zu ihr gehn,
hr Roß ſie mit dem Zaume zu zucken da begann
nd aus dem Sattel heben ließ ſie ſich ſchnell ſodann.

ar freundlich ſprach darauf des edlen Rüd'gers Weib:
O wohl mir, liebe Frau, daß euren ſchönen Leib
ch meine Augen hier in dieſem Land geſehn!
ie kennt' in dieſer Zeit mir Lieberes geſchehn."

„Nun lohn' euch Gott," ſprach Chriemhild, „vieledle Geteline!
Wenn ich geſund nur bleibe und Volkelunge's Kind,
Vergelt' ich es mit Liebe, daß ihr mich habt geſehn."
Noch unbekannt war beiden, was ſpäterhin geſchehn.

Gar züchtig zu einander ging da manch ſchöne Maid;
Die Recken waren ihnen zu Dienſte ſtets bereit;
Sie ſaßen, nach dem Gruße, im Klee nun Hand in Hand,
Und mit einander wurden die Fremden bald bekannt.

Wein ſchenken hieß man dort die Frauen; es war Mittag,
Als noch das Hofgeſinde dort in dem Freien lag.
Sie ſtanden auf, und gingen nun in die Hütten breit;
Man war den edlen Gäſten dort rings zu Dienſt bereit.

Sie konnten jetzt die Nacht bis an den Morgen ruhn;
Und die von Bechelaren, die rüſteten ſich nun,
Um zu bewirthen dort ſo manchen fremden Gaſt.
Wie ſorgte Rüd'ger da! an nichts gebrach es faſt.

Als ſie nun an den Mauern die Fenſter offen ſahn,
Und auch von Bechelaren das Burgthor aufgethan,
Da ritten hin die Gäſte, die man dort gerne ſah;
Der edle Wirth ſchuf ihnen Bequemlichkeit nun da.

Als mit dem Hofgeſinde nun Rüd'gers Tochter ging,
Und gar ſo minniglich die Königin empfing,
Sah man auch ihre Mutter, des Herrn Markgrafen Weib;
Mit Liebe ward gegrüßt ſo mancher Jungfrau Leib.

Sie gingen Hand in Hand nun mit einander traut
In einen weiten Palaſt, der war gar wohl gebaut,
An dem die Donau hinfloß; ſie ſaßen dort im Freien,
Und ſuchten dann durch Kurzweil' ſich möglichſt zu zerſtreuen.

Was ſie für Spiele trieben, das kann ich euch nicht ſagen;
Doch hörte man gar oft Ghriembildens Recken klagen,
Es ginge gar zu ſchnell, und das war ihnen leid.
Von Bechelaren kamen viel Ritter kühn im Streit.

Wie ſich zu hehrem Dienſte dort Rüdiger erbot!
Es gab die Kön'gin zwölf Armbänder, glänzend roth,
An Gotelinde's Tochter, dazu manch ſchön Gewand,
Daß ſie nichts Beſſres brachte nach Bechelarn in's Land.

Und war ihr auch genommen das Nibelungengold,
Erwies ſie ſich doch allen, die ſie geſehen, hold
Mit ihrem kleinen Gute, das ihr geblieben war.
Gar manche reiche Gaben empfing die Dienerſchaar.

Dagegen wollte Gotlind nun auch gefällig ſein,
Und möglichſt Ehr' erweiſen den Gäſten von dem Rhein;
So daß man dort der Fremden wohl nur ſehr wen'ge fand
Die Edelſtein' und Kleider nicht dankten ihrer Hand.

Sie hatten nun gefrühſtückt, und wollten weiter dann.
Da bot die Hausfrau ſich mit holden Worten an,
Für immer treuen Dienſt zu leiſten Etzel's Weib.
Da küßte ſie die Jungfrau, ſo ſchön an Seel' und Leib.

Die aber ſprach zur Kön'gin: „Dafern euch's dünket gut,
Ich weiß, daß es mein Vater von Herzen gerne thut,
Daß er zu euch mich ſendet fern in der Hünen Land."
Sie war ihr treu, wie dies Chriemhild gar wohl empfand.

Die Roſſe waren nun nach Bechelaren kommen,
Und Abſchied hatte ſchon die Königin genommen
Von Rüd'gers Weib und auch der holden Tochter ſein;
Da trennten freundlich grüßend ſich viele Mägdelein,

Die ſich nur ſelten ſahen nach jenen ſchönen Tagen.
Es ward nun auf den Händen aus Medelick getragen
Manch reiches Goldgefäß; man brachte d'rin den Wein
Den Gäſten auf die Straße; das mochte ſie wohl freun.

Es hauſte da ein Wirth, Aſtolt ward er genannt,
Der wies ſie nun die Straße hin nach dem Oſterland,
Den Mauern niederwärts, am Donauufer hin.
Da ward gar wohl bedienet die edle Königin.

Mit ſeiner Nichte ſchied nun auch der Biſchof hier;
Daß es ihr wohl erginge, das wünſcht' er herzlich ihr,
Sie möchte ſo geehrt ſein, wie's früher Helke war.
Viel Ehre ſie gewann im Hünenland fürwahr.

Nach Freiſem zogen nun die Gäſte ſchnell von dannen,
Sorgfältig ſtets bedient von Rüd'gers tapfern Mannen,
Bis nun die Hünen kamen ſpornſtreichs herbeigeritten;
Der Königin erwieſen ſie Ehr' auf allen Schritten.

hatte nun der König vom fernen Hünenland
Treisem eine Burg, gar reich und wohl bekannt,
Zeisenmauer geheißen; Frau Helke wohnt' einst da,
übte große Tugend, wie man sie nie mehr sah.

r Chriemhild konnt' ihr gleichen, und auch so reichlich geben;
ch vielem Leid war ihr gegönnt, noch zu erleben
e Freude, daß nunmehr in König Etzels Landen
r seine Mannen Ehr' in Fülle zugestanden.

s Königs Etzels Herrschaft war weit und breit bekannt,
kam es, daß man stets an seinem Hofe fand
kühnsten Recken wohl, von denen man vernommen
i Christen und bei Heiden, die waren mit ihm kommen.

herrschten, was wohl selten der Fall, in seinem Reiche
gleich der Christen Sitten und heidnische Gebräuche,
ozu sich jeder nun bekennen wollt' im Leben.
ld war der König, reichlich ward Allen da gegeben.

9. Wie Chriemhild von den Hünen empfangen ward.

e war zu Zeisenmauer bis an den vierten Tag;
r Staub nun auf der Straße indeß nie stille lag,
stob, als ob es brenne; da raschen Schritts von dannen
urch Oesterreich nun ritten des König Etzels Mannen.

Gleich vielen Andern, ward's dem König auch bekannt,
Wie herrlich Chriemhild käme gezogen durch das Land,
Daß blos von dem Gedanken ihm alles Leid entschwand.
Da ging er hin, wo er die Minnigliche fand.

Von mannigfachen Sprachen sah man nun auf den Wegen
Vor König Etzel reiten so manchen kühnen Degen,
Von Christen und von Heiden gar manche große Schaar,
Die nahmen ihre Herrin nun dort mit Freuden wahr.

Von Russen und von Griechen ritt da so mancher Mann,
Die Polen und Wallachen, die trieben hurtig an
Die schnellen guten Rosse, die sie mit Kraft da ritten;
Es zeigte jeder sich nach seines Landes Sitten.

Aus dem Gebiet von Kiew ritt da so mancher Degen,
Die wilden Petschenären der Königin entgegen;
Nach Vögeln schossen sie im Fluge mit dem Bogen;
Mit ihnen kamen auch die Wenden noch gezogen.

Es liegt da an der Donau ein Ort im Osterland,
Geheißen Tuln; da ward der Königin bekannt
Viel fremde Sitte, wie sie vorher niemals sah,
Wo Vielen noch nachher viel Leid von ihr geschah.

Vor König Etzel kam sein Hofgesind' geritten,
Gar fröhlich, reich gekleidet, gewandt, von feinen Sitten,
Wohl vier und zwanzig Fürsten, und alle reich und hehr,
Sie wollten Chriemhild sehen, begehrten sonst nichts mehr.

Es kam der Herzog Ramung da aus Wallachenland
Mit ſiebenhundert Mannen an ihr vorbeigerannt;
Wie Vögel ſah im Flug man ſie vorüberfahren.
Auch kam der Fürſt Gibeke mit ſeinen tapfern Schaaren.

Hornboz, der Schnelle, kam da wohl mit tauſend Mann,
Vom König wandt' er ſich zu ſeiner Herrin dann,
Und laut erſcholl es rings, nach jenes Landes Sitten.
Der Hünen Anverwandte, die kamen auch geritten.

Der kühne Hawart kam von Dänemark herbei,
Iring, der Schnelle, dann, von aller Falſchheit frei,
Und Irnfried von Thüringen, ein wackrer Ehrenmann;
Gar ehrenvoll empfingen die Herrn Chriemhilden dann

Mit einer großen Schaar von faſt zwölfhundert Mannen.
Es zog da mit dreitauſend Herr Blödel auch von dannen,
Des König Etzel's Bruder, wie er, aus Hünenland,
Der ſpähte nun umher, bis er die Kön'gin fand.

Da kam auch König Etzel, mit ihm Herr Dieterich
Nebſt ſeinen Heergefährten, darunter fanden ſich
Viel lobeſame Ritter, gar bieder, kühn und gut,
Dadurch ward ſehr gehoben der ſchönen Chriemhild Muth.

Da redete Herr Rüd'ger die edle Kön'gin an:
„Den hehren König laßt mich hier ſofort empfahn;
Wen ich euch küſſen heiße, den möget ihr dann küſſen,
Ihr könnt nicht alle Mannen auf gleiche Art begrüßen.“

Da hob man von dem Roſſe die Kön'gin hoch und hehr,
Da wartete auch Etzel, der Reiche, nun nicht mehr,
Er ſtieg von ſeinem Pferde mit manchem kühnen Mann,
Und Frau Chriemhilden ging er froh entgegen dann.

Zwei reiche Fürſten nun, ſo hörten wir es ſagen,
Sah man dort im Gefolge gar reiche Kleider tragen,
Als König Etzel nun Chriemhild entgegenging,
Und ſie den edeln Fürſten mit Küſſen hold empfing.

Sie ordnet' ihre Bänder; wie leuchtete hervor
Ihr Antlitz aus dem Golde. Man raunte ſich in's Ohr:
Nicht ſchöner könne Helke fürwahr geweſen ſein.
Es ſtand des Königs Bruder ganz nah, Herr Blödelein,

Den ihr gebot zu küſſen Rüd'ger der Markgraf da,
So auch Gibeke, den König; auch Dietrich ſtand ganz nah.
So küßte denn zwölf Recken des Königs Etzel's Weib,
Und grüßend neigte ſich ſo manches Ritters Leib.

Indeſſen König Etzel noch ſtand an Chriemhilds Seite,
Begannen, wie's noch jetzt geſchieht, die jungen Leute
Manch' Kampf- und Lanzenſpiel; es ward da viel geritten
Von Chriſten und von Heiden, nach ihres Landes Sitten.

Wie ſchwangten ritterlich des edlen Dietrichs Mannen
Die Schäfte rings umher! wie flogen ſie von dannen
In Splittern über Schilde von guter Ritter Hand!
Von deutſchen Gäſten ward durchbohrt manch' Schildesrand.

Da ward von Schäftebrechen gar viel Getös vernommen,
Vom Lande waren rings die Recken hergekommen,
Und auch des Königs Gäste, mit ihnen viele Mannen.
Da ging der reiche König mit Frau Chriemhild von dannen.

Man sah bei ihnen stehen ein herrliches Gezelt,
Von Hütten war ganz voll ringsum das weite Feld,
Wo sie nun ruhen sollten nach hartem Kampf und Streit.
Von Helden ward geführt so manche schöne Maid

Zum reichgeschmückten Sessel, auf dem die Kön'gin saß;
Der Markgraf Rüd'ger hatte wohl eingerichtet das,
Dafür gesorgt, daß da Chriemhildens Sitz sehr gut;
Das sah der König Etzel und froh war ihm zu Muth.

Was Etzel da geredet, das ist mir unbekannt;
Es lag in seiner Rechten Chriemhildens weiße Hand.
Sie saßen minniglich, da Rüdiger der Degen
Besorgt gewesen war des Ruheplatzes wegen.

Das Kampfspiel ließ man nun aufhören überall,
Mit Ehren war beendet der große Lärm und Schall.
Da gingen zu den Hütten des König Etzels Mannen,
Wo man sie gut verpflegte, nun überall von dannen.

Der Tag war nun zu Ende, sie hatten Ruhe da,
Bis man den lichten Morgen nun wieder scheinen sah;
Da war zu Roß gestiegen so mancher kühne Mann.
Was vor dem König nun für Kurzweil' dort begann!

Der König bat die Hünen, ja alle Ehre dort
Den Gäſten anzuthun. Da ritten ſie nun fort
Von Tuln nach Wien, und fanden geſchmückt dort manche Fraun;
Die Kön'gin ward empfangen, und zwar mit Ehren traun.

In großer Fülle war nun dort für ſie bereit
Was ſie nur haben wollten; die Recken ſahn erfreut
Dem Kampfſpiel ſchon entgegen; verpflegt ward Jedermann.
Des Königs Hochzeit hub ſich da ſehr fröhlich an.

Nicht alle fanden da Herbergen in der Stadt,
Und Rüd'ger alle, die nicht Gäſte waren, bat,
Sie möchten Herberg' nehmen einſtweilen auf dem Land.
Ich glaube, daß man immer da bei Chriemhilden fand

Den Herren Dieterich und manchen andern Degen;
Die ſah man ohne Ruh' geſchäftig ſich bewegen,
Die Gäſte aufzuheitern durch manches muntre Wort;
Auch Rüd'ger's Freunde hatten gar manche Kurzweil' dort.

Die Hochzeit war gefallen auf einen Pfingſtentag,
Da König Etzel bei der ſchönen Chriemhild lag
In Wien; kaum glaub' ich, daß bei ihrem erſten Mann
Sie wohl ſo viele Leute zu ihrem Dienſt gewann.

Sie kündete ſich, ſchenkend, dem an, der ſie nie ſah,
Und mancher wohl darunter ſprach zu den Gäſten da:
Wir wähnten, daß Frau Chriemhild kein Gut mehr möchte haben,
Doch nun geſchieht viel Wunder allhier durch ihre Gaben.

Die Hochzeit dauerte wohl bis zu ſiebzehn Tagen;
Ich glaub', es läßt ſich wohl von keinem König ſagen,
Daß ſeine Hochzeit größer und herrlicher geweſen;
Da ſah man ſchöne Kleider, ganz neu und auserleſen.

Ich mein', im Niederlande, da war es nicht Gebrauch,
Zu haben ſo viel Recken, und dazu glaub' ich auch,
Wie reich auch Sigfried war an Gut, daß ſie doch da
Nie ſo viel Recken, wie vor Etzel'n ſtehen ſah.

Auch gab wohl nie ein König zu ſeinem Hochzeitfeſte
So manchen reichen Mantel freigebig für die Gäſte,
Dazu ſo ſchöne Kleider; die wurden alle dann,
Wie es Chriemhilde wollte, dort feſtlich angethan.

Die Freunde nebſt den Gäſten, die hatten frohen Muth,
So daß ſie da nicht ſparten, auch nicht das kleinſte Gut;
Zum Geben waren ſie dort immerdar bereit,
Es ſtand durch ſeine Milde manch' Degen ohne Kleid.

Sie dachte jetzt daran, wie ſie am Rheine ſaß
Bei ihrem edlen Mann; da ward ihr Auge naß;
Doch ſie verhehlt' es ſo, daß Niemand es geſehn;
Ihr war nach manchem Leide viel Ehre doch geſchehn.

Was Jemand that aus Milde, das war nichts im Vergleich
Mit Dieterich; ihn hatte Botlunge's Sohn gar reich
Bedacht mit vielem Golde, doch ward's gar ſchnell verwandt;
Auch that da große Wunder des milden Rüd'gers Hand.

Und aus dem Ungerland ließ da Fürſt Blödelein
Von Silber und von Golde ausleqren manchen Schrein;
Das ward in großer Fülle da Allen hingegeben;
Des Königs Helden ſah man nun dort recht fröhlich leben.

Werbel und Schwemmelein, des Königs Harfner, nahmen
Des Geldes viel dort ein; ich glaube, ſie bekamen
Zur Hochzeit tauſend Mark, und wohl noch mehr, als das,
Da Chriemhild mit der Krone bei König Etzel ſaß.

Nach achtzehn Tagen ritten ſie wieder fort von Wien;
Da ward im Lanzenſpiel ſo mancher Schild gar kühn
Durchſtochen von dem Speer in kühner Recken Hand.
So kam der König Etzel bis in der Hünen Land.

Dort in der alten Hainburg, da blieben ſie zu Nacht.
Vorſtellen kann ſich Niemand des Volkes ganze Macht,
Mit welcher Kraft ſie ſtattlich nun ritten durch das Land.
Was man für ſchöne Frauen in ſeiner Heimath fand!

Im reichen Miſenburg da ſchifften ſie ſich ein,
Das Waſſer ſchien mit Roß und Mann bedeckt zu ſein,
Als wär' es feſtes Land, ſo weit man's fließen ſah.
Die müden Frauen hatten Gemächlichkeit nun da.

So manches von den Schiffen war feſtgekettet gut,
Daß ihm nicht ſchaden konnten die Wellen und die Fluth.
Darüber ausgeſpannt war da manch' gut Gezelt,
Als wären ſie, wie früher, noch auf dem Land' und Feld.

Gar bald kam dieſe Kunde in Etzel's Burg nun an;
Da freuten ſich darin gar höchlich Weib und Mann
Von Etzel's Hofgeſind', das dort in Dienſten ſtand,
Und das viel frohe Tage noch durch Chriemhilden fand.

Da ſtand auch harrend noch ſo manche edle Maid,
Die nach Frau Helke's Tode noch ſtets getragen Leid;
Und ſieben Königstöchter Frau Chriemhild noch dort fand,
Durch die gar ſehr geziert ward des König Etzel's Land.

Die Jungfrau Harrat pflegte noch des Geſindes Schaar,
Der Helke Schweſtertochter, an der viel Tugend war,
Herrn Dieterichs Gemahlin, ein edles Königskind,
Die Tochter Nanteweins, geehrt, wie wen'ge ſind.

Als nun die Gäſte kamen, da war ſie wohlgemuth,
Da ward gar viel bereitet, geſorgt für alles gut.
Wer könnte nun euch ſchildern ſeitdem des Königs Leben?
Nie unter einer Kön'gin hatt's beſſre Zeit gegeben.

Als nun mit ſeinem Weibe der König ritt daher,
Da ward gar viel gefragt, wer der und jener wär',
Die edle Chriemhild ward gegrüßt von fern und nah;
Wie herrſchte ſie gewaltig an Helke's Stelle da!

Getreue Dienſte wurden ihr vielfach bald bekannt;
Da ſchenkte denn die Kön'gin viel Gold und manch Gewand,
Und Silber und Geſtein, und was ſie über'n Rhein
Mitbrachte zu den Hünen, mußt' ausgegeben ſein.

Auch wurden ihr mit Dienſte ſeitdem nun unterthan
Des Königs Anverwandte, dazu noch mancher Mann,
Daß nie Frau Helke ſo mit Allgewalt gebot,
Wie Alles ihr gehorchte bis zu Chriemhildens Tod.

Da ſtand in ſolchen Ehren der Hof und auch das Land,
Daß man zu allen Zeiten dort immer Kurzweil' fand;
Da zog denn jedem Muth'gen auch ſtets das Herz dahin
Aus Liebe zu dem König und zu der Königin.

23. Wie Chriemhild ihr Leid zu rächen gedachte.

Sie wohnten nun mit Ehren, das iſt gewißlich wahr,
Gar freundlich bei einander bis in das ſiebente Jahr;
Indeſſen war die Kön'gin von einem Sohn geneſen;
Der König Etzel war nie fröhlicher geweſen.

Sie ließ nicht ab mit Bitten, daß nunmehr ſo geſchwind
Als möglich ward getauft des edlen Königs Kind
Nach chriſtlichen Gebräuchen; es ward Ortlieb genannt;
Da war viel große Freude ringsum in Etzel's Land.

Was nun für gute Tugend einſt in Frau Helke lag,
Die übte nun Frau Chriemhild ſeitdem gar manchen Tag.
Das lehrte Harrat ſie, die gar ſo arme Maid;
Die hatte um Frau Helke'n noch täglich Herzeleid.

Den Heimiſchen und Fremden war ſie gar wohl bekannt,
Und ſie geſtanden, nie ward eines Königs Land
So mild beherrſcht, als das der Fall bei Chriemhild war;
Und ſie behielt dies Lob bis in's dreizehnte Jahr.

Sie wußte wohl, daß Niemand ihr widerſtrebte nun,
Wie Fürſtenweibern wohl des Königs Recken thun,
Und daß ſie allezeit zwölf Kön'ge vor ſich ſah;
Des Leids auch dachte ſie, das ihr daheim geſchah;

Und dachte mancher Ehren vom Nibelungenland,
Als ſie Gewalt dort hatte, und die ihr Hagen's Hand
Nach Siegfrieds Tode nun auf's ſchmählichſte genommen.
Sie dachte: „Wird ihm das nicht noch zu Leide kommen?

Geſchehen könnt' es," ſprach ſie, „brächt' ich ihn in dies Land!"
Ihr träumt', es ginge oftmals mit ihr wohl Hand in Hand
Ihr Bruder Giſelher, der küßte ſie im Schlummer
Gar ſanft; ſeitdem befiel ſie oft ein tiefer Kummer.

Ich meine, daß der Teufel es ſelbſt Chriemhilden rieth,
Daß ſie ſo freundſchaftlich von König Gunther ſchied,
Den ſie zur Sühne küßte in der Burgunden Land.
Da ward von heißen Thränen benetzet ihr Gewand.

Es lag ihr unaufhörlich am Herzen, Tag und Nacht,
Wie man ſie ohne Schuld zuletzt dahin gebracht,
Daß ſie ſich noch entſchloß zu nimmen einen Heiden.
Es hatten Hagen und Gunther ihr angethan dies Leiden.

Von ihres Herzens Wunſche kam ſie nur ſelten ab.
Sie ſprach: „Da Gott mir Reichthum und große Habe gab,
So möcht' ich meinen Feinden zufügen noch ein Leid,
Bei Troneg Hagen wär' ich dazu nun ſehr bereit.

Nach den Getreuen ſehnt ſich doch oft das Herze mein,
Die mir manch Leid gethan; könnt' ich bei denen ſein,
So würde wohl gerächt noch meines Freundes Leib,
Was ich nun kaum erwarte." So ſprach da Etzel's Weib.

Es liebte in des Königs Geſolg ſie Jedermann,
Chriemhildens tapfre Recken, und das war wohlgethan.
Schwart war Kämmerer, und ringsum gern geſehn;
Chriemhildens Willen konnte dort Niemand widerſtehn.

Sie dachte ſo bei ſich: „Recht innig will ich flehn,
So läßt der König Etzel es ſicher wohl geſchehn,
Daß man mir meine Freunde bringt in der Hünen Land."
So argen Willen Niemand wohl in der Kön'gin fand.

Als ſie nun einſt zu Nacht ſich zu dem König legte,
Sein Arm ſie ſanft umfing und er der Minne pflegte
Mit ſeiner trauten Frau, die lieb ihm, wie ſein Leib,
Da dachte ihrer Feinde das holde Königsweib.

Sie ſprach zum König da: „Vielliever Herre mein,
Ich möcht' euch wohl drum bitten, wollt ihr ſo gütig ſein,
Und wollt mich ſehen laſſen, ob ich's verdienen ſollt',
Daß ihr wohl meinen Freunden je wäret innig hold."

Da ſprach der reiche König zu ihr mit treuem Sinn:
„Deß ſollt ihr inne werden; mag Gutes immerhin
Den Recken widerfahren, ſo bringt mir's Ehre dann,
Da ich nie beſſre Freunde durch Minnen mir gewann.“

Da ſprach die Königin: „Es iſt euch wohl bekannt,
Ich habe viel' Verwandte; doch daß ſie hier zu Land
Mich nur ſo ſelten ſehen, das iſt's, was mir mißfällt.
Ich höre, daß man mich deshalb für elend hält.“

Da ſprach der König Etzel: „Vielliebe Traute mein,
Iſt's ihnen nicht zu fern, ſo lad' ich über'n Rhein,
Wen ihr nur gerne ſehet, hieher in dieſes Land.“
Da freute ſich Chriemhild, daß ſie geneigt ihn fand.

„Wollt ihr mir Treue leiſten,“ ſprach ſie, „o Herre mein,
So laſſet Boten ſenden nach Worms hin über'n Rhein;
So meld' ich meinen Freunden dann freundlich mein Begehr,
Und mancher edle Ritter kommt dann wohl zu uns her.“

Er ſprach: „Wenn ihr gebietet, ſo laſſ' ich es geſchehn;
Könnt ihr doch eure Freunde wohl kaum ſo gerne ſehn,
Als ich ſie gerne ſehe, der edlen Ute Kinder;
Daß ſie ſo lang uns fremd, betrübet mich nicht minder.

So es dir wohlgefällt, vielliebe Traute mein,
So wollt' ich meine Fiedler gern ſenden nach dem Rhein
Zu allen deinen Freunden in der Burgunden Land.“
Die guten Fiedler kamen und waren gleich zur Hand.

Sie eilten bald dahin, wo König Etzel saß
Bei seiner Königin, da sagt' er ihnen das,
Sie sollten Boten werden in der Burgunden Land;
Bereiten ließ er ihnen manch herrliches Gewand.

Auch vier und zwanzig Recken erhielten Kleider dann,
Und ihnen ward vom König die Botschaft kund gethan,
Hold einzuladen Gunther mit seiner Mannen Schaar;
Noch manches sagte Chriemhild, die sehr gesprächig war.

Da sprach der reiche König: „Was ich euch sage, thut es;
Sagt allen meinen Freunden viel Liebes dort und Gutes,
Daß sie geruhen möchten zu reiten in mein Land;
So liebe Gäste hab' ich zu wenig noch gekannt.

Chriemhilds Verwandte mögen, dafern sie meinen Willen,
Wie ich dies mindstens hoffe, geneigt sind zu erfüllen,
Noch diesen Sommer kommen zu einem hohen Feste,
Gern säh' ich meiner Frau Verwandten hier als Gäste."

Da sprach des Königs Fiedler, der stolze Schwemmelein:
„Wann soll dies Hofgelag in euern Landen sein,
Damit wir es sofort dort euren Freunden sagen."
„Zur Sonnenwend'," sprach Etzel, „gleich in den ersten Tagen."

„Wir thun, was ihr gebietet," versetzte Werbelein.
In ihre Kammer heimlich ließ Chriemhild sie herein,
Und mit den Boten sprach sie nun so manches da,
Wovon gar vielen Degen nachher viel Leid geschah.

Sie ſprach zu beiden Boten: „Nun dienet treu und gut,
Daß ihr in jeder Weiſe nach meinem Willen thut:
Sagt, was ich euch entbiete, daheim in unſer Land;
Ich mach' euch reich an Gut und herrlichem Gewand.

Wen ihr von meinen Freunden auch irgend dort mögt ſehn
Zu Worms an dem Rheine, ſollt ihr doch nicht geſtehn,
Daß ihr betrübt mich ſahet; das ſollt ihr nimmer melden;
Doch ſaget meinen Gruß den kühnen, wackern Helden.

Sie mögen thun, was ihnen der König hold entbot,
Und mich dadurch befreien von aller meiner Noth;
Daß ich hier freundlos ſei, das wähnen alle Hünen.
Wär' ich ein Ritter, käm' ich wohl dann und wann zu ihnen.

Und ſaget auch Gernot, dem edlen Bruder mein,
Es könn' ihm auf der Welt wohl Niemand holder ſein,
Und bittet ihn, er möge doch ja bald wiederkehren
Mit unſern beſten Freunden; denn uns gereicht's zu Ehren.

So ſagt auch Giſeler'n, daß er gedenke d'ran,
Daß ich durch ſeine Schuld noch nimmer Leid gewann;
Drum ſähen meine Augen ihn gar zu gerne hier,
Und wegen ſeiner Treue ſchätzt' ich ihn für und für.

Und ſagt auch meiner Mutter, was ich für Ehr' erreicht;
Und wenn von Troneg Hagen dort bleiben will vielleicht,
Wer dann ſie weiſen ſolle durch gar ſo manches Land;
Die Wege zu den Hünen ſind ihm ſchon längſt bekannt."

Die Boten wußten nicht, wozu das ſollte ſein,
Daß ſie nicht ſollten Hagen dort laſſen an dem Rhein;
Doch ihnen that's noch leid; mit ihm ging mancher Degen
In wilder Fehde noch dem grimmen Tod' entgegen.

Botſchaft und Briefe waren den Boten nun gegeben;
Sie führten reiches Gut, und konnten herrlich leben.
Urlaub gab ihnen Etzel und auch ſein ſchönes Weib;
Mit herrlichem Gewande war wohl geziert ihr Leib.

24. Wie Werbel und Schwemmel die Botſchaft ausrichteten.

Als Etzel ſeine Boten nun nach dem Rhein geſandt,
Verbreitete die Kunde ſich bald von Land zu Land
Durch ſeine ſchnellen Boten, da bat er und entbot
Viel Gäſte, doch es holte ſich mancher da den Tod.

Die Boten waren nun gereiſt aus Hünenland
Sofort zu den Burgunden, wohin man ſie geſandt,
Zu dreien edlen Kön'gen, die ſollten mit den Mannen
Zu Etzel kommen nun; ſie eilten ſchnell von dannen.

Als ſie nach Bechelaren nun ritten, war man ihnen
Dort willig und bereit in jeder Art zu dienen;
Rüd'ger bot ſeinen Gruß, und ſo auch Gotelind,
Mit jenen beiden dann zugleich ihr liebes Kind.

Nicht ohne reiche Gaben ließ man sie nun von dannen,
Daß fröhlich reisen möchten des König Etzels Mannen;
Und Ut' und ihren Söhnen entbot da Rüdiger:
Kein Markgraf wäre ihnen gewogener, als er.

Brunhilden auch erboten sie sich zum Dienst bereit,
Zu steter Treu' und Liebe, zu aller Willigkeit.
Als das die Boten hörten und reisefertig waren,
Da bat die Markgräfin Gott, treu sie zu bewahren.

Eh' noch die Boten kamen durch's ganze Baierland,
Der schnelle Werbel dort den guten Bischof fand.
Was dieser seinen Freunden hin an den Rhein entbot,
Das ist mir nicht bekannt, doch Gold, so glänzend roth,

Gab er den Boten da. Eh' er sie reiten ließ,
Da sprach zu ihnen noch der Bischof Pilgrin dies:
„Wohl freut' ich mich zu sehen die Schwestersöhne mein,
Nur selten kann ich kommen zu ihnen an den Rhein."

Was sie für Wege nahmen zum Rheine durch das Land,
Kann ich genau nicht melden. Ihr Silber und Gewand
Nahm ihnen Niemand; denn man fürchtete nicht wenig
Den Zorn des Herrn; denn gar gewaltig war der König.

Es kamen in zwölf Tagen zusammen an den Rhein
Nach Worms die beiden Boten Werbel und Schwemmelein.
Als man den Königen und ihren Mannen sagte,
Es kämen fremde Boten, geschah's, daß Gunther fragte:

„Wer saget mir es an, und wem ist es bekannt,
Von wannen jene Fremden wohl kommen in dies Land?“
Das aber wußte Niemand, bis daß sie Hagen sah;
Der nahm das Wort, und sprach zu König Gunther da:

„Es kommt uns neue Kunde, das muß ich euch gestehn,
Denn König Etzel's Fiedler, die hab' ich hier gesehn;
Es hat sie eure Schwester gesendet an den Rhein.
Um ihren Herren sollen sie uns willkommen sein.“

Sogleich vor den Palast des Königs ritten sie;
Spielmänner eines Fürsten sah man wohl prächt'ger nie.
Des Königs Hofgesinde, das ihnen Herberg' gab,
Nahm dann auch das Gepäck den beiden Boten ab.

Ihr Reisekleid war gut gemacht und war so reich,
Daß sie erscheinen konnten wohl vor dem König gleich;
Doch wollten sie's gleichwohl nicht mehr am Hofe tragen,
Drum ließen sie, ob Jemand sie da begehre, fragen.

Es fehlte nicht an Leuten, die man da reichlich fand,
Die nahmen ihnen gern die Kleider aus der Hand.
In besseres Gewand nun hüllten sich die Gäste,
Wie es des Königs Boten wohl ziemte bei dem Feste.

Des Königs Hofgesinde ging mit Erlaubniß fort
Dahin, wo Etzel saß, und gerne sah man dort,
Daß Hagen artig da hin zu den Boten sprang,
Und freundlich sie empfing; ihm ward dafür ihr Dank.

Mit wem er irgend früher bekannt geweſen war,
Den fragt' er da nach Etzel und ſeiner Mannen Schaar.
Der Fiedler ſprach: „Es ging noch nie ſo gut dem Land,
Noch nie gab's froh're Leute, das ſei euch hier bekannt."

Sie gingen zu dem Wirthe, der Palaſt war ganz voll,
Und man empfing die Gäſte, wie man mit Recht wohl ſoll
Gar freundlich ſie begrüßen in fremder Kön'ge Land.
Viel Recken Werbel da bei König Gunther fand.

Er grüßte ſie mit Anſtand und ſprach ſodann zu ihnen:
„Willkommen hier, Spielleute, fern aus dem Land der Hünen,
Mit euren Heergeſellen! Weshalb hat euch geſandt
Der reiche König Etzel nach der Burgunden Land?"

Vor ihm ſich neigend, ſprach zum König Werbelein:
„Dir bietet holden Dienſt durch mich der Herre mein,
Und Chriemhild, deine Schweſter, hieher in dieſes Land,
Uns Recken haben ſie getreulich hergeſandt."

Da ſprach der reiche König: „Darüber freu' ich mich!"
Dann fuhr er fort: „Und wie befindet Etzel ſich
Und Chriemhild, meine Schweſter, im fernen Hünenland?"
„Die Nachricht," ſprach der Fiedler, „die mach' ich euch bekannt.

Daß ſie ſich beide dort ſo völlig wohl befinden,
Wie ſelten irgend wer, das kann ich euch verkünden.
So auch all' ihre Degen, Verwandte, nebſt den Mannen,
Sie ließen hocherfreut uns ziehn zu euch von dannen."

„Dank ihm für dieſe Botſchaft, die hier an mich ergeht,
Dank meiner lieben Schweſter, daß es um ſie ſo ſteht,
Daß er dort lebt in Freuden mit ſeiner Mannen Schaar;
Denn ich geſteh's, daß ich um ſie in Sorgen war."

Die beiden jungen Kön'ge, die waren auch gekommen,
Sie hatte dieſe Kunde zu allererſt vernommen;
Und Giſelher, der Junge, die Boten gerne ſah
Aus Liebe zu Chriemhilden; gar freundlich ſprach er da:

„Ihr lieben Boten ſollt uns ſtets willkommen ſein;
Wenn ihr nur öfter wolltet herreiten an den Rhein,
Ihr fändet hier wohl Freunde, die euch gar gerne ſehn;
Auch ſollt' euch hier zu Lande ſehr wenig Leid geſchehn."

„Wir traun euch gerne zu," ſprach Schwemmlein, „alle Ehren.
Ich kann euch nicht genug bedeuten und erklären,
Wie freundlich Etzel's Gruß durch mich an euch ergeht;
Das thut auch eure Schweſter, die hoch in Ehren ſteht.

An Gnade und an Treue mahnt euch des Königs Weib,
Ihr ſeid ihr hold geweſen weiland an Seel' und Leib;
Vom König doch zuvörderſt ſind wir hieher geſandt,
Daß ihr geruht zu reiten in König Etzel's Land.

Wir bitten euch darum, denn es hat ſo gefallen
Dem reichen König Etzel, und er entbot euch allen,
Daß ihr vor eurer Schweſter euch möchtet laſſen ſehn;
Er wollte gerne wiſſen, was euch von ihm geſchehn,

Weil ihr ihm ſo entfremdet und ſeinem ganzen Land;
Und wär' euch auch nicht mehr die Königin bekannt,
Verdient' er's wohl, daß ihr geruhtet ihn zu ſehn;
Und ginge das, viel Liebe wär' ihm alsdann geſchehn."

Da ſprach der König Gunther: „Ihr ſollt bereit mich finden,
Nach ſieben Nächten euch getreulich zu verkünden,
Was ich mit meinen Freunden beſchloſſen; mögt ihr nun
Zur Herberg' euch verfügen, einſtweilen auszuruhn."

Da ſagte Werbelein: „Und könnt' es wohl geſchehn,
Daß unſre Herrin wir zuvor noch könnten ſehn,
Die reiche Kön'gin Ute, eh' wir der Ruhe pflegen?"
Mit edlem Anſtand ſprach Giſ'ler, der kühne Degen:

„Das ſoll euch Niemand wehren, wenn ihr wollt zu ihr gehn,
Mit meiner Mutter Willen kann das gar wohl geſchehn.
Sie ſieht euch um Chriemhilden, der lieben Schweſter mein,
So herzlich gern, ihr werdet dort ſehr willkommen ſein."

Da brachte Giſ'ler ſie, wo er Frau Ute'n fand;
Sie ſah die Boten gerne dort aus der Hünenland.
Sie grüßte ſie gar freundlich, ſo recht aus Herzensgrund;
Die guten Boten thaten nun ihren Auftrag kund.

„Euch bietet meine Herrin," ſo ſprach da Schwemmelein,
„Getreulich ihren Dienſt, und könnt' es füglich ſein,
Daß ſie euch öfter ſähe, ſo wäre ſie wohl dann
Mit keinem ihrer Freunde auf Erden beſſer d'ran."

Da ſprach die Königin zu ihm: „Das kann nicht ſein,
So gern ich auch wohl ſähe die liebe Tochter mein,
So iſt mir doch zu ferne des edlen Königs Weib.
Mit Etzel'n bleibe ſie ſtets froh an Seel' und Leib!

Laßt's wiſſen mich zuvor, eh' ihr von hier, ihr Herrn,
Abreiſen wollt; ich ſah wohl Boten nie ſo gern
Seit langer Zeit, wie ich euch heut bei mir geſehn."
Die Knappen nun verſprachen, es ſolle ſo geſchehn.

In ihre Herberg' gingen nun die von Hünenland.
Zu ſeinen Freunden hatte der König hingeſandt.
Der edle Gunther fragte nun alle ſeine Mannen,
Was ſie zur Botſchaft meinten. Da wollte nun von dannen

Gar mancher fröhlich reiten in König Etzel's Land;
Das riethen ihm die Beſten, die er darunter fand,
Nur Hagen nicht; denn ihm war es gar grimmig leid.
„Ihr ſeid," ſprach er zum König, „ſchier mit euch ſelbſt im Streit.

Ihr wißt, was wir gethan, und darum müſſen wir
Mit Grund wohl vor Chriemhilden uns fürchten für und für;
Denn ich erſchlug den Mann ihr ja mit meiner Hand.
Wie dürften wir je reiten in König Etzel's Land?"

Der König ſprach: „Gewichen iſt meiner Schweſter Haß;
Mit minniglichem Kuſſe vergab ſie längſt uns das,
Was wir ihr je gethan, eh' ſie dort ritt von hinnen,
Sie müßte gegen euch, Herr Hagen, Böſes ſinnen."

„Betrügt euch nicht," ſprach Hagen, „was uns auch im Vertraun
Die Boten ſagen mögen; wollt ihr Chriemhilden ſchaun,
So mögt ihr da verlieren wohl Ehre noch und Leib,
Denn gar rachſüchtig iſt des König Etzel's Weib."

Da ſprach zu dieſem Rathe der Herre Gerenot:
„Weil ihr mit Grund befürchtet im Hünenland den Tod,
So ſoll es unterbleiben, daß wir die Schweſter ſehn!
Mit großem Unrecht würde das doch fürwahr geſchehn."

Da ſprach nun zu dem Degen Fürſt Giſler: „Laßt euch ſagen,
Da ihr nun einmal doch euch ſchuldig wißt, Freund Hagen,
So bleibet lieber hier; es mögen uns begleiten,
Die ſich's getraun, und mit uns zu meiner Schweſter reiten."

Da zürnte der von Ireneg in ungeſtümer Weiſe:
„Ich will nicht, daß ihr Jemand mitführet auf der Reiſe,
Der eher ſich getraut nach Hof zu Roß zu ſteigen;
Da ihr nicht abſtehn wollt, ſo will ich's euch ſchon zeigen."

Da ſprach der Küchenmeiſter, Rumolt, der wackre Degen:
„Der Fremden und Bekannten ſtatt deſſen hier zu pflegen,
Ihr thätet beſſer d'ran; an Verrath ſeid ihr reich,
Ich glaube nicht, daß Hagen ſich je verbürgt für euch.

Wollt ihr nicht Hagen folgen, ſo räth euch nun Rumolt,
Denn ich bin euch mit Treue von ganzem Herzen hold;
Bleibt hier, ich rath' es euch, folgt diesmal mir allein,
Und laßt den König Etzel dort bei Chriemhilden ſein.

Wo könnt' es in der Welt euch jemals wohler sein!
Vor euren Feinden seid ihr sicher hier allein;
Mit guten Kleidern könnt ihr zieren euren Leib,
Ihr trinkt den besten Wein, und minnt manch wackres Weib

Und dazu giebt man hier euch Speisen noch, so gut,
Wie je genoß ein König; wenn ihr's deshalb nicht thut,
So solltet ihr doch bleiben schon eurer Weiber wegen,
Eh' ihr das Leben wagt, wie unbedachte Degen.

Drum rath' ich euch, zu bleiben, denn reich ist euer Land,
Wer löste in der Heimath nicht lieber sich ein Pfand,
Als bei den Hünen dort; wie's in dem fernen Reich
Euch geht, wer kann es wissen! Bleibt hier, das rath' ich euch."

„Nicht bleiben wollen wir," versetzte Gerenot,
„Da meine Schwester uns so minniglich entbot,
Und Etzel auch, der Reiche; sagt, warum sollten wir
Das lassen! wer nicht mit will, je nun, der bleibe hier."

Da sagte Hagen: „Mag mein Wort euch nicht verdrießen;
Mögt ihr nun wirklich auch zu reisen euch entschließen,
So rath' ich euch getreulich mit allen euren Schaaren
Gar wohl bewaffnet vor den Hünen euch zu wahren.

Da ihr nicht abstehn wollt, so sendet nun von dannen,
Und holt, wo ihr sie findet, die besten eurer Mannen,
Ich wähle tausend Ritter mir dann aus dieser Schaar,
Von Chriemhilds argem Sinne droht uns dann nicht Gefahr."

Der König ſprach: „Das will ich befolgen!“ Und in's Land
Ward weit und breit ſogleich der Boten Schaar geſandt.
Da brachte man der Helden dreitauſend und noch mehr;
Die glaubten nicht zu dulden ſo bitter und ſo ſehr.

Sie ritten fröhlich fort in König Gunthers Land,
Und Roſſe gab man allen und herrliches Gewand,
Die nach Burgunden hin nun wollten ziehn, wo dann
Des Königs guter Wille viel Ritter ſich gewann.

Da hieß von Troneg Hagen Dankwart, den Bruder ſein,
Nun achtzig ihrer Recken hinführen an den Rhein.
Die kamen ritterlich in Harniſch und Gewand,
Und führten dann die Schnellen in König Gunthers Land.

Da zog der kühne Volker, ein Spielmann, auch von dannen,
Und ihn begleiteten noch dreißig ſeiner Mannen.
Sie hatten Kleider, die ein König mochte tragen;
Er wollte zu den Hünen, das ließ er Gunther'n ſagen.

Wer dieſer Volker war, ſollt wiſſen ihr fortan:
Es war ein edler Herr, ihm waren unterthan
Viel gute Recken dort in der Burgunden Land,
Und weil er fiedelte, ward er Spielmann genannt.

Es wählte Hagen tauſend, die ihm gar wohl bekannt,
Von denen er geſehen, was ihre ſtarke Hand
Vermocht' und was ſie wirkten im kühnen Kampf und Streit;
Es mußte jeder rühmen wohl ihre Tapferkeit.

Chriemhildens Boten das gewaltig nun verdroß,
Die Furcht vor ihren Herren, die war von jeher groß;
Sie heischten dringend Urlaub, zu jeder Tagesfrist,
Was Hagen nicht gewährte, und das geschah aus List.

Er sprach zu seinem Herrn: „Es ist nicht wohl zu wagen,
Daß wir sie reiten lassen, eh' wir in sieben Tagen
Die Reise selbst beginnen in König Etzel's Land;
Hat Jemand argen Willen, wird's besser uns bekannt.

So kann auch Chriemhild sich nicht vorbereiten nun,
Durch ihre Ränke Jemand noch Schaden hier zu thun;
Hat sie jedoch den Willen, zum Leid gereicht ihr's dann;
Von hinnen führen wir manch auserwählten Mann."

Es waren Schild' und Sättel und all' ihr Kriegsgewand,
Was sie dort tragen wollten in König Etzel's Land,
Nun wohlbereitet schon für manchen kühnen Mann;
Vor Gunther'n ließ man kommen Chriemhildens Boten dann.

Als nun die Boten kamen, da sagte Gerenot:
„Der König will befolgen, was Etzel uns entbot,
Wir wollen gerne kommen zu seinem hohen Feste,
Und freundlich unsre Schwester begrüßen dort als Gäste."

Da sprach der König Gunther: „Könnt ihr uns denn nicht sagen,
Wenn jenes Fest wohl sei? ich mein', in welchen Tagen
Wir kommen sollen?" Da sprach zu ihm Schwemmelein:
„Zur nächsten Sonnenwende, da soll es wahrlich sein."

Der König nun erlaubte, was nimmer noch geschehn,
Dafern sie gerne wollten bald Frau Brunhilden sehn,
Mit seinem Willen könnten sie nun erscheinen da;
Noch Volker sprach — was ihr zu Liebe wohl geschah:

„Frau Brunhild, meine Herrin, ist nicht so wohlgemuth,
Daß ihr sie schauen könnt," so sprach der Ritter gut.
„Bis morgen wartet nur, ihr könnt alsdann sie sehn."
Sie hofften, sie zu schauen, doch konnt' es nicht geschehn.

Da ließ der reiche Fürst — er war den Boten hold —
Nach seiner Milde tragen herbei nun all sein Gold
Auf breiten Schilden dort; er mochte viel wohl haben,
Und alle seine Freunde empfingen reiche Gaben.

Auch Giselher und Gernot, und Gere und Ortewein,
Die ließen sehen, daß sie mild wohl konnten sein.
So reiche Gabe boten sie da den Boten an,
Daß sie vor ihren Herren sie durften nicht empfahn.

Da sagte zu dem König der Bote Werbelein:
„Herr König, laßt die Gaben doch hier zu Lande sein.
Wir können sie nicht brauchen, denn unser Herr verbot,
Daß wir die Gaben nähmen; auch thut es uns nicht noth."

Es ward dem Vogt vom Rheine gar zornig da zu Muth,
Daß sie verschmähen wollten des reichen Königs Gut.
Da mußten sie nun nehmen sein Gold und manch Gewand,
Was sie dann mit sich führten nach König Etzel's Land.

Sie wollten, eh' ſie ſchieden, noch erſt Frau Ute ſehn,
Da hieß Giſ'ler, der junge, zu ſeiner Mutter gehn
Die beiden wackern Fiedler, und ihnen ward alsdann
Viel Ehre von der Kön'gin mit Freuden angethan.

Da ließ ſie ihnen Perlen, gar reich, und vieles Gold
Nun durch Chriemhilden geben, der ſie vor allen hold,
Und durch den König Etzel; das nahmen ſie nun eben
Gar gern, denn ihnen ward's mit Treue da gegeben.

Beurlaubt hatten ſich bereits von Weib und Mann
Die beiden Boten dort; ſie zogen fröhlich dann
Durch Schwaben hin, und Gernot ließ ſie durch ſeine Degen
Begleiten, daß kein Leid ſie traf' auf ihren Wegen.

Sie waren, als die ſchieden, die ihnen ſo genützt,
Durch König Etzel's Anſehn noch immerdar geſchützt,
Daß Niemand ihnen nahm ihr Roß und Kriegsgewand.
So eilten ſie nun ſchnell in König Etzel's Land.

Und wo ſie Freunde hatten, da thaten ſie es kund
Es kämen nun in kurzem die Herren von Burgund
Vom fernen Rheine her, und in der Hünen Land.
Dem Biſchof Pilgrin ward die Nachricht auch bekannt.

Sie ritten jetzt die Straße hinab nach Pechelaren;
Da hatt' es Rüdiger, der Markgraf, ſchon erfahren,
Und auch Frau Gotelind, die äußerſt fröhlich war,
Daß ſie nun ſollte ſehen der edlen Gäſte Schaar.

Die Fiedler mit der Nachricht sah man nun reiten dann;
Sie fanden König Etzel in seiner Stadt Garan,
Und Grüße über Grüße man ihm da viel entbot;
Da ward der edle König vor Liebe freudenroth.

Und als der Königin die Nachricht ward bekannt,
Daß ihre lieben Brüder nun kämen in das Land,
Da war ihr wohl zu Muthe; mit Gaben für und für
Belohnte sie die Spielleut', und Ehre macht' es ihr.

Sie sprach: „Nun saget beide, Werbel und Schwemmelein,
Wer meiner Anverwandten wohl bei dem Fest mag sein?
Wir luden ein die besten hieher in dieses Land;
Und sagt, was sprach da Hagen, als ihm das ward bekannt?"

„Es war einst Morgens früh, als es zur Sprache kam,
Doch wenig Gutes man aus seinem Mund vernahm;
Daß sie die Reise wollten zum Hünenlande wagen,
Das war ihm bis zum Tode verhaßt, dem grimmen Hagen.

Es kamen eure Brüder, die Kön'ge alle drei,
Mit manchen Andern noch gar hochgemuth herbei,
Auf die ich mich nicht mehr genau besinnen kann;
Der kühne Spielmann Volker nun schloß dem Zug sich an."

„Das könnt' ich leicht entbehren," sprach da des Königs Weib,
„Daß ich hier sehen sollte des kühnen Volkers Leib;
Hagen bin ich gewogen, dem Helden, brav und gut,
Daß wir ihn sehen werden, drob bin ich hochgemuth."

Als nun die Königin den edlen König ſah,
Wie gar ſo minniglich ſprach Frau Chriemhilde da:
„Sagt, wie gefällt die Nachricht euch, lieber Herre mein?
Was je begehrt mein Wille, bald wird's erfüllt nun ſein.“

„Dein Will' iſt meine Freude,“ ſprach da der König froh,
„Die eigenen Verwandten beglückten mich nicht ſo,
Wenn ſie je kommen ſollten hieher in dieſes Land;
Durch deiner Freunde Liebe mir jede Sorge ſchwand.“

Da mußten die Beamten des Königs überall
Mit Sitzen wohl verſehen den Palaſt und den Saal
Für alle lieben Gäſte, die da nun ſollten kommen;
Von ihnen ward dem König viel Freude doch genommen.

25. Wie die Herren alle zu den Hünen reiſten.

Wie ſie ſich hier benahmen, wir wollen's nicht entdecken,
Doch zogen nimmer wohl ſo hochgemuthe Recken
So herrlich ausgeſtattet in eines Königs Land;
Sie hatten, was ſie wollten, an Waffen und Gewand.

Es kleidete der Vogt vom Rhein, wie ich vernommen,
Wohl tauſend ſechzig Mannen, die da mit ihm gekommen,
Dazu neuntauſend Knechte, zu jenem hohen Feſte;
Die ſie daheim gelaſſen, beweinten ſehr die Gäſte.

Man trug das Reitzeug nun zu Worms auf den Hof;
Da ſprach von Speier dann ein alter Erzbiſchof
Zur ſchönen Ute: „Es wollen ja unſre Freunde fahren
Zum Feſt nach Hünenland; Gott möge ſie bewahren!“

Da ſprach zu ihren Kindern Frau Ute: „Bleibet hier,
Ihr guten kühnen Helden; denn wißt, es träumte mir
Heut' Nacht, ihr könnt mir's glauben, von großer Angſt und Noth,
Wie alle Vögel wären in dieſem Lande todt.“

„Wer ſich an Träume wendet,“ entgegnete da Hagen,
„Weiß nicht die rechten Wege, und kann durchaus nicht ſagen,
Wie man zu Ehren kommt, mit Ehren auch beſteht;
Ich will es, daß mein Herr zu Hof nach Urlaub geht.

Wir wollen gerne reiten in König Etzel's Land,
Da mag den König dienen wohl guter Helden Hand,
Wenn bei Chriemhildens Hof wir all' uns finden ein.“
Nun rieth zur Reiſe Hagen, doch mocht' es ihn gereu'n.

Er widerrieth ſie anfangs und war gar ſehr dagegen,
Bis ungeſtüm ihn anfuhr Gernot, der kühne Degen,
Und ihn an Sigfried mahnte, Chriemhildens edlen Mann:
„Das iſt es, warum Hagen dahin nicht reiſen kann!“

Da ſprach von Troneg Hagen: „Von Furcht bin ich ganz frei;
Wenn ihr gebietet, Helden, wohlan, ich bin dabei,
Ich reite mit euch gerne in König Etzel's Land.“
Zerhaun ward noch von ihm manch Helm und Schildesrand.

Es ſtanden nun die Schiffe bereit, und mancher Mann
Trug, was er hatt' an Kleidern, nun eilig da heran;
Sie waren eines Abends gar ſehr geſchäftig da,
Als man aus ihren Häuſern ſie fröhlich kommen ſah.

Die Zelt' und Hütten wurden geſpannt nun auf das Gras
Jenſeits des Rheins, wo traulich man dann beiſammen ſaß.
Den König bat zu bleiben da noch ſein ſchönes Weib,
Sie wollte Nachts noch minnen wohl ſeinen wackern Leib.

Ein Flöten und Poſaunen erhub ſich Morgens früh;
Sie rüſteten ſich nun, zur Abfahrt eilten ſie,
Und wer ein Liebchen hatte, der minnte ihren Leib;
Sie trennte nun mit Leide des König Etzel's Weib.

Der ſchönen Ute Kinder, die hatten einen Mannen,
Gar kühn und treu; und als ſie wollten nun von dannen,
Da ſprach er in's geheim zum König, kurz und gut:
„Das muß ich ſehr betrauern, daß ihr die Reiſe thut!“

Er war Rumolt geheißen, als Held gar vielgewandt.
Er ſprach: „Wem wollet ihr nun laſſen Leut' und Land?
Man ändert euren Sinn, ihr Recken, doch nicht leicht;
Ghriemhildens Thun hat mir doch niemals gut gedäucht.“ —

„Das Land ſei dir befohlen, dazu mein Kindelein,
Und diene gut den Frauen, das iſt der Wille mein,
Und wen du ſieheſt weinen, den tröſte freundlich dann;
Des König Etzel's Weib thut nie ein Leid uns an.“

Nun ſtanden da die Roſſe für Könige und Mannen;
Mit minniglichem Kuſſe ſchied mancher nun von dannen,
Der war gar hochgemuth und froh an Seel' und Leib;
Das mußte bald beweinen ſo manches wackre Weib.

Als man die Recken nun ſah zu den Roſſen gehn,
Da ſah man dort der Frauen gar viele traurig ſtehn;
Sie ahneten im Geiſte der Trennung bange Schmerzen.
Daß ſie zu Schaden kämen, das that nicht wohl dem Herzen.

Es brachen nun die ſchnellen Burgunden eilig auf,
Und jeder ließ der Klage nun völlig freien Lauf.
Jenſeits der Berge ſah man weinen Weib und Mann;
Doch wie das Volk auch that, fort zogen jene dann.

Die Nibelungenhelden, ſie waren auch erſchienen
Im blanken Panzerhemd; verlaſſen ward von ihnen
Daheim manch ſchönes Weib, ohn' es zu ſehen je.
Es thaten Sigfrieds Wunden Chriemhilden herzlich weh.

Da zogen nun gerüſtet den Main entlang von dannen
Und nach Oſtfranken hin des König Gunthers Mannen.
Es leitete ſie Hagen, dem alles wohlbekannt,
Ihr Marſchall war da Dankwart, aus der Burgunden Land.

Wie ſie nun von Oſtfranken nach Schwanefeld da ritten,
Da konnte man erkennen an ihren feinen Sitten
Die Fürſten, nebſt den Freunden, die Helden lobeſam;
Am zwölften Tag der König an's Donauufer kam.

Zu allervorderſt ſah man Trones Hagen reiten;
Er war den Nibelungen ein Troſt zu allen Zeiten.
Da ſchwang der kühne Degen ſich nieder auf den Sand,
Wo er ſein muth'ges Roß an einen Baum dort band.

Die Fluth war hochgeſchwollen, die Schiffe ganz verborgen;
Die Nibelungen waren deshalb in großen Sorgen,
Wie ſie herüber kämen, die Woge war zu breit.
Vom Roß zu ſteigen, waren viel Ritter da bereit.

„Hier kann," ſprach Hagen da, „dir wohl ein Leid geſchehn,
Du König von dem Rhein; nun magſt du ſelber ſehn,
Wie hier das Waſſer ſtrömt, wie ſich die Fluth ergießt;
Ich glaube, mancher Held wird hier noch eingebüßt."

„Was zeigt ihr mir das, Hagen!" ſprach da der hehre König;
„Ihr raubt den Muth, wir haben ja ſo des Troſtes wenig.
Die Furth ſollt ihr uns ſuchen hinüber an das Land,
Daß wir von hinnen bringen ſo Roſſ' als Kriegsgewand."

„Mir iſt," verſetzte Hagen, „mein Leben nicht ſo leid,
Daß ich mich ſollt' ertränken in dieſen Wellen breit;
Von meinen Händen ſoll erſt ſterben mancher Mann
In König Etzel's Landen; ich leg' es recht drauf an.

Bleibt an dem Waſſer hier, ihr guten ſtolzen Recken,
Sehn will ich, ob ich nicht Fährleute kann entdecken,
Die uns hinüberbringen ſogleich in Gelfrat's Land."
Da nahm der ſtarke Hagen des guten Schildes Rand.

Er war gar wohl gewaffnet, den Schild er vor ſich trug,
Geöffnet war der Helm, er hatte Licht genug,
Und über'm Panzer trug er zu der Feinde Schrecken
Ein breites Schwert, das ſchnitt furchtbar an beiden Ecken.

Er ſuchte noch die Fährleut', und plötzlich hört' er rauſchen
Das Waſſer in der Nähe; da fing er an zu lauſchen.
In einem ſchönen Brunnen ſah er manch weiſes Weib,
Das wollte dort ſich kühlen und baden ihren Leib.

Als Hagen, ſie bemerkend, ſich leiſ' zu ihnen ſchlich,
Da wurden ſie's gewahr, und ſie entfernten ſich;
Sie waren herzlich froh, daß ſie ihm ſo entrannen;
Doch ihre Kleider nahm der Held mit ſich von dannen.

Da ſprach das eine Meerweib, Hadburg war ſie genannt:
„Wir machen, edler Ritter, euch hier ſogleich bekannt,
Dafern ihr unſre Kleider uns treulich wiedergebt,
Was ihr auf eurer Reiſe in's Hünenland erlebt."

Wie Vögel ſchwebten ſie da vor ihm auf der Fluth;
Es däuchten ihre Sinne dem Helden ſtark und gut.
Was ſie ihm ſagen würde, das glaubt' er um ſo mehr;
Da gab ſie ihm ſofort Beſcheid auf ſein Begehr.

Sie ſprach: „Ihr mögt wohl reiten in König Gyel's Land,
Dafür will ich euch bürgen, mein Haupt ſetz' ich zum Pfand,
Mit ſolchen großen Ehren wohl zogen Helden ſchier
Nie in ein fremdes Reich, das glaubet wahrlich mir."

Froh war der Rede Hagen, und ſie gefiel ihm ſehr;
Er gab den Frau'n die Kleider, und ſäumte dann nicht mehr.
Als ſie nun angethan ihr wunderlich Gewand,
Beſchrieben ſie erſt recht die Reiſ' in Etzel's Land.

Da ſprach das andre Meerweib, geheißen Sigelind:
„Ich will dich warnen, Hagen, dich, Adrian's theures Kind!
Es hat dich meine Muhme dem Kleid zu Lieb' belogen;
Denn kommſt du zu den Hünen, ſo biſt du ſehr betrogen.

Drum kehre wieder um, das iſt wohl an der Zeit;
Wißt, daß ihr kühnen Helden nur eingeladen ſeid,
Daß ihr dort ſterben müßt in König Etzel's Land;
Wer zu ihm reitet, hat den Tod ſchon an der Hand."

Und Hagen ſprach dagegen: „Ihr täuſcht mich ohne Noth;
Wie könnte ſich das fügen, daß wirklich wir den Tod
Dort alle finden ſollten, weil irgend wer uns haßt?"
Sie ſagten nun ausführlich die Mähr' dem fremden Gaſt.

Da ſprach die Eine wieder: „Es muß einmal ſo ſein,
Daß von euch Keiner dort davon kommt, als allein
Des Königs Capellan; das iſt uns wohlbekannt,
Nur er allein kommt wieder geſund in Gunther's Land."

Da ſprach in grimmem Muthe zu ihr der kühne Hagen:
„Fürwahr, es wäre traurig, das meinem Herrn zu ſagen,
Daß wir dort alle ſollten verlieren unſern Leib.
Nun zeig' uns über's Waſſer, du gar ſo weiſes Weib."

Sie ſprach: „So willſt du reiſen, nicht hörend auf mein Wort?
Nun, an dem Waſſer oben ſteht eine Herberg' dort;
Darin iſt nun ein Fährmann, und nirgend anders wo."
Warum er ſie befragte, das glaubt' er nun auch ſo.

Dem ungeduld'gen Recken rief noch die Eine nach:
„So wartet doch, Herr Hagen, ihr ſeid doch gar zu jach!
Vernehmet noch die Nachricht, wie ihr kommt über'n Sand.
Der Herr von dieſer Mark, der iſt Elſe genannt.

Sein Bruder iſt geheißen Gelfrat, ein Herr gar reich
Iſt er im Baierlande; doch ſteht es ſchlimm mit euch,
Geht ihr durch ſeine Mark; ihr müßt euch wohl bewahren,
Und mit dem Fährmann recht beſcheidentlich verfahren.

Der läßt euch nicht entkommen, in ſeinem grimmen Muth,
Dafern ihr mit dem Helden nicht hold und freundlich thut;
Wollt ihr, daß er euch fahre, ſo gebt ihm ſeinen Sold;
Er hütet dieſe Mark, und iſt Gelfraten hold.

Und kommt er nicht bei Zeiten, ruft über's Waſſer dann,
Sagt, ihr heißt Amalrich, das war ein tapfrer Mann,
Der böſer Feindſchaft wegen geräumt hier dieſes Land.
Der Fährmann kommt, wenn ihm der Name wird genannt."

Der übermüth'ge Hagen verneigte höflich dort
Sich vor den Fraun, doch ſprach er weiter nun kein Wort;
Er ging drauf längs dem Waſſer hinauf am Uferrand,
Wo er dann jenſeits endlich auch eine Herberg' fand.

Dem Fährmann drüben rief er nun gar laut entgegen:
„Hol' mich hinüber, Fährmann!" ſo ſprach der wackre Degen.
„Ich geb' dir eine Spange von Gold, ſo glänzend roth,
Zum Lohn, denn dieſe Fahrt, ſie thut mir wahrlich noth."

Der Fährmann war ſo reich, daß er wohl lange ſchon
Nicht mehr zu dienen brauchte, drum nahm er ſelten Lohn;
Auch waren ſeine Knechte gar keck und hochgemuth.
Noch ſtand der grimme Hagen allein dieſſeits der Fluth.

Da rief er nun ſo laut, daß rings, der Fluth entrafft,
Aufbrauſten wild die Wogen; denn groß war ſeine Kraft.
„Nun hol' mich, ich bin Amalrich, bin Elſens Lehensmann,
Der böſer Feindſchaft wegen hier dieſem Land' entrann."

Und eine Spange oben am Schwert bot er ihm hold,
Die war gar ſchön und glänzte von lichtem rothen Gold;
Er ſollt' ihn überführen ſofort in Gelfrat's Land.
Der ſtolze Fährmann nahm nun das Ruder in die Hand.

Derſelbe Fährmann war zugleich von rauhem Sinn,
Nie ſchwieg in ihm die Gier nach Gut und nach Gewinn.
Da er verdienen wollte das Gold, ſo glänzend roth,
Erlitt er von dem Degen des Schwertes grimmen Tod.

Der Fährmann fuhr nun emſig hinüber an den Strand;
Doch den er nennen hörte, er dorten nimmer fand.
Da zürnt' er ernſtlich, als er Hagen vor ſich ſah,
Und gar ſo grimmig ſprach er zu dem Degen da:

ßgt Amalrich ihr heißen, wie ihr da nennet euch,
, den ich hier vermuthet, dem ſeht ihr gar nicht gleich,
n Vater und von Mutter war er der Bruder mein;
ibt dieſſeits drum, ich will nicht von euch betrogen ſein."

ſeid um Gottes willen barmherzig!" rief da Hagen,
h bin ein fremder Recke, bedenkt's und laßt euch ſagen.
pfangt, was ich euch biete, nehmt freundlich meinen Sold,
fahret mich hinüber, ich bin euch wahrlich hold."

Antwort gab der Fährmann: „Fürwahr, das kann nicht ſein.
hl haben große Feinde die lieben Herren mein,
m fahr' ich keinen Fremden hinüber in dies Land;
ir dein Leben lieb, verlaß des Ufers Rand."

thut das nicht," ſprach Hagen, „gar traurig iſt mein Sinn.
mt mir zu Liebe hier dies gute Gold nur hin,
rt über tauſend Roſſe, dazu noch manchen Mann."
ſprach der grimme Fährmann: „Nein, das wird nie gethan!"

breites ſtarkes Ruder erhob nun ſeine Hand,
chlug damit auf Hagen ſo kräftig und gewandt,
der im Schiffe ſank zu Boden auf ſein Knie;
gar ſo grimmer Fährmann kam über ihn noch nie.

h mehr wollt' er entrüſten den übermüth'gen Gaſt;
chlug mit einer Stange ſo kräftig, daß ſie faſt
rach auf Hagen's Haupt; er war ein ſtarker Mann;
h Elſens Fährmann litt noch großen Schaden dann.

Mit grimmen Muthe griff des kühnen Hagen Hand
Zur Scheide, wo ſein Schwert der wackre Degen fand.
Er ſchlug das Haupt ihm ab, und warf es in den Grund.
Die Sache wurde bald nun den Burgunden kund.

Zur ſelben Zeit, als Hagen den Fährmann dort erſchlug,
Da ſtrandete das Schiff, das war ihm leid genug,
Und eh' er's noch gerichtet, ermüdete dort faſt
Des König Gunthers Dienſtmann; doch ohne Ruh' und Raſt

Ließ er mit kräft'gem Ziehen des Schiffs durchaus nicht nach,
Bis ihm das ſtarke Ruder in ſeiner Hand zerbrach.
Er wollte zu den Recken, jenſeits zum Uferſtand,
Und als ihm nun kein Ruder zur Hand mehr war, ſo band

Er jenes dann zuſammen mit einer Borte nur,
Worauf er dann ſofort den Waldſtrom abwärts fuhr.
Da fand er ſeinen Herrn an dem Geſtade dann;
Es kam ihm da entgegen gar mancher wackre Mann.

Die edlen Ritter traten, ihn grüßend, nun heran;
Und als ſie in dem Schiffe das Blut jetzt rauchen ſahn
Aus ſtarken Wunden, die er dort dem Fährmann ſchlug,
Ward Hagen von den Degen da ausgefragt genug.

Und als der König Gunther nun gleichfalls rinnen ſah
Das heiße Blut im Schiffe, ſo ſprach er alsbald da:
„Herr Hagen, ſagt, wo iſt der Fährmann hingekommen?
Hat eure ſtarke Kraft das Leben ihm genommen?“

Da ſprach er lügenhaft: „Wie ich das Schiff da fand
Bei einer wilden Weide, da löſt' es meine Hand;
Doch keinen Fährmann habe ich heute hier geſehn,
Auch iſt von meiner Hand hier Niemand Leid geſchehn."

Da ſagte von Burgunden der Herre Gerenot:
„Fürwahr, ich muß befürchten heut lieber Freunde Tod,
Denn Schiffer hab' ich hier durchaus nicht wahrgenommen;
Drum muß ich traurig ſein, wie wir hinüber kommen."

„Legt nieder," rief nun Hagen laut zu der Knechte Schaar,
„Das Reitzeug auf das Gras; denn mich bedünkt, ich war
Der beſte Fährmann ſtets, den man am Rheine fand.
Ich trau' mir's zu, ich bring' euch ſofort in Gelfrat's Land."

Sie trieben, daß ſie ſchneller dort kämen durch die Fluth,
Zum Schwimmen an die Roſſe, und damit ging's ſo gut,
Daß ihnen auch kein einz'ges die Macht der Wogen nahm,
Obſchon ein Theil ermüdet faſt in die Brandung kam.

Da trugen ſie zu Schiffe ihr Gold und ihr Gewand,
Weil man doch einmal feſt auf dieſe Fahrt beſtand.
Ihr Steuermann war Hagen, der brachte an den Strand
So manchen reichen Recken in's unbekannte Land.

Zuerſt bracht' er hinüber wohl tauſend Ritter hehr,
Danach dann ſeine Recken, und viele Andre mehr.
Neuntauſend Knechte fuhr er hinüber an den Strand;
Den ganzen Tag war thätig da des Tronegers Hand.

Als er ſo wohlbehalten ſie brachte durch die Fluth,
Da dachte plötzlich nun der Degen, kühn und gut,
Der Kunde, die vorhin das Meerweib ihm gegeben;
Des Königs Capellan verlor darob das Leben.

Bei dem Capellgeräthe er dort den Pfaffen fand,
Der auf dem Heiligthume ſich ſtützte mit der Hand.
Er konnt' es nicht genießen, denn als ihn Hagen ſah,
Was litt für Ungemach der arme Prieſter da!

Er warf den Pfaffen jählings ſofort zum Schiff hinaus,
Und: „Wehe, Herr, o wehe!" ſo rief dort mancher aus;
Und Giſelher, der Junge, hub ſehr zu zürnen an,
Doch wollte er ihn laſſen, bis er ihm Leid gethan.

Da ſprach nun von Burgunden der Herre Gerenot:
„Was hilft euch nun, Herr Hagen, des Capellanes Tod?
Thät' es ein Andrer hier, ſo wär's euch wahrlich leid;
Aus welcher Urſach' habt ihr denn mit dem Pfaffen Streit?"

Der Pfaff ſchwamm ruhig fort, und wäre wohl entkommen,
Hätt' irgend Jemand dort ſich ſeiner angenommen;
Doch ſtieß der ſtarke Hagen mit zorniglichem Muth
Ihn nieder auf den Grund; das däuchte Niemand gut.

Als nun der arme Pfaffe dort keine Hülfe ſah,
Kehrt' er zurück, und litt groß Ungemach noch da,
Weil er nicht ſchwimmen konnte. Doch half ihm Gottes Hand,
Und wohlbehalten kam er wiederum an's Land.

Da ſtand der arme Prieſter, und ſchüttelte die Kleider;
Daran ſah Hagen nun, geſchehen werde leider,
Was ihm verkündet hatte das wilde Meeresweib;
„Die Degen,“ dacht' er, „müſſen verlieren ihren Leib.“

Das Schiff ward ausgeladen durch der drei Kön'ge Mannen,
Und was ſie drinne hatten, das trugen ſie von dannen;
Da ſchlug es Hagen in Stücken und warf es in die Fluth.
Drob wunderten ſich ſehr die Recken, kühn und gut.

Da ſagte Dankwart: „Bruder, wie könnt ihr alſo thun?
Wie ſollen wir denn wohl hinüber kommen nun,
Wenn wir aus Hünenland heim reiten an den Rhein?“
Da ſagte Hagen ihm, das könne gar nicht ſein.

Da ſprach von Ireneg Hagen: „Das will ich euch bedeuten,
Zeigt unterwegs ſich Einer verzagt von unſern Leuten,
Und will er uns vielleicht entrinnen in der Noth,
Hier in den Wogen find' er alsdann ſchmachvoll den Tod.“

Sie hatten einen bei ſich, aus der Burgunden Land,
Das war ein Held, gar handfeſt, der war Volker genannt,
Und was er dachte, ſprach er auch aus gar wohlgemuth;
Was Hagen da beging, dem Fiedler däucht' es gut.

Bereit ſtand nun ihr Roß, das Saumthier wohlbeladen,
Sie hatten auf der Reiſe noch keinen großen Schaden
Erlitten, der ſie ſchmerzte; der Capellan allein,
Er mußte nun zu Fuß heimkehren nach dem Rhein.

25. Wie Dankwart Gelfrat erſchlug.

Als ſie jetzt alle waren gekommen an den Strand,
Da fragte nun der König: „Wer ſoll uns durch dies Land
Die rechten Wege weiſen, daß wir nicht irre gehn?“
Da ſprach der ſtarke Volker: „Das ſoll durch mich geſchehn.“

„Nun hütet euch,“ ſprach Hagen, „und Ritter ſo wie Knecht!
Den Freunden hier zu folgen, das dünket mir gar recht,
Und eine große Nachricht mach' ich euch nun bekannt:
Wir kommen niemals wieder in der Burgunden Land.

Es ward von zwei Meerweibern geſagt mir dieſen Morgen,
Daß wir nicht wieder kämen; drum rath' ich nun, zu ſorgen,
Daß ihr euch waffnet, Helden; ihr müßt euch wohl bewahren,
Wir haben ſtarke Feinde und uns umdrehn Gefahren.

Ich wähnte zu ertappen die Weiber ſchon auf Lügen,
Weil ſie mir prophezeihten, es werde ſo ſich fügen,
Daß nur der Capellan, und keiner ſonſt, ihr Herrn,
Heimkehren würde; drum hätt' ich ertränkt ihn gern.“

Da flogen dieſe Mähren nun ſchnell von Schaar zu Schaar,
Und manche von den Helden entfärbten ſich ſogar
Vor Sorgen und vor Leid, daß ſie den harten Tod
Auf dieſer Reiſe fänden; ſie waren ſehr in Noth.

Sie waren zu Möringen herüber jetzt gekommen,
Wo Elſens Fährmann jüngſt das Leben ward genommen.
Nun ſagte Hagen: „Da ich Feinde mir gewann
Auf dieſer Straße hier, greift man uns ſicher an.

Denn heute Morgen ſchlug ich hier den Fährmann todt;
Nun wißt ihr die Geſchichte. Befolgt nun mein Gebot,
Seid tapfer, daß ihr Elſ' und Gelfrat widerſteht,
Und, greifen ſie uns an, es ihnen ſchlimm ergeht.

Ich kenne ſie als kühn, es wird gewiß geſchehn;
Ich dächte drum, wir ließen die Roſſe langſam gehn,
Damit ja Niemand wähne, wir flöhen auf den Wegen."
„Den Rath will ich befolgen," ſprach Giſelher, der Degen.

„Wer ſoll das Heergeſinde nun weiſen durch das Land?"
Man ſprach: „Das thue Volker; dem Spielmann ſind bekannt
Seit langer Zeit die Weg' und Stege fern und nah."
Eh' man es noch begehrte, ſtand er gewaffnet da.

Aufſetzte nun den Helm des ſchnellen Fiedlers Hand,
Von ſchöner Farbe glänzte ſein ſchmuckes Kriegsgewand;
Er band an ſeinen Schaft ein Zeichen, das war roth;
Seitdem kam mit den Kön'gen er da in große Noth.

Des Fährmanns Todeskunde war nun zu Gelfrat kommen,
Als ſicher und gewiß; auch hatte ſie vernommen
Der ſtarke Elſ', und beiden that es gar herzlich leid;
Sie ſandten nach ihren Helden; die waren gleich bereit.

In kurzem, sag' ich euch, sah man von allen Seiten
Rasch gegen die, die jene That verübt, nun reiten
In starken Kriegerschaaren ein gar gewaltig Heer;
Es kamen siebenhundert mit Gelfrat, wo nicht mehr.

Und ihren grimmen Feinden ritt nach die tapfre Schaar,
Geführt von ihrem Herrn, die etwas lüstern war
Nach jenen kühnen Gästen; sie sollten ihren Haß
Empfinden, doch den Freunden verderblich wurde das.

Es hatte Troneg Hagen da alles wohlbestellt;
Wie konnte die Verwandten je schützen mehr ein Held?
Er hatte dort die Nachhut mit seiner Mannen Schaar,
Nebst Dankwart, seinem Bruder, was auch recht weislich war.

Der Tag war nun verstrichen; sie fürchteten jetzt sehr
Für ihre lieben Freunde viel Leiden und Beschwer.
Gedeckt durch Schilde ritten sie durch das Baierland;
Es wurden bald nachher die Helden angerannt.

Zu beiden Seiten der Straße, und ihnen hinten nach,
Hörten sie Hufe klappen; die Leute waren jach.
Da sprach der kühne Dankwart: „Man greift uns wahrlich an;
Nun bindet auf die Helme, das dünkt mir wohlgethan."

Sie hielten auf dem Zuge, wie's nöthig war, nun ein,
Und sahen in dem Dunkel der lichten Schilde Schein.
Das wollte Hagen da nun länger nicht ertragen.
„Wer folgt uns auf der Straße?" Das mußt' ihm Gelfrat sagen.

Es ſprach hierauf der Markgraf zu ihm aus Baierland:
„Wir ſuchen unſre Feinde, ſind ihnen nachgerannt.
Ich weiß nicht, wer da heute den Fährmann mir erſchlug;
Es war ein kecker Held, es iſt mir leid genug.“

Da ſprach von Troneg Hagen: „So war der Fährmann dein?
Er wollte uns nicht fahren, da iſt die Schuld denn mein;
Denn ich erſchlug den Recken, mich zwang dazu die Noth,
Von ſeinen Händen litt' ich beinah den grimmen Tod.

Ich bot ihm da zum Lohne viel Gold und reich Gewand,
Daß er uns überführe hieher in dieſes Land;
Da ward er ſo entrüſtet, daß er gar hart mich ſchlug
Mit einem ſtarken Ruder; ich war ergrimmt genug.

Mit meinem Schwerte hatt' ich mich ihm zur Wehr geſtellt,
Ich gab ihm ſtarke Wunden, verloren war der Held.
Dafür bring' ich euch Sühne, wie ſie euch dünket gut.“
Da ging es an ein Streiten; ſie hatten großen Muth.

„Ich wußte wohl,“ ſprach Gelfrat, „als ich hier in der Nähe
Sah reiten Gunther's Schaar, daß uns ein Leid geſchähe
Von Hagen hier; ihn kann hier nichts davon befrein:
Für meines Fährmanns Ende muß er hier Bürge ſein.“

Da neigten über Schilde zu Stichen ihren Speer
Gelfrat und Hagen nun; ſie zürnten beide ſehr.
Als Elſ und Dankwart dann auch an einander ritten,
Verſuchend ihre Kraft, ward grimmig dort geſtritten.

Es war wohl unter Helden noch nie der Kampf so groß;
Durch Gelfrat ward da Hagen mit einem starken Stoß
Geworfen von dem Roß, und rings von allen Seiten
Ward, als der Bug zersprang, nun allgemein das Streiten.

Der Schäfte lautes Krachen ertönte überall;
Doch Hagen hatte sich erholt von seinem Fall,
Als er vom Stich getroffen in's Gras da niedersank;
Ich glaub', er wußt' es wohl Gelfraten wenig Dank.

Wer ihnen hielt die Rosse, das ist mir unbekannt,
Sie waren nämlich wieder gekommen auf den Sand;
Es liefen auf einander Gelfrat und Hagen dann,
Und ihre Freunde halfen, da ging der Streit recht an.

Wie kräftig Hagen da nun auch zu Gelfrat sprang,
Hoch in der Luft sein Schwert der edle Markgraf schwang;
Ein Stück von seinem Schild hieb ihm der kühne Degen,
Und Gunthers kühner Lehnsmann, er wäre bald erlegen.

Er rief Dankwarten zu: „Hilf, lieber Bruder, mir!
Bezwungen hat ein Held mit seiner Hand mich hier,
Der mich nicht läßt entkommen; ich kann mich nicht befrein."
Da sprach der kühne Dankwart: ‚Ich will hier Schiedsmann sein.'

Es sprang der Held nun näher, und schlug ihm einen Schlag
Mit einer starken Waffe, daß er nun todt da lag.
Gern wollt' ihn Else rächen, doch ihm und seinen Mannen
Gelang es nicht; sie schieden mit Schaden nun von dannen.

Sein Bruder war erſchlagen, er ſelber hatt' empfangen
Viel Wunden dort, und achtzig von ſeinen Degen rangen
Schon mit dem grimmen Tod; er mußte nun von dannen,
Sich flüchtig heimwärts wenden vor König Gunthers Mannen.

Als die vom Baierland gewichen aus dem Wege,
Da hörte man nachhallen gar viel gewalt'ge Schläge;
Denn die von Troneg jagten da ihren Feinden nach,
Die's aber nicht entgalten, ſie waren gar zu jach.

Da ſprach bei ihrer Flucht Dankwart, der kühne Degen:
„Wir wollen bald nun wieder umwenden auf den Wegen
Und jene reiten laſſen; ſie ſind von Blute naß.
Gehn wir zu unſern Freunden, ich rathe wahrlich das."

Als ſie nun kamen, wo der Schade war geſchehn,
Da ſprach zu ihnen Hagen: „Ihr Helden mögt nun ſehn,
Wer hier uns fehlt, und wer zu unſerm tiefen Leid
Durch Gelfrat's Zorn uns ging verloren in dem Streit."

Sie hatten vier verloren, das mußten ſie ertragen;
Sie waren wohl gerächt, es waren da erſchlagen
Vom Baierlande hundert, und wohl noch mehr, als das;
Troneg's Gefährten waren die Schild' vom Blute naß.

Zum Theil brach durch die Wolken des lichten Mondes Schein;
Und Hagen ſprach: „Es ſage dem lieben Herren mein
Niemand, was wir gethan; ſie ſollen ohne Sorgen
Verbleiben ganz und gar bis zu dem nächſten Morgen.

Die dort gestritten hatten, die kamen nun in Schaaren,
Und alle von dem Kampf gar sehr ermüdet waren.
„Soll'n wir noch lange reiten?“ so fragte mancher Mann.
„Hier länger zu verweilen,“ sprach Dankwart, „geht nicht an.

Wir müssen alle reiten, und müssen's noch vor Tage.“
Da richtet' an den Marschall nun Volker drauf die Frage:
„Vertrauet uns, wo kehren wir heute Nacht denn ein,
Daß rasten unsre Rosse und auch die Herren mein?“

Da sprach der kühne Dankwart: „Das kann ich euch nicht sagen.
Wir können nimmer ruhn, bis es beginnt zu tagen;
Und wo es sein mag, laßt alsdann auf's Gras uns legen.“
Da waren Ein'ge sehr betrübt, der Nachricht wegen.

Sie blieben unentdeckt in ihrem Blute roth,
Bis ihren Gruß dem Morgen die lichte Sonne bot
Hoch über den Gebirgen. Als nun der König sah,
Daß sie gestritten hatten, gar zornig sprach er da:

„Wie nun, Freund Hagen, habt ihr so ganz vergessen das,
Daß ich hier bei euch war, da so von Blute naß
Die Panzerring' euch sind. Sagt, wer hat das gethan?“
Er sagte: „Das that Else, der griff die Nacht uns an.

Denn seines Fährmanns wegen hat er uns angerannt;
Gelfraten schlug mein Bruder Dankwart mit kühner Hand,
Wo Elf' uns dann entrann, ihn zwang dazu die Noth.
Es fanden hundert vier im Kampfe da den Tod.“

Wir wiſſen nicht, wo ſie gefallen in dem Streit;
Landleute hörten nun bei der Gelegenheit,
Daß Ute's edle Söhne dann an den Hof gegangen,
Und daß man ſie hierauf in Paſſau wohl empfangen.

Sie wurden wohl empfangen von Freunden auf den Wegen;
Zu Paſſau konnte man jedoch ſie nicht verpflegen;
Sie mußten über's Waſſer, und kamen dann auf's Feld;
Da waren aufgeſpannt viel Hütten und Gezelt.

Sie blieben einen Tag und eine volle Nacht;
Für ihre Pflege war man da gar ſehr bedacht.
Und hierauf ritten ſie zurück in Rüd'gers Land;
Dem ward die Nachricht dann in kurzer Zeit bekannt.

Als nun die Wegemüden dort ſämmtlich Ruhe nahmen,
Und weiter ziehend dann dem Lande näher kamen,
Da fanden auf der Mark ſie ſchlafen einen Mann,
Dem eine ſtarke Waffe einſt Hagen abgewann.

Eckwart war er geheißen, der Ritter kühn und gut;
Dem aber war es nun gar traurig da zu Muth,
Daß er verlor die Waffe durch kühner Helden Fahrt.
Es war nun Rüd'gers Mark gar übel da verwahrt.

„O weh mir, dieſer Schande!" ſo ſprach da Eckewart,
„Wie ſehr gereuet nun mich der Burgunden Fahrt!
Seit ich Sigfried verloren, hub auch mein Leiden an;
Weh, Rüdiger, wie hab' ich das wider dich gethan?"

Da hörte Hagen wohl des edlen Recken Noth,
Und gab ihm ſeine Waffe, dazu ſechs Spangen roth:
„Behalt' es mir zu Liebe, daß du mein Freund magſt ſein,
Du biſt ein kühner Degen, und auf der Mark allein."

„Gott lohn' euch eure Spangen," ſprach zu ihm Eckewart;
„Doch reuet zu den Hünen gar ſehr mich eure Fahrt,
Denn ihr erſchlugt Siefrieden, und hier verfolgt euch Haß.
Drum mögt ihr euch behüten, getreulich rath' ich das."

„Nun mög' uns Gott behüten!" ſprach Hagen nun dagegen;
„Die Kön'ge mit den Mannen und alle dieſe Degen,
Sie ſind beſorgt allein, und das mit guten Gründen,
Wo wir in dieſem Lande heut' Nachtherberge finden.

Die Roſſe ſind ermattet von unſern rauhen Wegen;
Verdorben ſind die Speiſen," ſprach Hagen da, der Degen.
„Nirgends iſt etwas feil, es thät' ein Wirth uns noth,
Der uns noch heute gäbe aus Milde Speiſ' und Brod."

„Ihr ſollt," ſprach Eckewart, „ſchon einen Wirth bekommen;
Ihr wurdet ſelten wohl ſo gaſtfrei aufgenommen
In irgend einem Lande, als euch da wird geſchehn,
Dafern ihr ſchnellen Degen wollt hin zu Rüd'gern gehn.

Er wohnet an der Straße, und iſt wohl allerwärts
Kein beſſrer Wirth zu finden; viel Tugend birgt ſein Herz,
So wie der ſüße Mai das Gras mit Blumen ſchmückt;
Wenn er kann Helden dienen, ſo fühlt er ſich beglückt."

Da ſprach der König Gunther: „Wollt ihr mein Bote ſein,
Und fragen, ob Freund Rüd'ger die lieben Fremde mein
Bei ſich behalten will, und von uns jeden Mann,
Will ich euch immer dienen, wie ich auf's beſte kann."

„Der Bote bin ich gerne," erwiedert' Ekewart.
Mit gutem Willen trat er an die Reiſefahrt,
Und ſagte Rüdigern alsbald, was er vernommen;
Dem war ſeit langer Zeit nicht lieb're Botſchaft kommen.

Man ſah nach Bechelaren nun eilen einen Degen;
Rüd'ger erkannt' ihn ſchnell, und ſprach: „Auf dieſen Wegen
Bringt Ekewart, Gotelindens Lehensmann."
Er glaubte, daß die Feinde zu Leid' ihm was gethan.

Da ging er vor die Pforte, wo er den Boten fand;
Der gürtete das Schwert ab, und legt' es aus der Hand.
Dem Wirth und ſeinen Freunden verſchwieg, dort angekommen,
Er ſeine Nachricht nicht, ſie hatten ſie vernommen.

Er ſprach zu dem Markgrafen: „Mich hat zu euch geſandt
Mein Herr, der König Gunther aus der Burgunden Land,
Und Giſelher, ſein Bruder, desgleichen Geirnot,
Und jeder von den Recken euch ſeinen Gruß entbot.

Daſſelbe thut nun Volker und auch von Troneg Hagen
Mit Eifer und mit Treu', und noch kann ich euch ſagen,
Daß euch des Königs Marſchall, Dankwart, durch mich entbot,
Den guten Degen thäte wohl eure Herberg' noth."

Da ſagte Rüd'ger froh: „Die Nachricht muß mich ehren,
Daß hehre Könige Herberg' bei mir begehren.
Mein Haus ſteht ihnen offen für jetzt und jederzeit,
Und ich bin immerdar zu ihrem Dienſt bereit."

„Dankwart, der Marſchall, läßt durch mich euch wiſſen hold,
Wen ihr in eurem Hauſe noch heut herbergen ſollt:
An ſechzig ſchnelle Recken und tauſend Ritter gut,
Dazu neuntauſend Knechte." Da ward ihm froh zu Mut.

„Wohl mir," ſprach Rüdiger, „daß, wie ich da vernommen,
Die edlen Gäſte all' in meine Wohnung kommen;
So ſelten dient' ich ihnen. So reitet denn von dannen,
Und ihnen ſchnell entgegen, ihr, meine Freund' und Mannen!"

Da eilten zu den Roſſen der Ritter und der Knecht,
Denn was ihr Herr gebot, däucht' ihnen allen recht;
Bereitet ward nun Alles im Hauſe gar geſchwind;
Nichts wußt' in ihrer Kammer davon Frau Gotelind.

Da ging der Markgraf hin, wo er die Frauen fand,
Sein Weib und ſeine Tochter, und beiden nun geſtand
Er da die liebe Botſchaft, die er unlängſt vernommen,
Daß ihrer Herrin Brüder in's Haus nun würden kommen.

„Vielliebe Traute," ſprach da Rüdiger zu ihr,
„Du magſt die edlen Kön'ge gar wohl empfangen hier;
Wenn ſie mit ihren Leuten nun hin zu Hofe gehn,
So grüßt auch Gunthers Dienſtmann, begrüßt auch Hagen ſchön.

Mit ihnen kommt auch einer, geheißen Dankewart,
Der Andre heißet Volker, von guter Zucht und Art,
Die Sechse sollt ihr küssen, du und die Tochter mein,
Doch auch den andern Recken gar hold und freundlich sein."

Die Fraun gelobten das, dazu sogleich bereit.
Sie suchten aus den Kisten so manches schöne Kleid;
Den Recken wollten sie geschmückt entgegen gehn.
Da sah man schöne Weiber nicht eben müssig stehn.

Verfälscht man wenig da der Frauen Farbe fand;
Sie trugen auf dem Gold noch manches lichte Band;
Das waren reiche Binden, damit ihr schönes Haar
Zerzaust nicht ward vom Winde; das ist gewißlich wahr.

28. Wie der Markgraf Rüdiger die Könige in seinem Hause empfing.

Beschäftigt also, lassen wir nun die Frauen dort.
Da ritten über Feld nun Rüd'gers Freunde fort,
Bis sie die Fürsten und die edlen Gäste fanden;
Die wurden wohl empfangen in Markgraf Rüd'gers Landen.

Als er nach seinem Hause die Gäste kommen sah,
Gar frohen Muthes sprach der schnelle Rüd'ger da:
„Seid hier mit euren Mannen willkommen mir, ihr Herrn,
Willkommen hier zu Lande, wie seh' ich euch so gern!"

Da neigten ſich die Recken mit Treue, ſonder Haß,
Gewogen war er ihnen, und deutlich zeigt' er das;
Beſonders grüßt' er Hagen, der früher ihm bekannt,
So auch den wackern Volker aus der Burgunden Land.

Hold auch empfing er Dankwart. Da ſprach der kühne Degen:
„Da ihr uns Wohnung gebt, wer ſoll alsdann verpflegen
Das Heergeſinde, das wir auch hieher gebracht?“
Der Markgraf ſprach: „Ihr findet hier eine gute Nacht.

Spannt auf, ihr Knechte, ſchnell die Hütten auf dem Feld,
Was ihr verlieret hier, erſetz' ich euch durch Geld.
Zieht ab die Zäum' und laßt dann eure Roſſe gehn.“
Das war wohl ſelten noch von einem Wirth geſchehn.

Drob freuten ſich die Gäſte, und als geſchehen das,
Da ritten die Herren fort, es legten ſich in's Gras
Die Knechte nun bequem, ſie waren wohlgemuth,
Noch auf der ganzen Reiſe ging's ihnen nie ſo gut.

Die edle Markgräfin ſah man zur Burg nun gehn
Mit ihrer ſchönen Tochter, und neben ihr da ſtehn
Viel minnigliche Frauen und manche holde Maid,
Die trugen reiche Spangen und manches ſchöne Kleid.

Die Edelſteine wurden von ferne ſchon erblickt
An ihrer lichten Kleidung, ſie waren reich geſchmückt;
Von ihren Roſſen ſtiegen die Gäſte nun gewandt.
Was man für Zucht und Sitte bei den Burgunden fand!

Wohl ſechs und dreißig Mägdlein, dazu noch manches Weib,
Schön, wie es nur zu wünſchen, und minniglich von Leib,
Die kamen da gegangen mit manchem kühnen Mann;
Die edlen Frauen grüßten auf's freundlichſte ſie dann.

Die Markgräfin nun küßte die Kön'ge alle drei;
So that auch ihre Mutter; auch Hagen ſtand dabei.
Ihr Vater hieß ſie küſſen auch ihn; ſie ſah ihn an,
Da graut' es ihr, ſie hätt' es wohl lieber nicht gethan.

Zwar mußte ſie das thun, was ihr der Wirth gebot;
Doch ihre Farbe ward dabei bald bleich, bald roth.
Sie küßte nun Dankwarten und auch den Spielmann da;
Der Leibesſtärke wegen die Ehr' ihm dort geſchah.

Die junge Markgräfin nahm freundlich bei der Hand
Nun Giſelher, den Jungen, aus der Burgunden Land;
So that auch ihre Mutter Gunther, dem kühnen Mannen,
Und mit den Helden gingen ſie fröhlich nun von dannen.

Mit Gernot ging der Wirth in einen großen Saal;
Es ſaßen dort die Ritter und Frauen allzumal.
Den Gäſten ließ man ſchenken gar reichlich guten Wein;
Nie mochten Helden beſſer behandelt worden ſein.

Mit liebevollen Augen ward wohl dort angeblickt
Die Tochter Rüdiger's, ſo ſchön, ſo reich geſchmückt.
Es liebte ſie von Herzen manch Ritter, kühn und gut,
Und ſie verdient' es wohl, denn ſie war hochgemuth.

Sie dachten mancherlei, doch konnt' es nicht geſchehn,
Es wurden hin und wieder da freundlich angeſehn
Die Mägdlein und die Fraun, in reichem Schmuck und Gold
Der edle Fiedler war dem wackern Wirthe hold.

Sie trennten nach Gewohnheit ſich bald nun wieder dort,
Die Ritter und die Frauen, ſie gingen einzeln fort;
Man richtete nun Tiſche auf in dem weiten Saal,
Die fremden Gäſte wurden bedient dann allzumal.

Die edle Markgräfin ſich auch den Gäſten wies
An ihrem Tiſche nun, doch ihre Tochter ließ
Sie bei den Kindern dort, und das war recht gethan;
Doch unlieb war's den Gäſten, daß ſie nun nicht ſie ſahn.

Da ſie getrunken und gegeſſen überall,
Wies man alsbald die Schönen nun wieder in den Saal,
Wo muntre Sprüch' und Reden man gar nicht unterließ,
Worin der kühne Volker gar ſehr gewandt ſich wies.

Und öffentlich hub da der edle Spielmann an:
„Herr Markgraf, große Gnade hat Gott an euch gethan;
Denn ſeine Huld hat euch ein ſchönes Weib gegeben,
Dazu, vor vielen Andern, ein wonnigliches Leben.

Wär' ich ein Fürſt," ſo ſprach er, „und dürfte Kronen tragen,
So würde mir zum Weibe kein Mägdlein ſo behagen,
Als eure ſchöne Tochter; da wär' ich wohlgemuth;
Sie iſt gar hold zu ſchauen, und edel auch und gut."

Da ſprach Herr Gerenot: „Wohl mißt' ich andre Gaben,
Sollt' ich je eine Braute nach meinem Wunſche haben,
Wär' ich mit ihr, als Weib, auch ohne jene froh."
Das hörte Hagen nun, und freundlich ſprach er ſo:

„Herr Giſler ſollte doch fürwahr ein Weib ſich nehmen.
Aus hohem Stamm entſproſſen, braucht Niemand ſich zu ſchämen
Der jungen Markgräfin; wir dienen ſämmtlich ihr,
Soll ſie die Krone tragen bei den Burgunden hier."

Die Rede däuchte nun dem edlen Rüd'ger gut,
Und Gotelind war auch erfreut und wohlgemuth.
Da trugen an die Helden, daß ſie zum Weibe nahm
Der edle Giſelher, wie es ihm wohl zukam.

Denn was ſich fügen ſoll, wer mag dem widerſtehn?
Man bat die Jungfraun nun, nach Hofe gleich zu gehn.
Da ſchwur man, ihm zu geben das wonnigliche Weib,
Und er verſprach zu minnen den minniglichen Leib.

Der Jungfrau nun beſchied man Burgen da und Land,
Mit Eiden ſichert' ihr des reichen Königs Hand
Und auch Herr Gerenot dies zu nach Sid und Pflicht.
Da ſprach der edle Markgraf: „Zwar Burgen hab' ich nicht,

Doch dafür will ich immer euch bleiben treu und hold;
Ich gebe meiner Tochter an Silber viel und Gold,
Was hundert Roſſe kaum vermöchten fortzutragen;
Des Helden Anverwandten wird das gar wohl behagen."

Man ließ die Liebenden in eines Kreises Mitte
Jetzt treten, wie es da Gewohnheit war und Sitte;
Und ihnen gegenüber ſtand mancher Jüngling nun,
Und dacht' in ſeinem Sinne, wie's junge Leute thun.

Und als man ſie nun fragte, die minnigliche Maid,
Ob ſie den Recken wolle, da war's zum Theil ihr leid,
Und dachte ſie auch wohl den wackern Mann zu nehmen,
Schien ſie, nach Mädchen Weiſe, der Frage ſich zu ſchämen.

Ihr Vater Rüd'ger rieth ihr, ſie ſolle ſprechen: Ja!
Und daß ſie ihn gern nähme. O wie ſo innig da
Mit ſeinen weißen Händen ſie Wielhen umſchloß!
Wie wenig doch der Edle ſein hohes Glück genoß!

„Ihr edlen Kön'ge," ſprach der Markgraf, „wollt ihr reiten
Heim wieder nach Burgunden, ſo mög' euch dann begleiten
Mein liebes Kind, es mache die Reiſe dann mit euch,
Nehmt mir die Tochter mit." Und ſie gelobten's gleich.

Nun hört' allmälig auf der Lärm und das Getön;
Die Jungfraun hieß man jetzt in ihre Kammern gehn,
Und auch die Gäſte ſchlafen und bis zum Tage ruhn.
Bereitet wurden Speiſen, um gütlich ſich zu thun.

Nach ihrem Imbiß wollten ſie fort in's Hünenland.
Da ſprach der edle Wirth: „Ich dächte, vor der Hand
Gebt ihr noch auf die Reiſe, und bleibet noch bei mir,
So liebe Gäſte ſah ich wahrlich ſelten hier."

Zur Antwort gab ihm Dankwart: „Fürwahr, das kann nicht ſein;
Wo nähmt ihr Speiſe her, woher denn Brod und Wein?
Ihr werdet hier bei euch noch manchen Recken ſehn.“
Der Wirth, als er es hörte, verſetzte: „Laßt das gehn!

Seid, liebe Herren, nicht ſo hart, das abzuſchlagen.
Ich geb' euch reichlich Speiſe in vollen vierzehn Tagen
Mit all' dem Heergeſinde, das hier mit euch gekommen.
Mir hat der König Etzel gar wenig noch genommen.“

So ſehr ſie ſich auch wehrten, ſie mußten dort verweilen
Noch bis zum vierten Morgen. Es ſchien ſich zu beeilen
Für ſie der Wirth; man ſprach davon bald weit und breit;
Den Gaſten gab er Roſſe, ſchenkt' ihnen manches Kleid.

Nicht länger konnt' es währen, ſie dachten an die Fahrt;
Von ſeiner Milde hatte nur wenig da geſpart
Der kühne Rüdiger; wer irgend was begehrte,
Dem ward es nicht verſagt, weil er ſie ſämmtlich ehrte.

Ihr erles Heergeſinde, das brachte vor das Thor
Viel Roſſe nun geſattelt, auch harrten ſchon davor
Der fremden Recken viele, mit Schilden in der Hand;
Sie wollten wieder reiten in König Etzel's Land.

Der Wirth bot ſeine Gaben gar freundlich überall,
Eh' ſeine edlen Gäſte noch kamen vor den Saal;
Er war ob ſeiner Milde gar ſehr geehrt im Leben.
Die ſchöne Tochter hatt' er Giſelhern gegeben.

Und Gernot gab er da ein Schwert, das gut genug,
Und das er ſpäterhin im Streite herrlich trug;
Die Gabe mocht' ihm gönnen des edlen Rüd'gers Weib,
Obſchon dadurch der Markgraf nachher verlor den Leib.

Für König Gunther dann, den Helden lobeſam,
Sorgt' auch der edle Fürſt, von welchem er bekam,
Wohl eines Königs würdig, ein reiches Kriegsgewand;
Da neigte tief ſich Gunther vor Rüd'gers milder Hand.

Da reichte Gotelind auch Hagen eine Gabe,
Und bat ihn, da der König ſie angenommen habe,
Doch nicht ganz unbeſchenkt zu reiſen zu dem Feſte.
Der Held entſchuldigte ſich da bei ihr auf's beſte.

„Von allem, was ich irgend hier ſah," verſetzte Hagen,
„Begehr' ich weiter nichts mit mir davon zu tragen,
Als jenen Schild allein, der dort hängt an der Wand,
Den nehm' ich gerne mit mir in König Etzel's Land."

Als Hagens Worte nun die edle Frau vernahm,
Da fing ſie an zu weinen vor Leid und tiefem Gram;
Sie dachte traurig an des theuren Nüdung's Tod,
Den Wittich ihr erſchlug, und hatte Schmerz und Noth.

Da ſprach ſie zu dem Degen: „Den Schild will ich euch geben.
O wollte Gott im Himmel, er wäre noch am Leben,
Der ihn in Händen trug! er fand im Streit den Tod;
Ich muß ihn ſtets beweinen, und habe bittre Noth."

Auf ſtand von ihrem Seſſel die edle Markgräfin,
Mit ihren weißen Händen trug ſie den Schild nun hin
Zu Hagen dort, er nahm ihn ſchnell aus ihrer Hand;
Die Gabe war mit Ehren dem Recken zugewandt.

Auf ſeiner Außenſeite ein lichter Zelbel lag,
Und einen beſſern Schild beſchien wohl nie der Tag.
Mit edelem Geſtein war er beſetzt gar reich;
Man hätte tauſend Mark dafür gegeben gleich.

Fortttragen ließ nun Hagen den Schild gar wohl verwahrt.
Da kam nach Hof nun auch ſein Bruder Dankewart;
Dem gab der reichen Kleider die Markgräfin genug,
Die er dann bei den Hünen nachher gar herrlich trug.

Doch waren alle Gaben, die ſie dort angenommen,
Dem Wirth zu Liebe nur in ihre Hand gekommen,
Weil er ſie ihnen da ſo hold und freundlich bot.
Sie wurden ihm ſo feind, daß ſie ihn ſchlugen todt.

Mit ſeiner Fiedel nahte ſich Volker nun geſchwind,
Doch gar beſcheidentlich, der edlen Gotelind;
Er ſpielt' ihr ſüße Töne und ſang ihr manches Lied,
Bevor er, Urlaub nehmend, von Bechelaren ſchied.

Die Gräfin ließ herbei nun eine Lade tragen;
Von freundſchaftlichen Gaben ſollt ihr nun hören ſagen.
Sie nahm daraus zwölf Spangen, gab ſie in ſeine Hand,
Und ſprach: „Die nehmet mit euch in König Etzel's Land,

Und ſollt um meinetwillen ſie dort am Hofe tragen,
Daß, wenn ihr wieder heimkehrt, man mir es könne ſagen,
Wie ihr bei dieſem Feſt gedient.“ Der Held gewährte
Der edlen Frau gar gern, was ſie von ihm begehrte.

Zu ſeinen Gäſten ſprach der Wirth nun: „Vor Gefahren
Will ich, der euch begleitet, euch ſchützen ſchon und wahren,
So daß euch auf der Reiſe durchaus geſchieht kein Schaden.“
Da wurden ſeine Roſſe nun alſobald beladen.

Der Wirth war wohl beritten, mit ihm fünfhundert Mannen,
Mit Roſſen und mit Kleidern, die führt' er jetzt von dannen;
Zum Feſte zogen fröhlich mit ihm die tapfern Schaaren,
Doch auch nicht einer kehrte zurück nach Bechelaren.

Mit minniglichem Kuſſe der Wirth von hinnen ſchied;
Da that auch Giſeler, wie ihm die Liebe rieth.
Die ſchönen Weiber küßten ſich innig Arm in Arm;
Das mußte manche Jungfrau beweinen noch voll Harm.

Da wurden allenthalben die Fenſter aufgethan;
Der Wirth mit ſeinen Mannen ging zu den Roſſen dann.
Ich glaub', im Herzen ahnten ſie ſchon das große Leid;
Da weinte manche Frau und manche wackre Maid.

Es ſehnten viele ſich nach lieben Freunden ſehr,
Die ſie zu Bechelaren nun ſahen nimmermehr;
Doch ritten ſie mit Freuden hinunter an den Strand
Der Donau und dann weiter bis in der Hünen Land.

Da ſprach zu den Burgunden der wackre Rittersmann,
Der edle Rüdiger: „Verſchwiegen ſei fortan
Die Kunde nicht, daß wir in's Hünenland nun kommen;
Es hat der König Etzel ſo Liebes nie vernommen.“

Hinunter ritt nach Oeſtreich der ſchnelle Bote dann,
Und allenthalben ward den Leuten kund gethan,
Die Helden kämen da von Worms nun über'n Rhein;
Nichts konnte lieber wohl dem Hofgeſinde ſein.

Die Boten ſprengten jetzt voraus mit dieſen Mähren,
Daß bald die Nibelungen nun bei den Hünen wären.
Du ſollſt ſie, liebe Chriemhild, gar wohl empfangen hier,
Die lieben Brüder, bald nun kommen ſie zu dir.

Frau Chriemhild ſtand am Fenſter, und ſchaute ſehnſuchtsvoll
Hinaus, wie Freunde ſchaun nach lieben Freunden wohl.
Aus ihrem Vaterlande ſah ſie da manchen Mann;
Der König hört's, vor Freude hub er zu lachen an.

„Wohl mir! es bringen uns die Freunde,“ ſprach Chriemhild,
„Manch weißes Panzerhemde und manchen neuen Schild.
Wer irgend will empfangen aus meinen Händen Gold,
Der denke meiner Leiden; ich bleibe ſtets ihm hold.“

27. Wie die Nibelungen zu Etzel's Burg kamen und wie ſie da empfangen wurden.

Da die Burgunden kamen in König Etzel's Land,
Erfuhr es auch von Bern der alte Hildebrand;
Er ſagt' es ſeinem Herrn, dem war es gar ſehr leid.
Er bat, wohl zu empfangen die Ritter, kühn im Streit.

Wolfhart, dem Schnellen, führte man nun die Roſſ' entgegen;
Da ritt mit Dieterich ſo mancher ſtarke Degen,
Die Gäſte zu empfangen, nun eilig auf das Feld;
Es war dort aufgeſchlagen manch herrliches Gezelt.

Als nun von Irenes Hagen von fern ſie kommen ſah,
Sprach er beſcheidentlich zu ſeinem Herren da:
„Nun ſteigt von euren Sätteln herab, ihr ſchnellen Degen,
Geht ihnen, die euch hier empfangen, raſch entgegen.

Dort kommt ein Heergeſinde, das iſt mir wohlbekannt;
Es ſind viel ſchnelle Degen von Amelungenland,
Die führet der von Bern, ſie ſind ſehr hochgemuth;
Verſchmäht es nimmer, was man euch für Dienſte thut."

Da ſtieg nun von den Roſſen, wie es gebräuchlich war,
Mit Dietrich nach der Ritter und Knechte ganze Schaar.
Sie gingen zu den Gäſten, und mit dem Druck der Hand
Begrüßten ſie die Helden aus der Burgunden Land.

So möget ihr nun hören, was er geſprochen da,
Als ſie der Herre Dietrich nun zu ſich kommen ſah;
Die Reiſe war ihm leid, er wußte, wie es ſtand;
Er wähnt', durch Rüd'ger wär' es auch ihnen ſchon bekannt.

„Seid mir willkommen, Gunther, Gernot und Giſ'ler, hier,
Und Hagen auch und Volker und Dankwart! Wußtet ihr
Denn nichts davon, ihr Herren, ward es euch nicht bekannt,
Wie Chriemhild ſchmerzt der Held aus Nibelungenland?"

„Sie mag noch lange weinen," entgegnete da Hagen,
„Er iſt ſeit manchen Jahren ſchon todt, er ward erſchlagen;
Den König von den Hünen, den mag ſie lieb nun haben;
Sigfried kommt nimmer wieder, er iſt ſchon längſt begraben.

Sigfriedens Wunden laſſen wir nun für immer ruhn,
Doch Chriemhild kann uns noch gar großen Schaden thun."
So redete von Bern der Herre Dieterich:
„Du Troſt der Nibelungen, davor behüte dich."

„Wie ſoll ich mich behüten?" ſprach da, zu ihm gewendet,
Der König. „Hat nicht Gyel ſelbſt Boten uns geſendet,
Daß wir ſchnell ſollten kommen hieher in dieſes Land?
Auch meine Schweſter Chriemhild hat Botſchaft uns geſandt."

„Ich möcht' euch rathen wohl," entgegnete drauf Hagen,
„Ihr bittet, daß ſie ganz euch die Geſchichte ſagen,
Den Herren Dieterich und ſeine Helden gut,
Und daß auch Chriemhild ſelbſt ſie euch zu wiſſen thut."

Da gingen und beſprachen die Kön'ge heimlich ſich,
Gunther und Gerenot und auch Herr Dieterich.
„Nun ſagt uns, edler Ritter, ihr, aus dem Werner Land,
Sagt, iſt euch die Geſinnung der Königin bekannt?“

Da ſprach der Vogt von Bern: „Was ſoll ich mehr euch ſagen?
Ich höre jeden Morgen nur weinen und nur klagen
In jämmerlicher Weiſe des König Etzel's Weib
Zu Gott im Himmel um des ſtarken Sigfrieds Leib.“

„Es iſt nun unabwendbar,“ ſprach da der kühne Mann,
Volker, der edle Fiedler, „was uns ward kund gethan.
Laßt uns nach Hofe reiten, erwarten dort und ſehn,
Was bei den Hünen dann uns Degen mag geſchehn.“

Die muthigen Burgunden, als ſie nach Hofe ritten,
Erſchienen herrlich dort, nach ihres Landes Sitten;
Da ſchien ſich bei den Hünen zu wundern mancher Mann
Wohl über Treneg Hagen, und das, was er gethan.

Und was man von ihm ſagte, das war bereits genug,
Daß er den Herren Sigfried aus Niederland erſchlug,
Den ſtärkſten aller Recken und Frau Chriemhildens Mann.
Da fragte man bei Hofe gar viel nach Hagen dann.

Der Held war wohlgewachſen, das iſt gewißlich wahr,
Gar groß und ſtark von Bruſt und ihm gemiſcht das Haar
Mit einer grauen Farbe; die Beine waren lang,
Und furchtbar ſein Geſicht, doch ſtattlich war ſein Gang.

Als man nun den Burgunden Herberge gab, den Kühnen,
Ward Gunthers Hofgesinde gesendert ganz von ihnen;
Das rieth die Königin, die Haß im Herzen trug,
Wodurch man in der Herberg' die Knechte dann erschlug.

Dankwart, der Bruder Hagen's, war damals Marschall dort,
Und ihm empfahl der König sein Hofgesind' sofort;
Mit Speise sollt' er reichlich versorgen Jedermann,
Das ward mit gutem Willen dann auch von ihm gethan.

Mit ihrem Hofgesinde die schöne Ghriemhild ging,
Die Nibelungen sie mit falschem Gruß empfing;
Sie küßte Giselhern und nahm ihn bei der Hand;
Das sah von Kreneg Hagen, den Helm er fester band.

„Nach solchem Gruße möchten wohl manche kühne Degen,"
Sprach Hagen, „wohl mit Grund Bedenklichkeiten hegen;
Man grüßet nur die Kön'ge, nicht aber Jedermann.
Daß wir zum Feste reisten, dünkt mir nicht wohlgethan."

Sie sprach: „Seid hier willkommen dem, der euch sehet gern;
Nicht eurer Freundschaft wegen begrüß' ich euch, ihr Herrn.
Drum sagt, was ihr mir bringet von Worms her über'n Rhein,
Weshalb ihr mir hier solltet so gar willkommen sein."

„Was soll das heißen? Hätt' ich irgend gewußt, daß Degen
Euch Gaben bringen sollten," sprach Hagen nun dagegen,
„Ich wäre wohl so reich, und hätt' ich d'ran gedacht,
So hätt' ich ein'ge Gaben euch sicher mitgebracht."

„Nun laß noch mehr mich hören,“ ſprach Chriemhild, „und ſag' an,
Der Schatz der Nibelungen, wo ward er hingethan?
Der war mein Eigenthum, das iſt euch wohlbekannt,
Den ſolltet ihr mir bringen in König Etzel's Land.“

„Bei meiner Treu', Frau Chriemhild, es iſt ſchon lange her,
Daß ich den Schatz gehütet, ich hüt' ihn nun nicht mehr.
Es ließen meine Herren ihn ſenken in den Rhein,
Da wird er denn wohl noch am jüngſten Tage ſein.“

Da ſprach die Königin: „Ich hab' es wohl gedacht;
Mir ward davon ſehr wenig hieher in's Land gebracht.
Er war mein Eigenthum, und manchen trüben Tag
Hab' ich ſeitdem verlebt, was ich nicht läugnen mag.“

„Ich bring' ihn euch den Teufel!“ entgegnete da Hagen;
„An meinem Schilde hier hab' ich ſo viel zu tragen,
An meinem ſtarken Panzer und an dem Helme licht,
Dem Schwert in meiner Hand — drum bring' ich euch ihn nicht.“

Die Königin darauf den Recken rings befahl,
Es ſolle keiner Waffen da tragen in dem Saal.
Sie ſprach: „Gebt her, ich will ſie euch bewahren dann.“
„Bei meiner Treu,“ ſprach Hagen, „das wird hier nicht gethan.

Die Ehre nicht begehr' ich, o Fürſtentochter mild,
Daß ihr zur Herberg' tragetmir meinen breiten Schild
Sammt meinen andern Waffen, denn ihr ſeid Königin;
Es iſt am beſten, wenn ich ſelbſt Bewahrer bin.“

„Weh mir!“ rief Chriemhild aus. „O warum läßt denn Hagen
Nicht ſeinen Schild, warum mein Bruder ihn nicht tragen?
Sie wurden ſicherlich gewarnet im Vertraun;
Wüßt' ich, wer's that, er ſollte den Tod gewiß bald ſchaun.“

Zur Antwort gab voll Zorn ihr drauf Herr Dieterich:
„Wer dieſe edlen Kön'ge hier warnte, das war ich;
So warnt' ich auch noch Hagen, hier den Burgundenmann.
Nur zu, Unholdin! da ich's nicht lang genießen kann.“

Als er ſo ſprach, da ſchämte gar ſehr die Kön'gin ſich,
Dietrichen fürchtete ſie längſt ſchon bitterlich;
Da ging ſie fort von ihnen, nichts weiter ſprach ſie da,
Obſchon ſie ſcheuen Blicks nach ihren Feinden ſah.

Die Hände reichten da zwei kühne Degen ſich,
Der eine war Herr Hagen, der andre Dieterich.
Da ſprach der edle Recke, gar vielgewandt im Streit:
„Ihr Kommen zu den Hünen, das thut mir wahrlich leid,

Weil doch die Königin nun ſo geſprochen hat.“
Da ſprach von Troneg Hagen: „Zu Allem wird wohl Rath.“
So redeten einander die kühnen Männer an;
Der König Etzel ſah's und eilig fragt' er dann:

„Ich möchte gerne wiſſen, das glaubt mir ſicherlich,
Wer jener Ritter iſt, der dort von Dieterich
So freundlich wird empfangen, er trägt wohl hohen Muth;
Wer auch ſein Vater war, der Held ſcheint brav und gut.“

Und von Chriemhildens Mannen hub einer also an:
„Troneg ist er geheißen, sein Vater Aldrian.
Wie blöd' er sich gebehrdet, er ist ein grimmer Mann,
Was ich, der nie gelogen, hier kühn behaupten kann."

„Woran soll ich erkennen, daß er so grimmig ist?"
Er ahnte damals wohl noch nicht die arge List,
Die dort die Königin beging an ihren Freunden;
Es rettete nicht einer sich da vor seinen Feinden.

„Wohl kannt' ich Aldrian, er war mein Lehensmann,
Der Lob und Ehre viel in meinem Dienst gewann;
Zum Ritter macht' ich ihn, und gab ihm vieles Gold,
Und Helke, die getreue, war inniglich ihm hold.

Auf's deutlichste erkenne ich Hagen nun daran;
Zwei wackre Kinder nahm ich damals als Geißeln an,
Ihn und aus Spanien Walther, die wuchsen hier heran;
Hier fand ich Hagen, Walther mit Hildegund entrann."

So dacht' er alter Mähren, die lange schon geschehn,
Und seinen Freund von Troneg mußt' er nun wiedersehn,
Der ihm in seiner Jugend so viele Dienste bot;
Er war im Alter schuld an lieber Freunde Tod.

28. Wie Hagen und Volker vor Chriemhildens Saal saßen.

Es schieden nun und trennten die beiden Recken sich,
Herr Hagen von Troneg, von Bern Herr Dieterich;
Da wandte Gunthers Dienstmann sich plötzlich um und sah
Nach einem Heergesellen, den fand er bald auch da.

Den edlen Volker sah er dort bei Giselher stehn,
Und bat den wackern Fiedler, er möchte mit ihm gehn.
Er hatte längst erkannt wohl seinen grimmen Muth;
Er war in allen Dingen ein Ritter kühn und gut.

Sie ließen nun die Herren dort auf dem Hofe stehn,
Und beid' allein sah man hierauf von dannen gehn;
Sie gingen einem Palast mit schnellem Schritt entgegen,
Niemandes Haß befürchtend, die auserwählten Degen.

Dem Saale gegenüber, der Frau Chriemhilden war,
Saß vor dem Hause nun auf einer Bank das Paar;
Von ihrem Leibe glänzte gar herrliches Gewand,
Und wer sie sah, der hätte sie auch wohl gern gekannt.

Wie fremde wilde Thiere, so gaffte staunend an
Die übermüth'gen Helden so mancher Hünenmann;
Und als dort durch ein Fenster auch Etzel's Weib sie sah,
Gar sehr betrübte sich die schöne Chriemhild da.

Gedenkend ihres Leides, fing ſie zu weinen an,
Und hin und her wohl mancher von Etzel's Mannen ſann,
Wer ſie ſo ſehr betrübte, ihr nahm den frohen Muth.
Da ſprach ſie: „Das that Hagen, ihr Helden kühn und gut.“

Sie ſprachen zu der Frau: „Wie iſt denn das geſchehn?
Wir haben euch vor kurzem ja noch ſo froh geſehn.
Und wär' er noch ſo kühn, wer's immer auch gethan,
Heißt ihr es uns, uns Recken, ſein Leben koſtet's dann.“

„Den wollt' ich ſtets belohnen, wer rächte je mein Leid,
Was er von mir begehrte, dazu wär' ich bereit.
Euch werf' ich mich zu Füßen,“ ſprach da des Königs Weib,
„An Hagen rächet mich, daß er verliert den Leib.“

Da rüſteten alsbald ſich ſechzig kühne Mannen,
Und ihr zu Liebe wollten ſie eilig nun von dannen;
Sie kamen überein, ſofort den kühnen Hagen
Und mit ihm Volkern auch, den Fiedler, zu erſchlagen.

Als nun die Königin die kleine Schaar dort ſah,
Mit grimmem Muthe ſprach ſie zu den Helden da:
„Was ihr im Sinne habt, das laßt euch nur vergehn,
Ihr werdet ſo gering nie Hagen widerſtehn.

Wie ſtark und kühn auch immer von Treneg Hagen ſei,
Da iſt ein Stärk'rer noch, der ſteht ihm redlich bei,
Der kühne Fiedler Volker, das iſt ein übler Mann;
Ihr greift wohl nicht ſo leicht die beiden Helden an.“

ie ſprach's; da rüſteten ſich ihrer nun noch mehr,
s ſie es kaum gehört. Geſchäftig war gar ſehr
ie edle Königin, der Rache nun zu pflegen.
ie ſchuf dadurch viel Sorge nachher den kühnen Degen.

ls ſie ihr Hofgeſinde nun wohl gewaffnet ſah,
prach zu den ſchnellen Recken die edle Kön'gin da:
Nun wartet eine Weile, ihr mögt noch ſtille ſtehn,
h will erſt mit der Krone zu meinen Feinden gehn.

nd höret, welchen Frevel mir ſchmachvoll angethan
err Hagen von Tronej, er, Gunther's Lehensmann;
r läugnet's nicht, ich weiß es, denn ſtolz iſt ſein Gemüth,
uch kümmert's mich gar wenig, was ihm deshalb geſchieht."

ls nun der edle Fiedler herunterſteigen ſah
ie edle Königin von einer Stiege da
n einem Hauſe dort, als Volker es nun ſah,
u ſeinem Heergeſellen ſprach er die Worte da:

Freund Hagen, ſeht, wie ſie dort kommt zu unſerm Schaden,
ie uns ſo treulos hier in dieſes Land geladen.
Mit einer Königin hab' ich noch nie geſehn,
as Schwert in ihren Händen, ſo viele Mannen gehn.

hr wiſſet wohl, Freund Hagen, daß uns verfolgt ihr Haß,
rum rath' ich treulich euch, bewahrt und hütet daß
as Leben und die Ehre, ſo dünket es mich gut;
o viel ich mich beſinne, ſind ſie voll Zornesmuth.

Und es ſind Einige wohl um die Bruſt ſo weit;
Wer drum ſich hüten will, der thu' es, da's noch Zeit.
Ich glaube, daß ſie Panzer noch unter'm Kleide tragen,
Doch was ſie damit meinen, das kann ich Niemand ſagen."

Da ſprach mit zorn'gem Muthe Hagen, der kühne Mann:
„Das iſt auf mich gemünzt, wie ich behaupten kann,
Daß ſie die lichten Waffen da tragen in der Hand;
Drum möcht' ich wohl bald reiten nach der Burgunden Land.

Nun ſaget mir, Freund Volker, ſagt, wollt ihr in dem Streite
Mit Frau Chriemhildens Mannen mir redlich ſtehn zur Seite?
Das laſſet mich nun hören, dafern ich lieb euch bin,
Sonſt kann ich euch nicht ferner hold ſein mit treuem Sinn."

„Ich helf' euch ſicherlich," ſprach da der kühne Degen.
„Käm' auch der König ſelber hier plötzlich uns entgegen
Mit allen ſeinen Recken, ſo glaubt mir, ich entweich'
Aus Furcht nicht einen Fuß breit, Freund Hagen, je von euch."

„Das lohne, edler Volker, euch Gott im Himmel ſehr!
Dafern ihr mit mir ſtreitet, was brauch' ich dann noch mehr?
Da ihr mir helfen wollt, wie ich von euch vernommen,
Gleichviel, wie auch bewaffnet nun dieſe Recken kommen!"

„Erhebt euch von dem Sitze," ſprach Volker, „laßt uns ſtehn,
Wenn wir die Königin vorübergehen ſehn;
Sie iſt ein edles Weib, und ſei von uns geehrt,
Wir machen dadurch ihr uns beide doppelt werth."

„Nur euch zu Liebe thät' ich's, doch hab' ich das dagegen,
Es möchten etwa denken hier dieſe kühnen Degen,
Ich thät' es gar aus Furcht, und müßt' ich zu ihr gehn,
Von ihretwegen will ich nicht auf vom Sitze ſtehn.

Auch ziemt's uns beiden beſſer fürwahr, wir laſſen das.
Wie ſollt' ich den verehren, der mich verfolgt mit Haß?
Ich thu' es nimmermehr, das glaubt mir ſicherlich;
Ob Etzel's Weib mich haßt? gleichviel! was kümmert's mich?"

Der übermüth'ge Hagen, er legte über's Bein
Sein Schwert, an deſſen Knopf mit hellem Glanz und Schein
Ein lichter Jaspis ſtrahlte, der grüner war als Gras.
Sigfried gehört' er weiland; Chriemhild erkannte das.

Als ſie das Schwert erkannte, da ging ihr Trauern an,
Von Gold war das Gefäß, die Scheide nun daran
War eine rothe Borte, ſie hub zu weinen an;
Ich glaub', es hatte Hagen es nur darum gethan.

Der ſchnelle Volker nahm hierauf nun auf der Bank
Hervor den Fiedelbogen, der war gar ſtark und lang,
Gleich einem breiten Schwerte mit ſcharf geſchliffnen Ecken;
So ſaßen furchtlos da die beiden kühnen Recken.

Sie dünkten ſich gar viel, man kennt' es deutlich ſehn,
Daß ſie von ihrem Sitze nicht brauchten aufzuſtehn.
Die edle Königin ging ihnen raſch entgegen,
Feindſelig grüßte ſie die beiden kühnen Degen.

Sie ſprach: „Nun ſagt, Herr Hagen, wer hat nach euch geſandt,
Daß ihr ſo durftet reiten hieher in dieſes Land,
Da ihr es doch wohl wußtet, was ihr mir angethan?
War't ihr bei Sinnen, wahrlich, ihr unterließt es dann."

„Nach mir," verſetzte Hagen, „hat Niemand zwar geſandt;
Man lud jedoch drei Degen hieher in dieſes Land,
Die ſind nun meine Herren, ihr Lehensmann bin ich;
Hofreiſen unternehmen ſie ſelten ohne mich."

Sie ſprach: „Sagt mehr! warum nur thatet ihr denn das,
Um deſſentwillen ihr verdientet meinen Haß?
Denn ihr erſchlugt Sigfrieden, nahmt mir den lieben Mann,
Den ich Zeitlebens nie genug beweinen kann."

Er ſprach: „Was weiter denn? der Worte ſind genug;
Ich bin's, ich bin der Hagen, der Sigfried euch erſchlug.
Wie es der kühne Held von Niederland entgalt,
Daß einſt die ſchöne Chriemhild ſo Frau Brunhilden ſchalt!

Ich läugn' es nimmer auch, o reiche Königin,
Daß weſſen ihr mich zeiht, ich wahrhaft ſchuldig bin.
Nun räch' es, wer da wolle, es ſei Weib oder Mann;
Ich müßte lügen, zu Leide hab' ich euch viel gethan."

Sie ſprach: „Ihr kühnen Recken, da hört ihr's nun und ſeht,
Wie er, daß er mein Leiden verſchuldet, eingeſteht.
Was ihm geſchieht, gleichviel! mir iſt nichts d'ran gelegen."
Da ſahn einander an die übermüth'gen Degen.

Hätt' einer Streit erhoben, so war' es wohl geschehn,
Daß man den zwei Gesellen wohl mußte zugestehn,
Daß sie schon brav gekämpft. Doch was sie sich vermaßen,
Das mußten jene Degen aus Furcht nun unterlassen.

Da sprach der Recken einer: „Was sehet ihr mich an?
Was früher ich gelobte, sei unterlassen dann.
Ich will durch Niemands Gaben verlieren meinen Leib;
Verleiten will uns nur des König Etzel's Weib."

Da sprach ein Anderer: „Der Meinung bin ich eben.
Mir könnte Jemand Thürme von rothem Golde geben,
Hier diesem Fiedler wollt' ich doch nimmer widerstehn,
Nach den geschwinden Blicken, die ich an ihm gesehn.

Auch kenn' ich Hagen schon seit seinen Jugendtagen;
Man mag drum, was man will, mir von dem Recken sagen,
In zwei und zwanzig Stürmen hab' ich ihn schon gesehn,
Wovon so mancher Frau viel Herzeleid geschehn.

Denn er und der von Spanien, die thaten manchen Stich,
Als sie bei Etzel hier gekämpft gar ritterlich,
Dem Könige zu Ehren, und das ist oft geschehn.
Drum muß man Hagen billig wohl Ehre zugestehn.

Nach seinen Jahren war er damals noch ein Kind,
Wie sie, die damals jung, jetzt längst schon Greise sind.
Nun kam er zu Verstande, und ist ein grimm'ger Mann,
Und seinem Balmung keiner wohl widerstehen kann."

Damit war nun entſchieden, daß unterblieb der Streit;
Das war der Königin von ganzem Herzen leid.
Die Helden kehrten um, ſie fürchteten den Tod
Da von des Fiedlers Hand; dazu zwang ſie die Noth.

Der Fiedler ſprach: „Wir wußten, daß wir auf Feinde hier
Noch ſtoßen würden; man vertraut' es früher mir.
Wir wollen zu den Kön'gen nun hin nach Hofe gehn,
Und unſern Herren darf dann Niemand widerſtehn.

Man unterläßt wohl manches aus Furcht, wie's oftmals geht,
Wenn ſo ein Freund ſo neben dem Freunde freundlich ſteht;
Hat der ſo viel Verſtand, daß er es nimmer thut,
So wird durch ſeine Klugheit manch Schade wieder gut."

„Wohlan, ich will euch folgen," ſprach Hagen, „meinetwegen!"
Sie gingen nun und fanden noch viele ſchmucke Degen
Nach feſtlichem Empfange dort an dem Hofe dann.
Laut redete nun Volker ſo ſeine Herren an:

„Wie lange wollt ihr denn noch unentſchloſſen ſtehn,
Und euch hier drängen laſſen? Ihr müßt nach Hofe gehn,
Und hören, wie der König geſtimmt iſt und geſinnt."
Die kühnen wackern Helden verſammelten ſich geſchwind.

Es nahm der Fürſt von Bern nun traulich bei der Hand
Den reichen König Gunther aus der Burgunden Land;
Jonfried nahm Gerenot, den kühnen Helden, da,
Indeß man Rüdigern mit Giſ'ler gehen ſah.

So gingen ſie zu Hofe; doch trennten ſich, wie auch immer
Man ſich geſellen mochte, Volker und Hagen nimmer,
Und erſt in einem Kampfe an ihres Lebens Ende;
Drob rangen, troſtlos weinend, viel' edle Frau die Hände.

Da gingen mit den Kön'gen nach Hofe ſchnell von dannen
Von ihrem Hofgeſinde nun tauſend kühne Mannen,
Nebſt ſechzig Recken, die mit ihnen angekommen;
Der kühne Hagen hatte ſie ſelber mitgenommen.

Hawart ſah man mit Iring, die auserwählten zween,
Nun dort in der Geſellſchaft der edlen Kön'ge gehn,
Dankwart und Wolfhart auch, zwei hochverehrte Degen,
Geſchätzt vor allen Andern, ſo mancher Tugend wegen.

Als nun der Vogt vom Rheine ging in den Palaſt da,
Sprang Etzel auf vom Sitze, als er ihn kommen ſah;
Da neigt' er ſich ſo freundlich, und grüßt' ihn da ſo ſchön,
Wie man's von edlen Kön'gen wohl nimmer noch geſehn.

„Willkommen ſeid mir, Gunther, und ihr Herr Gerenot,
Und euer Bruder Giſ'ler! Euch allen hier entbot
Ich treulich meinen Gruß nach Worms über'n Rhein;
All' euer Hofgeſinde ſoll mir willkommen ſein.

Seid ihr auch mir willkommen, ihr beiden wackern Degen,
Volker und Hagen! Herzlich kommt euch mein Gruß entgegen,
Von mir und meiner Frau nun hier in meinem Land;
Sie hat euch manche Boten hin nach dem Rhein geſandt."

Da ſprach von Trones Hagen: „Das hab' ich wohl vernommen;
Wär' ich durch meine Herrn nicht her zu euch gekommen,
So wär' ich euch zu Ehren geritten in dies Land."
Da nahm der edle Wirth die Gäſte bei der Hand,

Zum Sitz ſie führend, den er früher eingenommen.
Nun ſchenkte man den Gäſten, die da zu ihm gekommen,
In großen goldnen Schalen viel Kirſchſaft, Meth und Wein,
Und grüßte hold die Tapfern, und hieß ſie fröhlich ſein.

Da ſprach der König Etzel: „Das will ich euch geſtehn,
Mir könnt' in dieſer Welt nichts Lieberes geſchehn,
Als daß ihr, kühne Helden, nun zu uns hergekommen;
Viel Trauer ward dadurch der Königin genommen.

Es nimmt mich Wunder doch, was ich euch wohl gethan,
Daß ihr und edle Gäſte, die ich mir viel gewann,
Gleichwohl doch nie geruhten, zu kommen in mein Land;
Zu meiner Freude hat ſich das nun umgewandt."

Zur Antwort gab ihm Rüd'ger, ein Ritter hochgemuth:
„Ihr könnt ſie gerne ſehen, denn ihre Treu' iſt gut,
Die meiner Herrin Freunde ſo rein und lauter hegen;
Sie bringen euch in's Haus ſo manchen wackern Degen."

An einer Sonnenwend' einſt Abends waren gekommen
Die Herrn an Etzel's Hof; nie hatte man vernommen
Von ſolchem hohen Gruße, als er ſie dort empfing,
Und mit den edeln Gäſten hierauf zur Tafel ging.

Bei ſeinen Gäſten hat kein Wirth ſo ſchön geſeſſen,
Vollauf gab man da allen zu trinken und zu eſſen,
Und was ſie nur begehrten, es war für ſie bereit.
Man ſprach gar wundervіel von ihnen weit und breit.

29. Wie die Könige mit ihren Recken ſchlafen gingen, und was da geſchah.

Der Tag ging nun zu Ende, es nahte ſich die Nacht,
Die müden Recken waren nun eifrig drauf bedacht,
Daß ſie nun recht gemächlich im Bette wollten ruhn;
Und Hagen übernahm es, den Wunſch jetzt kund zu thun.

Da ſprach zum Wirthe Gunther: „Gott laſſ' euch freudig leben!
Wir wollen ſchlafen gehn; wollt ihr uns Urlaub geben?
Wie ihr gebietet, kommen wir zu euch morgen früh."
Da war der Wirth gar freundlich, und fröhlich ſchieden ſie.

Als überall gedrängt man dort die Gäſte ſah,
Da ſprach der kühne Volker nun zu den Hünen da:
„Wie geht da ſo zu Leibe den Recken eure Schaar?
Wenn ihr's nicht unterlaßt, thut's euch noch leid fürwahr.

Dem erſten beſten geb' ich ſo einen Geigenſchlag,
Daß, hat er eine Traute, ſie's wohl beweinen mag;
Drum weicht mir aus, ihr Recken, denn ſo bedünkt mir's gut.
Zwar Degen heißen alle, doch manchen fehlt der Muth."

Als nun der kühne Fiedler da sprach so zorniglich,
Da hört' es von Troneg Hagen, und eilig wandt' er sich
Und sprach: „Der kühne Spielmann, er räth euch wahrlich schön;
Ihr sollt, Chriemhildens Degen, sofort nach Hause gehn.

Denn was ihr Willens seid, vollbringt doch Niemand hie;
Doch wollt ihr es beginnen, kommt zu uns morgen früh,
Und laßt uns Arme doch nun ruhig schlafen hier.
Nie, glaub' ich, hatten Helden so etwas vor, wie ihr."

Da brachte man die Gäste in einen weiten Saal,
Es waren da bereitet den Recken allzumal
Viel Betten, reich und kostbar, und groß und lang und breit.
Doch ihnen schuf Frau Chriemhild das allergrößte Leid.

Viel Teppiche aus Arras, viel Pelbel sah man da,
Betthimmel auch von Seide, fern aus Arabia,
Sie mochte wahrlich besser wohl nie zu finden sein;
Drauf lagen goldne Leisten, die gaben hellen Schein.

Die Decken aber waren aus Hermelin gemacht
Dazu von schwarzem Zobel; da sollten sie die Nacht
Weich und gemächlich ruhn bis an den lichten Tag;
Mit seinem Hofgesinde kein König besser lag.

„O weh der Nachtherberge!" sprach Giselher das Kind,
„Weh meinen Freunden, die mit mir gekommen sind!
Wie freundlich meine Schwester auch uns zu sich entbot,
Wir alle, fürcht' ich, finden durch ihre Schuld den Tod."

„Laßt ab," ſprach Irenes Hagen, „mit Sorgen euch zu grämen,
Ich ſelber will heut' Nacht die Schildwach' übernehmen,
Und will euch treulich alle behüten bis zum Tag.
Drum laßt die Angſt; erhole ſich wieder ſchnell, wer mag."

Da neigten ſich ihm alle, und ſagten freundlich Dank.
Sie gingen zu den Betten; es dauerte nicht lang,
Daß dort die wackern Männer ſich niederlegten dann,
Indeſſen Hagen ſich zu waffnen ſchnell begann.

Da ſprach zu ihm der Fiedler: „Wollt ihr mich nicht verſchmähn,
So will ich mit euch, Hagen, heut' Nacht hier Wache ſtehn
Bis morgen früh; ich dächte, gemeinſam wachten wir."
Gar freundlich dankte Volkern der kühne Held dafür.

„Das lohn' euch Gott im Himmel, mein lieber Volker, ſehr!
In allen meinen Sorgen begehr' ich Niemand mehr
Als euch, und euch allein, wär' ich jemals in Noth;
Ich will es euch vergelten, ereilt mich nicht der Tod."

Da gürteten ſich beide in lichtes Kriegsgewand,
Und jeder nahm ſodann den Schild in ſeine Hand,
Und gingen aus dem Hauſe, und traten vor die Thür,
Und ſie bewachten treulich die edlen Gäſte hier.

Der ſchnelle Volker legte nun eilig aus der Hand
Den breiten Schild und lehnte ihn an des Saales Wand,
Dann ging er, nahm die Fiedel, und ſeiner Freunde Schaar
Dient' er mit allem Eifer, wie es geziemend war.

Da ſetzt' er vor der Hausthür ſich hin auf einen Stein;
Ein kühn'rer Fiedler möchte wohl kaum zu finden ſein.
Als ſeiner Saiten Ton ſo wunderſüß erklang,
Da ſagten dann die Freunde dafür ihm großen Dank.

Da klangen ſeine Saiten im Hauſe weit und breit;
Mit großer Kraft verband er gar viel Gefügigkeit.
Und ſüßer, immer ſüßer fing er zu fiedeln an,
Und trat an's Bett, wo ruhte manch ſorgenvoller Mann.

Als er die kühnen Helden ſämmtlich entſchlafen fand,
Da nahm der Degen wieder den breiten Schild zur Hand,
Ging aus dem Saal und trat dann wieder vor die Thür,
Und vor Chriemhildens Mannen ſchützt' er die Freunde hier.

Etwa um Mitternacht, nicht früher mocht' es ſein,
Da ſah der kühne Volker im Dunkel da den Schein
Von einem blanken Helm. Chriemhildens Mannen hätten
Den Gäſten gern geſchadet, die ruhten in den Betten.

Da ſprach der kühne Fiedler: „Schaut dort hinaus, Freund Hagen!
Es ziemt uns Sorg' und Hut gemeinſam wohl zu tragen.
Ich ſehe Leute dort, die ſich bewaffnet nahn,
Und glauben möcht' ich faſt, ſie greifen uns hier an."

„Schweigt!" ſagte Hagen, „laßt ſie näher nur heran,
Eh' ſie uns noch bemerken, iſt mancher Helm ſchon dann
Verrückt auf ihrem Haupt vom Schwert in unſrer Hand;
Sie werden zu Chriemhilden gar übel heimgeſandt."

Als von den Hünenrecken ſich einer nahte und ſah,
Daß dort die Thür bewacht war, ſo ſprach er alsbald da:
„Das, was wir Willens waren, das kann nun nicht geſchehn,
Ich ſehe dort den Fiedler fürwahr Schildwache ſtehn.

Der hat ſein Haupt gar ſicher durch einen Helm verwahrt,
Den ſeh' ich glänzen dort, und er ſcheint feſt und hart,
Und aus den Panzerringen es dort wie Feuer blitzt.
Bei ihm ſteht Hagen auch; die Gäſte ſind geſchützt."

Sie kehrten wieder um; und als das Volker ſah,
Zu ſeinen Heergeſellen gar zornig ſprach er da:
„Nun laßt mich zu den Recken, ich will und muß von dannen,
Und was ſie wollten, fragt' ich ſofort Chriemhildens Mannen."

Doch Hagen ſprach: „Bleibt mir zu Lieb' und meinetwegen;
Entfernt ihr euch vom Hauſe, ſo bringen euch die Degen
Mit ihren Schwertern wohl gar leicht in große Noth;
Euch helfen müßt' ich, wär's auch meiner Freunde Tod.

Wenn wir nun beide wären verwickelt in den Streit,
Drei oder viere ſprängen dann wohl in kurzer Zeit
In's Haus; den Schlafenden würd' eilig angethan
Ein Leid, das man fürwahr wohl nie verſchmerzen kann."

Und abermals ſprach Volker: „Laßt mindſtens doch geſchehn,
Daß ſie es inne werden, daß ſie von uns geſehn,
So können denn nicht läugnen Chriemhildens tapfre Mannen,
Daß ſie gar treulos hier auf unſern Tod nur ſannen."

Da rief nun Volker ihnen mit lauter Stimm' entgegen:
„Wie geht ihr so gewaffnet einher, ihr schnellen Degen?
Sagt mir, Chriemhildens Mannen, wollt ihr auf Nord ausreiten?
Ich und mein Heergeselle, wir wollen euch begleiten."

Da Niemand Antwort gab, entrüstete er sich.
„O ihr verzagten Bösen!" so sprach er, „sicherlich
Seid ihr nur Willens hier, uns schlafend zu ermorden?
Das ist von guten Helden noch nie begangen worden."

Da ward der Königin gesagt zur selben Zeit,
Daß man nichts ausgerichtet; es that ihr herzlich leid.
Da fügte sie es anders in ihrer grimmen Wuth.
Es mußten noch verderben viel Helden kühn und gut.

30. Wie die Herren in die Kirche gingen.

„Die Panzerringe kühlen mir so," sprach Volker da,
„Die Nacht währt, glaub' ich, wohl nicht lange mehr, und nah'
Ist schon, ich spür' es an der Luft, nun bald der Tag."
Da weckt' er manchen dann, der da noch schlafend lag.

Da schien der lichte Morgen den Gästen in den Saal,
Und Hagen fragte da die Ritter allzumal,
Ob sie nun in den Münster zur Messe wollten gehn;
Nach Christensitte hörte man dort schon das Getön

Der Glocken, doch es ſtimmte der Chor nicht überein,
Chriſten und Heiden mochten da wohl beiſammen ſein.
Da wollten zu der Kirche nun Gunther's tapfre Mannen,
Sie waren aufgeſtanden und gingen ſchnell von dannen.

Es hatten ſich die Recken geſchnürt in gut Gewand;
Nie brachten Helden wohl in eines Königs Land
Noch beſſre Kleider mit; das war nun Hagen leid.
Er ſprach: „Ihr Helden tragt doch hier ein andres Kleid.

Es ſind euch doch die Dinge genugſam hier bekannt;
Nun traget, ſtatt der Roſen, die Waffen in der Hand,
Setzt auf den lichten Helm, legt die Barette hin,
Wir kennen ja wohl alle Chriemhildens argen Sinn.

Wir müſſen heute ſtreiten, das will ich euch nur ſagen;
Statt ſeidner Hemden mögt ihr die hellen Panzer tragen,
Und ſtatt der reichen Mäntel die guten Schilde breit,
Daß, wenn euch Jemand zürnet, ihr ſtark und wehrhaft ſeid.

Ihr lieben Herrn, Verwandte und Freunde, mag's geſchehn!
Mit gutem Willen mögt ihr nun hin zur Kirche gehn,
Dem reichen Gott dort klagen all' eure Sorg' und Noth;
Denn wiſſet ſicherlich, es nahet uns der Tod.

Vergeſſet nicht, was ihr Sündhaftes je gethan,
Ihr ſtehet da vor Gott, um Gnade ſteht ihn an,
Ihr guten edlen Recken, und laßt euch warnen ſehr,
Will's anders nicht der Himmel, hört ihr nie Meſſe mehr."

Die Fürſten mit den Mannen ſah man zum Münſter gehn,
Und auf dem Friedhof hieß ſie Hagen ſtille ſtehn,
Daß ſich die Schaar nicht trennte in jenes Raums Gebiet.
Er ſprach: „Es weiß noch Niemand, was uns hier noch geſchieht.

Legt, meine Freunde, nun die Schilde zu den Füßen,
Vergeltet es, wenn Jemand euch ſollte ſchimpflich grüßen —
Das räth hier Hagen euch — mit tiefen Todeswunden,
Auf daß ihr werdet ſo, wie es ſich ziemt, befunden.“

Volker und Hagen nun, die beiden Degen, trollten
Sich nach dem Münſter hin, weil ſie gern wiſſen wollten,
Ob etwa Etzel's Weib ſich mit der großen Schaar
Würd' in die Kirche drängen, da ſie gar grimmig war.

Da kam der Wirth des Landes, mit ihm ſein ſchönes Weib,
Mit prächtigem Gewande war da geziert ihr Leib;
Ein Haufen kühner Recken mit ihr gekommen war;
Hoch wölkte ſich der Staub da vor Chriemhildens Schaar.

Und als der reiche König nun ſo gewaffnet ſah
Der Fürſten Hofgeſinde, ſprach er zu ihnen da:
„Wie ſeh' ich meine Freunde dort unter Helmen gehn?
Mir thät' es wahrlich leid, wenn ihnen was geſchehn.

Ich will es gerne büßen, bedünkt es ihnen gut,
Wenn ihnen irgend Jemand beſchwerte Herz und Muth;
Sie ſollen inne werden, daß es mir herzlich leid,
Und was ſie mir gebieten, dazu bin ich bereit.“

Zur Antwort gab ihm Hagen: „Uns iſt hier nichts geſchehn,
Bei unſern Herrn iſt's Sitte, daß ſie gewaffnet gehn
Bei allen hohen Feſten in dreien vollen Tagen;
Wenn man uns hier was thäte, wir würden's Etzeln ſagen."

Wohl hörte Chriemhild auch, was er geſprochen da.
Wie ſie ſo feindlich Hagen nun in die Augen ſah!
Doch wollte ſie nicht melden die Sitt' in ihrem Land,
Die ihr bei den Burgunden ſeit langer Zeit bekannt.

Wie grimmig und wie ſtark ſie ihnen feind auch war,
Wohl hätte Etzel, macht' ihm die Sache Jemand klar,
Verhindert noch, was ſich nachher dort zugetragen;
Ihr Uebermuth war groß, drum wollt' es Niemand ſagen.

Da ging die Königin mit ihren vielen Leuten,
Doch vor ihr wollten da ausweichen nicht die Beiden
Zwei Hände breit; da kam nun bald der Hünen Menge
Dort mit den Helden gar gewaltig in's Gedränge.

Des König Etzel's Kämm'rern bedünkte das nicht gut,
Sie hätten ſicherlich erzürnt der Recken Muth,
Wenn ſie's in Gegenwart des Königs durften thun;
Sie ließen das Gedränge daher auf ſich beruhn.

Sie hatten Gott gedient und wollten nun von dannen,
Zu Roſſe ſtiegen da gar viele Hünenmannen;
Gar manche ſchöne Maid war bei der Königin,
Es ritten neben ihr ſiebentauſend Degen hin.

Chriemhild mit ihren Frauen vor einem Fenſter ſaß
Bei Etzel da, dem reichen; gar lieb nun war ihm das.
Sie wollten ſehn, wie da die Helden ritten fort;
Was ſah für fremde Recken man auf dem Hofe dort!

Da war der Marſchall mit den Knechten auch gekommen,
Der kühne Dankwart, der da nun zu ſich genommen
Des Königs Hofgeſinde aus der Burgunden Land;
Den kühnen Nibelungen manch Roß geſattelt ſtand.

Als nun mit ihren Mannen die Kön'ge ſich begaben
Zu ihren Roſſen hin, da wollt' es Volker haben,
Sie ſollten da ſich tummeln nach ihres Landes Sitten;
Gar ſtattlich ward nun von den Helden da geritten.

Was Volker da gerathen, die Meiſten nicht verdroß;
Da tummelten laut lärmend ſich ringsum Mann und Roß,
Denn in den weiten Hof kam mancher Rittersmann.
Chriemhild und Etzel ſchauten das Lanzenſtechen an.

Bei dieſem Kampfſpiel kamen auch noch ſechshundert Degen
Von Dietrichs kühnen Recken den Gäſten da entgegen.
Sie wollten Kurzweil' haben mit den Burgunden dort;
Vergönnte man's, ſo hätten ſie es gethan ſofort.

Was ritten ihnen nach für Recken unverzagt!
Dem Herren Dietrich ward das nun alsbald geſagt,
Doch der verbot das Spiel mit Gunther's Mannenſchaar,
Er fürchtete für ſeine, was auch wohl nöthig war.

Da kamen, als die von Bern geſchieden nun von dannen,
Von Bechelaren her des edlen Rüd'gers Mannen;
Fünfhundert unter Schilden, die ritten vor den Saal.
Der Markgraf wünſchte wohl, ſie ließen's allzumal.

Weislich ritt er zu ihnen nun durch die große Schaar,
Und ſprach zu ſeinen Degen, ſie möchten nehmen wahr,
Wie Gunther's Mannen ſich kaum wüßten mehr zu faſſen
Vor Unmuth, und ſie möchten das Tummeln unterlaſſen.

Da dieſe nun auch ſchieden, da kamen unverzagt
Die Helden aus Thüringen, ſo wie man uns geſagt,
Und die von Dänemark, wohl tauſend kühne Mannen;
Von ihren Stichen flogen viel Splitter da von dannen.

Jonfried und Hawart ritten nun in den Kreis hinein,
Und es erwarteten ſie ſtolz da die vom Rhein.
Sie boten Kampf den Rittern aus dem Thüringerland;
Da ward durchbohrt von Stichen manch ſtarker Schildesrand.

Nun kam Herr Blödelein, mit ihm dreitauſend gar,
Chriemhild und Gyel nahmen die Kommenden wohl wahr,
Weil da vor ihren Augen das Ritterſpiel geſchah;
Leid wünſchte den Burgunden die Kön'gin, als ſie's ſah.

Schrutan, mit ihm Gibeke, Hornbog' und Ramung ritten
Gerüſtet und bereit zum Kampf, nach Hünenſitten,
Entgegen nun den Helden aus der Burgunden Land;
Die Speere flogen höher noch als des Saales Wand.

Das Kampfſpiel währte lang; von ſeiner Decke floß
In Strömen da der Schweiß ſo manchem guten Roß,
Das in dem Kampfſpiel dort die tapfern Helden ritten.
Den Hünen zeigten ſie da ſehr hoffärt'ge Sitten.

Da ſprach der kühne Volker: „Ich möchte gerne ſehn,
Ob dieſe Recken hier uns möchten widerſtehn;
Ich hörte ſagen, ſie verfolgten uns mit Haß,
Fürwahr, nichts beſſer könnte ſich fügen wohl, als das."

Der König nahm hierauf das Wort gar ſchnell und ſprach:
„Die Roſſe ſoll man führen zur Herberg' allgemach,
Wir reiten gegen Abend dann wieder unverweilt,
Wo Chriemhild den Burgunden vielleicht den Preis ertheilt."

Da ſahn ſie einen reiten ſo keck wohl drauf und d'ran,
Wie es von allen Hünen wohl keiner noch gethan.
Er mocht' im Fenſter haben vielleicht ein Liebchen traut,
Er ritt ſo wohlgekleidet, wie eines Ritters Braut.

Da ſprach der kühne Volker: „Ei, ſagt mir doch, wie ließen
Wir das doch gehn, es muß der Frauenknecht das büßen,
Ihn ſchützen ſoll hier Niemand, wir gehen ihm zu Leib;
Ich raſte nicht, mag immer auch zürnen Etzel's Weib."

„Laßt's mir zu Liebe," hub der König Etzel an,
„Man tadelt uns, wenn wer von uns den Kampf begann;
Das mögen thun die Hünen, weit beſſer fügt ſich das."
So ſprach er, als er noch dort bei der Kön'gin ſaß.

„Ich will den Kampf noch mehren,' ſprach Hagen, ‚laßt die Fraun,
Ob wir noch reiten können, die Degen laßt es ſchaun.
Das halt' ich," fuhr er fort, „für gut gethan und weiſ';
Erhalten Gunther's Mannen doch ſchwerlich wohl den Preis."

Der ſchnelle Volker war nun raſch zum Kampf bereit,
Und vielen ſchönen Fraun zu großem Herzeleid
Stach er dem reichen Hünen den Speer da durch den Leib;
Manch Mägdlein ſah man weinen und weinen manches Weib.

Da rückte hurtig Hagen ihm nach; von ſechzig Mannen
Begleitet, ritt herauf der kühne Held von dannen
Und zu dem Fiedler, wo das Ritterſpiel geſchah.
Das König Etzel auch und mit ihm Chriemhild ſah.

Da wollten die drei Kön'ge den kühnen Fiedler dann
Nicht ohne Hülfe laſſen, und alſo ward fortan
Von tauſend Helden da gar kräftiglich geritten;
Sie thaten, was ſie wollten, mit gar hoffärt'gen Sitten.

Man hörte ſeine Freund' und Anverwandten klagen,
Als nun der reiche Hüne da todt lag und erſchlagen.
Da ward das Hofgeſinde gefragt: „Wer hat's gethan?"
„Herr Volker that's, der Fiedler!" ſo klang die Antwort dann.

Nun nahmen Schwerter ſcharf und Schilde ſchnell zur Hand
Die Anverwandten Rüd'gers da aus der Hünen Land;
Sie waren all' entſchloſſen, den Spielmann zu erſchlagen.
Da ging von ſeinem Fenſter der Wirth hinweg mit Zagen.

Ein groß Getümmel nun erhub ſich allzumal,
Die Kön'ge mit den Mannen, ſie ſtiegen vor dem Saal
Von ihren Roſſen da, zurückgeſtoßen dann,
Bis Etzel jenen Streit zu ſchlichten noch begann.

Des Hünen Anverwandten, den er bei ihm da fand,
Brach er das ſtarke Schwert kraftvoll aus ſeiner Hand;
Zurück ſchlug er dann Alle, und ſprach: „Soll ich bei mir
Gaſtfreundſchaft ſo verletzen an dieſem Helden hier,

Daß ihr mir Volkern gar erſchlügt, den kühnen Mann?
Fürwahr," ſprach König Etzel, „ſehr übel wär's gethan;
Ich ſah ſein Reiten wohl, und wahrlich, es geſchah
Durch Straucheln nur, daß er erſtach den Hünen da.

Laßt meine Gäſt' in Frieden!" Und als er alſo ſprach,
Geleitete er ſie. Man zog nun allgemach
Die Roſſe nach der Herberg'; ſie hatten manchen Knecht,
Der treu und ſorgſam war, zu allem Dienſt gerecht.

Mit ſeinen Freunden ging der Wirth in den Palaſt,
Und ſeinen frühern Zorn bezwang er gänzlich faſt.
Man richtete die Tiſche, trug Waſſer dann herein.
Gar ſtarke Feinde in Menge wohl hatten die vom Rhein.

Doch eh' die Herren ſaßen, das dauerte gar lang;
Da drückte Frau Chriemhilden die Sorge gar zu bang.
Sie ſprach: „O Fürſt von Bern, ich ſuche deinen Rath
Und Hülfe, meine Sache ſteht ängſtlich in der That."

Da ſagte Hildebrand, der Recke: „Wer erſchlagen
Die Nibelungen will, mag ohne mich es wagen,
Nur um den Schatz; doch droht ihm viel Gefahr und Leid;
Sie ſind noch unbezwungen und ſehr gewandt im Streit.“

Da wandte ſich beſcheiden Herr Dietrich zu ihr hin:
„Die Bitte laß nur bleiben, o reiche Königin;
Denn deinen Anverwandten ward ja kein Leid gethan,
Daher ich denn die Degen auch nicht bekämpfen kann.

Die Bitte ehrt dich wenig, vieledles Fürſtenweib,
Daß deinen Anverwandten du ſo willſt auf den Leib;
Sie kamen dir zu Liebe hieher in dieſes Land.
Sigfried bleibt ungerächt von Dietrichs ſtarker Hand.“

Als ſie die Berner nun ohn' alle Untreu fand,
Verſprach und gab die Kön'gin ſofort in Blödlein's Hand
Gar eine reiche Mark, die Rüdung einſt beſaß;
Nachher erſchlug ihn Dankwart, daß er der Gab' vergaß.

Sie ſprach: „Du ſollſt mir Hülfe gewähren, Blödelein!
Es ſind in dieſem Hauſe die grimmen Feinde mein,
Die Sigfried mir erſchlugen, den guten, lieben Mann;
Wer mir das rächen hilft, dem dien' ich immer dann.“

Zur Antwort gab da Blödlein der Kön'gin: „Wiſſet das!
Ich darf euch nimmer rathen zu eurer Sippſchaft Haß,
Da ſie der König Etzel ſo gerne bei ſich ſieht,
Und er verzeiht mir's nimmer, wenn ihnen Leid geſchieht.“

„Nicht doch, Herr Blödelein, ich bin euch immer hold,
Zum Lohne geb' ich euch viel Silber und viel Gold,
Und eine ſchöne Maid, ſie war einſt Rüdungs Weib;
Ihr magſt du gerne minnen den minniglichen Leib

Das Land zuſammt den Burgen will ich dir alles geben,
So magſt du, edler Ritter, dann wohl in Freuden leben,
Gewinneſt du die Mark, die Rüdung einſt beſaß.
Was ich dir heut gelobe, getreulich halt' ich das."

Als nun den Lohn vernahm Herr Blödelein, der Degen,
Und ihm die Frau behagte, ſchon ihrer Schönheit wegen,
Wollt' er mit Streit verdienen das minnigliche Weib;
Drum mußten viele Recken verlieren noch den Leib.

Er ſprach zur Königin: „Geht wieder in den Saal;
Eh' man es inne wird, erreg' aus freier Wahl
Ich einen Streit, und Hagen büßt, was er euch gethan;
Gebunden bring' ich euch bald Gunther's Lehensmann. —

Nun waffnet euch," ſprach Blödel, „ihr alle meine Mannen,
Wir wollen zu den Feinden zur Herberg' nun von dannen;
Das will mir nicht erlaſſen des König Etzel's Weib;
Wir Helden wollen alle drum wagen unſern Leib."

Den kampfbereiten Blödel verließ die Königin,
Zur Tafel ging ſie dann mit König Etzel hin
Und allen ſeinen Mannen; es war ein ſchlimmer Rath,
Was ſie da zum Verderben der edlen Gäſte that.

Es ließ auf andre Weise ſich haben kaum der Streit,
Denn tief in's Herz gegraben war Chriemhild's altes Leid.
Da ließ ſie Etzel's Sohn nun auf die Tafel tragen.
Wohl nie konnt' einem Weibe die Rache mehr behagen.

Vier Mannen Et.'s traten zur Tafel nun heran;
Ortlieb, den jungen König, den ſetzten ſie ſodann
Dort auf der Fürſten Tiſch, an dem auch Hagen ſaß.
Das Kind, es mußte ſterben durch ſeinen Todeshaß.

Als nun der reiche König ſein Söhnlein ſitzen ſah,
Zu ſeiner Frau Verwandten gar freundlich ſprach er da:
„Nun ſehet, meine Freunde, das iſt mein einz'ger Sohn
Und eurer Schweſter; viel verſpricht der Knabe ſchon.

Geräth er nach dem Stamme, wird er ein kühner Mann,
Und reich und ſtark und edel und ſchön, wächſt er heran;
Leb' ich noch eine Weile, geb' ich ihm vieles Land;
So mag euch noch wohl dienen des edlen Ortlieb's Hand.

Und darum bitt' ich herzlich euch, liebe Freunde mein,
Wenn ihr in euer Land heimreitet an den Rhein,
Sollt eurer Schweſter Sohn ihr mit euch nehmen nun,
Sollt freundlich ihn behandeln und ſollt ihm Gutes thun.

Und habt ihr ihn mit Ehren erzogen nun zum Mann,
Und hat im Lande Jemand euch irgend was gethan,
So hilft er euch es rächen, wuchs erſt heran ſein Leib."
Die Rede hört' auch Chriemhild, des König Etzel's Weib.

„Es könnten dieſe Degen ihm gar wohl trauen dann,“
Sprach Hagen, „wenn das Kind erwachſen erſt zum Mann;
Doch iſt er gar zu ſchwächlich gebaut; ich muß geſtehn
Man wird mich ſelten ſehn nach Ortlieb's Hofe gehn.“

Der reiche König blickte da Hagen in's Geſicht,
Die Rede war ihm unlieb, und darum ſprach er nicht.
Es war ſein Herz betrübt und ihm gebeugt der Muth;
Hagens Geſinnung war zur Kurzweil' nimmer gut.

Es that den Fürſten allen zuſammt dem König leid,
Was Hagen von dem Kinde geſprochen da zur Zeit;
Sie ſaßen ſchweigend drum und unbehaglich da,
Nicht ahnend, was nachher von Hagen noch geſchah.

31. Wie Blödel mit Dankwart in der Herberge ſtritt.

Es waren Blödels Recken gerüſtet; tauſend Mann
Mit ihren ſtarken Panzern, die gingen hin ſodann,
Wo Dankwart mit den Knechten fröhlich bei Tiſche ſaß;
Da wurden bald die Helden entflammt vom größten Haß.

Als nun Herr Blödelein dort an die Tiſche ging,
Dankwart der Marſchall ihn auf's freundlichſte empfing:
„Willkommen hier im Hauſe! Sagt mir, Herr Blödelein,
Mich wundert's ſehr, weshalb ſtellt ihr euch bei uns ein?“

„Du darfſt mich nimmer grüßen," verſetzte Blödelein,
„Und dieſes Kommen, mein' ich, ſoll wohl dein Ende ſein;
Denn daß dein Bruder Hagen Siegfrieden einſt erſchlug,
Das ſollſt du und viel andre entgelten ſchwer genug."

„Nicht doch, Herr Blödelein," ſprach zu ihm Dankewart,
„So möcht' uns wohl gar bald gereuen dieſe Fahrt;
Ein Kind war ich, als Siegfried verloren ſeinen Leib.
Fürwahr, was will von mir denn König Etzel's Weib?"

„Ich weiß darauf," ſprach jener, „dir weiter nichts zu ſagen,
Deine Verwandten thaten's; denn Gunther war's und Hagen.
Ihr kommt nicht fort von hier, drum wehrt euch, ihr Elenden!
Ihr müßt mit eurem Tode Chriemhilden euch verpfänden."

„Da ihr nicht abſtehn wollt," verſetzte Dankewart,
„Reut mich mein Flehn, ich hätt' es wohl beſſer hier geſpart."
Da zog der ſchnelle Degen, der auf vom Tiſche ſprang,
Hervor ein ſcharfes Schwert, das war gar groß und lang.

Da gab er Blödeln jetzt ſo einen ſchnellen Schlag,
Daß ihm davon das Haupt ſchier vor den Füßen lag.
„Das ſei die Morgengabe," ſprach Dankewart der Degen,
„Zu Rüdungs Braut, du wollteſt ja mit ihr Minne pflegen.

Vermählen mag man morgen ſie einem andern Mann,
Will er den Brautlehn, wird ein Gleiches ihm gethan.
Ein ſehr getreuer Hüne hatt' ihm es prophezeiht,
Daß ihm die Königin bereite großes Leid."

Als Blödels Mannen ſahen, wie da ihr Herr erſchlagen,
Da wollten von den Gäſten ſie das nicht mehr ertragen;
Sie ſchwangen ihre Schwerter mit grimmem Muth zum Streit,
Was manchen ſpäterhin wohl bitter noch gereut.

Laut ſprach der kühne Dankwart zu ſeinen Leuten dann:
„Ihr ſeht wohl, edle Knechte, wie's uns ergehen kann;
Nun wehrt euch, ihr Elenden, es thut euch wahrlich noth,
Daß ohne Schimpf und Schande ihr gehet in den Tod.“

Die keine Schwerter hatten, die nahmen manche Bank,
Und zogen aus dem Schemel die Füße ſtark und lang;
Die Knechte der Burgunden, die wollten's nicht ertragen,
Mit ſchweren Stühlen wurden viel Beulen da geſchlagen.

Wie grimmig wehrten ſich die Knecht' in jenem Strauß,
Sie trieben ihre Feinde zum Hauſe ſchnell hinaus;
Doch blieben todt fünfhundert, und wohl noch mehr, als das;
Das Hofgeſinde war von Blute roth und naß.

Die ungeheure Mähr erfuhren zu der Zeit
Auch Etzel's Recken nun, und ihnen that es leid,
Daß Blödel dort erſchlagen mit ſeiner Mannen Schaar,
Was da durch Hagens Bruder grauſam geſchehen war.

Eh' es erfuhr die Kön'gin, da rüſteten aus Haß
Sich an zweitauſend Hünen und wohl noch mehr, als das;
Sie gingen zu den Knechten, das mußte nun ſo ſein,
Und ließen auch nicht einen ſich flüchten und befrein.

Die Ungetreuen brachten vor's Haus ein großes Heer;
Die armen Knechte ſetzten ſich da nun zwar zur Wehr,
Doch was half ihre Stärke? ſie fanden da den Tod.
In kurzer Zeit erhob ſich noch eine größre Noth.

Hier muß ich euch nun Wunder vom Ungeheuren ſagen:
Neuntauſend Knechte lagen da ſämmtlich nun erſchlagen,
Dazu zwölf Ritter Dankwart's, den man allein nun da
Bei ſeinen grimmen Feinden noch troſtlos ſtehen ſah.

Beſchwichtigt war der Lärm und ſchien ſich faſt zu legen,
Da ſchaute raſch ſich um Dankwart, der kühne Degen,
Und ſprach: „O weh, viel Freunde muß ich verloren ſehn,
Und leider hier allein bei meinen Feinden ſtehn.“

Die breiten Schwerter fielen nun dicht auf ſeinen Leib;
Beweinen mußte das ſo manches Helden Weib.
Den Schild, den rückt' er höher, die Neſſel niedriger,
Und auf den Panzerringen floß vieles Blut daher.

„Weh mir ob dieſes Leides!“ ſprach troſtlos Ildrian's Kind;
„Nun weicht, ihr Hünenrecken, und laßt mich an den Wind,
Damit die Luft mich kühle, mich kampfesmüden Mann.“
So ſprach der kühne Recke und flüchtete ſich dann.

Und als der Kampfesmüde da aus dem Hauſe ſprang,
Wie da auf ſeinem Helm gar manches Schwert erklang!
Die nicht geſehn die Wunder, die dort that ſeine Hand,
Die ſprangen ſchnell entgegen dem aus Burgundenland.

„O wollte Gott," ſprach Dankwart, „es wär' ein Bote nun
Zur Hand, um meinem Bruder Hagen es kund zu thun,
Daß ich bei dieſen Recken hier ſteck' in großer Noth,
Mir hülf' er oder läge an meiner Seite todt."

Da ſprachen die Hünenrecken: „Der Bote mußt du ſein;
Wenn wir dich tragen todt dort vor den Bruder dein,
So fühlt das erſte Leid dann Gunther's Lebensmann;
Du haſt dem König Etzel viel Schaden hier gethan."

Er ſprach: „Treibt mir nicht ferner und unterlaſſet das,
Sonſt mach' ich Ein'gen noch die Panzerringe naß.
Ich will nach Hofe gehn, die Sache ſelber ſagen,
Und will dort meinem Herrn den großen Kummer klagen."

Vor Etzel's Mannen war er furchtbar anzuſehn,
Sie konnten mit den Schwertern ihm nimmer widerſtehn;
Da ſchoſſen ſie viel Speere in ſeines Schildes Rand,
Daß er der Schwere wegen ihm fiel aus ſeiner Hand.

Sie wähnten ihn zu bezwingen, da er den Schild nicht trug.
Was er für tiefe Wunden durch lichte Helme ſchlug!
Da mußten vor ihm ſtürzen ſo mancher kühne Mann,
Weshalb der kühne Dankwart da großes Lob gewann.

Zu beiden Seiten ſprangen ihm da entgegen nun,
Und ein'ge ſchienen's ihm im Kampf zuvorzuthun;
Er ging vor ſeinen Feinden, ſo wie im Wald' allein
Der Eber vor den Hunden. Wie kennt' er kühner ſein?

Sein Pfad ward oft von neuem benetzt mit heißem Blut;
Es kennt' ein einz'ger Recke wohl streiten nie so gut
Mit seinen vielen Feinden, als es von ihm geschehn.
Man sah nun Hagens Bruder ritterlich nach Hofe gehn.

Truchsess' und Schenken hörten da lauten Schwerterklang,
Und mancher warf die Becher und Krüg' auf seinem Gang
Die Speisen aus der Hand, die man nach Hofe trug.
Der starken Feinde kamen dort in der That genug.

„Wie steht es, ihr Truchsessen?" so sprach der müde Degen,
„Die edlen Gäste sollet ihr freundlich hier verpflegen,
Und zu den Herren dort die edle Speise tragen,
Und meinem Herrn bei Hofe die Nachricht lassen sagen."

Wer da voll Muth und Kraft ihm vor die Stiege sprang,
Dem brecht' er mit dem Schwert, das er gar grimmig schwang;
Da wichen denn aus Furcht vor ihm gar viele dann.
Wohl hatte seine Kraft viel Wunder da gethan.

38. Wie Dankwart seine Botschaft bei Hofe seinem Herrn überbrachte.

Als nun der kühne Dankwart hinaus zur Thüre trat,
Er Gyselhers Hofgesinde zurückzuweichen bat.
Es rann das rothe Blut ihm über sein Gewand,
Sein starkes Schwert trug er entblößt in seiner Hand.

Da hörte man nun Dankwart dort zu dem Degen ſagen:
„Ihr ſitzt doch wahrlich hier zu lange, Bruder Hagen.
Ach, euch und Gott im Himmel klag' ich hier unſre Noth,
Die Ritter und die Knechte ſind in der Herberg' todt."

Da rief er ihm entgegen: „Sagt, wer hat das gethan?"
„Herr Blödel und ſeine Mannen," hub Dankwart wieder an;
„Er hat's entgelten müſſen, ſo viel kann ich euch ſagen,
Mit meinen Händen hab' ich das Haupt ihm abgeſchlagen."

„Das iſt ein kleiner Schade," entgegnete drauf Hagen,
„Wenn man von einem Degen erzählen muß und ſagen,
Daß er durch einen Recken verloren ſeinen Leib;
Es klagt um ihn dann minder ſo manches wackre Weib.

Nun ſagt mir, Bruder Dankwart, wovon ſeht ihr ſo roth?
Ich glaub', ihr leidet wohl von Wunden große Noth;
Iſt er aus dieſem Lande, der hier euch das gethan,
Und ſchützt' ihn ſelbſt der Teufel, ſo muß er ſterben dann."

„Ich bin geſund; mein Kleid iſt zwar von Blute naß,
Von andrer Mannen Wunden jedoch geſchah mir das,
Und deren hab' ich manche wohl heute dort erſchlagen;
Wenn ich's beſchwören ſollte, wie viel', ich kann's nicht ſagen."

Da ſprach er: „Bruder Dankwart, ſo hütet uns die Thür,
Und von den Hünen laſſet heraus mir keinen hier.
Ich will die Recken ſprechen, uns zwingt dazu die Noth,
Denn unſer Hofgeſinde litt unverdient den Tod."

„Soll ich hier Kämmrer sein?“ so sprach der kühne Mann,
„So reichen Königen ich wohl treulich dienen kann;
Ich will dort an der Stiege mit Ehren Wache stehn.
Ghriemhildens Degen konnte nichts Schlimmeres geschehn.

„Mich nimmt es doch sehr Wunder,“ sprach Hagen nun dagegen,
„Was nur hier innen raunen die kecken Hünendegen;
Sie möchte den wohl los sein, der dort die Thür bewacht,
Und der jüngst den Burgunden die Hofmähr hinterbracht.

Ich habe von Ghriemhilden schon lange hören sagen,
Daß sie ihr Herzeleid nicht länger kann ertragen.
Wir trinken auf die Minne, es gilt des Königs Wein,
Der junge Sohn der Hünen, der muß der erste sein.“

Da schlug den kleinen Ortlieb Hagen so wohl bewehrt,
Daß ihm an seiner Hand das Blut floß von dem Schwert,
Und daß der Königin das Haupt flog in den Schooß.
Da ward das Morden rings gar grimmiglich und groß.

Auch dem Markgrafen, der das liebe Kind erzogen,
Kam da, von seiner Hand, ein schneller Schlag geflogen,
Daß ihm da vor dem Tische das Haupt schier niederflog;
Der Lohn war schlecht, den er da dem Erzieher wog.

Vor Etzel's Tisch sah Hagen da einen Fiedler stehn,
Im Zorn entschließt er sich, gleich zu ihm hinzugehn.
Da schlug er auf der Fiedel ihm ab die rechte Hand:
„Das habe für die Botschaft in der Burgunden Land!“

„O weh mir, meine Hand!“ hub Werbel traurig an,
„Herr Hagen von Troneg, was hab' ich euch gethan?
Wohl kam ich mit Vertrauen in eurer Herren Land;
Wie weck' ich nun die Töne, da ich verlor die Hand?“

Ob er je fiedelte, drum kümmerte wohl sich
Da Hagen wenig nun; er kämpfte grimmiglich
Mit König Etzel's Recken, und da er viel' erschlug,
So gab es in dem Hause der Todten bald genug.

Als Volker nun, der Schnelle, da von dem Tische sprang,
Sein Fiedelbogen laut ihm in der Hand erklang;
Unbändig fiedelte da Gunther's Lehensmann.
Ha! was er bei den Hünen für Feinde sich gewann!

Da sprangen von den Tischen auch die drei Kön'ge her,
Sie wollten's gerne schlichten, eh' noch des Schadens mehr
Sie konnten's nicht verhindern mit allem ihrem Muth,
Zu hoch war schon gestiegen Volker's und Hagen's Wuth.

Als ungeschlichtet sah der Vogt vom Rhein den Streit,
Da schlug der edle Fürst gar manche Wunden weit
Durch lichte Panzerringe in seiner Feinde Schaar;
Er zeigte, daß er wohl ein kühner Degen war.

Da kam auch zu dem Streite der starke Gerenot,
Und mancher Hünenheld fand da alsbald den Tod
Von seinem scharfen Schwerte, das Rüd'ger ihm gegeben.
Von Etzel's Recken kamen da viele um ihr Leben.

Als Ute's jüngſter Sohn auch zu dem Streite ſprang,
Wie laut und herrlich da ſein ſcharfes Schwert erklang
Auf Helmen von den Recken dort aus dem Hünenland!
Da that viel große Wunder des kühnen Giſlers Hand.

Wie tapfer auch die Kön'ge dort waren und die Schaar
Der kühnen Mannen all', ſah man doch immerdar
Dort Giſler vor den Feinden, er war ein guter Held;
Mit Wunden ſtreckt' er nieder gar manchen in das Feld.

Auch wehrten ſich gar ſehr des König Etzel's Mannen.
Man ſah die edlen Gäſte nun ziehen da von dannen
Mit ihren blanken Schwertern durch König Etzel's Saal,
Und viel Gedräng und Lärm vernahm man überall.

Die draußen waren, wollten zu ihren Freunden hin,
Doch hatten ſie davon nur wenigen Gewinn;
Die drinnen waren, wollten nun gerne vor die Thür,
Doch keinen ließ heraus Dankwart der Pförtner hier.

Und vor dem Thurm erhob ſich ein mächtiges Gedränge,
Es klangen auf den Helmen die Schwerter da in Menge;
Da kam der kühne Dankwart fürwahr in große Noth,
Doch half ihm noch ſein Bruder, wie's Treu' ihm da gebot.

Laut rufend ſah man Hagen hierauf zu Volkern gehn:
„Geſelle, ſiehſt du dort wohl meinen Bruder ſtehn,
Umringt von Hünenrecken und unter ihren Schlägen?
Freund, ſchütz' ihn eher wir verlieren ſonſt den Degen."

„Das thu' ich ſicherlich," hub da der Spielmann an,
Und fiedelnd durch den Saal und Palaſt ging er dann.
Ein ſcharfes Schwert gar oft in ſeiner Hand erklang;
Das wußten ihm die Recken vom Rheine herzlich Dank.

Der kühne Volker nun zu Dankewarten ſprach:
„Ihr habt erlitten heut gar großes Ungemach;
Um Hülfe fleht' unlängſt mich euer Bruder an,
Wollt ihr nun draußen bleiben, ſo ſteh' ich drinnen dann."

Der ſchnelle Dankwart ſtand nun außerhalb der Thür,
Und wehrte dem die Stiegen, der irgend kam dafür.
Man hörte Waffen hallen nun an der Helden Hand,
So that auch drinnen Volker aus der Burgunden Land.

Den kühnen Fiedler hörte man durch die Menge ſagen:
„Es iſt das Haus gar gut verſchloſſen nun, Freund Hagen;
Durch zweier Recken Hände verſchränkt iſt Etzel's Thür,
Als lägen tauſend Riegel und wohl noch mehr dafür."

Als Hagen nun die Thür ſo gut behütet ſah,
Zurück warf ſeinen Schild der gute Degen da;
Nun rächt' er erſt gewaltig der lieben Freunde Leid,
Und mancher mußt's entgelten da in dem kühnen Streit.

Und als der Vogt von Bern nun ſah, wie allgemach
Der grimme Hagen da ſo manchen Helm zerbrach,
Der Fürſt der Amelungen ſprang da auf eine Bank,
Und ſprach: „Hier ſchenket Hagen den allerſchlimmſten Trank!"

Gar große Sorge hatte der Wirth, er sah voll Gram,
Wie man vor seinen Augen ihm liebe Freunde nahm;
Kaum konnt' er selbst sich retten vor seiner Feinde Schaar.
Er saß in Angst, was half es ihm, daß er König war?

Da rief die reiche Ghriembild Dietrichen flehend an:
„Hilf, edler Ritter, daß ich mein Leben retten kann,
Hilf mir, daß ich entkomme aus Amelungenland;
Erreicht mich Hagen, trifft mich der Tod von seiner Hand."

„Wie soll ich euch nur helfen," versetzte Dieterich,
„Es quält mich, edle Königin, die Sorge schon für mich;
Denn Gunther's Mannen dringen dort so erzürnt heran,
Daß ich in diesen Zeiten wohl Niemand schützen kann."

„O nicht doch, edler Ritter, ihr seid so brav und gut;
Laßt heute sichtbar werden den tugendlichen Muth,
Und helfet mir von hinnen, sonst trifft mich hier der Tod."
Es schuf die bange Sorge Ghriemhilden große Noth.

„Ich will's versuchen," sprach er, „ob ich euch helfen kann;
Seit langen Zeiten rückten nicht so erzürnt heran
Der Recken gar so viele und alle so voll Muth."
Da sah er durch die Helme von Schwertern fließen Blut.

Der auserwählte Degen rief da mit Kraft und Zorn,
Daß seine Stimme tönte gleich einem Büffelhorn
Und daß der weite Palast erscholl von seiner Kraft;
Denn groß war Dietrichs Stärke, sie war fast riesenhaft.

Als Gunther hörte rufen im Streite diesen Mann,
Da hub er an zu lauschen, und eilig sprach er dann:
„Ist mir nicht Dietrichs Stimme zu Ohren da gekommen?
Es haben unsre Degen wohl Leut' ihm weggenommen.

Ich seh' ihn auf dem Tisch, er winket mit der Hand;
Ihr Freund' und ihr Verwandten aus der Burgunden Land
Begebet euch des Streites, laßt hören uns und sehn,
Was da von meinen Mannen dem Degen wohl geschehn."

Als nun der König Gunther theils bat und theils gebot,
Da hielten sie die Schwerter zurück in Kampfesnoth;
Es thaten sich Gewalt an die Ritter und die Herrn.
Mit Fragen viel bestürmte da Gunther den von Bern.

„Was ist euch, edler Dietrich," sprach Gunther, „hier geschehn
Von meinen Freunden hier? Ihr sollt mich willig sehn
Zu jeder Sühn' und Buße, ich bin dazu bereit;
Wenn Jemand euch was thäte, mir wär' es herzlich leid."

Da sprach Herr Dieterich: „Mir ist noch nichts geschehn,
Laßt mich hier aus dem Hause mit meinen Leuten gehn,
Aus diesem harten Streit, mit dem Gesinde mein,
Und immer will ich euch dafür zu Diensten sein."

„Warum," versetzte Wolfhart, „steht ihr so sehr denn hier?
Es hat der Fiedler ja nicht so versperrt die Thür,
Wir können sie ja öffnen sogleich, und gehen dann."
‚Beim Teufel, schweig!' sprach Dietrich, ‚du hast es wohl gethan.'

„Sei's euch erlaubt," ſprach Gunther nach einer kleinen Pauſe,
„Führt wenig oder viel heraus aus dieſem Hauſe,
Doch außer meinen Feinden, die ſollen bleiben hier,
Sie thaten viel des Leides den Hünen, ſo wie mir."

Da der von Bern das hörte, ſo faßt' er unter'n Arm
Die edle Königin, ſie war voll Sorg' und Harm;
Und auch den König Etzel, den führt' er mit von dannen;
Es gingen noch mit Dietrich ſechshundert wackre Mannen.

Da ſprach der Markgraf nun, der edle Rüdiger:
„Soll aus dem Hauſe kommen noch irgend Jemand mehr
Von denen, die euch gern zu Dienſt, ſo ſagt es klar;
Denn guten Freunden ziemt der Friede doch fürwahr."

Da gab zur Antwort Giſler aus der Burgunden Land:
„Es ſei hier Sühn' und Frieden von uns euch zuerkannt,
Da ihr uns immer treu war't mit allen euren Mannen,
Mit euren Freunden könnt ihr furchtlos ziehn von dannen."

Als nun der Markgraf Rüd'ger verlaſſen dort den Saal,
Da folgten ihm fünfhundert und mehr noch an der Zahl,
Die Freund' und tapfern Mannen, mit denen er einſt ſtritt,
Von denen König Gunther noch großen Schaden litt.

Da ſah ein Hünenrecke den König Etzel gehn
Mit Dietrich von Bern; dem wollt' er widerſtehn;
Doch gab der Fiedler ihm ſolch einen derben Schlag,
Daß da vor Etzel's Füßen ſogleich das Haupt ihm lag.

Als nun der Wirth des Landes zum Hause kam heran,
Da kehrt' er schnell sich um, und Volkern sah er an:
„O weh mir dieser Gäste! Welch' eine grimme Noth,
Daß alle meine Recken hier finden ihren Tod!

O weh des Festes!" rief der hehre König aus,
„Es ficht da einer, Volker geheißen, in dem Haus,
Gleich einem wilden Eber; ein Fiedler ist der Mann.
Gott sei gedankt, daß ich dem Teufel da entrann!

Seine Lieder lauten übel, seine Züge, die sind roth,
Und seine Töne bringen so manchem Helden Tod.
Ich weiß nicht, was der Fiedler da gegen mich wohl hat;
Doch solchen leid'gen Gast sah ich nie, in der That."

Sie hatten, wen sie wollten, gelassen aus dem Saal,
Doch nun erhub sich drinnen ein großer Lärm und Schall;
Die Gäste rächten sehr, was ihnen einst geschah.
Ha! was zerbrach für Helme der kühne Volker da!

Der König Gunther kehrte sich nach dem Schalle hin:
„Hört ihr die Töne, Hagen, die Volker jetzt da d'rin
Den Hünen geigt? sie wollen zur Thür in ihrer Noth.
Seht seinen Fiedelbogen, der Anstrich d'ran ist roth."

„Mich reuet sonder Maßen," sprach Hagen nun dagegen,
„Daß ich mich je getrennt von diesem tapfern Degen;
Denn ich war sein Geselle, so war er auch der mein',
Und kommen wir zur Heimath, wir wollen treu uns sein.

Nun ſchaue, hehrer König, es iſt dir Volker hold,
Und er verdient vor allen dein Silber und dein Gold;
Sein Fiedelbogen ſchneidet tief durch den harten Stahl,
Und durch die Helme haut er manch lichtſchimmernd Maal.

Nie ſah ich einen Fiedler ſo ſchön und herrlich ſtehn,
Wie ich den Degen Volker vor kurzem noch geſehn;
Denn ſeine Töne hallen durch Helm und Schildesrand.
Ich ſchenk' ein gutes Roß ihm und herrliches Gewand."

Wer von der Hünenſippſchaft ſich in den Saal begeben,
Der war gewiß nicht mehr, denn keiner blieb am Leben.
Der Lärm war nun verhallt, der Streit ſchien ſich zu enden,
Die kühnen Recken legten die Schwerter aus den Händen.

33. Wie die Burgunden die Todten aus dem Saal hinwegräumten.

Die müden Herren ſetzten ſich nieder allzumal,
Da gingen Volker nun und Hagen vor den Saal;
Die Uebermüth'gen lehnten ſich auf die Schilde dort,
Hohn war da ihre Rede, und ſpöttiſch war ihr Wort.

Da ſprach nun von Burgunden Herr Giſelher, der Degen:
„Ihr lieben Freunde könnt der Ruhe noch nicht pflegen,
Die todten Leute ſollt ihr aus dem Hauſe tragen;
Wir werden noch bekämpft, ich muß es wahrlich ſagen.

Sie sollen uns nicht länger hier zu den Füßen liegen,
Denn eh' uns noch die Hünen im wilden Sturm besiegen,
So hauen wir noch Wunden, was gar zu wohl mir thut.
Dazu hab' ich," sprach Gis'ler, „gar einen festen Muth."

„Wohl mir ob solches Herrn!" sprach Hagen, „denn der Rath
Den jetzt mein junger Herr mir da gegeben hat,
Der ziemt nur einem Degen und Helden ganz allein;
Da könnt denn ihr Burgunden wohl alle fröhlich sein."

Da folgten sie dem Rathe und trugen vor die Thür
Wohl siebentausend Todte, die sie hinwarfen hier;
Die fielen nun die Stiegen hinunter vor dem Saal,
Und die Verwandten klagten und weinten allzumal.

Es hatten ein'ge drunter nur sehr geringe Wunden,
Bei guter Pflege hätten wohl können noch gesunden
Die von dem hohen Falle jetzt lagen da wie todt;
Drob klagten ihre Freunde fürwahr nicht ohne Noth.

Da sprach der Fiedler Volker, ein Held gar unverzagt:
„Nun seh' ich ein die Wahrheit von dem, was man mir sagt.
Gar böse sind die Hünen, die wie die Weiber klagen;
Sie sollten, die verwundet, zum Ruheorte tragen."

Ein Markgraf wähnte da, er rede das im Guten,
Und der Verwandten einen sah er da heftig bluten.
Den schloß er in die Arme, wollt' ihn von dannen tragen,
Doch auf den Armen ward er von Volker ihm erschlagen.

Da das die Andern ſahen, da ſtoben ſie von dannen,
Doch Volkern ſtuchten ſie gar ſehr, dem kühnen Mannen.
Jetzt hob er einen Speer auf, der war gar ſcharf und hart,
Der jüngſt von einem Hünen auf ihn geſchoſſen ward;

Den ſchoß er kräftig durch die Burg und ſo von dannen
Weit über alles Volk; des König Etzel's Mannen
Gab er Herberge nun, noch weiter von dem Saal;
Man fürchtete den Starken ringsum und allzumal.

Da ſtanden vor dem Hauſe wohl manche tauſend Mann,
Volker und Hagen fingen nun da zu reden an,
Und ſchilderten dem König der Hünen ihren Muth;
Da kamen noch in Sorge viel Helden kühn und gut.

Und Hagen ſprach: „Es ziemte fürwahr, nach allen Rechten,
Dem Volksanführer wohl zuvorderſt ſtets zu fechten,
Wie meine Herrn auch thun; wenn ſie durch Helme hau'n,
So wird man auch das Blut gleich nach den Schwertern ſchaun.

Kühn war der König Etzel, er faßte ſeinen Schild.
„O ſeid auf eurer Hut," ſprach da zu ihm Chriemhild;
„Wen Hagen je erreichte, der fand auch ſeinen Tod,
Und wenn er Gold in Haufen dem grimmen Recken bot."

Der König war ſo kühn, daß er den Kampf nicht mied,
Was von ſo reichen Fürſten wohl ſelten noch geſchieht.
Man mußte bei der Feſſel ihn wieder fortziehn dann;
Da hub der grimme Hagen ihn zu verhöhnen an.

„So eine ferne Sippſchaft," ſprach Hagen da, der Degen,
„Sah man wohl mit einander Etzel und Sigfried pflegen;
Er minnte ſchon Chriemhilden, noch ehe ſie dich ſah.
Was machſt du, böſer König, Anſchläge auf mich da?"

Die Rede hörte nun des edlen Königs Weib,
Und war ſehr ungehalten, daß er zum Zeitvertreib
Sie da ſo ſchelte vor Etzel's Mannenſchaar;
Den Gäſten bot ſie nun gar böſe Pläne dar.

Da ſprach Chriemhild: „„Wer Hagen von Troneg mir erſchlüge
Und dann, wie eine Gabe, ſein Haupt herbei mir trüge,
Dem füllt' ich Etzel's Schild mit Golde bis zum Rand,
Und gäb' ihm dann zum Lohne viel Burgen noch und Land.'

„Ich weiß nicht, was ſie zaudern," ſprach Volker, „und geſteh
Muß ich, daß ich ſo zaghaft nie Helden noch geſehn,
Wenn ihnen ward geboten ein ſolcher hoher Sold;
Ich würde, wär' ich Etzel, wohl ihnen nimmer hold.

Die hier mit Schande eſſen des edlen Fürſten Brod,
Und die von ihm gewichen in ſeiner großen Noth,
Die ſeh' ich alle hier ſo zaghaft ſtehn und ſchwach,
Und wollen kühn doch ſein; das iſt für ſie wohl Schmach."

34. Wie Iring mit Hagen ſtritt.

Da ſprach von Dänemark der Markgraf Iring da:
‚Schon lange hab' ich Vieles vollbracht mit Ehren ja,
In Stürmen wußt' ich Alles zum Beſten hinzuleiten.
Bringt meine Waffen mir, ich will mit Hagen ſtreiten.“

„Das will ich widerrathen,“ entgegnete da Hagen,
„Die Hünendegen möchten es bitter wohl beklagen;
Faſern zwei oder drei dort ſprängen in den Saal,
So werf' ich da die Stiegen hinab ſie allzumal.“

„Ich werd' es drum nicht laſſen,“ ſprach zu ihm da Iring,
„Wohl früher ſchon verſucht' ich gar manch gefährlich Ding.
Mit meinem Schwert will ich allein dir widerſtehn,
Und ſollt' ich dich mit Worten auch noch ſo brüſten ſehn.“

Da ward gewaffnet nun Iring, der kühne Degen,
Und Jenfried von Thüringen trat ihm zum Kampf entgegen;
Hawart der ſtarke kam auch, mit ihm wohl tauſend Mann,
Sie wollten Iring beiſtehn in dem, was er begann.

Da ſah der Fiedler nun dort eine große Schaar
Gewaffnet, die mit Iring unlängſt gekommen war,
Mit Helmen auf dem Haupt, ſo kamen ſie daher;
Der kühne Volker drob entrüſtete ſich ſehr.

Er ſprach: „Seht ihr, Freund Hagen, dort wohl Iringen gehn
Mit ſeinem Schwert allein wollt' er euch widerſtehn;
Wie ziemt das Lügen Helden? Fürwahr es iſt nicht fein.
Es kommen tauſend Recken gewaffnet hinterdrein."

„Heißt mich nicht einen Lügner," ſprach Hawarts Lebensman
„Denn was ich euch gelobt, das leiſt' ich auch fortan;
Mich ſoll nicht Furcht bewegen, je davon abzugehn;
Wie greulich Hagen ſei, ich will ihm widerſtehn."

Zu Füßen warf ſich Iring Verwandten da und Mannen,
Er bat allein zu ſtreiten; da gingen ſie von dannen,
Doch thaten ſie es ungern, denn ihnen war bekannt
Der übermüth'ge Hagen aus der Burgunden Land.

Er hatte lang gebeten, bis es zuletzt geſchah;
Und als das Hofgeſinde nun ſeinen Willen ſah,
Daß er nach Ehren rang, da ließen ſie ihn ſcheiden;
Ein grimmer Streit entſtand nun unter jenen Beiden.

Iring von Dänemark, der theure hehre Degen,
Trug, hochgeſchwungen, ihm den breiten Schild entgegen,
Und mit dem Schild ſich deckend, lief er dicht vor dem Saal
Auf Hagen zu; da lärmten die Degen allzumal.

Sie ſchoſſen kräftiglich die Speere von der Hand,
Durch feſte Schilde da und blinkendes Gewand;
Doch als die Speeresſtangen ſchon mehrmals abgeprallt,
Da griffen nach den Schwertern die grimmen Männer bald.

Der kühne Hagen war wohl aller Stärke voll,
Er ſchlug auf Iring los, daß laut die Burg erſcholl;
Paläſt' und Thürme hallten da wieder von den Schlägen;
Es konnte ſeinen Willen vollenden nicht der Degen.

Iring ließ Hagen da jetzt unverwundet ſtehn,
Um zu dem kühnen Fiedler nun ſchnellen Schritts zu gehn;
Er wähnt' ihn zu bezwingen mit ſeinen harten Schlägen;
Doch konnte ſich wohl ſchirmen Volker, der wackre Degen.

Da ſchlug der Fiedler ihn, daß über'n Schildesrand
Nun hinflog das Geſpänge durch Volkers ſtarke Hand;
Da ließ ihn jener ſtehen, er war ein übler Mann,
Und lief da von Burgunden den König Gunther an.

Von ihnen war ein jeder zum Streite ſtark genug;
Doch wie auch Gunther und Iring da auf einander ſchlug,
Sie brachten aus den Wunden doch keinen Strom von Blut;
Die Rüſtung wehrt' es ihnen, die war gar feſt und gut.

Guntbern verließ er auch und lief auf Gernot an,
Und Feuer aus den Ringen er ihm zu hau'n begann.
Da hätte von Burgunden des ſtarken Gernot's Hand
Den kühnen Iring faſt zum Tode hingeſandt.

Da ſprang er weg vom Fürſten, denn er war ſchnell genug,
Und vier von den Burgunden der kühne Held erſchlug,
Ein Theil des Hofgeſindes, aus Worms an dem Rhein;
Da konnte Giſelher wohl zorniger nie ſein.

„Gott weiß, Herr Iring," ſprach da Giſelher das Kind,
„Ihr müßt mir die entgelten, die hier erſchlagen ſind,
Und todt da vor euch liegen." Da rannt' er ſchnell ihn an,
Daß überraſcht der Däne zu ſtraucheln da begann.

Aus ſeinen Händen ſtürzt' er jetzt nieder in das Blut,
Daß jeder wähnt', es würde der Held, ſo brav und gut,
Im Streite nimmer wieder wohl einen Schlag je thun;
Doch Iring ohne Wunden lag da vor Giſ'lern nun.

Von ſeines Helmes Toſen und ſeines Schwertes Klang
Kam er beinah' von Sinnen, er war betäubt und bang,
Daß er ſich ſeines Lebens faſt nicht bewußt mehr war.
Durch Giſelher, den ſtarken, kam er in die Gefahr.

Als die Beſinnung wich und er betäubt da lag,
Weil er [illegible]duldet hatte ſolch einen großen Schlag,
Dacht' er: „Ich bin noch lebend, mein Leib iſt nirgends wund.
Nun ward mir erſt ſo recht die Stärke Giſ'lers kund."

Da ſah zu beiden Seiten er ſeine Feinde ſtehn;
Und hätten ſie's gewußt, ihm wäre mehr geſchehn.
Auch hatt' er Giſelhern dicht neben ſich vernommen;
Er dachte, wie er da noch füglich könnt' entkommen.

Wie haſtig er empor aus ſeinem Blute ſprang!
Nur ſeiner Schnelligkeit wußt' er allein es Dank,
Daß er dem Hauf' entlief; und als er Hagen fand,
Da ſchlug er ihn gar grimmig mit ſeiner ſtarken Hand.

Da dachte Hagen nun: „Du mußt des Todes ſein;
Schützt dich der Teufel nicht, kannſt du dich nicht befrein.“
Da ſchlug nun Iring Hagen durch ſeines Helmes Hut;
Er that's mit ſeiner Waſche, das war ein Schwert gar gut.

Als Hagen nun gar ſchmerzlich da ſeine Wund' empfand,
Da ſchwankt' ihm ungewiß das Schwert in ſeiner Hand;
So konnt' ihm da entweichen Hawartens Lehensmann,
Er ſchritt hinab die Stiege, und Hagen folgt' ihm dann.

Iring, der kühne, hoch empor den Schild nun ſchwang,
Doch war die Stiege dort auch noch dreimal ſo lang,
Eh ließ ihn Hagen nicht, und gab ihm einen Schlag.
Ha, welch ein Funkenmeer auf ſeinem Helme lag!

Bald wieder zu den Seinen kam Iring nun geſund;
Da hört' es auch Chriemhild, ihr ward nun erſt recht kund,
Was er dem Treueq Hagen in jenem Streit gethan.
Gar freundlich dankend hub die edle Kön'gin an:

„Nun lohne Gott dir's, Iring! du biſt ein Held gar gut,
Und haſt mir wohl getröſtet mein Herz und meinen Muth;
Dort ſeh' ich Hagen ja, blutroth iſt ſein Gewand.“
Da nahm Chriemhild ihm liebreich den Schild aus ſeiner Hand.

„Ihr mögt ihm mäßig danken,“ entgegnete drauf Hagen,
„Denn äußerſt wenig iſt wohl noch davon zu ſagen.
Will er's noch einmal wagen, iſt er ein kühner Mann;
Mich kümmert nicht die Wunde, die ich von ihm gewann.

Daß ihr von meiner Wunde hier seht die Ringe roth,
Das hat mich angereizt zu manches Mannes Tod;
Ich bin nun erst erzürnt als unverzagter Mann,
Nur kleinen Schaden hat mir wohl Iring noch gethan."

Da stand dem Wind' entgegen Iring von Dänenland,
Kühlt' in den Panzerringen sich möglichst ab, und band
Den Helm vom Haupt; da hieß es: er wäre stark und gut;
Als das der Markgraf hörte, da ward er hochgemuth.

Und abermals sprach Iring: „Ihr Freunde, wißt ihr was?
Versuchen will ich denn noch einmal, thut ihr das,
Ob ich ihn kann bezwingen, den übermüth'gen Mann."
Sein Schild war ihm zerhauen, einen bessern er gewann.

Gar bald gewaffnet war der Recke kühn und hehr;
Da nahm in seinem Haß er einen starken Speer,
Damit wollt' er bekämpfen den kühnen Hagen dann.
Gar feindlich ward gesinnt ihm drob der grimme Mann.

Er konnt' ihn nicht erwarten, mit Stichen und mit Schläge
Lief ihm der kühne Held nun spornstreichs da entgegen
Bis an der Stiegen Ende, sein Zorn war übergroß,
Daß seiner Stärke wenig nur Iring da genoß.

Sie schlugen durch die Schilde, daß es zu loh'n begann
Von feuerrothen Funken; Hawartens Lehensmann
Empfing von Hagen's Schwert gar viele tiefe Wunden
Durch Schild und Panzer da; er konnte nie gesunden.

Als Iring nun, der Degen, die Wunden da empfand,
Da deckt' er durch den Schild ſich ſeines Helmes Band.
Der Schaden, den er nahm, der ſchmerzt' ihn ſchon gar ſehr,
Doch that ihm Gunther's Dienſtmann da noch des Schadens mehr.

Mit einem Speer, den Hagen zu Füßen liegen fand,
Stieß er nach Iring nun, den Held von Dänenland.
Er ſah ihm aus dem Haupt empor die Stange ragen;
Ein grimmig Ende ward ihm da durch den Recken Hagen.

Iring entfloh zu denen vom fernen Dänenland;
Eh' man dem Degen dort den Helm herunterband,
Entzog man ſeinem Haupte den Speer; da war ihm nah der Tod.
Es weinten die Verwandten und wohl nicht ohne Noth.

Da kam die Königin, und hub zu klagen an,
Daß ſo geendet hatte Iring, der ſtarke Mann;
Sie klagt' ob ſeiner Wunden; es war ihr grimmig leid.
Da ſprach der kühne Recke mit ſtiller Heiterkeit:

„Laßt eure Klagen bleiben, o ſchönes, edles Weib!
Was hilft das Weinen? muß ich verlieren doch den Leib
Durch dieſe Wunden, die ich empfing, ſo blutig roth.
Ach, euch und Etzeln dienen läßt mich nicht mehr der Tod."

Zu denen aus Thüringen und aus dem Dänenland
Sprach er: „Viel Gaben ſoll empfangen eure Hand
Noch von der Königin, ihr Gold ſo glänzend roth;
Wenn ihr mit Hagen ſtreitet, ereilt auch euch der Tod."

Die Farbe war erblichen, des Todes Zeichen trug
Sein blasses Antlitz da; es war ihm leid genug.
Genesen konnte nimmer Hawartens Lehensmann.
Da ging ein kühnes Streiten von seinen Feinden an.

Jonfried und Hawart sprangen nun eilig vor den Saal,
Mit tausend Helden wohl; da ward nun überall
Das Toben ungestüm, der Lärm gewaltig groß.
Was man für starke Speere nach den Burgunden schoß!

Jonfried, der kühne, lief hierauf den Fiedler an,
Durch dessen Hand litt er doch großen Schaden dann,
Weil den Landgrafen da der edle Spielmann schlug
Durch seinen festen Helm; er war ergrimmt genug.

Da schlug Herr Jonfried wieder den kühnen Fiedler dann,
Daß ihm an seiner Rüstung zerbrach das Ringgespann,
Und daß der Panzer ihm bespritzt ward feuerroth;
Doch vor dem Spielmann nieder fiel Jonfried und war tod

Hawart und Hagen waren zusammen da gekommen,
Und Wunder konnte sehn, wer es recht wahrgenommen.
Des Schwertes Schläge fielen dicht vor der Helden Hand;
Hawart fiel von dem Degen aus der Burgunden Land.

Als Thüringer und Dänen sahn ihre Herren todt,
Erhub sich vor dem Hause sofort furchtbare Noth;
Denn ehe sie gewannen die Thür mit starker Hand,
Ward mancher Helm zerhauen und mancher Schildesrand.

„Weicht," sagte Volker da, „laßt sie herein nun gehn,
Es bleibt sonst unvollendet, worauf sie fest bestehn.
Sie müssen sterben hier in kurzem, und was ihnen
Die Kön'gin giebt, hier mit dem Tode sich verdienen."

Als nun die Uebermüth'gen da kamen in den Saal,
Ward manchem tief gebeugt das Haupt mit bitt'rer Qual,
Daß sie da sterben mußten von den gewalt'gen Schlägen.
Kühn stritt der tapfre Gernot und Giselher der Degen.

Tausend und vier die kamen da in das Haus hinein,
Von ihren Schwertern mochten wohl viel gefallen sein;
Doch wurden auch die Recken noch alle dort erschlagen;
Man konnte traun viel Wunder von den Burgunden sagen.

Hierauf ward eine Stille, der Lärm war rings verhallt,
Das Blut drang durch die Löcher mit strömender Gewalt,
Und in den Riegelsteinen verlief es sich sodann.
Das hatten die vom Rheine mit großer Kraft gethan.

Nun saßen aber ruhig die vom Burgundenland,
Und legten Schwert und Schilde, die Waffen aus der Hand.
Der kühne Fiedler war noch vor dem Thurm zu sehn,
Er harrt', ob Jemand wollte mit ihm noch Kampf bestehn.

Der König klagte sehr, so auch die Königin,
Und viele Fraun und Mädchen mit kummervollem Sinn.
Es schien, als hätt' es ihnen der Tod selbst zugeschworen;
Denn durch die Gäste gingen viel Recken noch verloren.

P 2 7 6

34. Wie die drei Könige mit Etzeln und mit ihrer Schweſter ſich zu verſöhnen ſuchten.

„Nun bindet ab die Helme," ſprach Hagen da, der Degen,
„Ich will mit den Geſellen hier treulich euer pflegen;
Und greifen Etzel's Mannen vielleicht uns nochmals an,
So warn' ich meine Herren, ſo viel ich irgend kann."

Da nahm den Helm vom Haupt ſo mancher Ritter gut,
Auf denen, die verwundet, da ſaßen ſie im Blut;
Sie waren durch ihr Schwert um's Leben da gekommen.
Die edlen Gäſte wurden als ſchlimme wahrgenommen.

Noch eh' es Abend brachte der König es dahin,
Daß viele Hünenrecken mit kühnem Heldenſinn
Im Kampfe ſich verſuchten; in Reihen ſah man ſtehn
Wohl zwanzigtauſend, die zum Streite wollten gehn.

Ein großer Sturm erhob ſich nun unter allen dann,
Denn Dankwart, Hagens Bruder, der muthig ſchnelle Mann,
Sprang zu den Feinden dort nun haſtig vor die Thür;
Man wähnt', er ſei geſtorben; er kam geſund herfür.

Die Nacht erſt endete den Streit; der Gäſte Schaar,
Sie wehrte ſich, wie's Helden wohl ſtets geziemend war.
Da gegen Etzel's Mannen den langen Sommertag.
Wie mancher kühne Held dort todt vor ihnen lag!

An einer Sonnenwende der große Mord geſchah,
Wo Frau Chriemhilde nun ihr Herzleid rächte da
An nahen Anverwandten und manchem andern Mann;
Der König Etzel hatte wohl wenig Freude d'ran.

Der Tag war nun vergangen, da zwang ſie Sorg' und Noth;
Sie dachten, beſſer wäre doch wohl ein kurzer Tod,
Als Qual in großen Leiden, die ihnen da beſchieden;
Die ſtolzen Ritter ſehnten ſich deshalb ſehr nach Frieden.

Sie baten, daß man ſie dem König führ' entgegen.
Da kamen denn die blut- und harniſchfarb'gen Degen,
Es kamen die drei Kön'ge dort aus dem Hauſe her,
Nicht wiſſend, wem zu klagen ihr Leid und groß Beſchwer.

Mit Frau Chriemhilden Etzel dahin gekommen war;
Das Land war ihnen eigen, und ſo wuchs ihre Schaar.
Da ſprach er zu den Gäſten: „Was wollet ihr von mir?
Ihr möchtet Frieden haben, das geht wohl ſchwerlich hier.

Denn nach dem großen Schaden, den ihr mir habt gethan,
Sollt ihr, ſo lang' ich lebe, ihn nimmermehr empfahn.
Erſchlugt ihr doch mein Kind mir und die Verwandten mein,
Verſagt ſoll euch drum immer Fried' und Verſöhnung ſein."

Zur Antwort gab ihm Gunther: „Es zwang uns große Noth,
Denn an der Herberg' fand mein Hofgeſind' den Tod
Durch deiner Helden Hand. Das hätt'ſt du nicht geſollt!
Ich kam zu dir vertrauend, und glaubte dich mir hold."

Da ſprach nun von Burgunden Herr Giſelher, das Kind:
„Ihr Etzel's Helden, die hier noch am Leben ſind,
Was wißt ihr von mir, Recken? was hab' ich euch gethan?
Ich kam in dieſem Lande fürwahr doch freundlich an."

Sie ſprachen: „Deiner Güte ſind Burg und Lande voll,
Du ſchufſt dort vielen Jammer, drum gönnten wir dir wohl,
Du wäreſt nie gekommen von Worms über'n Rhein;
Das Land iſt rings verwaiſt, und ſo die Brüder mein."

Da ſprach in Zornesmuthe Gunther, der kühne Degen:
„Gefiel es euch den Haß nun friedlich beizulegen
Mit uns ausländſchen Recken, wär' es uns beiden gut,
Er hat nicht Grund, was uns der König Etzel thut."

Da ſprach zu ſeinen Gäſten der Wirth: „Die Leiden mein,
Sie möchten wohl mit euren nicht zu vergleichen ſein;
Nur Arbeit, Schad' und Schande, nichts weiter hab' ich eben;
Von euch kommt keiner hier davon mit ſeinem Leben."

Da ſprach nun zu dem König der ſtarke Gerenot:
„Daß ihr das freundlich thun mögt, ihr Herrn, das gebe Gott!
Weicht aus dem Hauſe hier, laßt uns hinuntergehn
Zu euch in's Freie hin; mit Ehren kann's geſchehn.

Was uns geſchehen ſoll, das laſſet kurz ergehn,
Ihr habt ſo viel Geſunde, die uns leicht widerſtehn,
Und die uns Kampfesmüde wohl nicht von hinnen laſſen.
Wie lange ſollen wir uns mit dem Streit befaſſen?"

Von Etzel's Recken wär' es da beinah geſchehn,
Sie hätten aus dem Hauſe ſie alle laſſen gehn;
Doch Chriemhild, als ſie's hörte, ihr hatt' es nicht behagt;
Da ward den Fremden denn der Friede ganz verſagt.

„Nein, wackre Hünenrecken, habt ihr dazu auch Muth,
So rath' ich treulich euch, daß ihr es nimmer thut.
Laßt ja nicht die Mordrecken hier aus dem Saale wallen;
Denn eure Freunde ſind alsdann dem Tod verfallen.

Und wenn auch Niemand lebte, als Ute's Kinder nur,
Die edlen Brüder mein, dafern vorüberfuhr
Die Luft am Panzerringe, ſo wär't ihr all' verloren.
Es wurden kühnre Helden nie in der Welt geboren."

Da ſprach der junge Giſ'ler: „Vielſchöne Schweſter mein,
Wie konnt' ich jemals ahnen, als du mich über'n Rhein
So liebreich eingeladen, daß hier ſo große Noth
Mein harrt' und daß ich fände von Hünenhand den Tod?

Ich war dir immer treu, nie that ich dir ein Leid,
Drum will ich mit Vertrauen zu dir nach Hofe reit;
Ich glaubte dich mir hold, vielliebe Schweſter mein,
O zeig' uns, daß es nie wohl möchte anders ſein."

„Ich mag euch nicht begnad'gen," hub drauf Frau Chriemhild an,
„Daheim hat Troneg Hagen mir großes Leid gethan;
Ich kann mich nicht verſöhnen, ich muß ihm an den Leib,
Ihr alle müßt es büßen!" ſo ſprach da Etzel's Weib.

„Dafern ihr aber Hagen mir wollt zur Geißel geben,
So will ich's euch verſprechen, ich will euch laſſen leben,
Dieweil ihr meine Brüder und meiner Mutter Kind;
Ich will zur Sühne ſprechen den Recken, die hier ſind."

„Verhüt' es Gott im Himmel!" verſetzte Gerenot,
„Und wären wir unſer tauſend, wir lägen lieber todt,
Eh' wir von deiner Sippſchaft dir irgend einen Mann
Zur Geißel geben ſollten; nein, das wird nie gethan."

„Wir müſſen ja doch ſterben," verſetzte Giſelher,
„Es bringt uns Niemand ab von ritterlicher Wehr.
Wer mit uns fechten will, wir ſind noch alle hier,
Nie wird ein Freund treulos verlaſſen wohl von mir."

Da ſprach der kühne Dankwart — ihm ziemte das zu ſagen:
„Es ſteht noch nicht allein mein tapfrer Bruder Hagen;
Die Frieden uns verſagen, noch leid wird's jener Schaar,
Das werden ſie noch inne, es iſt gewißlich wahr."

Da ſprach die Königin: „Ihr Helden, ſeid bereit,
Geht an die Stiege hin, und rächet nun mein Leid;
Dafür will ich euch dienen, euch ſtets verpflichtet ſein,
Und Hagen's Uebermuth, den lohn' ich hinterdrein.

Laßt keinen aus dem Hauſe; ich laſſe nun den Saal
Anzünden an vier Ecken, ſo wird dann allzumal
Gerächt, was ich erfahren an Gram und Herzeleid."
Da waren Etzel's Degen ſogleich dazu bereit.

Die noch da draußen ſtanden, die trieb man in den Saal
Mit Schlägen und mit Schüſſen; da ward nun überall
Ein großer Lärm; es konnten von den getreuen Mannen
Die Fürſten ſich nicht trennen, und keiner ging von dannen.

Nun ließ den Saal anzünden des König Etzel's Weib;
Da ward gequält durch Feuer ſo manches Recken Leib.
Nie war ein Volk ſo ſehr in Angſt wohl, wie ich glaube,
Als durch den Wind das Haus den Flammen ward zum Raube.

Es riefen viele drinnen: „O wehe dieſer Noth!
O hätten wir im Kampf gefunden doch den Tod!
O das muß Gott erbarmen, nun ſind wir alle hin!
Wie rächt ſich ſo gewaltig der Zorn der Königin!“

Und einer ſprach darinnen: „So finden wir den Tod!
Was hilft der Gruß, den uns der König jüngſt entbot?
Es quält vor ſtarker Hitze der grimme Durſt mich ſehr,
In dieſer Noth ſeh' ich nicht lang das Leben mehr.“

Da ſprach von Troneg Hagen: „Ihr Ritter, kühn und gut,
Es trinke, wen der Durſt zwingt, hier dieſes rothe Blut;
Das iſt in ſolcher Hitze viel beſſer noch, als Wein.
Wir müſſen hier nun ſchon damit zufrieden ſein.“

Als nun zu einem Todten ein Recke ſich begab,
Da kniet' er bei ihm nieder, und nahm den Helm ihm ab,
Und fing nun an zu trinken den Strom von rothem Blut;
So ungewohnt er's war, es däucht' ihm dennoch gut.

„Nun lohn' euch Gott, Herr Hagen," ſprach da der müde Mann,
„Daß ich nach eurem Rathe zu trinken hier begann.
Man hat mir wahrlich ſelten geſchenkt je beſſern Wein;
So lang' ich lebe, will ich euch ſtets gewogen ſein."

Da das die Andern hörten, daß es ihm däuchte gut,
Da fanden ſich bald mehr, die tranken auch das Blut,
Davon gewann viel Kraft der edlen Recken Leib.
Das mußt' an lieben Freunden entgelten manches Weib.

Das Feuer fiel gewaltig da auf ſie in dem Saal,
Sie wehrten da mit Schilden es von ſich allzumal,
Vor Rauch und vor der Hitze vergingen ſie in Weh'n;
Ich glaube, jammervoller mocht's Helden nie ergehn.

Da ſprach von Troneg Hagen: „Geht an des Saales Wand,
Laßt nicht die Brände fallen auf eurer Helme Band;
Und mit den Füßen tretet ſie in das Blut dann hin.
Fürwahr, ein übles Feſt gab uns die Königin."

In ſolchen Leiden war die lange Nacht verſchwunden
Indeß noch vor dem Hauſe Hagen und Volker ſtunden;
Sie hatten ſich gelehnt auf ihres Schildes Rand,
Erwartend noch mehr Schaden durch die aus Etzel's Land.

Da ſprach der Fiedler: „Gehen wir jetzo in den Saal,
So wähnen wohl die Hünen, daß unter dieſer Qual,
Die ſie uns angethan, wir alle ſchon erlegen;
Doch treten ihnen ein'ge wohl noch im Kampf entgegen."

Da ſprach nun von Burgunden Herr Giſelher das Kind:
„Faſt glaub' ich, es will tagen, es weht ein kühler Wind.
Nun laſſ' uns Gott im Himmel noch beſſre Zeit erleben;
Es hat uns Schweſter Chriemhild ein arges Feſt gegeben."

Und abermals ſprach einer: „Ich ſpüre nun den Tag;
Da es uns einmal doch nicht beſſer werden mag,
So waffnet euch, ihr Helden, und kämpft um Ehr' und Leib,
Uns läßt doch nicht entkommen des König Etzel's Weib."

Dem Wirth wollt' es bedünken, die Gäſte wären todt
Von ihrer großen Arbeit und von des Feuers Noth;
Doch waren d'rin am Leben wohl noch ſechshundert Mann,
Und beſſre Degen wohl kein König je gewann.

Man hatte an den Hütern der Armen wohl geſehn,
Daß noch die Gäſte lebten, was ihnen auch geſchehn
Zu Schaden und zu Leide, den Herrn und ihrer Schaar,
Und mancher noch geſund und wohl bei Kräften war.

Man ſagte Frau Chriemhilden, es wären viel' entkommen.
„Das kann nicht ſein," ſprach ſie, als ſie dies Wort vernommen,
„Daß d'rin noch einer lebt nach jenes Feuers Noth;
Behaupten möcht' ich kühn, ſie wären alle todt."

Die Fürſten wären wohl mit ihrer Mannen Schaar
Entkommen noch, wenn ihnen dort Jemand gnädig war.
Doch Gnade war zu finden kaum in der Hünen Land;
Da rächten ſie ſich ſterbend mit ihrer ſtarken Hand.

Als man früh Morgens ihnen nun einen Gruß entbot
Mit hartem Kampf, da kamen die Helden sehr in Noth.
Da ward auf sie geschossen so mancher scharfe Speer;
Doch setzten sich die Recken gar ritterlich zur Wehr.

Des Königs Hofgesinde war da voll kühnem Muth;
Sie wollten gern verdienen Ghriembildens reiches Gut,
Und leisten auch, was ihnen der König da gebot;
Doch mußte mancher wohl noch schauen dort den Tod.

Man konnte von Versprechen und Gaben Wunder sagen.
Sie ließ das rothe Gold herbei in Schilden tragen;
Wer es begehrt' und wollte, dem gab sie es gar hold;
Wohl niemals gab man Feinden wohl einen größern Sold.

Als nun viel Recken kamen gewaffnet noch herfür,
Da sprach der kühne Volker: „Ihr Herrn, wir sind noch hier!
Noch nie sah ich so gern Recken zum Kampfe kommen,
Als die uns zum Verderben des Königs Gold genommen."

Da riefen viele: „Näher, ihr Helden da, zum Streiten,
Daß wir die Sache hier beenden noch bei Zeiten;
Denn hier bleibt Niemand anders, als der doch sterben muß."
Da steckten sie die Schilde voll Speere nun, zum Schuß.

Wohl an zwölfhundert Mann — was soll ich sagen mehr?
Versuchten tapfer streitend es hin und wieder sehr.
Da kühlten an den Gästen die Feinde ihren Muth;
Entfliehen konnte keiner, und stromweis floß das Blut

Aus tiefen Wunden da; die wurden viel geſchlagen;
Gar viele hörte man um ihre Freunde klagen.
Für König Etzel ſtarben die Biedern da im Streit;
Es hatten die Verwandten davon noch großes Leid.

---

35. Wie Rüdiger erſchlagen ward.

Die Armen hatten ſich erholt von ihrem Gram.
Als Gotelindens Mann nun hin nach Hofe kam,
Und ſah auf beiden Seiten die ungeheure Noth,
Der gute Rüd'ger weinte ſich da die Augen roth.

„Weh mir, daß ich," ſo ſprach er, „das Leben je geſehn!
Denn dieſem großen Jammer kann Niemand widerſtehn.
Ich wollte Frieden ſtiften, der König thut es nicht,
Des Leides mehr und mehr kommt ſtets ihm zu Geſicht."

Da hatte Rüdiger zu Dietrich hingeſandt,
Er hätt' es gar zu gerne, wo möglich, abgewandt.
Da ſagte der von Bern: „Wer kann da widerſtehn?
Es will der König Etzel hier Niemand laſſen gehn."

Als nun ein Hünenrecke dort Rüd'gern ſtehen ſah
Mit Thränen in den Augen, betrachtet' er ihn da
Gar lang' und ernſt, und ſprach zur Königin: „Nun ſeht,
Wie er, der ſo gewaltig, nun dort ſo traurig ſteht!

Er, dem hier Alles dienet, ſo viele Leut' und Land,
Wie viele Burgen hier empfing ſchon aus der Hand
Des Königs Rüdiger, die er noch haben mag!
In dieſem Streite ſchlug er noch keinen wackern Schlag.

Mich dünkt, ihn kümmert wenig, wie es hier gehen mag,
Was er nur wünſcht, in Fülle hat er es Tag für Tag.
Man ſagt, er ſei der kühnſte hier unter allen dieſen;
Das hat er in der Noth fürwahr ſehr ſchlecht bewieſen."

Da blickte, trüben Muthes, der vielgetreue Mann,
Den er das ſagen hörte, erzürnt und finſter an.
„Du," dacht' er, „ſollſt es büßen; du ſprichſt, ich ſei verzag
Du haſt hier deine Meinung am Hof zu laut geſagt."

Da ballt' er ſeine Fauſt, da lief er auf ihn an,
Und ſchlug ſo kräftiglich den kecken Hünenmann,
Daß er ihm lag zu Füßen alsbald, und faſt wie todt;
Da wurde noch vermehrt des König Etzel's Noth.

„Fort mit ſo feigen Worten! verſchweigt ſie allezeit,"
Sprach Rüdiger, „ich habe ſchon Gram genug und Leid.
Fecht' ich hier nicht, warum verweiſeſt du mir das?
Ich würde nur erregen der edlen Gäſte Haß.

Ich hätte, was ich könnte, wohl ihnen angethan,
Führt' ich die edlen Degen nicht ſelber hier heran,
Wär' ich nicht ihr Begleiter in meines Herren Land;
Mit ihnen ſoll nicht ſtreiten drum meine arme Hand."

Link zum Markgraſen ſprach Gzel, der hehre König:
„Biderber Rüdiger, ihr halſt uns hier ſehr wenig;
Viel Leute haben wir im Lande, daß wir dann
Kaum ihrer mehr bedürfen; ihr thatet übel d'ran."

Da ſprach der edle Ritter: „Wie hat er mir den Muth
Gekränkt, und verſchworen mir Ehre wohl und Gut;
Daß ich davon ſo viel aus deiner Hand genommen;
Das iſt dem Lügner nun theilweiſe ſchlecht bekommen."

Da kam die Königin; ſie hatt' es auch geſehn,
Was von des Helden Zorn dem Hünen war geſchehn.
Da klagte ſie gar ſehr, es ward ihr Auge naß;
Sie ſprach zu Rüdiger: „Sagt, wie verdient' ich das?

Wir und dem Könige vermehrt ihr noch das Leid;
Nun habt ihr, edler Rüd'ger, geſagt doch jederzeit,
Ihr wolltet für uns wagen die Ehr' und ſelbſt das Leben;
Ich hörte viele Recken ſchon längſt den Preis euch geben.

Ich mahn' euch an die Gnade, die ihr mir zugeſchworen,
Da ihr verſprecht auch Gzeln, ihr, Ritter auserkoren,
Daß ihr uns wolltet dienen getreu bis an den Tod;
Mir armem Weibe that das wohl noch nie ſo noth."

„Das kann ich nimmer läugnen, ich ſchwur euch, edles Weib,
Für euch in allen Zeiten zu wagen Ehr' und Leib;
Die Seele zu verlieren, das hab' ich nicht geſchworen.
Zum Feſtgelage bracht' ich die Fürſten hochgeboren."

Sie ſprach zu ihm: „Gedenke doch, Rüd'ger, jederzeit
Der Eid' und deiner Treu' und der Beſtändigkeit,
Du wollteſt meinen Schaden ſtets rächen und mein Leid."
Der Markgraf ſprach: „Das that ich fürwahr auch jederzeit."

Etzel, der reiche König, zu flehen auch begann,
Und beide fielen gar zu Füßen da dem Mann.
Unmuthig trauern man den edlen Rüd'ger ſah,
Mit großem Jammer ſprach der Vielgetreue da:

„O weh mir Gottverlaſſnem, daß ich das muß erlebe!
All' meiner Ehr' und Treu' muß ich mich nun begeben,
All' meiner Zucht, die Gott im Himmel mir gebot.
O weh, daß deſſen nicht mich überhebt der Tod!

Denn was ich nun auch laſſe, und was ich mag begehn,
Wird übel mir gedeutet, für böslich angeſehn.
Und laſſ' ich beides, ſchilt nun Jedermann mich eben;
Belehre du mich denn, du, der mich rief in's Leben!"

Da baten dringend ihn der König und ſein Weib;
Drob mußten noch verlieren viel Recken ihren Leib
Von Rüd'ger's Hand; zwar ſtarb dann auch der kühne Held,
Doch ſchuf er noch zuvor viel Jammer in der Welt.

Er ſelbſt litt großes Leid, der Ritter unverzagt.
Dem König und der Kön'gin hätt' er ſo gern verſagt
Den Kampf; er fürchtete, daß wenn er wen erſchlüge,
Daß er den Haß der Welt und ihre Feindſchaft trüge.

Und zu dem König Etzel sprach nun der kühne Mann:
„Was ich von euch empfangen, das nehmet wieder an,
Das Land zusammt den Burgen, ich will sie nicht mehr sehn
Zu Fuße will ich fort, und will in's Elend gehn."

Da sprach der König Etzel: „Wer hülfe dann wohl mir?
Das Land zusammt den Leuten, das geb' ich alles dir,
Daß du mich rächest, Rüd'ger, hier an den Feinden mein;
Und neben Etzel sollst du ein mächt'ger König sein."

Und abermals sprach Rüd'ger: „Wie fang' ich das nun an?
Ich lud sie in mein Haus, hab' ihnen treulich dann
Geboten Speis' und Trank, und müßt' ich nicht erröthen,
Nach allen diesen Gaben sie nun zuletzt zu tödten?

Mag sein, daß Leute wähnen vielleicht, ich sei verzagt,
Doch hab' ich ihnen nimmer je meinen Dienst versagt,
Den edlen Fürsten nicht und keinem einz'gen Mann;
So reute mich die Freundschaft, die ich mir da gewann.

Dem Degen Gis'ler gab ich gar die Tochter mein;
Auf Erden konnte sie vermählt nicht besser sein,
An Ehr' und Zucht und Treue, so auch an reichem Gut;
Nie sah ich einen König von solchem Tugendmuth."

„Vieledler Rüdiger," entgegnete Chriemhild,
„Ach, unsrer beider Noth erbarme dich doch mild,
Erbarme meiner dich und Etzel's, denke d'ran,
Daß solche leid'ge Gäste noch nie ein Wirth gewann."

Da ſprach der Markgraf wiedrr zu König Etzel's Weib:
„Noch heute muß entgelten des kühnen Rüd'gers Leib,
Was ihr und auch mein Herr mir Liebes je gethan;
Und darum muß ich ſterben, es ſteht nicht länger an.

Ich weiß, daß heute noch die Burgen und mein Land
Für euch erledigt werden durch irgend Eines Hand;
Und eurer Gnad' empfehl' ich darum mein Weib und Kind
Zuſammt den Armen, die in Bechelaren ſind."

„Das lohne Gott dir, Rüd'ger!" Es ſprachen beide ſo,
Der König und die Kön'gin, ſie waren herzlich froh:
„Uns ſollen deine Freunde gar wohl empfohlen ſein;
Auch trau' ich deinem Glück, du wirſt dich ſelbſt befrein."

Er ſetzte jetzt auf's Spiel gar muthig Seel' und Leib.
Da fing nun an zu weinen des Königs Etzel's Weib.
Er ſprach: „Was ich gelobte, das will ich redlich thun;
O weh, daß ich muß kämpfen mit meinen Freunden nun!"

Man ſah ihn von dem Könige hinweg in Trauer gehn.
Da ſah er ſeine Recken ganz nahe bei ſich ſtehn.
Er ſprach: „Ihr müßt euch waffnen, ſeid alle nun bereit,
Denn mich erwartet leider mit den Burgunden Streit."

Sie ſprangen eilig hin, wo man die Waffen fand;
Viel Helm' und Schilde wurden da von der Diener Hand
Und von dem Hofgeſinde gar ſchnell herbeigetragen.
Da hörten leid'ge Mähr die ſtolzen Fremden ſagen.

Gewaffnet ward nun Rüd'ger da mit fünfhundert Mann,
Und noch zwölf kühne Recken hatt' er zur Hülfe dann;
Sie wollten da erringen den Preis mit Kampf und Noth
Sie wußten nicht, daß ihnen ſo nahe war der Tod.

Der Helm auf ſeinem Haupt, ging Rüdiger von dannen,
Und ſcharfe Schwerter trugen da ſeine tapfern Mannen,
Dazu in ihren Händen die lichten Schilde breit;
Das ſah der Fiedler Volker, ihm war es herzlich leid.

Es ſah der junge Giſ'ler da ſeinen Schwäher gehn,
Mit offnem Helm, wie konnt' er's anders wohl verſtehn,
Als daß er damit meinte nur alles Lieb' und Gute?
Da war dem edlen König von Herzen wohl zu Muthe.

„Wohl mir ob ſolcher Freunde!" ſprach Giſelher, der Degen,
„Daß wir ſie noch gewannen uns hier auf dieſen Wegen;
Hier kommt mein Weib uns noch zu ſehr gelegner Zeit;
Bei meiner Treu', die Heirath hat immer mich gefreut."

„Ich weiß nicht was euch tröſtet," ſprach zu ihm Volker da,
„Zur Sühne man wohl ſelten ſo viele Helden ſah
Mit offnem Helm, dazu die Schwerter in der Hand;
An uns will Rüd'ger hier verdienen Burg und Land."

Eh' noch der kühne Fiedler dies Wort geſprochen da,
Man auch den edlen Rüd'ger ſchon vor dem Hauſe ſah;
Er hatte ſeinen Schild geſetzt da vor den Fuß;
Da mußt' er ſeinen Freunden verſagen will'gen Gruß.

Der edle Markgraf rief jetzt in den weiten Saal:
„Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt euch allzumal;
Ihr sollte mein genießen, doch ich gesteh' euch frei,
Wenn wir einst Freunde waren, ist's aus nun mit der Treu'

Die sehr bedrängten Mannen erschraken ob der Mähr;
Sie fühlten sich auf einmal von allem Trost so leer,
Da sie bekämpfen wollte, dem sie so hold doch waren;
Sie hatten von den Feinden schon viele Noth erfahren.

„Nun wolle Gott im Himmel," sprach Gunther da, der Degc
„Daß ich in euch noch mag die alte Treue regen,
Die ich stets von euch hoffte, die ihr bewiesen immer;
Ich traue es euch wohl zu, ihr thut es wahrlich nimmer."

„Ich muß wohl mit euch streiten," sprach da der kühne Man
„Weil ich doch mein Versprechen nicht wieder brechen kann.
Nun wehrt euch, kühne Helden, so lieb euch euer Leib;
Mir wollt' es nicht erlassen des König Etzel's Weib."

Der König sprach: „Zu spät kommt ihr zur Fehde her,
Gott müsse' euch stets vergelten, vieledler Rüdiger,
Die Treu' und Minne, die ihr uns angethan so held,
Wenn ihr's vielleicht gütlich hier enden lassen wollt.

Wir wollen euch stets danken, was ihr uns habt gegeben,
Ich, sammt den Anverwandten, so ihr uns lasset leben,
Die hohen Gaben, die ihr uns brachtet zum Geschenk,
Seid dessen, edler Rüd'ger, für immer eingedenk."

„Wie gerne gönnt' ich's euch," sprach Rüdiger, der Degen,
„Daß ich euch könnte schenken mit vollem Maß und Segen,
Und williglich, wie es mein Herz und Sinn stets wollten,
Wär' ich darum nur nicht so bitter ausgescholten."

„Steht ab davon, Herr Rüd'ger," versetzte Gerenot,
„Weil nie ein Wirth den Gästen so freundlich sich erbot
Zu allem Dienst, wie ihr fürwahr an uns gethan;
Wenn wir am Leben bleiben, genießen sollt ihr's dann."

„O wollte Gott," sprach Rüd'ger, „vieledler Gerenot,
Daß ihr am Rheine wär't, und ich mit Ehren todt,
Da ich mit euch soll streiten, und es nicht lassen kann.
Trug nackt noch keinem Degen von Freunden angethan."

„Nun lohn' euch Gott, Herr Rüd'ger," sprach zu ihm Gerenot,
„Die überreiche Gabe! Mich reuet euer Tod;
Soll solcher Tugendsinn vergehn mit eurem Leben?
Hier trag' ich eine Waffe, die ihr mir selbst gegeben.

Sie ist mir nie gebrochen in aller dieser Noth;
Von dieses Schwertes Schärfe liegt mancher Ritter todt.
Sie ist so fest und scharf, so gut, daß in der Welt
Wohl nie ein Recke wieder so reiche Gab' erhält.

Wollt ihr's nicht unterlassen, und wollt ihr mit uns streiten,
Erschlagt ihr mir die Freunde, die mir noch stehn zur Seiten,
Mit eurem eignen Schwerte durchbohr' ich euren Leib;
Dann reuet ihr mich, Rüd'ger, und euer herrlich Weib."

„Das wolle Gott, Herr Gernot, es möchte so geschehn,
Daß eurer Freunde Leben ihr könnt gerettet sehn,
Daß noch erhalten würde hier eurer Freunde Leib!
Es hofft das meine Tochter, es hoffet das mein Weib.“

Da sprach nun von Burgunden der schönen Ute Kind:
„Wie thut ihr so, Herr Rüd'ger? Die mit mir kommen sind,
Die sind euch sehr gewogen; wer wär' euch hold, wie sie?
Ihr macht die schöne Tochter zur Wittwe gar zu früh.

Greift ihr mit euren Recken mich tapfer kämpfend an,
Unfreundlich würdet ihr fürwahr euch zeigen dann,
Da ich euch stets getraut vor jedem andern Mann,
Und eure Tochter selbst zum Weibe mir gewann.“

„Gedenket eurer Treu',“ sprach, zu ihm hingewendet,
Der edle Rüd'ger; „wenn euch Gott von hinnen sendet,
So laßt es nicht entgelten der edlen Jungfrau mein,
Geruht mit Fürstentugend ihr gnädig stets zu sein.“

„Und billig möcht' ich's finden,“ sprach Giselher das Kind,
„Wenn meine Anverwandten, die hier noch innen sind,
Durch euch noch sterben müssen, so muß geschieden sein
Die Freundschaft stets zu dir und zu der Tochter dein.“

„Gott muß uns gnädig sein,“ sprach drauf der kühne Mann;
Da hoben sie die Schilde empor, und wollten dann
In Frau Ghriemhildens Saal bestehn den wilden Strauß.
Herab dort von der Stiege rief Hagen laut nun aus:

„O wartet, edler Rüd'ger, und eilet nicht ſo ſehr,
Wir haben mit einander wohl noch zu reden mehr,
Ich, hier und meine Herren, uns zwingt dazu die Noth.
Was kann dem König Etzel wohl frommen unſer Tod?

Ich ſteh' in großen Sorgen," ſprach abermals da Hagen,
„Den Schild, den mir unlängſt Frau Got'linde gab zu tragen,
Den haben mir die Hünen zerhauen an der Hand;
Ich bracht' ihn freundlich her in König Etzel's Land.

Wenn Gott im Himmel gnädig doch noch geruhen wollte,
Daß ſolchen guten Schild ich je noch tragen ſollte,
Wie du da haſt in Händen, vieledler Rüdiger,
Im Kampfe dann bedürft' ich wohl keines Panzers mehr."

„Wie gar ſo gerne dient' ich dir hier mit meinem Schild,
Dürft' ich ihn freundlich dir nur bieten vor Chriemhild;
Doch nimm ihn hin denn, Hagen, und trag' ihn an der Hand;
O brächteſt du ihn heim in der Burgunden Land!"

Als er ihm zum Geſchenk den Schild ſo willig bot,
Wie wurden viele Augen von heißen Thränen roth!
Es war die letzte Gabe, die je aus den Gehegen
Von Bechelaren Rüd'ger wohl anbot einem Degen.

Wie grimmig Hagen war, erbarmt' ihn, daß der Held
Ihm gab die letzte Gabe, da er nun von der Welt
Bald Abſchied nehmen mußte, der letzten Stunde nah;
Es trauerte mit ihm manch edler Ritter da.

„Nun lohn' euch Gott im Himmel, vieledler Rüdiger!
Denn eures Gleichen wird man wohl nimmer ſehen mehr,
Der armen Recken hier ſo mildiglich gegeben;
Für immer laſſe Gott drum eure Tugend leben!

Weh' mir ob dieſer Mähr," entgegnete da Hagen,
„Wir haben ſchweren Kummer ſchon ohnedies zu tragen;
Nun droht, Gott ſei's geklagt, uns noch mit Freunden Strei
Da ſprach der edle Markgraf: „Es thut mir innig leid."

„Zum Lohn für dieſe Gabe will ich nun," ſagte Hagen,
„Hinfort auch alles Uebels mich gegen euch entſchlagen;
Es ſoll euch nie berühren im Streite meine Hand,
Wenn ihr auch all' erſchlügt aus der Burgunden Land."

Mit edlem Anſtand neigte der gute Rüd'ger ſich,
Und alle weinten da und klagten bitterlich,
Daß Niemand konnte wenden des großen Jammers Noth.
Ein Vater aller Tugend lag da mit Rüd'ger todt.

Und aus dem Hauſe hörte man da den Fiedler ſagen:
„Da mein Geſelle Hagen euch Frieden angetragen,
So ſollt ihr denn ihn haben auch ſtets aus meiner Hand;
Ihr habt's verdient, da wir gekommen in das Land.

Euch, edler Markgraf, ſend' ich nun als Boten hin;
Hier dieſe rothen Spangen gab mir die Markgräfin;
Bei dieſes Feſtes Feier ſollt' ich ſie tragen dann.
Ich that's, und ruf' euch nun dafür zum Zeugen an."

„O wollte Gott im Himmel," ſo ſprach da Rüdiger,
„Daß euch die Markgräfin noch geben könnte mehr!
Die Nachricht ſag' ich gerne der lieben Trauten mein,
Wenn ſie geſund; ihr könnt ganz ohne Zweifel ſein."

Als er ihm das gelobte, hub Rüdiger den Schild;
Er wartete nicht länger, lief muthig nun und wild,
Wie's tapfern Degen ziemt, den Gäſten da entgegen.
Da wich ſo mancher vor des kühnen Rüd'gers Schlägen.

Volker und Hagen wichen vor ſeinem Ungeſtüm;
Die beiden kühnen Degen verſprachen's früher ihm.
Doch ſah er wohl gleich Kühne noch bei dem Thurme dann,
So daß mit großen Sorgen Rüd'ger den Streit begann.

Sie ließen aus Mordrache ihn da hinein und d'rin.
Gunther und Gernot hatten wohl ächten Heldenſinn.
Giſ'ler trat noch zurück, fürwahr es that ihm leid;
Er hoffte noch ſein Leben zu retten in dem Streit.

Drum mied er Rüdiger; da ſprangen deſſen Mannen
Zum Feind' und zogen tapfer mit ihrem Herrn von dannen.
Sie trugen ſcharfe Waffen da ſämmtlich in der Hand,
Von denen mancher Helm zerbrach und Schildesrand.

Da ſchlugen nun die Müden auch manchen ſchnellen Schlag
Nach denen von Bechlaren; der drang dann tief und jach
Durch ihre Panzerringe bis auf den Knochen dann.
Es ward im Kampf von ihnen viel Herrliches gethan.

Das edle Hofgeſinde war nun im Hauſe d'rin;
Mit Volker ſprang jetzt Hagen auch alſobald dahin.
Begnadigt ward da Niemand, als nur der eine Mann,
Von jener Beiden Hände das Blut durch Helme rann.

Wie grimmig ſcholl nun da ſo vieler Schwerter Klang!
Herab von ihren Schilden ſo manche Spange ſprang;
Die Schildgeſteine riſſen, gehaun da in das Blut.
Sie fochten da ſo grimmig, wie man's wohl nie mehr thut.

Der Vogt von Bechelaren vor allen zeigte dann,
Was man mit großer Kraft im Streite wirken kann,
Daß wohl an jenem Tage kaum Rüdiger ihm glich;
So tapfer focht er da, ſo kühn und ritterlich.

Auch durch die beiden Recken, Gunther und Gernot,
Fand in dem heißen Kampfe gar mancher Held den Tod;
Giſ'ler und Dankwart hielten es für gering genug,
Daß da durch ſie ſo Manchem ſein letztes Stündlein ſchlug.

Es zeigte Rüd'ger da, daß er wohl ſtark genug,
Und kühn und wohl bewaffnet; was er für Helden ſchlug!
Da ſah nun ein Burgunde voll Zorn die große Noth;
Dem edlen Rüd'ger nahte nun dadurch auch der Tod.

Gernot, der ſtarke, rief da laut den Helden an:
„Herr Markgraf, wollt ihr mir denn keinen einz'gen Mann
Verſchonen? Edler Rüd'ger, das kümmert mich gar ſehr;
Ich kann es nicht ertragen und kann's nicht ſehen mehr.

Nun mag euch eure Gabe wohl noch zu Schaden kommen,
Da ihr von meinen Freunden so viele mir genommen.
Nun wendet euch hier um, ihr wunderkühner Mann,
Die Gabe nun verdienen will ich, so gut ich kann."

Eh' noch der Markgraf völlig sich zu ihm hingewandt,
Ward mancher Panzerring besteckt durch seine Hand;
Sie kämpften ehrbegierig nun beide, Mann für Mann,
Und suchten sich zu schirmen vor starken Wunden dann.

So scharf die Schwerter waren, sie richteten nichts aus;
Rüd'ger durchbieb nun Gernot in jenem wilden Strauß
Den kieselharten Helm, daß niederfloß das Blut;
Doch das vergalt sogleich der Ritter kühn und gut.

Er schwang die Gabe Rüd'gers nun hoch empor und jach,
Bis auf den Tod verwundet gab er ihm einen Schlag,
Durch seinen guten Schild bis auf das Helmgespann,
Und daran mußte sterben nun Gotelindens Mann.

Nie hatte reiche Gabe so schlimmen Lohn getragen;
Da lagen Rüdiger und Gernot erschlagen;
Sie fielen beid' im Kampfe von gegenseit'ger Hand.
Wie zürnte Hagen, als er den großen Schaden fand!

Da sprach der Held von Troneg: „Es ist uns schlecht bekommen,
Wir haben an den beiden viel Schaden hier genommen,
Das kann nie überwinden fürwahr ihr Volk und Land;
Es müssen Rüd'gers Degen hier bleiben nun als Pfand.

Weh, daß mir meinen Bruder so früh der Tod genommen!
Stets mußten über mich doch bittre Leiden kommen!
Auch wird der edle Rüd'ger fürwahr mich immer reu'n;
Der Schad' auf beiden Seiten ist hier gewiß nicht klein."

Als Giselher, der junge, sah seinen Schwäher todt,
Da mußte, wer noch drinnen, auch leiden große Noth.
Der Tod, nach Opfern suchend, ließ da kein einz'ges fahren,
Und keiner kam davon von den aus Bechelaren.

Da ging nun Gunther hin mit Giselher und Hagen,
Mit Dankwart und mit Volker, wo blutig und erschlagen
Sie dort die beiden Männer mit Trauer liegen sahn;
Da fingen sie zu jammern und sehr zu weinen an.

„Der Tod beraubt uns sehr," sprach Giselher das Kind,
„Doch weint nicht mehr, und laßt uns gehen, wo der Wind
Die Panzerringe kühlt, und uns mag Stärkung geben;
Gott läßt uns Kampfesmüde wohl nun nicht länger leben."

Da sah man sitzen bald, bald lehnen manchen Degen,
Sie waren müßig wieder, seit in dem Kampf erlegen
Die Helden Rüdigers; zu Ende war nun hier
Der Lärm; die lange Stille verdroß da Etzeln schier.

„O wehe dieser Dienste!" sprach jetzt des Königs Weib;
„Sie sind so standhaft nicht, daß unsrer Feinde Leib
Das noch entgelten möchte; sie schonet Rüd'gers Hand,
Er will sie wieder bringen in der Burgunden Land.

Was hilft es nun, daß wir getheilt mit ihm fortan,
Was er nur irgend wollte? was hat der Held gethan,
Der uns da rächen sollte? Der Sühne will er pflegen."
Da nahm das Wort nun Volker, es sprach der kühne Degen:

„Die Rede scheint der Wahrheit mir nicht gemäß zu sein.
Darf ich ein edles Weib, wie ihr, der Lügen zeihn,
So habt ihr teuflisch hier von Rüdigern gelogen,
Und um die Sühn' ist er und mancher noch betrogen.

Er that so willig, was der König ihm gebot,
Daß ihn und sein Gesinde hier nun ereilt der Tod.
Nun seht euch um, Frau Chriemhild, wem ihr noch in der Welt
Gebietet; ausgedient hat Rüdiger, der Held.

Und wollt ihr das nicht glauben, so sehet selber dann."
Zu ihrem Herzeleid ward das nun da gethan.
Zerhau'n trug man den Helden, wo ihn der König sah;
Und Etzel's Degen wohl noch nie solch Leid geschah.

Als sie den todten Rüd'ger nun brachten da getragen,
Da möchte wohl kein Schreiber berichten je und sagen,
Wie sich gebehrdeten da alle, Weib und Mann,
Wie so recht herzlich jeder zu klagen da begann.

Vor allen andern war da Etzel's Jammer groß:
Mit eines Löwen Stimme brach da gewaltig los
Des Königs Weheruf; sein Weib beklagt' auch eben
So ungestüm, wie er, des guten Rüd'gers Leben.

35. Wie Dietrichs Recken erſchlagen wurden.

Man hörte großen Jammer nun allenthalben faſt,
Daß von dem Weh' erdröhnten die Thürm' und der Palaſt.
Die trauervolle Kunde vernahm ein Lehensmann
Dietrichs von Bern; der ging zu ſeinem Fürſten dann.

Da ſprach zu ihm der Mann: „Hört, mein Herr Dieterich,
Was ich auch je erlebt, doch gar ſo bitterlich,
Wie man jetzt ringsum klagt, das hab' ich nicht vernommen;
Iſt wohl der König Etzel zu Schaden gar gekommen?

Wie könnten anders Alle wohl haben ſolche Noth?
Der König oder Chriemhild, eins iſt von beiden todt,
Und iſt den kühnen Gäſten und ihrem Haß erlegen;
Es weint ganz ohne Maßen ſo mancher wackre Degen."

Da ſprach der Held von Bern: „Ihr Mannen, hört mich an
Beeilt euch nicht zu ſehr, denn was da ward gethan
Von fremder Recken Hand, dazu zwang ſie die Noth;
Genießen laßt ſie's, daß ich ihnen Frieden bot."

Da ſprach der kühne Wolfhart: „So will ich hingehn dann,
Und will genau erſt fragen, was ihre Hand gethan,
Und will es euch dann ſagen, viellieber Herre mein,
Woher dies bange Klagen wohl mag entſtanden ſein."

Und Dietrich sprach: „Wo man nichts Gutes sich versieht,
Wenn eine kecke Frage ganz unbefugt geschieht,
Betrübt's die guten Recken in ihrem hohen Muth;
Drum will ich nicht, Herr Wolfhart, daß ihr die Frage thut."

Da hieß er nun Helfrichen, er solle schnell von dannen
Und solle sich erkund'gen bei König Etzel's Mannen
Und bei den Gästen selber, was da denn nur geschehn;
So großen Jammer hatte der Bote nie gesehn.

Da fragt' er denn alsbald: „Was ist hier vorgefallen?"
Da gab zur Antwort Einer: „Die Freuden sind uns allen
Zerronnen nun für immer hier in der Hünen Land;
Hier liegt Rüd'ger erschlagen von der Burgunden Hand;

Und es entkam nicht einer, der mit ihm hergekommen."
So trübe Botschaft hatte wohl Helfrich nie vernommen,
So ungern sie berichtet; mit jammervollem Blick
Und weinend ging der Bote zu Dieterich zurück.

„Was habt ihr denn gefunden?" so fragte Dieterich,
„Und sagt mir, warum weint ihr denn so bitterlich?"
Da sprach der edle Recke: „Ich kann mit Grund wohl klagen,
Von der Burgunden Hand liegt Rüdiger erschlagen."

Da sprach der Held von Bern: „O das verhüte Gott!
Das wäre starke Rache und wäre Teufelsspott.
Wie hätt' er das verschuldet? wie hätten sie's gewollt?
Er war, wie mir bekannt, stets den Burgunden hold."

P 36

Zur Antwort gab ihm Wolfhart: „Und hätten ſie's gethan,
So ſollt' es ihnen allen das Leben koſten dann.
Wenn wir das je ertrügen, ſagt ſelber, welche Schand'!
Es hat uns viel gedient des guten Rüd'gers Hand."

Der Fürſt der Amelungen, er hätte gerne das
Noch mehr erforſcht; gar ſehnlich er an dem Fenſter ſaß.
Da hieß er Hildebranden hin zu den Gäſten gehn;
Er ſollte ſich erkund'gen, was da denn nur geſchehn.

Der ſturmeskühne Recke, der Meiſter Hildebrand,
Trug weder Schild noch Schwert, noch Waffen in der Hand;
Da mußt' er, als er friedlich wollt' zu den Gäſten gehn,
Von ſeiner Schweſter Sohn ſich hart geſcholten ſehn.

Da ſprach der grimme Wolfhart: „Wie möchtet ihr entgehn
Dem Tadel, wenn die Gäſte ſo waffenlos euch ſehn?
Ihr werdet dort behandelt wohl in der ſchlimmſten Art,
Doch kommt ihr hin bewaffnet, bleibt ihr davor bewahrt."

Da gürtete der Alte ſich nach des Jungen Rath,
Und eh' er's inne ward, da waren in der That
Schon Dietrichs Recken da die Schwerter in der Hand;
Dem Helden that es leid, gern hätt' er's abgewandt.

Er fragte, was ſie wollten. „Wir wollen mit euch hin;
Wie würde Troneg Hagen wohl ſonſt in ſeinem Sinn
Gar bitter uns verſpotten, wie er es pflegt zu thun?"
Da das der Degen hörte, geſtattet' er es nun.

Da ſah der kühne Volker bewaffnet ziehn von dannen
Des edlen Dietrichs Recken, die tapfern Verner-Mannen,
Umgürtet mit den Schwertern, mit Schilden in der Hand;
Er ſagt' es ſeinem Herrn aus der Burgunden Land.

Da ſprach der Fiedler Volker: „Dort ſeh' ich ziehn von dannen,
Die gar ſo feindlich ausſehn, des edlen Dietrichs Mannen,
Gewaffnet und mit Helmen; wenn ſie uns widerſtehn
Im kühnen Streit, ſo möcht' es uns leicht gar übel gehn."

Und zu derſelben Zeit kam nun auch Hildebrand,
Der ſetzte vor die Füße den breiten Schildesrand,
Und fragend wandt' er ſich zu Gunther's Mannen dann:
„Was hat, ihr guten Helden, euch Rüdiger gethan?

Es hat mein Herre Dietrich mich zu euch hergeſandt,
Ob unter euch, ihr Herren, hier irgend Eines Hand
Erſchlug den Markgraf Rüd'ger, wie uns zu Ohren kam;
Wir möchten faſt erliegen dem tiefen Leid und Gram."

Da ſprach von Tronej Hagen: „Die Mähr iſt nicht erlogen,
Wenn ich es euch auch gönnte, daß fälſchlich euch betrogen
Der Bot' und daß noch Rüd'ger geſund an Seel' und Leib,
Den ſtets beweinen möchten wohl alle, Mann und Weib."

Als ſie erfuhren nun, er wäre wirklich todt,
Beklagten ihn die Recken, wie's ihre Treu' gebot.
Bei Dietrichs Mannen konnte man Thränen rinnen ſehn
Auf Bart und Kinn, denn ihnen war großes Leid geſchehn.

Herr Siegeſtab, der Herzog von Bern, nahm da das Wort:
„Ruh' und Gemächlichkeit iſt nun für immer fort,
Die uns ſonſt Rüd'ger ſchuf nach unſern ſauren Tagen.
Ach, Aller Freude liegt mit Rüdiger erſchlagen!"

Da ſprach von Amelungen Wolfwein, der kühne Degen:
„Und wäre heut mein Vater im kühnen Kampf erlegen,
Säh' ich ihn todt, mich würde nicht dauern ſo ſein Leben.
O weh, wer ſoll nun Troſt wohl Rüd'gers Weibe geben?"

Da ſprach der kühne Wolfhart: „Wer wird in künft'gen Zeiten
Auf ihrer Heerfahrt nun die Recken wohl geleiten,
Wie es der edle Markgraf wohl ſonſt gethan ſo oft?
Weh, daß wir dich verloren, und ach, ſo unverhofft!"

Wolfbrand und Helferich weinten, es weinte Helmenot,
Mit allen ihren Freunden beklagend Rüd'gers Tod.
Vor Seufzern mochte mehr nicht fragen Hildebrand;
Er ſprach: „Thut nun, wonach mein Herr mich hergeſandt.

Gebt uns den todten Rüd'ger nun her dort aus dem Saal,
Mit ihm ſchwand jede Freude aus dieſem Erdenthal;
Und laßt uns ihm erweiſen den letzten Dienſt fortan,
Das hat er wohl verdient an uns und Jedermann.

Ach, elend ſind wir auch, wie Rüdiger es war.
Was laſſet ihr uns warten? Laßt uns auf einer Bahr'
Ihn tragen fort von hier, und lohnen ſo dem Mann.
Als er noch lebte, hätten wir's lieber noch gethan."

Da ſprach der König Gunther: „Nie war ein Dienſt ſo gut,
Als den ein Freund dem Freunde nach ſeinem Tode thut;
Das nenn' ich ſtäte Treue; auch thut ihr Ehr' ihm an
Mit vollem Recht; viel Liebes hat Rüd'ger euch gethan."

„Wie lange ſollen wir ſtehn?" ſprach Wolfhart da, der Degen.
„Da unſer beſter Troſt, Rüd'ger, im Kampf erlegen,
Und wir ihn leider doch nicht länger können haben,
So gönnet, daß wir ihn forttragen und begraben."

„Es giebt ihn," ſagte Volker, „euch Niemand hier heraus;
So nehmet denn den Degen euch ſelber aus dem Haus,
Wo er mit tiefen Wunden noch liegt in ſeinem Blut;
So iſt der Dienſt vollkommen, den ihr nun Rüd'gern thut."

„Gott weiß, Herr Spielmann," hub der kühne Wolfhart an,
„Reizt uns hier nicht, ihr habt viel Leid uns angethan.
Dürft' ich's vor meinem Herrn, ſo kämet ihr in Noth;
Wir müſſen's unterlaſſen, da er den Streit verbot."

‚Das nenn' ich,' ſprach der Fiedler, ‚doch Furcht ganz ohne Noth,
Wenn man will unterlaſſen, was irgend wer verbot;
Das möcht' ich nimmer nennen ſo rechten Heldenmuth."
Des Heergeſellen Rede, die däuchte Hagen gut.

‚Wollt ihr den Spott nicht laſſen,' ſprach zu ihm Wolfhart dreiſt,
„Verſtimm' ich euch die Saiten, wenn ihr zurück nun reiſ't
Zum Rheine, daß ihr dann mit Recht wohl möget ſagen:
Den kecken Uebermuth konnt' ich nicht mehr ertragen."

Der Fiedler ſprach: „Wenn ihr mir ſo die Saiten mein
Verſtimmen wollt, ſo ſoll auch eures Helmes Schein
Und Glanz gar trübe werden, und zwar von meiner Hand;
Ich will ſchon mit euch reiten in der Burgunden Land.“

Da wollt' er zu ihm ſpringen, doch hielt ihn Hildebrand,
Sein Oheim, feſt, und ließ nicht fahren ſeine Hand.
„Ich glaube, du willſt toben vor Zorn und Ungeduld!
Stets hätten wir verloren dann meines Herren Huld.“

„Laßt los den Leuen, Meiſter! er iſt ſo grimmiglich.
Kommt er mir in die Hände,“ ſprach Volker, „ſicherlich
Erſchlag' ich ihn, und hätt' er die ganze Welt erſchlagen;
Und keinen Widerſpruch ſoll er je wieder wagen.“

Der Berner Muth ward drob gar ſehr erzürnt und wild;
Wolfhart, der gute Degen, der zuckte ſeinen Schild,
Und wie ein wilder Leu, ſo lief er auf ihn an,
Und ſeine Freunde folgten ihm eilig nach ſodann.

Wie weite Sprüng' er that dort nach des Saales Wand,
Ereilt' ihn vor der Stiege der alte Hildebrand;
Er wollt' es gern verhindern, daß er noch vor der Zeit,
Und eher als er ſelber, da käme zu dem Streit.

Da ſprang zu Hagen hin der Meiſter Hildebrand;
Man hörte Schwerter klingen hierauf in Beider Hand;
Sie waren ſehr erzürnt, das merkte man nun ſchon
Und feuerrothe Blitze den Schwertern da entflohn.

Sie wurden bald geſchieden da in des Kampfes Noth,
Das thaten nun die Berner, wie's ihre Kraft gebot.
Abwandte Hildebrand von Hagen ſich ſodann;
Da griff der ſtarke Wolfhart den kühnen Volker an.

Auf ſeinen Helm ſchlug Wolfhart den Fiedler wohlbewahrt,
Daß ihm bis in die Spangen eindrang das ſcharfe Schwert;
Doch das vergalt ihm wieder der kühne Spielmann dann,
Er ſchlug auf Wolfhart, der zu ſtraucheln nun begann.

Aus ihren Panzerringen ſtob Feuer da genug,
Weil jeder zu dem andern viel Haß im Herzen trug;
Wolfwein von Bern, der ſchied ſie, er legte ſich darein;
War' er nicht Held geweſen, ſo konnt' es nimmer ſein.

Der König Gunther nun empfing mit will'ger Hand
Die beiden hehren Helden aus Amelungenland;
Und Giſelher, der ſtarke, macht' in des Kampfes Noth
So manchen lichten Helm vom Blute naß und roth.

Doch Dankwart, Hagens Bruder, das war ein grimmer Mann,
Denn was er Etzel's Recken weiland im Streit gethan,
War nichts; es ging erſt jetzt mit kühnem Muth und blind
Auf ſeine Feinde los des edlen Aldrians Kind.

Es hatten Ritſchart, Gerbert, Wichart und Helferich
In manchem Kampf ſich ſchon gezeigt gar ritterlich,
Was längſt ſchon inne ward des Königs Gunthers Schaar;
Und tapfer zeigt' im Kampf auch Wolfbrand ſich fürwahr.

Da focht, als ob er wüthe, der alte Hildebrand;
Viel gute Recken fanden den Tod von Wolfharts Hand,
Sie fielen, von den Schwertern getroffen, in das Blut.
So rächten Rüdigern die Recken kühn und gut.

Ha, was zermalmte da mit seiner Tapferkeit
Herr Siegestab für Helme in jenem harten Streit!
Als Dietrichs Schwestersohn, was konnt' er Bess'res thun
In jenem wilden Sturm an seinen Feinden nun?

Als Volker sah, der starke, wie Siegstab allgemach
Aus harten Panzerringen hieb einen blut'gen Bach,
Da ward er sehr entrüstet, und sprang ihm schnell entgegen
Wohl kam da in Gefahr Siegstab, der kühne Degen.

Er mußte durch den Fiedler einbüßen gar das Leben,
Der hatte ihm so viel von seiner Kunst gegeben,
Daß er von seinem Schwerte zu Boden lag und todt.
Das rächte Hildebrand, wie's ihm sein Muth gebot.

„O weh des lieben Herrn," sprach Meister Hildebrand,
„Der hier getödtet ward von Volker's starker Hand!
So soll der Fiedler denn nun auch nicht länger leben!"
Nie sah man Hildebrand vor Zorn so grimmig beben.

Da schlug er Volkern, daß vom Helm und Schild manch Ba
Umherstob allenthalben bis an des Saales Wand;
So fand der kühne Spielmann, von Hildebrand erschlagen,
Nun unverhofft das Ende vor seinen Lebenstagen.

Da drangen zu dem Streite des edlen Dietrichs Mannen;
Viel Panzerringe flogen da durch ihr Schwert von dannen;
Man ſah ſie fliegen hoch bis an der Wölbung Dach;
Sie hieben aus den Helmen gar manchen blut'gen Bach.

Da ſah von Troneg Hagen den Spielmann Volker todt;
Das war bei dieſem Feſte die allergrößte Noth,
Die er erlitt von Freunden und irgend einem Mann;
O weh, wie grimmig rächte nun Hagen ſich ſodann.

„Nun ſoll ſein nicht genießen der alte Hildebrand!
Todt liegt hier mein Gehülfe, todt von des Helden Hand,
Der beſte Heergeſelle, den jemals ich gewann."
Den Schild nun rückt' er höher, und hauend ging er dann.

Der kühne Helfrich nun Dankwarten da erſchlug;
Gunthern und Giſlern war das freilich leid genug,
Als ſie ihn fallen ſahn in ſeiner großen Noth.
Mit ſeinen Händen wohl vergalt er ſeinen Tod.

Indeſſen ging nun Wolfhart, der kühne, hin und wieder,
Und hieb bald hier bald dort die Mannen Gunthers nieder.
Es war das drittemal, daß durch den Saal er kam,
Und manchen Recken er nun dort das Leben nahm.

Da rief der Herre Giſ'ler den kühnen Wolfhart an:
„O weh mir, daß ich hier ſolch grimmen Feind gewann!
Nun mögt ihr, edler Ritter, euch wenden gegen mich,
Und laßt uns beide kämpfen recht brav und ritterlich."

Da kehrte Wolfhart ſich zu Giſelher im Streit,
Und jeder ſchlug dem andern gar manche Wunde weit;
Mit ſeiner Kraft ſodann er auf den König drang,
Daß über's Haupt das Blut ihm von den Füßen ſprang.

Mit ſchnellen Schlägen grimmig empfing da Ute's Kind
Wolfharten, der als Held ſo ſtolz und kühn geſinnt.
Wie ſtark auch Wolfhart war, es half fürwahr ihm wenig;
Nie konnte kühner ſein ein gar ſo junger König.

Wolfharten durch den Panzer ſchlug er mit kühnem Muth,
Daß da von ſeiner Wunde ihm niederfloß das Blut.
Tödtlich verwundet ward da Dietrichs Lehensmann;
Wohl Niemand anders hätte dem Recken das gethan.

Als nun der kühne Wolfhart die Wunde da empfand,
Ließ fallen er den Schild, und höher hob die Hand
Sein ſtarkes Schwert, das war gar breit und ſcharf genug;
Durch Helm und Panzer nun der Held da Giſ'lern ſchlug.

Sie hatten beide ſich den grimmen Tod gegeben;
Auch Dietrichs Lehensmann war nun nicht mehr am Leben.
Als Hildebrand, der Alte, Wolfharten fallen ſehn,
Konnt' ihm vor ſeinem Tode nichts Trüberes geſchehn.

Geſtorben waren Gunther's und ſo auch Dietrichs Mannen
Recht inniglich betrübt ging Hildebrand von dannen
Hin an den Ort, wo Wolfhart gefallen in das Blut;
Da ſchloß er in die Arme den Recken kühn und gut.

Doch als er aus dem Hauſe ihn tragen wollte dann,
Mußt' er ihn liegen laſſen, zu ſchwer war ihm der Mann;
Er fiel ihm aus den Händen nun wieder in das Blut.
Der Todeswunde ſah, er meint' es mit ihm gut.

Da ſprach zu ihm der Neffe: „Vielieber Oheim mein,
Ihr könnt mir nicht mehr frommen, könnt mir nicht hülfreich ſein;
O hütet euch vor Hagen, das dünket mir wohl gut;
Er trägt in ſeinem Herzen gar einen grimmen Muth.

Wie meine Anverwandten auch meinen Tod beklagen,
Den nächſten und den beſten mögt ihr nun von mir ſagen,
Daß ſie nicht weinen mehr, das thut ja gar nicht noth;
Von Königshand ereilte mich ehrenvoll der Tod.

Auch hab' ich wohl da drinnen gerächt ſo meinen Leib,
Daß es beweinen möchte ſo manches Ritters Weib;
Wenn einer euch drum fragt, ſo möget ihr nun ſagen,
Daß ich mit eigner Hand wohl hundert dort erſchlagen."

Des Fiedlers dachte Hagen da auch mit tiefem Gram,
Dem früher Hildebrand im Kampf das Leben nahm.
Da ſprach er zu dem Degen: „Ihr ſollt mein Leid entgelten,
Ihr habt uns hier geraubt ſo manchen tapfern Helden."

Er ſchlug auf Hildebrand, daß man das gute Schwert,
Den Balmung, ſauſen hörte, das weiland wohl bewehrt
Sigfrieden Hagen nahm, als er den Held erſchlug.
Da wehrte ſich der Alte, denn er war kühn genug.

Der Recke Dietrichs ſchlug auf den von Troneg zwar
Mit voller Kraft, allein ſo ſcharf ſein Schwert auch war,
So konnt' er nicht verwunden da Gunther's Lehensmann.
Da ſchlug ihn aber Hagen durch ſeinen Panzer dann.

Als ſeine Wunden fühlte der alte Hildebrand,
Da fürchtet' er mehr Schaden wohl noch von Hagens Ha
Den Schild warf über'n Rücken jetzt Dietrichs Lehensmann
Der Held, zwar ſtark verwundet, doch Hagen noch entrann.

Von allen Degen war — man konnt's mit Wahrheit ſagen
Jetzt Niemand mehr am Leben, als Gunther nur und Hag
Mit Blut bedeckt ging nun der alte Hildebrand
Zu Dietrich hin, und machte die Nachricht ihm bekannt.

Er ſah den Fürſten ſitzen verſenkt in tiefen Gram,
Der, als ihm jener nahte, mehr Kummer noch bekam.
Er ſah da Hildebrand vor ſich von Blute roth,
Da fragt' er, wie es ihm die Sorge wohl gebot:

„Nun ſagt mir, Hildebrand, wie ſeid ihr doch ſo naß
Vom Blute da geworden? ſagt mir, wer that euch das?
Ihr habt wohl mit den Gäſten geſtritten ohne Noth;
Ihr hättet's laſſen ſollen, da ich's euch ſtreng verbot."

Er ſprach zu ſeinem Herrn: „So wiſſet, das that Hagen,
Er hat mir in dem Hauſe die Wunden hier geſchlagen,
Als in dem wilden Kampfe ich von den Recken eben
Mich wenden wollte; kaum entkam ich mit dem Leben."

Da ſprach der Berner drauf: „Ganz recht iſt euch geſchehn,
Ihr hörtet doch mich Freundſchaft den Recken zugeſtehn,
Und bracht den Frieden, den ich ihnen doch gegeben.
Hätt' ich nun Schmach davon, es koſtet' euch das Leben."

„O zürnet nicht ſo ſehr, mein Herre Dieterich,
Mir und den Freunden iſt der Schade fürchterlich.
Wir hätten Rüdigern getragen gern von dannen;
Das wollten uns nicht gönnen des König Gunther's Mannen."

„O weh mir dieſes Leides! iſt Rüdiger doch todt?
Das iſt der größte Jammer in aller meiner Noth;
Die edle Gotelind iſt meiner Baſe Kind;
O weh der armen Waiſen, die zu Bechlaren ſind."

Ihm brachte Trauer da, des Leides viel ſein Tod,
Stark fing er an zu weinen, ihn zwang dazu die Noth.
O weh der treuen Hülfe, die ich verlor für immer!
Den Tod von Etzel's Mannen verwind' ich wahrlich nimmer.

Hört, Meiſter Hildebrand, könnt ihr genau mir ſagen,
Wer wohl der Recke war, der ihn da jüngſt erſchlagen?"
Er ſprach: „Das that mit Kraft der ſtarke Gerenot,
Doch liegt von Rüd'gers Händen nun auch der Held dort todt."

Er ſprach zu Hildebrand: „Nun ſaget meinen Mannen,
Daß ſie ſich waffnen bald, denn ich will ſchnell von dannen;
Und laſſet ſchnell mir bringen mein lichtes Kampfgewand;
Die Helden frag' ich ſelber aus der Burgunden Land."

Da ſagte Hildebrand: „Wer ſoll nun zu euch gehn?
Wer noch am Leben iſt, den ſeht ihr vor euch ſtehn;
Das bin ich ganz allein; die Andern ſind längſt todt.“
Sehr ſchreckt' ihn dieſe Nachricht und macht' ihm große Not

So großes Leid erfuhr noch nie der edle Degen.
Er ſprach: „Sind meine Mannen denn all' im Kampf erlege
So hat mich Gott vergeſſen; ich armer Dieterich,
Welch ein gewalt'ger König, welch reicher Fürſt war ich!

Wie konnt' es ſich denn fügen, o ſagt mir, wie es kam,
Daß alle ſie geſtorben, die Helden lobeſam,
Durch jene Kampfesmüden, die ſelbſt ſo ſehr in Noth?
Hätt' ich nicht Unglück, wäre noch ihnen freund der Tod.

Doch da mein Schickſal einmal die Wendung nun genommen
Sagt mir, iſt von den Recken nicht irgend wer entkommen?“
„Weiß Gott,“ ſprach Hildebrand, „ich wüßte nicht zu ſagen
Daß Jemand noch entkam, als Gunther nur und Hagen.“

„O wehe, lieber Wolfhart, hab' ich auch dich verloren,
So möcht' ich's faſt bereuen, daß ich je ward geboren;
Und dich auch, Siegeſtab, dich Wolfwein und Wolfbrand!
Wer ſoll mir helfen nun im Amelungenland?

Und iſt der kühne Helfrich, iſt der mir auch erſchlagen,
Gerbert und Wichart, kann ich die genug beklagen?
Das iſt für meine Freuden der letzte Tag wohl dann;
O wehe, daß vor Leiden doch Niemand ſterben kann!“

38. Wie Gunther und Hagen erſchlagen wurden.

Da ſuchte nun Herr Dietrich ſich ſelbſt ſein Kriegsgewand,
Als er ſich waffnete, half ihm da Hildebrand.
Da klagte ſo gewaltig der edle kräft'ge Mann,
Daß dreb das ganze Haus zu dröhnen faſt begann.

Doch rechten Heldenmuth er wieder bald gewann;
In ſeinem Grimme ward der Held gewaffnet dann.
Den feſten Schild, den nahm er nun in die ſtarke Hand,
Und ging alsbald von dannen mit Meiſter Hildebrand.

Da ſprach von Troneg Hagen: „Ich ſehe dorten gehn
Herrn Dieterich, der will uns wohl im Kampf beſtehn,
Nach ſeinem ſtarken Leide, das ihm allhier geſchehn;
Doch wer den Preis erhält, das wird man heute ſehn.

Und mag ſich der von Bern, mag ſich Herr Dieterich
Auch dünken ſtark an Kräften und noch ſo fürchterlich,
Wenn er's an uns will rächen, was man ihm angethan,
So bied' ich noch im Kampfe ihm wohl die Spitze dann."

Die Rede hörte Dietrich und Meiſter Hildebrand.
Da ging Herr Dietrich hin, wo er die Recken fand;
Sie hatten ſich gelehnt dort an des Hauſes Wand.
Da ſetzte Dietrich nieder den Schild aus ſeiner Hand.

Zu Gunther ſprach in Sorgen Herr Dieterich nun hier:
„Wie konntet, reicher König, ihr handeln ſo an mir,
Dem Armen und Elenden? Sagt mir, was that ich euch?
Und allen meinen Troſt, den raubtet ihr zugleich.

Euch dünkte nicht genug die große bittre Noth,
Daß Rüdiger durch euch gefunden ſeinen Tod;
Auch aller meiner Mannen beraubtet ihr mich dann;
Traun, ſolch ein Leid hätt' ich euch Degen nie gethan.

Denkt an euch ſelber nun, an euer eignes Leid,
An eurer Feinde Tod, an jenen harten Streit;
Nimmt das euch guten Degen nicht ganz den frohen Muth?
O wehe, Rüd'gers Tod, wie er ſo leid mir thut!

Wem in der Welt geſchah wohl je des Leides mehr?
An meinen, euren Jammer wohl dachtet ihr nicht ſehr;
Was ich für Freunde hatte, die ſind durch euch erſchlagen.
Die lieben Anverwandten, ſie werd' ich ſtets beklagen."

„Wir ſind ſo ſchuldig nicht," rief Hagen ihm entgegen:
„Nach dieſem Hauſe kamen all' eure kühnen Degen,
Sie waren wohl bewaffnet, traun, eine große Schaar.
Mich dünkt, ihr wißt die Sache nicht wie ſie wirklich war."

„Wie ſoll ich's anders glauben? mir ſagte Hildebrand,
Als meine Recken da von Amelungenland
Begehrten, daß ihr Rüd'gern herausgäbt aus dem Saal,
Da ward den kühnen Helden doch Spott nur allzumal."

Da ſprach der Vogt vom Rhein: „Sie wollten von hinnen tragen
Den kühnen Rüdiger; das mußt' ich nun verſagen,
Gzeln zu Leid' und nimmer doch deiner Mannen Schaar,
Bis Wolfhart drüber ſchalt und ſehr entrüſtet war."

Da ſprach der Held von Bern: „Da's einmal nun ſo iſt,
Sieh, edler König, der du die Tugend ſelber biſt,
Erſatz mir für die Leiden, die du mir angethan;
Nach ſolcher Sühn' erlaſſ' ich die Schuld dir gänzlich dann.

Ergieb dich mir zur Geißel, du und dein Lebensmann,
So will ich dich behüten, wie ich auf's beſte kann,
Daß bei den Hünen hier euch Niemand etwas thut;
Ihr ſollt bei mir nichts finden, als nur, was treu und gut."

„Das wolle Gott nicht," rief da Hagen ihm entgegen,
„Daß ſich ergeben ſollten vor dir die beiden Degen,
Die ſo gewaffnet noch und wehrhaft vor dir ſtehn;
Das würde wahrlich nur zu großer Schmach geſchehn."

„Verſprecht es nimmer," ſagte hierauf Herr Dieterich,
„Gunther und Hagen, ihr habt wahrlich, beide mich
So ſehr gekränkt, ſo tief gebeugt mir Herz und Muth;
Erfreut mich drum, es iſt wohl billig, daß ihr's thut.

Ich geb' euch meine Treu', geb' euch darauf die Hand,
Daß ich mit euch will reiten heimwärts in euer Land;
In Ehren geh' ich mit euch, ereilt mich nicht der Tod,
Und will um euretwillen vergeſſen meine Noth."

„Nun mutbet uns nicht mehr noch zu," versetzte Hagen;
„Es ziemt sich nicht, daß man von uns je sollte sagen,
Daß wir uns euch ergeben, daß ihr es selbst gesehn;
Man sieht bei euch hier Niemand, als Hildebranden stehn."

„Weiß Gott," sprach Hildebrand, „es ziemt euch wohl, Herr Hagen,
Den Frieden anzunehmen, den wir euch angetragen,
Es kommt noch wohl die Zeit, wo ihr ihn möchtet nehmen;
Der Sühne meines Herrn braucht ihr euch nicht zu schämen."

„Wohl nähm' ich eher noch die Sühne," sagte Hagen,
„Eh' ich von einem Degen mich in die Flucht ließ schlagen,
Wie ihr es selbst gethan, ihr, Meister Hildebrand;
Ich glaubt', ihr hieltet besser vor euren Feinden Stand."

„Wozu," sprach Hildebrand, „verweiset ihr mir das?
Wer war's, der auf dem Schild am Wasgausteine saß,
Als Walther da von Spanien ihm so viel Freund' erschlug?
Ihr fändet an euch selber zu tadeln wohl genug."

Da sprach der Herre Dietrich: „Es ziemt sich nicht, daß Helden
So hadern und sich wie die alten Weiber schelten.
Ich sag's euch, Hildebrand, laßt das, und sprecht nicht mehr.
Mich Armen drückt danieder der große Jammer sehr.

Laßt hören doch, Herr Hagen, was spracht ihr schnelle Degen,
Als ihr mich kommen sahst, und ich euch ging entgegen
Gerüstet, wie ich war? ihr sagtet beiderseit,
Ihr wolltet mit mir kämpfen und mich bestehn im Streit."

„Das läugnet Niemand euch," ſprach Hagen da, der Degen,
„Ich will es hier verſuchen mit Stichen und mit Schlägen,
Es ſei denn, daß zerbräche das Nibelungenſchwert.
Mich wurmt's, daß man uns beide zu Geißeln hier begehrt."

Als Dietrich ſah, daß Hagen ſo gar ergrimmt und wild,
Da zuckte raſch der Degen nun auch den breiten Schild;
Wie gegen ihn da Hagen herab die Stiege ſprang!
Das Nibelungenſchwert auf Dietrich nun erklang.

Da merkte wohl Herr Dietrich, daß jener kühne Mann
Gar grimmen Muthes war; der Fürſt von Bern begann
Zu ſchützen und zu ſchirmen ſich vor den bangen Schlägen,
Und wohl erkannt' er Hagen, den vielgewandten Degen.

Auch fürchtet' er den Balmung, die Waffe ſtark genug;
Doch mittlerweil' auch Dietrich mit Liſt nun wieder ſchlug,
Bis er den kühnen Hagen im Streite doch bezwang;
Er ſchlug ihm eine Wunde, die war gar tief und lang.

„Du biſt," ſo dachte Dietrich, „gerathen hier in Noth,
Und wenig Ehre brächte mir drum fürwahr dein Tod.
Ich will's verſuchen, ob ich dich erzwingen kann
Zu einer Geißel mir." Mit Sorgfalt ward's gethan.

Den Schild ließ er nun fallen; des Helden Kraft war groß.
Mit ſeinen beiden Armen er Hagen da umſchloß;
Da ward von ihm bezwungen der rieſenkühne Mann.
Der edle Gunther ſehr zu trauern drob begann.

Zu Chriemhild führte Dietrich jetzt Hagen, den er band,
Und gab der edlen Kön'gin nun ganz in ihre Hand
Den kühnſten Recken da, der jemals Waffen trug.
Nach ihrem großen Leide war ſie nun froh genug.

Da neigte vor dem Degen ſich König Etzel's Weib:
„O daß du immer wäreſt beglückt an Seel' und Leib!
Du haſt mich wohl ergötzet nach meiner bittern Noth;
Dafür will ich dir dienen, bis mich ereilt der Tod.“

„O edle Königin,“ ſprach Dietrich, „laßt ihn leben!
Es könnte doch vielleicht noch eine Zeit wohl geben,
Wo euch ſein Dienſt vergütet, was euch von ihm geſchehn;
Seid gnädig, ſeht ihr ihn auch hier gebunden ſtehn.“

In einen Kerker ließ ihn Chriemhild führen da,
Wo er lag eingeſchloſſen und wo ihn Niemand ſah;
Der edle König Gunther zu fragen da begann:
„Wo kam der Held von Bern hin? er hat mir Leids gethan.

Da ging der Herre Dietrich ihm alſobald entgegen.
Der König Gunther war ein kühner tapfrer Degen;
Nicht länger wartend lief er vor den Saal hinaus;
Von ihren beiden Schwertern erhub ſich da ein Strauß.

Beſtand auch Dietrichs Muth ſchon manche ſchwere Proben,
So ſah man Gunthern doch ſehr zürnen da und toben,
Weil er nach großen Leiden ſchon längſt ſein Todfeind war;
Daß Dietrich mit dem Leben entkam, war wunderbar.

Wohl glichen ſich an Muth und Kraft die beiden Degen,
Palaſt und Thürme dröhnten von den gewalt'gen Schlägen,
Als ihre Schwerter hieben auf ihren Helm voll Wuth.
Der König Gunther hatte gar kühnen Heldenmuth.

Doch der von Bern bezwang ihn, wie's Hagen ſchon geſchah;
Durch ſeine Panzerringe floß ihm das Blut nun da
Von einem ſcharfen Schwerte, das trug Herr Dietrich;
Es fecht', ſo müd' er war, doch Gunther ritterlich.

Er ſah ſich dort gebunden von Dietrichs ſtarker Hand;
Nie ſollten Könige wohl leiden ſolches Band.
Ließ er den König frei und ſeiner Mannen Schaar,
Glaubt' er das Leben Aller in drohender Gefahr.

Da nahm Dietrich von Bern den Helden bei der Hand,
Und brachte' ihn hin gebunden, wo er Chriemhilden fand.
Mit ſeinem großen Leide nun auch ihr Kummer ſchwand;
Sie ſprach: ‚Willkommen, Gunther, aus der Burgunden Land!'

Er ſprach: „Mich neigen würd' ich, vielliebe Schweſter mein,
Wenn euer Gruß mir holder und gnäd'ger möchte ſein;
Allein ihr zürnt mir ſehr, das weiß ich, Königin,
Drum grüßt ihr mich und Hagen auch nur ſo obenhin."

Da ſprach der Held von Bern: „Vieledles Königsweib,
Noch nie ward euch als Geißel ſo edler Ritter Leib,
Als ich ſie, edle Frau, euch heute hier gegeben.
So laßt denn mir zu Liebe, laßt dieſe Armen leben."

Sie ſprach, ſie thät' es gerne; und es entfernte ſich,
Mit Thränen in den Augen, von ihnen Dieterich.
Doch Etzel's Weib, gewohnt der Rache ſtets zu pflegen,
Nahm da das Leben bald den auserwählten Degen.

Sie ließ ſie abgeſondert in ihrem Kerker da,
Daß keiner mehr ſeitdem den andern wiederſah,
Bis ihres Bruders Haupt ſie hin zu Hagen trug.
Chriemhild hatt' an den Beiden ſich nun gerächt genug.

Da ging die Königin, und als ſie Hagen ſah,
Recht feindlich ſprach Chriemhild nun zu dem Helden da:
„Wollt ihr mir wiedergeben, was ihr mir einſt genommen,
So mögt ihr wohl noch lebend zu den Burgunden kommen."

Da ſprach der grimme Hagen: „Das Wort iſt ganz verloren,
Vieledle Königin, ich hab' es feſt geſchworen,
Daß ich den Schatz nicht zeige; ſo lange noch am Leben
Nur einer meiner Herrn, kann ich ihn Niemand geben."

„Ich bring' es nun zu Ende," ſprach da das edle Weib.
Da nahm ſie ihrem Bruder auch ſeinen ſchönen Leib.
Man ſchlug das Haupt ihm ab, und als ſie es nun trug
Am Haar zu Hagen hin, da that ihr's leid genug.

Als er des Herren Haupt in tiefem Unmuth ſah,
Sprach zu Chriemhilden nun der kühne Recke da:
„Du haſt's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Und es iſt ſo gegangen, wie ich es mir gedacht.

So iſt nun von Burgunden der edle König todt,
Und Giselher der junge und auch Herr Gerenot.
Den Schatz, den weiß nun Niemand, als Gott und ich allein,
Unholein, dir für immer ſoll er verborgen ſein."

Sie ſprach: „Da ihr ſo üble Vergeltung mir gewährt,
So will ich wenigſtens behalten Siegfrieds Schwert,
Das trug mein holder Friedel da ich zuerſt ihn ſah,
An dem mir Herzeleid durch eure Schuld geſchah."

Sie zog es aus der Scheide, das konnt' er nicht verwehren;
Doch ihn ſogleich zu tödten, das war da ihr Begehren.
Als ſie ihm mit dem Schwert das Haupt herunterſchlug,
Sah es der König Etzel; dem war es leid genug.

„O wehe!" rief der Fürſt, „wie iſt nun da erlegen
Den Händen eines Weibes der allerbeſte Degen,
Der je zum Kampfe ging, je Schild und Waffen trug;
Wie feind ich ihm auch war, er thut mir leid genug."

„Sie ſoll es nicht genießen," ſprach Meiſter Hildebrand,
„Daß ſie ihn da erſchlug; denn, wenn auch ſeine Hand
Mich ſelber oft gebracht in Angſt und große Noth,
So will ich muthig rächen doch des Ironegers Tod."

Als Hildebrand Griemhilden voll Zorn entgegenſprang,
Und auf der Kön'gin Haupt das ſchwere Schwert nun ſchwang,
Da that es ihr wohl leid, doch nichts vermochte ſie;
Was konnt' es ihr da helfen, daß ſie noch gräßlich ſchrie!

Da lag nun von den Todten bald hier, bald dort, ein Leib;
In Stücken war zerhauen das edle Königsweib.
Dietrich und Etzel huben gar sehr zu weinen an;
Mit ihnen klagten innig Verwandt' und Freunde dann.

Die Ehr' und Ruhm erworben, sie lagen alle todt.
Die Leute hatten alle viel Jammer und viel Noth.
Mit Leid war da geendet des Königs hohes Fest,
Wie denn zuletzt die Liebe stets Leid nur übrig läßt.

Ich kann euch nicht beschreiben, was weiter noch geschah;
Die Ritter und die Frauen, die sah man weinen da,
Dazu die edeln Knechte um lieber Freunde Tod.
So schließt die Mähr: das ist der Nibelungen Noth.

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

17.5
96 189 2

Die

wundersamen Mährlein

vom

Berggeist Rübezahl.

Von

Dr. Heinrich Doering.

Erfurt 1841.

Expedition der Thüringer Chronik.

Ich, Rübezahl, hab' jederzeit
An Possen und Schwänken mich erfreut.
Stets lass' ich meinem Humor den Zügel,
Kurzum, ich bin im Geisterreich
Das ungefähr, was, Menschen, unter euch
Der kluge Schalksnarr Eulenspiegel.

S. G. Bürde.

Erſtes Capitel.

e der Berggeiſt ſich verliebte in die ſchöne Toch- e des Fürſten Berſanuph, und wie er ſie ent- führte aus ihres Vaters Schloß.

s war ein ſchöner Frühlingstag. Die Vögel zwit- rten, die Käfer ſummten, die Quellen rieſelten, Bäume und Gebüſche, von leiſem Hauch bewegt, nen traulich mit einander zu flüſtern. Da begab ich, daß der mächtige Berggeiſt, der ſeit undenk- n Zeiten hauſte in dem Rieſengebirge, aus ſeinen rirdiſchen Höhlen und Schluchten hervortrat, wo ich verborgen aus Scheu vor der Liſt und dem der Menſchen. Als er nun unſichtbar hinabſtieg dem Gipfel der Rieſenkoppe in das anmuthige l, das mit ſeinem bunten Blumenteppich ſich weit ehnte vor ſeinen Blicken, da gewahrte er einen s von jungen Mädchen, die fröhliche Lieder ſan- , und Blumenkränze flochten, und ſich ergingen llerlei anmuthigen Spielen. Es war aber eine jenen Jungfrauen von ſo wunderſamer Schön- , daß ſie wohl eher für einen Engel als für ein

ſterbliches Weſen zu halten war. Sie aber, die vor allen andern ſo hochbegabt durch Anmuth und Liebreiz, war nichts weniger, als eine Prinzeſſin, Emma geheißen, des Fürſten Berſanuph Tochter, der damals in einem Theil von Schleſien gebot, und wohl der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit genannt werden konnte.

Es begab ſich aber, daß plötzlich eine Stille eintrat in dem muntern Kreiſe. Der Prinzeſſin Händen entſank der Kranz, den ſie eben geflochten, und tief in ſich verſunken lauſchte ſie den lieblichen Tönen einer ſanft flötenden Nachtigall. Auch ihre Geſpielinnen lauſchten mit ihr, und als nun, auf des Berggeiſtes Gebot, plötzlich ein vielſtimmiger Chor von Nachtigallen ſich hören ließ in den nahen Gebüſchen, da kannte der Prinzeſſin Entzücken keine Grenzen und ſie gab es kund durch manchen freudigen Ausruf. Aber ihr Erſtaunen vermehrte ſich noch. Kaum traute ſie ihren Augen, als überall Veilchen und Hyazinthen und noch andere lieblich duftende Blumen emporſproßten zu ihren Füßen, und liebliche Roſengirlanden den Platz einſchloſſen, wo ſie verweilte mit ihren Geſpielinnen.

Noch hatte ſich ihr Erſtaunen nicht durch Worte kund gegeben, als der Berggeiſt ſichtbar hervortrat in eines wunderſchönen Jünglings Geſtalt. Er näherte ſich der Prinzeſſin und ſprach: „Ich liebe dich, du holdes Weſen; ſage mir, liebſt du mich wieder?“ Eine glühende Röthe flog über der Prinzeſſin Antlitz. Scheu ſenkte ſie den Blick zu Boden, aber ſie erhob

hn ſogleich wieder, und ihr ſchwarzes, leuchtendes Auge traf den zudringlichen Fremdling mit den zürnenden Worten: „Wie dürft ihr euch unterfangen, auf ſo unziemliche Weiſe um mich zu werben, und mein Ohr zu verletzen durch eure Liebesanträge? Wißt, daß ich Emma geheißen, die Tochter des mächtigen Fürſten Berſamuph —

„Verzeihe,“ ſprach, ſie unterbrechend, der Berggeiſt. „Eure Sitten und Gebräuche kenn' ich nicht. Ich weiß nur, daß ich dich liebe. Komm, du Holdſelige, verlaſſe die Umgebungen, die deiner unwürdig, und folge mir in reinere Regionen. Herrſchen ſollſt du dort unter mächtigen Weſen, herrſchen über mich, das mächtigſte unter allen. Sieh mich nicht ſo finſter an; ich weiß, du liebſt, du kannſt mich lieben.“

So ſprechend, ſchlang der Berggeiſt ſeinen Arm um die Prinzeſſin, und hoch in die Lüfte ſich mit ihr emporſchwingend, erreichte er in einem Augenblick den Gipfel der Rieſenkoppe. Namenloſer Schrecken aber ergriff Emma's Geſpielinnen, als ihre Herrin ihnen auf ſo wunderſame Weiſe entriſſen worden. Sie eilten in das Schloß des Fürſten Berſamuph, und erzählten ihm, was ſich begeben. Der aber gerieth in grenzenloſe Verzweiflung. Er rang die Hände, und rannte umher in den Gemächern ſeines Schloſſes, und wollte ſich nicht tröſten laſſen; denn die Prinzeſſin war ſein einziges Kind und er hatte ſie ſo lieb.

Pracht, Glanz und Ueberfluß herrſchten in dem Pallaſt, den der Berggeiſt hervorgezaubert auf dem

Gipfel der Rieſenkoppe. Aber die Prinzeſſin, die alle dieſe Herrlichkeiten ſchauen ſollte, ſchloß noch immer ihr holdſeliges Auge, gefeſſelt von einer tiefen Ohnmacht, die ſie befallen, als der Geiſt ſich mit ihr in die Lüfte ſchwang. Sie erwachte endlich. „Wo bin ich denn?“ ſprach ſie, ängſtlich umherſchauend. Als ſie nun aus des Berggeiſtes Munde erfuhr, daß ſie ſich in dem Pallaſt eines der mächtigſten Gnomenfürſten befinde, der ſie innig liebe und wieder von ihr geliebt zu werden wünſche, da warf ſich die Prinzeſſin ihm zu Füßen, und flehte jammernd, daß er ſie wieder zurückkehren laſſen möchte an ihres Vaters Hof, und ſie verſchonen mit ſeiner Liebe, die ſie doch nicht erwiedern könnte. Da ward der Berggeiſt gar traurig, ſich alſo verſchmäht zu ſehen. Denn er hatte ihr erklärt, daß ſie nach Willkühr herrſchen ſolle über alle ſeine Unterthanen und über ihn ſelbſt. Als er daher ſeine Liebesanträge wiederholte, da rief die Prinzeſſin zürnend: „Hinweg, Unhold, hinweg aus meinen Augen!“

Da verſchwand der Berggeiſt, vor der Prinzeſſin Augen in einen leichten Nebel zerfließend. Mehrere Tage vergingen, er ließ ſich nicht wieder blicken. Unſichtbar umſchwebte er die Trotzige, die ihn verſchmäht und ſeine Liebe. Ihre leiſeſten Wünſche wurden erfüllt, und von Geiſterhänden ſchnell für ſie herbeigeſchafft, was ihr irgend noch mangeln konnte bei all dem Glanz und Ueberfluß, der ſie umgab. Als ſie nun umherwanderte durch die prachtvollen Gemächer

s Pallastes, die aufgehäuften Schätze und Herrlich-
keiten bewundernd, da traten die hellen Thränen in
e Augen, und sie meinte zu vergehen vor Wehmuth,
nn sie zurückdachte an ihres Vaters Schloß und an
e treuen Gespielinnen. In dem ganzen Pallast
r kein lebendes Wesen zu schauen, und sie bebte
bei dem Schall ihrer eignen Tritte. „Soll ich
r sterben vor Langerweile?“ rief sie trostlos. „Er-
eine, du, der du mich gebannt in diese Einöde!“

Zweites Capitel.

Wie der Berggeist den Namen Rübezahl erhielt.

Da stand des Berggeists verhaßte Gestalt plötzlich
r ihr, und sprach: „Was verlangst du, Gebiete-
n?“ Die Prinzessin aber entgegnete schnell: „Ge-
llschaft verlang' ich, Menschen will ich sehen; aber
erschone mich mit deinen Geistern.“ — „Es ge-
hehe, wie du willst!“ sprach der Berggeist, augen-
icklich verschwindend, doch sogleich wieder erschei-
end. In der einen Hand trug er ein goldnes Stäb-
en, in der andern ein Körbchen, gefüllt mit frischen
Rohrrüben. Er reichte beides der Prinzessin, und
rach lächelnd: „Hier hast du Gesellschaft!“

Die Prinzessin warf einen fragenden Blick auf das

Körbchen. Thränen drangen unwillkührlich hervor aus ihrem Auge. „Grausamer Geist," sprach sie, „ist es nicht genug, daß du mich den Meinigen geraubt? Verdien' ich noch deinen Spott?" „Du thust mir Unrecht, erwiederte jener. Doch du würdest mich nicht abermals kränken, wenn du wüßtest, wie wunderſame Zauberkraft in dieſen Rüben verborgen. Jede, die du berührſt mit dieſem goldnen Stäbchen, wird ſich ſogleich verwandeln in die Geſtalt, die du zu ſehen wünſcheſt."

So ſprechend, verſchwand der Geiſt, und ergötzte ſich, die Geliebte unſichtbar umſchwebend, an dem Spiel und Geſchwätz mit ihren Jugendfreundinnen, die mit täuſchender Aehnlichkeit von ihr hervorgezaubert worden aus den Mohrrüben. Sie fühlte ſich ſo froh in dem Kreiſe ihrer Geſpielinnen, daß es ihr gar nicht einfiel, dem Geiſt, der ſich ſeitdem nicht wieder hatte blicken laſſen, zu rufen und ihm zu danken für den ihr verſchafften Genuß. Mehrere Tage waren ſchon vergangen, als ſie einſt Morgens in den Blumenſaal trat, wo ſie ihre Freundinnen ſchon verſammelt zu finden hoffte. Ergriffen von namenloſen Schrekken ſtand ſie da, wie feſtgewurzelt in den Boden. Statt der blühenden jungen Mädchen wankten ihr gekrümmte Mütterchen ächzend und hüſtelnd entgegen. Einige waren ſogar niedergeſunken und ſchienen verſcheiden zu wollen.

Bleich und verſtört eilte die Prinzeſſin in den Garten, und rief den Geiſt. „Du Falſcher," ſprach ſie,

er erſchienen, „warum raubſt du mir die letzte
ude, indem du tückiſch meinen Freundinnen die
gend nimmſt. Verjünge ſie wieder!“ — „Du for-
ſt von mir, was unmöglich,“ entgegnete der Berg-
iſt. „Ich gebiete zwar über die Kräfte der Natur,
er ſie ſelbſt vermag ich nicht zu hemmen in ihrem
uf. Deine Geſpielinnen waren ſo lange jung und
ühend, als noch Saft vorhanden in den Rüben;
it dieſen welken auch jene dahin. Aber ich verſpre-
e dir neue Rüben, aus denen du dir dann die
reundinnen ſchaffen kannſt, die du ſchmerzlich ver-
iſſeſt.“

Aber das Körbchen, das ihr der Geiſt bald nach-
er brachte, enthielt nur wenige Mohrrüben. „Du
ußt warten,“ ſprach er, ſich entſchuldigend, „bis die
eugeſäeten aufgegangen, denn du biſt ein wenig ver-
chwenderiſch damit geweſen.“ — „Wie viel haſt
u denn geſäet?“ fragte die Prinzeſſin. „Du wirſt
enug haben,“ entgegnete der Geiſt.

Mit dieſen Worten wollte ſich die Prinzeſſin nicht
egnügen, beharrte, trotz ſeiner Weigerung, auf dem
underlichen Einfall, daß er die Rüben zählen ſolle,
ie er geſäet auf dem Gipfel der Rieſenkoppe. „Da-
an will ich prüfen,“ ſprach die Prinzeſſin, „ob du
ich wirklich ſo liebſt, wie du mir nun ſchon ſo oft
geſagt.“

Als er nun gieng, da ſchaute die Prinzeſſin ihm
ach mit boshaftem Lächeln, und während er begriffen
im eifrigen Zählen, zog ſie ſchnell eine der ſtärkſten

und ſchönſten Mohrrüben aus dem Körbchen, und verwandelte dieſelbe in ein geflügeltes Roß. „Trage mich," ſprach ſie, ſich behend hinaufſchwingend, trage mich in meine meine Heimath!" Da ſchoß das Flügelpferd mit Adlersſchnelle hinab in das Thal, und trug die kühne Reiterin nach dem Schloſſe ihres Vaters, des Fürſten Berſanuph, der außer ſich vor Freude die verſchwundene Tochter empfing und ſich ausführlich erzählen ließ, wie es ihr ſo wunderſam ergangen.

Der Berggeiſt hatte indeß auf dem Gipfel der Rieſenkoppe die Mohrrüben gezählt, und zwar dreimal, um recht ſicher zu gehen. Freudig eilte er zurück in ſeinen Pallaſt, um der Geliebten die erwartete Botſchaft zu bringen. Vergebens aber ſuchte er ſie in allen Gemächern, vergebens im Garten. Er merkte Verrath. Blitzſchnell ſchwang er ſich hoch in die Lüfte. Da ſah er, wie die Treuloſe ſo eben hinwegflog über die Grenze ſeines Reichs. Wüthend ſchleuderte er ihr einen Blitz nach, der aber nur eine hochſtämmige Eiche zerſplitterte. In ſeinem Ingrimm, ſich ſo verhöhnt und betrogen zu ſehen, fuhr er hinab in den tiefſten Schacht des Gebirges, mit dem feſten Entſchluß, die Menſchen für immer zu meiden. Seine Liebesgeſchichte ward indeß bald bekannt, und von Munde zu Munde ging bald der ihm ertheilte Spottname Rübezahl.

Drittes Capitel.

Wie der Großknecht Michel ein Paar Eſelsohren bekam.

Weg mit Lieb'ſ- und Freiersgrillen!
Weg! Um eines Weibes willen
Härmt ſich nur ein Thor.
Nein! in meinem luſt'gen Reiche
Treib' ich meine luſt'gen Streiche
Nach wie vor.

So tröſtete ſich der Berggeiſt, als er mit dem feſten Vorſatz, ſich nie wieder zu verlieben, aus ſeiner unterirdiſchen Behauſung wieder emporſtieg, und das lang entbehrte Sonnenlicht begrüßte. Es mochten ſeitdem wohl dreihundert Jahre vergangen ſein, und kaum erkannte er, als er den Gipfel der Rieſenkoppe betrat, die Gegend wieder. Unten im Thal reihte ſich Dorf an Dorf, ein großer Theil der Waldung war ausgerottet, und die Mauern und Thürme einer geräumigen Stadt erhoben ſich da, wo weiland das Schloß des Fürſten Berſanuph geſtanden. Keine Spur mehr war davon vorhanden und ſelbſt der Name jenes Fürſten war verſchwunden mit ſeiner einſt ſo mächtigen Herrſchaft.

Als er nun so die Gegend ringsumher beschaute, die ihm völlig fremd, da murmelte er vor sich hin: „Wie doch die Menschen gehaust und gewirthschaftet haben auf meinem Grund und Boden, als ob sie Herren wären, und ich gar nicht vorhanden. Indeß — ich will doch einmal sehen, wie sie's treiben."

Mit diesem Vorsatz stieg der Berggeist das Thal hinab, und trat in der Gestalt eines gar hübschen rüstigen Burschen als Knecht in eines reichen Bauers Dienste. Wie er nun gar fleißig war, und treu und redlich dazu, da hatte sein Herr darob eine große Freude, und rühmete und beschenkte ihn gar oft in der andern Knechte Gegenwart. So ward denn Hans, wie er sich nannte, allmählig geheilt von seinem Menschenhaß, und es wollte ihm bedünken, als sei das Erdenvölklein doch nicht durchaus so schlimm, als er bisher geglaubt.

Es begab sich aber, daß er einst von seinem Brodherrn in ein entferntes Dorf gesandt ward, jenseits der Riesenkoppe gelegen, über die ihn sein Weg führte. Als er nun reisefertig stand, den Quersack über den Rücken, den Knotenstock in der Hand, da klopfte ihm eine junge, gar hübsche Bauersfrau auf die Schulter und sprach freundlich: „Schreitet nur wacker zu, lieber Hans, daß ihr noch vor Abend die Riesenkoppe wieder hinter euch habt und sicher seid vor Rübezahls Neckereien."

„Rübezahl? Wer ist das?" entgegnete Hans, sichtbar betroffen und tief verletzt, den Spottnamen zu

r ihn an ſein vor dreihundert Jahren erleb-
Jabentheuer erinnerte. Da ſtemmte aber die
Bäuerin die Hände in die Seiten und rief,
mäßiges Gelächter ausbrechend, den hinzu-
Knechten und Mägden entgegen: „Ei du
t! Denkt euch nur! Hans weiß nicht, wer
iſt! Sollte man's glauben! Den Rübezahl
kennen! Aber er ſoll ihn kennen lernen!“
rechend, ward Hans, ſo ſehr er ſich ſträubte,
n ihr zurückgezogen in die Stube, und mußte
llen laſſen mit gar mannichfachen Zuſätzen
h zu vernehmen, wie es ihm ergangen mit
eſſin Emma, des Fürſten Verſauuph Tochter.
gangen zu werden, meinte die hübſche Bäue-
yabe der garſtige Kobold wohl verdient; denn
allgemein bekannt, wie er harmloſe Wande-
annichfache Weiſe necke und ſchrecke, und ſie
h hinabſchleudere in tiefe Schluchten und
Als nun aber Hans etwas zur Vertheis
s Berggeiſtes vorbringen wollte, fiel ihm
necht, Michel geheißen, ein ziemlich vorlau-
e, raſch in's Wort, und behauptete ſteif und
Berggeiſt ſchon einmal geſehen zu haben auf
der Rieſenkoppe, in eines rußigen Köhlers Ge-
ühenden Augen, dem rothen Judasbart und dem
z, der ihm hinten aus dem Kleide hervorgeguckt.
mich ſchon gepackt, ſprach Michel; aber ich hielt
geweihten Roſenkranz vor, und ſchlug ihn ſo in
, indem ich ihm ſeinen Spottnamen nachrief.“

Hans sah ihm ernst ins Gesicht. „Das nenn' ich unverschämt lügen," sprach er. „Du hast ihn nie gesehen, den Rübezahl." Da ward aber der Großknecht Michel gar entrüstet, und entgegnete: „Wie kannst du so frech behaupten, daß ich gelogen?" — „Höre, sprach Hans, wiederkennen müßtest du doch den Rübezahl, wenn du ihn einmal gesehen." „Das versteht sich," versetzte Hans. „Aber er wird sich hüten, mir zu erscheinen und sich wieder an mir zu vergreifen." „Meinst du?" rief Hans, und in demselben Augenblicke erhielt der Großknecht Michel von ihm ein Paar derbe Ohrfeigen.

„Nun kannst du sagen, daß du den Rübezahl gesehen," rief Hans mit höhnischem Gelächter, „und kannst, falls man dir's nicht glauben sollte, es keck beschwören bei deinen Eselsohren."

Es war aber, als Hans so sprach, dem Großknecht Michel an seinem Haupt zur Rechten und zur Linken ein Eselsohr emporgeschossen. „Das nehmt euch zur Warnung," rief Hans den erstaunten Knechten und Mägden zu, „und laßt euch nicht gelüsten, den Berggeist bei seinem Spottnamen zu nennen. Es könnte euch leicht noch übler bekommen." So sprechend, verließ er des reichen Bauers Haus, dessen Bewohner ihm nachblickten voll Schreck und Staunen. Zeitlebens aber behielt der Großknecht Michel seine garstigen Eselsohren, die, wenn er sie stutzte, immer wieder schnell emporwuchsen.

Viertes Capitel.

Wie der fleißige Bauersmann Peter immer tiefer verſinkt in Armuth und Noth.

Als nun Rübezahl wieder zurückgekehrt in ſein Waldgebiet, erwachte die unwiderſtehliche Luſt in ihm, Jeden, den ſein Weg durch das Rieſengebirge führte, zu necken durch allerlei Poſſen und loſe Schwänke. Den harmloſen Wanderer ſchreckte er in den mannichfachſten Geſtalten, bald als Köhler, bald als Waidman, mitunter auch wohl als ein Haſe oder Hirſch mit ſtattlichem Geweih. Am meiſten verdroß ihn die wiederholte Erzählung ſeines Liebesabentheuers im Munde vorüberziehender geſchwätziger Bauerdirnen. Da ließ er plötzlich alle Winde brauſen, die denn mit ihren Gewändern ein gar unverſchämtes Spiel trieben. Bisweilen rächte er ſich aber auch wohl noch empfindlicher, und verwandelte das ſchwellende Moos, auf dem ſie ſich niedergelaſſen, plötzlich in einen garſtigen Sumpf, und ein gellendes Gelächter erſchallte, wenn ſie darin hinabgeſunken. An ſolchen und andern loſen Streichen fand er lange Gefallen. Aber es gab auch Augenblicke, wo ſein Unmuth und Menſchenhaß

einem beſſern Gefühle wich, und wo Armuth und unverſchuldetes Unglück an ihm eine kräftige Stütze fanden.

Das war männiglich bekannt, und beſonders wußten die Leute in der Gegend, wo jetzt der ſchleſiſche Badeort Warmbrunn gelegen, gar viel zu erzählen von Rübezahls Huld und Freigebigkeit, die er einem armen Bauersmann erwieſen. Der hieß Peter, und ließ ſich's gar ſauer werden Tag und Nacht, um ſeinem Weibe und ſeinen fünf Kindern Brod zu ſchaffen. Aber es war, als ob kein Segen ruhte auf ſeiner Arbeit. Denn obſchon Peter ſich ſelbſt auch die kleinſte Labung verſagte, ſo wollte der karge Verdienſt doch nicht ausreichen. So drückten ihn Kummer und Mangel, und das Herz wollte ihm brechen vor Wehmuth, wenn er Abends bei ſeiner Heimkehr kaum ſo viel mitbrachte, um ſeiner Kinder Hunger zu ſtillen.

Wenn er nun Nachts nicht ſchlafen konnte vor Kummer, entwarf er wohl manche Pläne, ſeine Lage zu verbeſſern. Aber ſie ſcheiterten alle an ſeiner Armuth. „Nur ein hundert Thaler," ſprach er einſt zu ſeinem Weibe, „und mir wäre geholfen. Da kauft' ich mir einen Acker und einen Stier dazu, und wollte dann das Feld beſtellen nach Herzensluſt." Wie er nun hin und her ſann, an wen er ſich wohl mit Erfolg verwenden möchte wegen eines ſolchen Darlehns, da ſprach ſein Weib: „Wie wär' es Peter, du gienge ſt zu meinen Verwandten da drüben im Gebirge, und legteſt ihnen unſre Noth dringend au's Herz.

Sie ſind wohlhabende, reiche Leute.“ „Aber eben deshalb hart und lieblos,“ entgegnete Peter; „denn in ihrem Ueberfluſſe wiſſen ſie gar nicht, wie es dem Armen zu Muthe.“ Indeß gab er doch ſeines Weibes dringenden Bitten nach, nahm herzlich Abſchied von ihr und den Kindern, und machte ſich auf den Weg zu ſeiner Frau Verwandten jenſeits des Rieſengebirges.

Fünftes Capitel.

Wie Peter vergebens Hülfe ſucht bei ſeinen reichen Vettern, und wie es ihm weiter ergieng.

Als nun Peter müd' und erſchöpft ankam in dem Dorf, wo die reichen Vettern wohnten, hätte er ſich gern zuvor durch ein Schlücklein geſtärkt in der Schenke. Aber ſeine Taſchen waren und blieben leer, er mochte ſie umwenden, wie er wollte. Da ging er denn mit ſchweren Herzen zu ſeinen Vettern. Es wollte ihm jedoch bedünken, als werde er von ihnen heimgeſendet werden mit leerer Hand. Und ſo geſchah es auch. Er ward zwar höflich empfangen, erhielt jedoch, als er ſeine Bitte ſchüchtern vortrug, unter allerlei leeren Ausflüchten eine abſchlägliche Antwort. So gieng es ihm bei den meiſten ſeiner Verwandten. Einer aber der

reichste und hartherzigste, schalt ihn obendrein einen schlechten Wirth, der das Seinige verthan, und wies ihm die Thür, ihm noch aus dem Fenster nachrufend, sich nie wieder blicken zu lassen, denn einer Familie wie die seinige, solches Lumpengesindels, müßten sich achtbare Leute mit Recht schämen.

„Das sind böse, garstige Menschen!“ sprach ein ärmlich gekleideter Mann, der Petern, als er besinnungslos aus dem Dorfe eilte, am Arm ergriff. „Kommt zu mir in meine Hütte. Ich bin zwar arm und kann euch nicht viel geben; aber nehmt vorlieb mit dem guten Willen. Ruht aus und erquickt euch; ihr scheint's nach eurem bleichen Aussehn wohl nöthig zu haben. Es war aber Niemand anders, als der Hirt des Dorfs, Niklas geheißen, der einen Bissen Brod und dazu einen Schluck Branntwein gar freundlich theilte mit dem armen Peter. Der war aber nicht zu bewegen länger zu verweilen in der Hütte, und der Ruhe zu pflegen, obschon er derselben wohl bedürftig. Er drückte dem wackern Niklas die Hand, und machte sich schnell auf den Heimweg.

Als er nun den Gipfel der Riesenkoppe erreicht, da sank er vor Frost und Erschöpfung halb ohnmächtig nieder unter einer holzstämmigen Tanne, und brach in laute Klagen aus über die Lieblosigkeit und Härte der Menschen. Es war ihm, als müßt' er vergehen vor Jammer und Wehmuth, als er daran dachte, nun wieder zu seinem Weibe und seinen Kindern zu kommen, nicht im Stande, ihnen die geringste Labung darbringen zu

können. Er verſank darüber in ein dumpfes Hinbrüten. Plötzlich ſprang er auf, und rief; „Noch giebt's Ein Mittel. Vergebens ſucht' ich Hülfe bei den Menſchen, und fand kein Erbarmen in meiner grenzenloſen Noth. Wie wär's, wenn ich den mächtigen Berggeiſt anflehte, der hier hauſen ſoll in dieſen Gebirgen. Er ſoll zwar böſe ſein und launiſch, aber man rühmet doch auch ſeine Großmuth und Milde. Ich will ihn rufen." So ſprechend ſchrie Peter, unter Zittern und Zagen, ſo laut, als er konnte: „Rübezahl! Herr Rübezahl!" In demſelben Augenblicke ſank er jedoch, erfaßt von einem gewaltigen Windſtoß, beſinnungslos zu Boden.

Sechstes Capitel.

Wie der Berggeiſt dem armen Peter hundert Thaler lieh.

„Verdammter Bauernlümmel!" ſprach die donnernde Stimme des Berggeiſtes, der in der bekannten Köhlergeſtalt vor ihm ſtand, und ihn mit durchbohrendem Blick betrachtete. „Weißt du nicht, daß das letzte Stündlein dem geſchlagen, der ſich erkühnt, den mir verhaßten Namen auszuſprechen? Sterben mußt du; darum wähle, ob du lieber erwürgt ſein willſt,

oder ob ich dir den Schädel zerschmettern soll mit meinem Schürrbaum."

„Thut, was euch gut dünkt," sprach der arme Peter bebend, doch mit verzweifelter Fassung. „Nur gewährt mir die Bitte, und hört mich erst an, eh' ihr mich tödtet." „Sprich," brummte Rübezahl vor sich hin, und jener schilderte nun treuherzig sein namenloses Leid und Elend, und wie er von den reichen Vettern Hülfe gehofft, und kein Erbarmen gefunden. Als er nun in Rübezahl's Gesichtszügen, die etwas freundlicher geworden waren, einige Theilnahme zu bemerken glaubte, da faßte er sich ein Herz, und trat hervor mit der Bitte um ein Darlehn von hundert Thalern. „Euch, Herr," sprach er, „ist das eine Kleinigkeit, und mir und den Meinigen wäre dadurch geholfen. Nur auf ein Jahr borgt mir jene hundert Thaler, und ich geb' euch eine Handschrift darüber, und zahl' euch das Geld zurück mit den landesüblichen Zinsen und mit meinem besten Dank dazu."

Da brach Rübezahl in ein gellendes Gelächter aus. „Narr!" rief er, „gehe zu deines Gleichen, wenn du Geld borgen willst. Von mir bekommst du keins." „Das ist nicht euer Ernst, Herr," entgegnete Peter treuherzig. „Hab' ich euch doch erzählt, wie spröd' ich abgewiesen worden von den reichen Vettern. Ich seh's euch an, ihr seid nicht so hart und lieblos. O habt Erbarmen! ich bitt' euch nochmals, oder — tödtet mich auf der Stelle, und befreit mich so für immer von meinem namenlosen Elend."

Als der arme Peter ſo ſprach, glaubte er ein gutmüthiges Lächeln in Rübezahl's Zügen zu bemerken. „Sei's denn!“ ſprach der Berggeiſt, „ich will ſie dir borgen, die hundert Thaler, aber merke dir, daß ich ſie wieder haben muß in Jahresfriſt.“

Peter betheuerte es. Aber das Herz klopfte ihm immer ſtärker, als er dem Geiſte auf unwegſamen Pfaden folgte, immer tiefer waldeinwärts. Neben einer rieſenhohen Tanne, die ihre Zweige herabſenkte; auf einen ſchroffen Felſen ſtand Rübezahl ſtill. Er ſtampfte mit dem Fuße, und der Eingang zu einer, wie es ſchien, ſehr geräumigen Höhle, ward ſichtbar. Merke dir dieſen Baum,“ ſprach Rübezahl, auf die Tanne deutend, „und folge mir!“

Als nun Peter ſich ſo ganz allein befand in dem ſchauerlichen Felſengewölbe, matt erleuchtet von einer Lampe, da fühlte er wie ihm das Herz pochte. Er warf einen ſcheuen Blick auf die ungeheure Braupfanne, die ihm in der Mitte der Höhle entgegenglühte, angefüllt bis zum Rande mit harten Thalern. Dukaten und andere Goldſtücke blinkten in mehreren kleinen Gefäßen. „Nimm dir, ſo viel du brauchſt!“ ſprach Rübezahl. Da zählte ſich der arme Peter gewiſſenhaft die erbetenen hundert Thaler ab, und unterzeichnete mit ſeines Namens Unterſchrift den Schuldſchein, den Rübezahl unterdeß eigenhändig niedergeſchrieben. „Geh' mit Gott!“ ſprach er, ihm auf die Schulter klopfend. „Vergiß nicht wieder zu kommen in Jahr und Tag, zu dieſer Stunde und an dieſem Ort, um

mir die hundert Thaler zurückzuzahlen, die ich dir geliehen.“ Der arme Peter aber gelobte das heilig, und Freude und Sehnsucht beflügelten seine Schritte, als er wieder aus der Höhle emporgestiegen, und die Wanderung nach seiner Heimath antrat.

Siebentes Capitel.

Wie Peter mit Weib und Kindern sich nach der Riesenkoppe begab, um den Berggeist aufzusuchen.

Als nun Peter wieder heimgekehrt zu den Seinigen, und die unterwegs eingekauften Lebensmittel auf dem kleinen Tisch in seiner Hütte ausbreitete, und den vollen Geldbeutel freudig emporhielt, da war seine Frau ganz unerschöpflich in dem Lobe der guten Vettern. Peter ließ seine liebe Anna in dem Glauben, daß ihre Verwandten es gewesen, die ihm geholfen in seiner Noth, und ihn außerdem gar freundlich empfangen und bewirthet. So wohl zu Muthe war es ihm lange nicht gewesen, als in diesem Augenblick, wo er Weib und Kinder einmal sättigen konnte. „Nun hat uns Gott geholfen,“ sprach er, „und nur an uns kann es liegen, wenn wir uns durch Arbeit und Fleiß nicht erheben aus dem Druck der Armuth, der so lange schwer auf uns gelastet.“

Da ging nun Peter den Seinigen mit gutem Beiſpiel voran, und war vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend beſchäftigt auf dem kleinen Grundſtück, das er nebſt einem Stier und dem nöthigen Ackergeräth und Saatkorn von einem Nachbar erhandelt. Anna ſpann gar fleißig, und die Kinder ſchnitzten hölzerne Löffel und Quirle zum Verkauf auf dem Markt. Der Lohn ihres Fleißes blieb nicht aus; ja es ſchien ein wunderſamer Segen auf dem Gelde zu ruhen, das der arme Peter dem Berggeiſt verdankte. Luſtig wogten die Aehren, oft dreifache Frucht tragend, auf dem ſorgſam beſtellten Acker. Faſt übermäßig bezahlt ward der Flachs, den Anna geſponnen, und ſelbſt der Kinder Holzarbeiten fanden ſchnellen Abſatz. So vermehrte ſich Peters kleine Habe, und als der Winter herankam, hatte er außer ſeinem Stier noch eine Kuh und drei Ziegen in ſeinem Stall. Wenn er nun ſeinen Reichthum betrachtete, vergaß er nie im Stillen dem guten Berggeiſt zu danken, der ihm dazu verholfen.

Als nun das Jahr ſich ſeinem Ende näherte, und der Tag immer näher heranrückte, an welchem er das ihm geliehene Geld zurückerſtatten mußte, da freute er ſich gar innig, durch Fleiß und Sparſamkeit die runde Summe von hundert und zwanzig Thalern erübrigt zu haben. Es wollte ihm aber bedünken, daß nur der Segen, der auf Rübezahl's Gelde beruhte, ihm zu ſo reichlichem Gewinn habe verhelfen können, zumal in dieſer kurzen Zeit. Um ſo mehr hielt er ſich

verpflichtet, als ein ehrlicher Mann, die geliehenen hundert Thaler pünktlich zurückzuzahlen.

Kaum graute der Morgen des Tags, an welchem der von ihm geliehene Wechsel fällig, so weckte Peter schon Weib und Kinder. „Kommt," sprach er, „zieht euch schnell an, und werft euch in euren Sonntagsstaat. Mein Darlehn muß ich heute dem guten Vetter zurückerstatten, und da sollt ihr mich begleiten und wir wollen ihm alle recht herzlich danken."

Da kleideten Frau und Kinder sich schnell an, und fort ging's mit raschen Schritten.

Achtes Capitel.

Wie Rübezahl auf Peter's Rufen nicht erschien, und wie Peter sich darob große Sorgen machte.

Als Peter nun mit den Seinigen den Gipfel der Riesenkoppe erreicht, da stand er plötzlich still an der Stelle, wo ihm der Berggeist zuerst erschienen, und sprach: „Es wäre wohl thöricht, wenn wir jetzt hinabstiegen in's Thal und dort in dem Dorf die reichen Vettern begrüßten, die mich so schnöd' und kalt hinweggewiesen von ihrer Thür. Keinem unter ihnen hab' ich etwas zu danken. Hier aber, wo wir jetzt

ſtehen, fand ich meinen Retter und Wohlthäter. Es iſt Niemand anders als der Geiſt dieſes Gebirges.“

Da erſchrak Anna gar heftig, und die Kinder zitterten und bebten, und ſahen ſich ſcheu um, befürchtend, daß Rübezahl hinter einem Baumſtamm hervortreten möchte. Peter aber ſprach ihnen Muth ein, und hieß ſie dort ſeiner harren, bis er wieder käme. So machte er ſich auf, alles Wehklagens und Zurückhaltens ungeachtet, und wanderte tiefer hinein in den Wald. Als er nun die ſchroffe Felſenwand erreicht, über welche ſich die Zweige der Rieſentanne hinabſenkten, da ſchwenkte er den Hut und rief, den Beutel hoch emporhaltend: „He da, Herr Berggeiſt! euer Schuldner iſt gekommen! der arme Peter iſt da!“

Aber der Berggeiſt kam nicht, trotz wiederholtem Rufen. Da ſtampfte Peter mit dem Fuße, wie es Rübezahl gethan, in der Hoffnung, der Eingang zu der Höhle, in die er mit dem Geiſt hinabgeſtiegen, werde ſich vielleicht öffnen. Aber die Felſenwand blieb verſchloſſen, und Peter ſah ſich endlich genöthigt wieder zurückzukehren zu den Seinigen. Als er ihnen nun aber ſein Mißgeſchick klagte, fand er wenig Theilnahme, und Anna meinte, es ſei eben ſo gut und wohl noch beſſer, daß der Berggeiſt ihm nicht erſchienen. Damit war aber Peter gar nicht zufrieden. „Es gehe mir, wie es wolle,“ ſprach er entſchloſſen, und rief ſo laut er konnte: „Rübezahl! Rübezahl! Rübezahl!“

„Da iſt er!“ rief Peters Knabe, ſich ſcheu an

den Vater ſchmiegend. „Wo?“ rief Peter haſtig. — „Siehſt du nicht dort hinter der Tanne den langen ſchwarzen Mann, der ſo furchtbar umherſchaut mit ſeinen feurigen Augen.“ Aber weder hinter dem bezeichneten Baum, noch ſonſt wo, war eine Spur des Berggeiſtes zu finden. Da ward Peter gar traurig, daß er unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte mit Weib und Kindern. „Vielleicht, dachte er, hab' ich's dadurch verſehen, daß ich ſie mitnahm und nicht ganz allein die Wanderung angetreten nach der Rieſenkoppe. Aber Morgen iſt auch ein Tag! Ich ruhe nicht eher, bis ich das Geld zurückgezahlt und meinen Schein wieder habe.“

Neuntes Capitel.

Wie Peter belohnt ward für ſeine Redlichkeit.

Als Peter ſo ſprach, und ſich gar nicht darüber zufrieden geben wollte, daß der Berggeiſt nicht erſchienen, da erſchallte plötzlich der Wind durch das dürre Laub, und wie er die Blätter vor ſich her trieb, da wollte es dem Knaben, der vorhin den Geiſt erblickt, bedünken, als flatt're unter dem Laube ein weißes Papier. Hurtig ſprang Hänschen darnach und brachte es dem Vater. Dem traten aber die

hellen Thränen in die Augen, als er einen Blick auf das Blatt geworfen. Es war der von ihm ausgestellte Schuldschein. Der war aber mitten durchgerissen, und am Rande ſtanden die Worte: „Zu Dank bezahlt.“ — Da küßte Peter in ſeiner Freude Weib und Kinder, eins um's andere, und rief: „O du großmüthiger, edler Geiſt. Habe Dank!“ und zurück von der Felſenwand hallte das Echo: „Dank! Dank!“

Es geſchah aber, daß Peter, ehe noch ein Jahr vergangen, durch Fleiß und Sparſamkeit zu einem wohlhabenden Manne geworden, der ſich einen Knecht halten konnte und Wagen und Pferde dazu. Nun, meinte er, könne er den reichen Vettern, die ihn ſo ſchnöd' abgewieſen, wohl unter die Augen treten. Als er aber mit den Seinigen nach dem Dorfe fuhr, da fand er ihre Häuſer von fremden Leuten bewohnt, und hörte aus ihrem Munde, wie die reichen Vettern längſt verarmt und nun umherſchweiften in der weiten Welt, und obſchon das wohl eine gerechte Strafe ihres Hochmuths und ihrer Liebloſigkeit war, ſo that es dem guten Peter doch herzlich leid, und er ſprach noch viel darüber mit dem alten Hirten Niklas, der ſich ſeiner ſo freundlich angenommen in ſeiner großen Noth. Den nahm er aber aus Dankbarkeit mit ſich in ſein Haus, und verpflegte ihn bis an ſein Ende; denn Niklas war erblindet, und nährte ſich kümmerlich von dem kärglichen Gnadenbrode, das er der Dorfgemeinde verdankte.

Als nun aber Peter längſt das Zeitliche geſegnet,

und seine Anna auch dahingegangen, da wußten noch viele Leute in Warmbrunn gar viel von ihm zu erzählen, und besonders, wie und auf welche Weise er zu seinem Wohlstande gekommen, nachdem er lange gelebt in Jammer und Elend.

Zehntes Capitel.

Wie Rübezahl einen kleinen Bauerjungen verschlingen wollte mit Haut und Haar.

Wie nun Peters wundersame Geschichte noch lange erzählt und wieder erzählt ward in allen Spinnstuben und Schenken, da begab es sich, daß gar manchem die Lust anwandelte, auch sein Glück zu versuchen mit dem Berggeist. Wer durch Spiel und schlechte Wirthschaft das Seinige vertan, oder wen der Geiz trieb, noch mehr Schätze aufzuhäufen, erschien am Fuß der Riesenkoppe und rief den Geist, in der Erwartung, von ihm beschenkt zu werden. Rübezahl ließ sich zwar nicht blicken, doch bestrafte er die Zudringlichen auf gar mannichfache Weise. Bald lockte er sie durch blaue Flämmchen in Sümpfe, bald ließ er sie Schätze heben, die sich, wenn sie heimgekehrt, wieder verwandelten in Laub, Steine und allerlei garstigen Unrath. Mitunter scheuchte er auch wohl die Gewinnsüchtigen durch einen Steinhagel aus seinem Gebiet.

Es begab ſich aber, als er einſt in ſeiner Lieblingstracht, als Köhler, auf dem grünen Raſen der Rieſenkoppe lag, daß ein armes Bauerweib daher geſchritten kam, einen großen Tragkorb auf dem Rücken. Ein kaum zweijähriges Kind ſaß darin, ein noch kleineres trug ſie auf dem Arm. Ein Junge von etwa drei Jahren hing an ihrer Schürze; der älteſte Knabe aber eilte der Mutter voraus, die faſt zuſammenſank unter ihrer ſchweren Laſt. Sie ſetzte den Korb in das Gras, und den Kleinen, den ſie herausgehoben, daneben, und hieß die beiden ältern Kinder bei ihm zu bleiben und mit ihm zu ſpielen, während ſie, den Säugling an der Bruſt, unter den Bäumen umherwanderte, das dürre Laub ſammelnd. Aber der zurückgelaſſene Kleine ſchrie immer ärger, und warf die Waldbeeren weg, die ſie ihm reichte, um ihn zu beruhigen. Da ward die arme geplagte Frau gar ungeduldig, und rief, um den Knaben zu ſchrecken: „He, Rübezahl! Komm, und friß den verdammten Schreier!“

„Da bin ich!“ ſprach der Berggeiſt, der in ſeiner bekannten Köhlergeſtalt plötzlich vor ihr ſtand. Furcht und Schrecken lähmten des Weibes Zunge. „Hab' Dank, ſtotterte ſie, es iſt ſchon gut — ich wollte nur den Kleinen zum Schweigen bringen.“

Da lachte aber Rübezahl laut auf, und ſprach: „Du haſt mich gerufen — gerufen bei meinem Spottnamen, was Niemand ungeſtraft thun darf. Her mit dem Jungen! Es iſt ein guter Biſſen!“ So ſprechend, ſtreckte er die mit Ruß und Kohlenſchwärze

bedeckte Hand aus nach dem Knaben. „Nein!“ schrie das Weib in trostloser Verzweiflung, „erst mußt du mich erwürgen, ehe du meinem lieben Kinde ein Leid zufügst.“ Und damit ergriff sie ihn mit der einen Hand am Bart, und packte mit der andern krampfhaft seinen ausgestreckten Arm.

„Wie du dich geberdest!“ sprach Rübezahl lächelnd. „Es war ja nur mein Scherz. Aber höre,“ fuhr er fort, als das arme Weib, befreit von ihrer unendlichen Angst, tief aufathmete — „höre, der Knabe, so ungezogen er auch scheint, gefällt mir. Weißt du was? ich will ihn annehmen an Kindesstatt, und du erhältst von mir so viele blanke Thaler, daß du daran genug haben sollst dein Lebelang.“

„Nicht wahr, der kleine Schelm gefällt euch?“ entgegnete das Weib. „Seht nur, wie er dasitzt und uns anlacht mit seinen blauen Augen. Nein, Herr, bietet mir an, was ihr wollt — den Jungen bekommt ihr nun und nimmermehr.“

„Thörin,“ brummte Rübezahl finster vor sich hin, seine innige Freude über die herzliche Mutterliebe verbergend. „Hast du nicht Sorge und Noth genug mit deinen Kindern, die du wohl kaum sättigen kannst, und willst mir nicht eines davon abtreten. Du solltest Gott danken —“

„O Herr,“ unterbrach ihn das arme Weib, „würdet ihr doch nicht so sprechen, wenn ihr wüßtet, was sich regt in einer Mutter Herzen, wenn ihre Kinder so munter um sie her hüpfen und springen. Ihr habt

Recht, ich bin arm, sehr arm, aber arbeitsam und fleißig; und das muß ich wohl, denn mein Mann möchte sonst —"

„Sich doch nicht etwa an dir vergreifen?" fiel ihr Rübezahl in's Wort. Ei, da sollte — Aber was treibt denn dein Mann?"

„Seht, lieber Herr," entgegnete das Weib, „mein Mann muß sich's auch gar sauer werden lassen. Er hat so einen kleinen Glashandel, und da arbeitet er den ganzen Winter hindurch zu Hause, und wenn der Sommer kommt, da wandert er mit seinen Waaren hinüber und herüber nach Böhmen. Wie gesagt, er muß sich sehr plagen, der arme Mann. Aber hört, es wird Mittag. Noch einmal, vergebt mir's, daß ich euch gerufen in meiner Noth, und wollt ihr mir noch einen Gefallen thun, so helft mir meinen schweren Korb aufladen."

Das that Rübezahl sogleich, und sah, wie das Weib, ihm freundlich dankend, sich noch oftmals umschaute, als sie den Berg hinabwanderte, den Säugling an der Brust und den kleinen Schreier auf dem Arm, während die beiden ältern Kinder jubelnd vor ihr hersprangen.

Eilftes Capitel.

Wie der armen Bauersfrau großes Leidwesen sich wieder in Freude und Lust verwandelt.

„Sollt' ich den Korb zu fest gepackt haben?“ sprach das Weib verwundert zu sich, als die Last mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, immer schwerer ward, daß sie fast zu Boden sank. Sollte der Berggeist, von dessen Schelmereien man sich so gar mancherlei erzählt, mir etwa ein Paar Steine hineingeworfen haben?“ Aber nichts als dürres Laub fand sie, als sie den Korb emsig durchsuchte. Da nahm sie ihn wieder auf den Rücken, und niedergebeugt von der noch immer fortdauernden Schwere, dankte sie Gott, als sie endlich ihr Häuslein erreicht.

Als sie nun den Säugling in die Wiege gelegt, und mit ihren Kindern sich herzlich erquickt hatte an einem kargen Mittagsmahl, gieng sie in den Stall, wo sie gleich bei ihrer Heimkehr einer muntern Ziege und drei Zicklein das gesammelte Laub hingeschüttet. Da sah sie, mit namenlosem Schrecken, wie die Ziege nebst zwei Zicklein starr und leblos dalagen, und wie das dritte Zicklein sich umherwälzte in furchtbaren Verzuckungen. Ihre letzte Habe, ihr ganzer Reichthum

war vernichtet und ſie brach in ein Jammergeſchrei aus, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. „O meine guten Thierchen! O ich armes unglückliches Weib! Nun ſind wir ganz zu Grunde gerichtet, ich und mein guter Mann! Was wird er ſprechen, wenn er heimkehrt! Wie wird er mich ſchlagen, denn glauben wird er, daß ich die Ziege und die Zicklein vernachläſſigt und daß ſie ſo ihren Tod gefunden. O daß ich ſelbſt ſtürbe! Was ſoll ich noch ferner in dieſem Jammerthal, da das Schickſal mir alles geraubt!“ Als ſie nun ſo troſtlos jammerte, da dachte ſie ihrer Kinder, die noch friſch und geſund, und ſchämte ſich ihres Kleinmuths, und flehte herzinniglich zu Gott, daß er ihr ihre Läſterung verzeihen möchte, bei dem großen Leide, das ſie betroffen.

Sie war zu Boden geſunken vor Schmerz, und als ſie wieder aufſtand, glänzte ihr etwas entgegen aus dem Laube. Kaum traute ſie ihren Augen, als ſie einen blanken Dukaten erblickte, und zugleich ſah, daß die Krippe mit ähnlichen Goldſtücken angefüllt. „Rübezahl!“ rief ſie, und Freudenthränen rollten über ihre bleichen Wangen. Nun erklärte ſie ſich ihrer lieben Ziegen unbegreiflichen Tod, und viele tauſend Dukaten fand ſie in dem Bauche und dem Magen der Thiere, als ſie ſchnell in's Haus gerannt, um ein Meſſer zu holen. In ihrem Freudentaumel hatte ſie gar nicht an ihren Mann gedacht. Nun aber fiel ihr's mit Schrecken ein, wie Hans, zur Habſucht und zum Geiz geneigt, leicht Weib und Kinder darben

laſſen möchte, wenn er plötzlich zu dem Beſitz ſo vielen Geldes käme. Da eilte ſie zu dem Pfarrer des Dorfes, und erzählte ihm, wie es ihr ſo wunderſam ergangen. Der aber gab ihr manche gute Rathſchläge, wie das Geld am beſten zu verwenden zu ihrem und ihres Mannes Vortheil, und nahm die blanken Dukaten gegen einen ihr eingehändigten Schein in Empfang. Dieſe aber — ſo war das Weib geheißen — gieng gar fröhlich wieder heim, und bereitete aus der geſchlachteten Ziege ein gar köſtliches Mahl, um ihren Hans einmal recht zu laben bei ſeiner Rückkehr.

Zwölftes Capitel.

Wie es dem Glashändler Hans erging auf der Rieſenkoppe, und wie er aus einem gar armen Mann ein reicher ward.

Es begab ſich aber, daß Rübezahl, lange umhergeſchaut nach dem Glashändler Hans, den ſein Weg, wie er wußte, über die Rieſenkoppe führte, ihn einherſchreiten ſah, gar luſtig und guter Dinge, einen Kaſten auf dem Rücken, voll der ſchönſten Tafeln böhmiſchen Glaſes, die er um einen gar billigen Preis gekauft. Die Sonne brannte ſehr, und erſchöpft ſetzte er ſeinen Kaſten auf einen Baumſtamm, und warf ſich

hin auf den Rasen, die müden Glieder behaglich aus-
streckend.

Als er nun so da lag, und seinen vortheilhaften Einkauf überdachte, und sich ergötzte an mancherlei luftigen Plänen und Entwürfen, wie er sich's künftig bequemer machen und zur Fortschaffung seiner Waaren sich einen Esel kaufen wollte, vielleicht auch einen Acker und ein Gärtchen, und zu der Ziege und den Zicklein eine Kuh —. da erhob sich plötzlich ein Wirbelwind, der den Kasten von dem Baumstamm den Berg hinabschleuderte, daß klirrend die herrlichen Glastafeln in tausend Stücke zerbrachen. Und als er nun da stand, starr vor Schreck, und laut aufschreien wollte und doch nicht konnte, da erscholl ein gellendes Gelächter, und es ward ihm bald klar, wer ihm den tückischen Streich gespielt.

„Heilloser Berggeist! Verdammter Rübezahl!“ rief Hans, trostlos die Hände ringend. „Daß dich der Satan packte, und dich hinabschleuderte in den tiefsten Pfuhl der Hölle! Du Rübenzähler! Du Jungfernräuber! Du böser heimtückischer Kobold! Komm! Hier bin ich! Erwürge mich! Hast du mir Alles genommen, so nimm mir auch das Leben!“

Kaum hatte er seinem Schmerz Luft gemacht durch diese Verwünschungen, als seine Wangen ihm hoch anschwollen durch ein Paar derbe Maulschellen von unsichtbarer Hand. Ein Prügelregen ergoß sich auf seinen Rücken, und von unwiderstehlicher Gewalt den Berg hinabgetrieben, erreichte er seine Hütte in dem

kläglichſten Zuſtande. Mit Thränen ſchilderte er ſeiner Frau ausführlich, wie es ihm ergangen, und ſchloß ſeinen Jammerbericht mit den Worten: „Du ſiehſt, es bleibt uns nichts übrig, als daß wir das Letzte verkaufen, was wir noch haben, die Ziege, mein' ich, und die Zicklein, und daß ich mit dem daraus gelöſten Gelde wieder zurückwandere nach Böhmen, um neue Glastafeln zu kaufen.“

Da nahm aber Lieſe das Wort und ſprach: „Ach, lieber Hans, die Ziege und das Zicklein ſind todt.“ — „Todt?“ entgegnete Hans, und das Wort erſtarb ihm beinahe auf der Zunge. „Todt die Ziege und die Zicklein? Daß ſich Gott erbarme! Dann giebt's keine Rettung mehr für uns alle, als einen ſchleunigen Tod.“

Als Hans noch ſo ſprach, und in dem kleinen Stüblein hin- und herlief, vor namenloſem Jammer die Hände ringend, unter lauten Verwünſchungen Gottes, der ihn ſo hart gezüchtigt, da trat der Pfarrer des Dorfes in's Zimmer und verkündete, er bringe ihm eine gar frohe Botſchaft. Hans aber wollte ſie gar nicht hören in ſeinem Unmuth; „möchte ſie,“ meinte er, „beſtehen, worin ſie wolle, ſeine Ziege und ſeine Zicklein bekäme er doch dadurch eben ſo wenig wieder, als ſeine böhmiſchen Glastafeln.“ Da verwies ihm aber der Pfarrer gar ernſtlich ſeinen Mangel an Vertrauen auf die Vorſehung, und warf ihm vor, daß er ſchon ſeit Jahr und Tag in keine Kirche gekommen, daß er ſich beherrſchen laſſe von Habſucht

it, und eben daher ſein braves Weib oft ſchlecht
ehandelt, und was dergleichen wohlverdiente
ſe mehr waren.

o doch," fuhr der Pfarrer fort, „iſt euch durch
e Frau ein unverhofftes groſſes Glück zu Theil
n, wofür ihr dem Himmel nicht genug dan-
t. Wiſſet denn, daß ein reicher unbekannter
urer Frau, in Amerika verſtorben, ſie zur Er-
eſetzt von einem Legat von zweitauſend Tha-
ch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß
rer des Orts, wo ſie wohnhaft, jene Summe
ung nehme und verwalte, weil es dem Ver-
wohl bekannt geweſen, welchem geizigen,
Manne ſie ihre Hand gereicht am Altar."

der Pfarrer ſo ſprach, da fiel Hans ſeiner
den Hals, ſie herzlich küſſend. Er ſchien
nd' an völlig verändert, und bald war kaum
Spur zu finden von ſeiner rauhen Sinnes-
mehr fügte er ſich willig in alles, was dem
ut dünkte, und als ihm derſelbe zu dem An-
artiges Bauerngütchens verhalf, hauſ'te er
den Seinigen in Fried' und Eintracht bis
ebens Ende. Nie erfuhr er den eigentli-
nder ſeines Glückes; aber Lieſe vergaß nie
Rübezahl, und dankte ihm oft im Stillen
ch.

Dreizehntes Capitel.

Von des Schneidergesellen Bendix Uebermuth und der Beraubung des Juden Moses.

Es begab sich, daß an einem heitern Sommertage mehrere Handwerksgesellen fröhlich daher zogen durch das Riesengebirge. Sie hofften Arbeit zu finden in dem Städtlein Hirschberg. Als sie nun so wanderten, erzählten sie sich zum Zeitvertreib allerlei lustige Dinge, sangen auch wohl einige muntere Schelmliedlein. Plötzlich aber stand der eine Gesell still, und sprach leise: „Halt! wir sind auf der Riesenkoppe, und zwar auf der Stelle, wo, wie die Leute sprechen, sich der Berggeist gewöhnlich zu zeigen pflegt. Damit wir nun sicher sind vor seinen bekannten Neckereien und Schalkstreichen, so laßt uns ganz still und sittsam unsres Weges ziehen."

Den wohlgemeinten Rath befolgten nun die muntern Bursche alle, bis auf einen. Der war Bendix geheißen und seines Gewerbes ein Schneidergeselle. Laut warf er seinen Gefährten ihre Feigheit vor, und um zu zeigen, mit welchem Unrecht die edle Schneiderzunft von jeher jener Vorwurf getroffen, ging er in seinem Uebermuth so weit, daß er den Berggeist

herauszufordern ſuchte durch den lauten Ruf: „He, Rübezahl! Hervor, du Jungferndieb! Du Rübenzähler!“

Als der Berggeiſt den ihm verhaßten Spottnamen hörte, ergrimmte er gar ſehr, nach ſo langen Zeiten immer wieder erinnert zu werden an ſeine Liebesabentheuer mit des ſchleſiſchen Fürſten Verſanuph Tochter. Es wollte ihm bedünken, er habe wohl Urſach, einen dichten Steinhagel herabzuſenden auf die wandernden Handwerksburſche. Bald aber beſann er ſich wieder, daß es ja ſchreiendes Unrecht wäre, auch an den Uebrigen ſolche Rache zu nehmen, die ja ohnedies den Spötter vielfach gewarnt und ihn inſtändig gebeten, ſein loſes Maul im Zaume zu halten. Wie wär' es aber, dachte er, wenn ich dem verdammten Schneidergeſellen nachgienge und ihn auf der Stelle erwürgte? Aber auch dieſen Vorſatz gab er auf, und zog ſich tiefer zurück in den Wald, mit dem feſten Entſchluß, an dem, der ihn beleidigt, ſich zu rächen auf noch empfindlichere Weiſe.

Es begab ſich aber, daß ein alter Schacherjude aus Hirſchberg, Moſes geheißen, und überall bekannt und verrufen wegen ſeines ſchnöden Wuchers, durch das Rieſengebirge wanderte, einen Querſack auf dem Rücken, und eine ſchwere Geldkatze um den Leib geſchnallt. Kaum hatte Rübezahl ihn erblickt, als er ihm aus einem Gebüſch entgegenſprang in des Schneidergeſellen Vendir Geſtalt, ihn jämmerlich durchbläute, und nachdem er ihm ſeine ſchwere Geldkatze abgenom-

men, halb todt liegen ließ. Aus Furcht, ſein Räuber möchte zurückkehren und ihm vollends das Lebenslicht ausblaſen, regte Moſes lange kein Glied. Als er nun leiſe wimmerte vor Schmerz und fruchtlos aufzuſtehen verſuchte, vernahm er nahe Fußtritte. Es war ein fein gekleideter Mann, einem ehrſamen Hirſchberger Bürger gleichend. Der nahm ſich ſeiner hülfreich an, wie ein barmherziger Samariter, legte kühlenden Balſam auf ſeine Wunden, die er ſorgſam verband, erquickte ihn durch ein Schlücklein Wein, und brachte ihn in das nächſte Dorf. Vor einer Schenke, die er ihm empfahl, drückte er ihm beim Abſchiede noch ſo viel Goldſtücke in die Hand, daß er ihm das geraubte Geld faſt wieder erſetzte. Was aber Moſes nicht wußte, erräth der Leſer dieſes Mährleins gar leicht, daß es nämlich Rübezahl war, der ſich des armen Juden ſo hülfreich angenommen.

Vierzehntes Capitel.

Wie der Jude Moſes ſeinen Räuber wiedererkannte, und wie dieſem ſein Urtheil geſprochen ward.

Wie nun Moſes in die ihm bezeichnete Schenke eingetreten, da traute er kaum ſeinen Augen, als er an einem Tiſche den Burſchen erblickte, der ihn vor

kurzem beraubt und ſo grauſam durchgeprügelt hatte. Er ſah hin und wieder hin; die Kleidung, jeder Geſichtszug war ganz derſelbe; es war ſein Räuber, wie er leibte und lebte. Der war aber gar luſtig und guter Dinge, und trank und ſcherzte, und ſah dabei ſo offen und unbefangen umher, als hab' er nie ein Wäſſerchen getrübt.

Höchlich verwundert, ſchlich Moſes ſich zur Thür hinaus, und erzählte dem Gaſtwirth treu und ausführlich, wie es ihm ergangen. Der entſetzte ſich gar ſehr über die unerhörte Verruchtheit, und auf ſeine Anzeige geſchah es, daß alsbald der Dorfrichter Kunz in das Zimmer trat, begleitet von zwei handfeſten Bütteln. Nun wollte es aber dem fröhlichen Schneidergeſellen Bendix faſt lächerlich bedünken, als der Jude Moſes ihm geradezu in's Geſicht Schuld gab, ihn beraubt und gemißhandelt zu haben auf die jämmerlichſte Weiſe. Was er aber auch dagegen einwenden mochte, es half ihm nichts, und er mußte ſich noch denſelben Abend, unter ſicherer Bedeckung, fortſchleppen laſſen nach Hirſchberg. Als er nun dort vor dem Richter Wilibald wiederholt äußerte, daß er den Juden, den er beraubt haben ſolle, ſein Lebtage nicht geſehen, und daß derſelbe nicht recht bei Sinnen ſein müſſe, ihn eines ſolchen Verbrechens zu zeihen, und wie ſein Wanderbuch das unverdächtigſte Zeugniß ablegen müßte für ſeinen unbeſcholtenen Ruf — da befahl ihm der Richter, beſagtes Wanderbuch hervorzuholen aus ſeinem Felleiſen. Es klimperte und

klirrte aber, als Vendir darin umherſuchte nach ſeinen Wanderbuche. Plötzlich fiel eine ſchwere Geldkatze heraus.

„Gott's Wunder!“ ſchrie der Jude Moſes, „hab' ich's nicht geſagt. Iſt das nicht mei Geldkätzche, wie ich's habe beſchrieben.“ Vendir aber ſtand ſtarr vor Schrecken, als Moſes ſo ſprach, den Blick auf die Geldkatze geheftet. „Ei, du ſaubrer Vogel,“ ſprach der Richter, „willſt du deinen Raub noch läugnen?“ Da traten aber dem armen Vendir die hellen Thränen in die Augen, und er konnte kaum ein Wort hervorbringen vor heftigem Schluchzen. „Gott ruf' ich zum Zeugen an, daß ich unſchuldig bin!“ rief er mit bebender Stimme. „Geraubt hab' ich dieſe Geldkatze nicht, das kann ich mit gutem Gewiſſen beſchwören, obſchon es mir unbegreiflich iſt, wie dieſelbe in mein Felleiſen gekommen.“

„Verſtockter Böſewicht!“ ſprach der Richter, „Es gibt doch wohl noch Mittel, dich zum Geſtändniß zu bringen.“ So ſprechend, flüſterte er einige Augenblicke mit dem Büttel, der den Gerichtsſaal verließ, und bald wiederkam, Daumſchrauben und andere Marterinſtrumente bringend, wie ſie bei der Tortur üblich, zu welcher nun geſchritten werden ſollte. Da ſchauderte der arme Vendir zurück vor den Qualen, die ihn erwarteten, und ſeinen Lippen entfuhr das Geſtändniß: O haltet ein — ich will bekennen — ja — ich habe den Juden beraubt und mißhandelt!“

Kaum hatte er dies Geſtändniß gethan, als ihm

nach dem ſchnellen Gerichtsverfahren damaliger Zeit auch ſofort das Urtheil geſprochen ward, durch den Strick vom Leben zum Tode gebracht zu werden, und zwar in dreien Tagen, an einem auf dem Markt zu Hirſchberg befindlichen Galgen! Unter allen aber, die zugegen waren und dies Urtheil vernahmen, pries Niemand lauter des wohllöblichen Magiſtrats Gerechtigkeit, als der feingekleidete Mann, der den Juden Moſes erſt beraubt und mißhandelt, und dann ſich ſeiner freundlich angenommen, und der, wie der geneigte Leſer weiß, Niemand anders war, als der wohlbekannte Berggeiſt Rübezahl.

Funfzehntes Capitel.

Wie Rübezahl eines armen und tiefbetrübten Mägdleins ſich mit Rath und That annahm.

Als nun mit Anbruch des dritten Morgens die Neugier gar Manche hinauslockte aus ihrer Wohnung, um auf dem Markt ſich den Galgen vorläufig zu betrachten, an welchem der arme Bendix gehängt werden ſollte, wurden ſie wieder zurückgeſcheucht durch das widrige Gekrächze eines großen ſchwarzen Raben, der ſich auf die Spitze des Galgens geſetzt, und trotz aller Bemühungen, ihn fortzujagen, ſeinen Platz durch-

auch nicht verlassen wollte. Erst als das Gewühl sich wieder zerstreut, flatterte Rübezahl — denn er war es — herab von dem Galgen, und erfuhr, als er in eines ehrsamen Bürgers Gestalt durch die Straßen wanderte, zu seinem großen Leidwesen, daß die Execution, unvorhergesehener Hindernisse wegen, bis zum nächsten Tage habe verschoben werden müssen. Da wanderte er zum Thor hinaus, und strich umher in der Umgegend.

Es begab sich aber, daß er ein junges und gar anmuthiges Mägdlein sitzen sah auf einem grünen Rasenabhang, wo ihn sein Weg vorbeiführte. Das holde Kind senkte das blonde Lockenköpfchen, und schaute den Berggeist gar so wehmüthig an mit ihren großen blauen Augen, daß er theilnehmend fragte: Was fehlt dir, liebe Kleine? warum weinst du?

„Ach," sprach das Mädchen, und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen, „ach, lieber Herr, ich bin das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden, und mir ist gar nicht zu helfen, weil ich selbst schuld bin an meinem grenzenlosen Unglück. Ich bin eine Mörderin." —

„Eine Mörderin?" entgegnete Rübezahl, ein paar Schritte zurücktretend. „Eine Mörderin? Du, noch so jung, und mit diesem sanften unschuldsvollen Auge. Es ist unmöglich. Doch, sei offen, und erzähle mir alles; vielleicht könnt' ich dir doch noch helfen."

Da schüttelte die Kleine ungläubig ihr Lockenköpfchen, und meinte, ihr zu helfen stehe in keines Men-

hen Nacht. „Ich kenn' euch nicht, lieber Herr,“ rach ſie, „aber ſchon euer Mitleid heiſcht Vertrauen. Wiſſet denn, daß morgen um meinetwillen ein edler üngling ſtirbt, ach! und eines gar ſchmachvollen odes.“

Als ſie ſo ſprach, ward Rübezahls Blick plötzlich nſter, und mit Mühe unterdrückte er das bekannte llende Gelächter. „Ein edler Jüngling?“ ſprach er. Kennſt du etwa ſo den Schneidergeſellen Bendix, der orgen auf dem Markt zu Hirſchberg, des Straßenubs wegen, den er verübt, hingerichtet werden ſoll?“

Da weinte und ſchluchzte das Mädchen abermals, aß es einen Stein hätte erbarmen mögen. „Bin h's doch,“ ſprach ſie, „die ihn zu dem Frevel verütet. Laßt euch erzählen. Ich und Bendix waren achbarskinder, und hatten uns gar lieb von Jugend uf, und unſre Liebe wuchs mit den Jahren, ſo daß s allen unſern Freunden bedünken wollte, wir würen einſt ein Pärchen. Und ich muß ſagen, ich atte meinen Bendix auch recht lieb. Als er nun ber heimkehrte von der Wanderſchaft, — denn er atte, wie ſein Vater, das Schneiderhandwerk erlernt, a waren meine Eltern geſtorben und hatten mir ein rttes Häuslein hinterlaſſen und einige baare Thaler azu. Da plagte mich nun der leidige Hochmuth und ie ſchnöde Habſucht, und, wohl wiſſend, daß Bendix rm war, und ſo gut als gar nichts hatte, wies ch ſeinen Freiersantrag von mir zurück mit den unreundlichen Worten: Mache dir keine Rechnung in

mein Kämmerlein zu kommen, es wäre denn, daß du einige harte Thaler zubrächteſt. Als ich aber ſo zu ihm ſprach, da ward er plötzlich bleich wie die Wand und bebte. „Du haſt Recht,“ ſprach er kalt, „nicht eher ſollſt du mich wiederſehen, als bis ich dir einen reichen Mahlſchatz mitgebracht.“ So ſprechend, verſchwand er, und ich ſah ihn nicht wieder in Jahr und Tag, und hörte kein Wörtlein von ihm, bis vor wenigen Tagen, wo ich erfuhr, daß er den reichen Juden Moſes überfallen im Rieſengebirge, und ihm ſeine Baarſchaft geraubt, und daß man ihn eingefangen. O Jammer! o Herzeleid! Schon morgen früh büßt er das Verbrechen, zu dem er durch mich verleitet worden, mit dem ſchmachvollſten Tode.“

Als das Mädchen ſo ſprach und troſtlos die Hände rang und weinte und ſchluchzte, da wollte es dem erzürnten Berggeiſt bedünken, als ſei es doch gar unedel, durch ſeine grauſame Rache ſo unſägliches Leid und Elend über ein treues Liebespaar zu verhängen. „Sei getroſt, liebes Mädchen,“ ſprach Rübezahl. „Zu deiner Beruhigung kann ich dir ſo viel ſagen, daß dein Geliebter ganz unſchuldig. Er hat den Juden Moſes nicht beraubt, und wird nicht gehängt werden, das ſchwöre ich dir. Aber höre! Geh zurück in dein Häuschen, und harre bis Mitternacht. Hörſt du ein leiſes Pochen, ſo öffne ſchnell die Thür; denn es wird kein Anderer ſein, als dein Bendir. Leb' wohl, und thue, wie ich dir geheißen.“

So ſprechend, zerfloß Rübezahls Geſtalt plötzlich

einen Nebel, und Maria, ſo hieß das Mädchen,
ig kopfſchüttelnd, doch von leiſem Hoffnungsſchim-
r belebt, zurück ins Dorf, und in ihre Wohnung,
t mit Sehnſucht des Geliebten harrend.

Sechzehntes Capitel.

Wie Rübezahl den armen Vendix rettete aus ſeinem Kerker.

Vor der Pforte des Kerkers, deſſen Wände den
men Vendix umſchloſſen, ſtand Rübezahl, auf Mittel
d Wege ſinnend, wie er, ohne eben gar großes
ſſehn zu erregen, den Gefangenen retten könnte vor
n Tode am Galgen. Als er nun den Geiſtlichen,
r dem reuigen Sünder Troſt und Muth zugeſprochen,
raustreten ſah aus des Kerkers Pforte, da fiel ihm,
m Berggeiſt, ein, in das Gefängniß zurückzueilen
s ſein Doppelgänger. So geſchah es, daß die Wa-
en, durch die ihnen bekannte Geſtalt getäuſcht, ihm
n Eintritt gar nicht weigerten. Sein Blick fiel ſo-
eich auf den bleichen Vendix, der vor Unruhe und
rſchöpfung eingeſchlummert war auf ſeinem ärmlichen
trohlager. Erſchrocken fuhr er empor aus beunru-
genden Träumen, und rief mit einem herzzerſchnei-
nden Jammertone: „So iſt denn gar keine Rettung?“

„Die bring' ich," entgegnete Rübezahl. „Ich habe mich überzeugt von deiner Unschuld, und will dich retten." So sprechend, warf er sein Priestergewand ab, und reichte es dem erfreuten Vendir mit den Worten: „Hülle dich in das Kleid, und drücke den Hut tief über die Augen, und schreite ruhig, mit abgemessenem Schritt zum Kerker hinaus und durch die Straßen. Hast du aber das Stadtthor hinter dir, und bist auf freiem Felde, so laufe was du kannst nach dem Dorfe Wiesenhain, und klopfe dreimal an Mariens Fenster. Sie harret deiner und wird dich gar freundlich empfangen. Laß dir aber rathen, und verlaß schnell eine Gegend, wo du nicht sicher bist vor geheimen Kundschaftern, die dich ausspüren und wieder zurückführen möchten in deinen Kerker. Ich könnte dich dann nicht mehr retten. Doch noch eins! Da hast du ein Fläschlein edlen Weins, der dich stärken wird auf deinem Wege, und hier noch etwas zur Zehrung." So sprechend, steckte Rübezahl dem erstaunten Vendir, der gar nicht wußte, ob er wache oder träume, eine schöne geräucherte Wurst in die Tasche.

Es geschah aber, daß Vendir, nach seiner geliebten Maria sich sehnend, seine Schritte nach ihrer Wohnung beschleunigte und darüber Hunger und Durst vergaß. Da erst, als er freudetrunken die Geliebte an sein klopfendes Herz gedrückt, und ihr erzählt und wieder erzählt, wie es ihm so wundersam ergangen, erinnerte ihn ungestüm sein Magen, daß er

ls nichts genoſſen. Als er ſich nun aber der
innerte, die ihm der wackere Geiſtliche ge-
nd ſie entzweibrach, glänzte ihm eine Menge
entgegen, mit ſcharfem Rand und von dem
Gepräge. Dabei lag aber, von dem Berg-
t ſeinem bekannten Spottnamen ſelbſt unter-
ein kleiner Zettel, die freundliche Bitte ent-
ene Dukaten als Entſchädigung anzunehmen
usgeſtandene Angſt.
Freudenthränen und unter manchen Ausru-
es Danks verließen die Liebenden, Rübezahl's
inten Rath befolgend, ſofort ihre Heimath
auſchten ſie mit dem ſächſiſchen Städtchen

Siebenzehntes Capitel.

ibezahl am Galgen hing, und was ſich weiter begab.

und zu wiſſen ſei hiermit dem geneigten
s derſelbe wohl ſchon ohnedies errathen, daß
als er dem armen Bendix ſein Gewand gab,
Stelle, und an Geſtalt und Weſen ihm täu-
nlich, zurückgeblieben war in dem Kerker, den
aſſen. Es wollte aber dem Geiſtlichen, der

ihn bald nachher beſuchte, mit Recht bedünken, als ſei eine gewaltige Sinnesänderung mit dem Delinquenten vorgegangen. So muthlos er früher geweſen war, ſo ſtandhaft ſchien er jetzt, und frei von aller Todesfurcht. Mit ſo wunderſamer Faſſung beſtieg er den Karren, der ihn zum Richtplatz führen ſollte, und bald nachher, den Strick um den Hals, die verhängnißvolle Leiter.

Es mochten aber unter den Bewohnern Hirſchbergs wohl nur wenige daheim geblieben ſein. Neugierige Schauluſt hatte eine unſägliche Menge hinausgelockt auf den Markt, und Arm an Arm, Kopf an Kopf drängte ſich dort, das Auge ſtarr nach dem Galgen gerichtet, an welchem der arme Sünder bereits baumelte zwiſchen Himmel und Erde. Er zappelte aber fortwährend ſo gewaltig mit Armen und Beinen, und zog ſo furchtbare Geſichter, daß gar mancher ſich mit Grauſen hinwegwandte von dem entſetzlichen Anblick. „Steinigt den Henker, der ſein Amt ſo ſchlecht verwaltet und dem Unglücklichen namenloſe Qual bereitet!“ So riefen mehrere Stimmen verworren durcheinander.

Als nun aber Rübezahl ſich plötzlich ausſtreckte, und nach einigen Zuckungen ruhig hängen blieb, als ſei er verſchieden, da verlief ſich das Volk allmälig, das ihn noch eine Zeitlang mit aufmerkſamen Blick betrachtet. Es begab ſich aber, daß mehrere Neugierige, als der Nachmittag herangekommen, ſich abermals verſammelten um den Galgen, doch mit Entſetzen

Flucht ergriffen, als der Gehenkte abermals zu
peln anfing, und noch gräßlichere Geſichter ſchnitt,
zuvor. Da ſandte der wohlweiſe Rath der Stadt
rſchberg, als ihm die wunderſame Kunde ward,
ch an demſelben Abend den Schinder, mit dem ge-
ſſenen Befehl, zur Vermeidung weitern Aufſehens,
n Leichnam herunter zu nehmen vom Galgen und
n aufzuſpießen auf einem ſcharfen Pfahl. Es fand
er der ausgeſandte Henkersknecht, daß an dem Holze
hts mehr hing, als ein alter Strohwiſch. Ob nun
n Schneidergeſellen Vendir der Wind hinweggeführt,
e einige ſpöttiſch äußerten, oder auf welche Weiſe
ſonſt entkommen, blieb ein unauflösliches Räthſel.
en Meiſten wollte es aber doch mit Recht bedünken,
ß das nicht natürlich zugegangen, und daß eine
ernatürliche Macht dabei im Spiel geweſen ſei.

Achtzehntes Capitel.

Wie Rübezahl den jungen Waidmann Franz gar freundlich tröſtete.

Wer irgend etwas von dem Berggeiſt Rübezahl
ßte, von ſeiner Großmuth und Milde, wie von
nchen loſen Poſſen und Streichen, die er verübt
ben ſollte, wenn er auch das Böſe, das er ange-

richtet, immer wieder reichlich vergalt durch mannigfache Wohlthaten — mit Einem Wort, wem Rübezahls Leben und Treiben bekannt, der wußte auch mancherlei davon zu erzählen, wie er das edle Waidwerk absonderlich liebte, und daher wackern Jägern von jeher hold war. Erschien er doch, wenn er sich nicht als Köhler zeigte, meistens am liebsten in einem grünen Jägerkleide.

So mochte es auch wohl sehr natürlich zugegangen sein, daß er längst einen jungen und gar wackern Burschen liebgewonnen, der den Hirschfänger auf dem Rücken und die Jagdtasche um den schlanken Leib geschnallt, oft fröhlich daherzog durch das Riesengebirge. Gar viel Liebes und Gutes hatte er besagtem jungen Burschen, der Franz geheißen, von jeher unsichtbar erwiesen, und hatte namentlich seiner Büchse Lauf immer so geschickt gelenkt, daß jener nie ohne reiche Beute heimkehrte von seinem fröhlichen Jagen.

Gar höchlich aber verwunderte sich Rübezahl, als er ihn einst daherkommen sah, den Kopf zu Boden gesenkt, und so düster vor sich hinschauend, wie es sonst gar nicht seine Gewohnheit war. Da trat er ihm entgegen in eines hochbejahrten Kohlenbrenners Gestalt, begrüßte ihn freundlich, und sprach also: „Wie mögt ihr, junger Freund, den ich oft so fröhlich und guter Dinge einherziehen gesehen in diesem Gebirge, so trüb' und trostlos vor euch hinschauen, als sei euch das Leben gleichgültig und verhaßt, und als hättet ihr gar keine Freude mehr zu hoffen in der

t. Nehmt mir's nicht übel, aber das will ſich,
n' ich, gar nicht ziemen für einen Waidmann
haupt, und zumal für einen, wie ihr ſeid, der
da ſteht in der Blüthe der Jahre. Dabei ſcheint
mir geſund' und kräftig. — Doch vertraut mir
Leid, es wäre doch möglich, daß ich euch dienen
nte mit irgend einem guten Rath."

Als der alte Köhler ſo ſprach, ſchaute Franz,
ränen in den Augen, ihm in ſein treuherziges
litz, und es wollte ihm bedünken, daß ſo freund-
e Theilnahme eines Unbekannten wohl Offenheit
ſche. Er erzählte daher, wie er ſich lange fruchtlos
vorben habe um eine gar holdſelige Pfarrerstochter,
ſette geheißen, und wie, obſchon ihm das Mädchen
aſt geneigt, er doch immer, ohne zureichenden Grund,
ſ ſeine wiederholten Anträge eine gar harte und
ſchägliche Antwort erhalten habe von ihrem un-
ittlichen Vater.

Wie nun Franz ſo dem alten Köhler ſein Leid
ählte, ohne zu wiſſen, daß Rübezahl unter deſſen
eſtalt verborgen, da nahm der Berggeiſt das Wort
d ſprach: „Wohl habt ihr Recht, wenn ihr äußert,
re Sache ſtehe ſchlimm, da eigentlich gar kein ver-
ünftiger Grund vorhanden, warum der Pfarrer euch
rchaus nicht zu ſeinem Eidam haben will. Han-
lte ſich's blos um das lumpige Metall, worauf nun
mal ſo mancher verſeſſen und erpicht iſt, da ließe
h allenfalls wohl noch Rath ſchaffen. Aber —"

„Es iſt Alles verloren!" unterbrach ihn Franz

in troſtloſer Verzweiflung, „und mir bleibt nichts übrig, als daß ich dieſe Büchſe lade, und für immer meinem traurigen Daſein ein Ende mache.“ Faſt unheimlich aber ward es ihm zu Muth, als Rübezahl die Hände in die Seiten ſtemmte, und plötzlich in ſein gellendes Hohngelächter ausbrach.

„Pfui, junger Freund,“ ſprach er, „wie mögt ihr ſo thöricht ſein, euch ſelbſt das Leben zu nehmen, und ſo alle Hoffnungen, zu denen euch eure Jugend berechtigt, raſch abzuſchneiden für immer! Pfui! das ſind Narrenspoſſen! Ihr thätet wohl, eure Kugel aufzuſparen für etwas Beſſeres. Doch immerhin! Wenn ihr einmal euch nicht rathen laſſen wollt, ſo —“

Mit dieſen Worten wandte ſich der Köhler raſch um, im Begriff, ihn zu verlaſſen.

Neunzehntes Capitel.

Von eines Pfarrers wunderſamen Leiden durch einen ſtörrigen Gaul.

„Bleibt, o bleibt!“ rief Franz ihm nach. „Haltet es meiner troſtloſen Stimmung zu gut, wenn ich euch beleidigt und dadurch die Hülfe von mir gewieſen, die ich vielleicht von euch zu erwarten habe. Sagt, o ſagt mir, was ich thun ſoll!“

„Nun ſo hört und befolgt, was ich euch rathe,“ ſprach Rübezahl. „Der Pfarrer, der euch ſo abgezeigt iſt, hält ſich, wie ihr wißt, einen Eſel, auf dem r dann und wann zum Dorf hinauszureiten pflegt, eil ſeinem Körper eine ſo heilſame Bewegung wohl öthig iſt. Nun merkt euch, was ich ſage. Kehrt r wieder heim von ſeinem gewöhnlichen Spazierritt, tretet ihm am Eingange des Dorfs, wie zufällig, den Weg, und zieht gar höflich die Mütze, und hwenkt ſie hin und her, und haltet beſcheidentlich um Röschens Hand.“

Es ſchaute aber Franz, als Rübezahl ſo ſprach, n gar verwundert und fragend an mit ſeinen offenen hwarzen Augen, die ſich aber in demſelben Augenicke merklich verfinſterten. „Hätt' ich's doch,“ ſprach „weder eurem ehrlichen, gutmüthigen Geſicht, noch uren Jahren kaum zugetraut, daß ihr alſo euren pott mit einem Unglücklichen treiben könntet. Das nd ja wahrlich eitel Narrenspoſſen, die ihr mir da orſchlagt. Was ſollen ſie mir helfen, nachdem mein nſtliches Bitten und Flehen nichts gefruchtet? Da r Alte ſelbſt nicht gerühret ward durch ſeiner eigenen echter Thränen.“

Widerlich ſchallte abermals das bekannte Hohnlächter. „Was ihr für wunderliche Leute ſeid, ihr erliebten!“ ſprach der Berggeiſt. „Ihr ſeid zwar ch jung, mein lieber Freund, aber ſolltet ihr denn irklich noch nie gehört haben, daß oft durch einen chwank erreicht ward, was allem Ernſt und aller

Redlichkeit unmöglich war? Doch — verſucht's, oder laßt's bleiben, wie ihr wollt. Mir kann das ſehr gleichgültig ſein. Morgen um dieſe Zeit trefft ihr mich wieder hier. Ich will wünſchen, daß auch in der Zeit ein beſſerer Rath gekommen. Lebt wohl!" So ſprechend, ſchritt der alte Köhler ſchnell weiter, und verlor ſich bald im Dickicht des Waldes.

Als nun Franz gar traurig den Pfad durch's Gebüſch einſchlug und fortwanderte, dem Dorfe zu, da gewahrte er den Pfarrer, der ſo eben heimkehrte von ſeinem gewöhnlichen Spazierritt. Da fiel ihm plötzlich ein, was ihm der alte Köhler gerathen, und er beſchloß, es auszuführen, ſo wunderlich und abgeſchmackt es ihm auch dünken mochte. „Verſuchen kannſt du's ja doch!" dacht' er, und eilte raſch voran in's Dorf, des Pfarrers Ankunft ſehnſuchtsvoll erwartend. Als derſelbe gar ernſt und bedächtiglich einhergeritten kam auf ſeinem Eſelein, und hinter ihm her die Arbeiter von dem Felde, da zog Franz, ſich ihm nähernd, gar höflich ſeine Mütze, und ſie zierlich in die Luft ſchwenkend, ſprach er: „Wohlehrwürden, auf ein Wort!"

In dem nämlichen Augenblicke aber ſpitzte das Eſelein die Ohren, erhub ſein bekanntes widerliches Geſchrei, und that dabei ſo gewaltige Sprünge, daß der Pfarrer erſchrocken hin und her ſchwankte, und ſich kaum im Sattel zu erhalten vermochte. „Ei du mein Herr Gott!" ächzte er, „was beliebt euch? Setzt doch eure Mütze auf, und ſchwenkt ſie nicht ſo

hin und her. Geht mir aus dem Wege! Seht ihr denn nicht, daß mein Pferd ſich ſcheut vor eurer grünen Waidmannstracht?“

Aber wer nicht aus dem Wege ging, war Franz, der dunkel ahnte, was der alte Köhler gemeint mit ſeinem Rath, der ausdrücklich geäußert, ſich durch nichts irre machen zu laſſen bei ſeiner Bewerbung, die er denn auch in gar beſcheidenen Worten vorbrachte. So ungeberdig ſich aber auch vorhin das Eſelein gezeigt, es ſtand ruhig, ſo lange Franz ſprach. Aber der Pfarrer ward gar unmuthig über den ſchon oft gehörten und eben ſo oft zurückgewieſenen Freiersantrag, und erwiederte in gar ſchnöden Worten, die gar nicht ſeinem Stand und ſeiner Würde angemeſſen waren: „Scheert euch zum Teufel! Hab' ich's euch nicht ein für allemal geſagt, daß daraus nichts werden kann?“

Da legte ſich aber Franz wieder auf's Bitten, und ſchwenkte dabei ſeine Mütze hin und her, wie es ihm der alte Köhler geheißen. Der Eſel aber machte abermals die wunderlichſten Sprünge, und bäumte ſich ſo gewaltig, daß der Pfarrer jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren und aus dem Sattel geworfen zu werden fürchtete. Da rief er in großer Herzensangſt den Bauern zu, ihm doch zu helfen. Die aber ſtemmten die Arme in die Seite, und fingen an zu lachen. Nach und nach aber liefen alle Dorfbewohner herbei, und als ſie Franz ſo höflich bitten hörten und des Eſels wunderſame Sprünge ſahen

und zugleich ihres Seelenhirten verzweiflungsvolle Lage, da erhuben sie, unthätig dem seltsamen Schauspiel zuschauend, ein unmäßiges Gelächter.

So sehr sich auch der Pfarrer bemühte, sein widerspenstiges Leibroß zur Ruhe zu bringen, es war vergebens. „Kommt in mein Haus," rief er endlich in Verzweiflung; „da wollen wir die Sache weiter besprechen." Franz aber entgegnete: „Mit nichten, Ew. Wohlehrwürden. Hier im Angesicht der Gemeine müßt ihr mir's schwören bei eurer geistlichen Würde, daß ihr mir euer Röschen geben wollt, wo nicht —" Und damit schwenkte er abermals die Rute. „Halt!" schrie der Pfarrer, ängstlich auf seinen Esel blickend, der schon wieder unruhig zu werden begann. „Nehmt sie, und heirathet sie. Ich schwör's euch, ihr sollt sie bekommen, und den verdammten Esel dazu."

Dies Versprechen ließ sich der ungestüme Freier gefallen. Der Pfarrer ritt heim auf dem Thier, das ihm so unsägliche Qual und Verwirrung bereitet, und ehe noch drei Wochen vergangen, waren Franz und Röschen ein glückliches Paar.

Zwanzigstes Capitel.

Die Vergeltung.

In einem rings von Wald umkränzten Thal,
Wo der bekannte Berggeiſt Rubezahl
Oftmals dem Wanderer pflegt zu erſcheinen,
Lag, ächzend unter namenloſer Qual,
Ein junger Burſche mit gebrochnen Beinen.
Von einem hohen Tannenaſt,
Zu morſch und ſchwach für ſeine Laſt,
War Robert hart hinab geſchmettert,
Als er, nach Eiſtern ſuchend, ihn erkletterte.

Fußtritte, die er im Gebüſch vernahm,
Erweckten ihn aus ſeinem tiefen Gram.
Es war ein Greis, der auf zwei Krücken,
Gebeugt von Alter, mühſam ſchlich;
Doch ihm zur Seite wies ſich Roberts Blicken
Ein junger Mann, der einem Jäger glich.

Die beiden Fremden waren kaum erſchienen,
Da öffnete ſich ſchnell des Armen Mund,
Und unter lautem Jammer that er ihnen
Von Thränen faſt erſtickt, ſein Schickſal kund.
Doch ſtarr und lautlos ſchienen beide
Faſt gänzlich ungerührt von ſeinem Leide.

Der junge Waidmann aber warf
Auf ihn den ernſten Blick, und ſagte ſcharf:
„Beklagenswerth iſt eure La e,
Allein demungeachtet noch die Frage,
Ob man euch wirklich Mitleid ſchenken darf.
Seht her! Erkennt ihr dieſen Armen?
Ihr hattet, aufgelegt zu böſer That,
Mit ihm, ſo flehend er auch bat,
Zu eurem Uebermuthe kein Erbarmen. —
Vor wenig Tagen war's, da ruht' er eben
Dort an der Rieſenkoppe ſteilem Rand;
Sein Auge feſſelte des Schlummers Band.
Ihr kamt daher, berauſcht, mit wildem Toben
Entriß ihr ſchadenfroh der ſchwachen Hand
Des ſorgles Schlummernden die Krücken.
Wie er auch flehend ſich zu euch gewandt,
Ihr, ungerührt von ſeinen Jammerblicken,
Warft ſie mit Spott in jene Schlucht hinab.
Gerührt von jenes Greiſes Flehen,
War ich es, Rubezahl, der, ungeſehen,
Ihm die geraubten Krucken wiedergab.
Was ihr ihm damals frech entriſſen,
Das könnt ihr bald nun ſelbſt nicht miſſen.
Wer Unglück zu verhöhnen ſich erkühnt,
Der leidet, wenn auch hart, nicht unverdient.

H. T.

Druck von Friedrich Knick in Crimm.

Euthanasia

oder

Beruhigung im Tode

durch

den Glauben an Unsterblichkeit

Aussprüche

berühmter Schriftsteller.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Heinrich Döring.

Mit einem Stahlstich.

Berlin, 1831.
Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang
(Brüderstraße Nr. 11.)

KÖN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Vorwort.

Für den Geist des Menschen gibt es keine wichtigere Angelegenheit, als den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode, an ein Leben jenseits, wenn dieses irdische endet. Mögen auch manche, mitten unter den steten Freuden und Genüssen dieser Welt, den Blick leichtsinnig abwenden von dem ewigen Vaterlande, mögen sie die himmlische Heimath sogar bespötteln, da es keine unumstößlichen Beweise dafür gibt. Gewiß ist doch, daß die meisten, wenn nicht alle, im Vorgefühl des nahen Todes jene Hoffnung mit einer Innigkeit und Zuversicht umfassen, die völlig unerklärlich wäre ohne die Annahme, daß der menschliche Geist erst dann zu dieser Erkenntniß kommt, wenn er sich dem Ziel seiner eigentlichen Bestimmung nähert. Immer wird es merkwürdig bleiben, wie der Glaube an Unsterblichkeit von jeher selbst unter den rohesten Völkern geherrscht, und wie die edelsten und größten Geister aller Zeiten sich zu jenem Glauben bekannt haben.

Ihre Aussprüche zu sammeln, zur Beruhigung bei dem Betrachten der Vergänglichkeit alles Irdischen, war die Aufgabe, die der Verfasser des vorliegenden Werks sich stellte. In Bezug auf die Anordnung desselben, und besonders auf den Inhalt, erlaubt er sich zu bemerken, daß er der Prosa verhältnißmäßig mehr Raum gegönnt, als den Versen, weil die Erfahrung dafür zu sprechen scheint, daß der größere Theil des Publikums jene mehr liebt, als diese. Nichts aber würde den Verfasser mehr erfreuen, als den auf dem Titel dieser Anthologie ausgesprochenen Zweck seines Buchs erfüllt zu sehen und vielen dadurch die Beruhigung verschafft zu haben, deren wir alle wohl bedürfen, zumal in den letzten Augenblicken des Lebens.

Jena, im März 1844.

Dr. Heinrich Döring.

Alphabetiſches Schriftſteller-Verzeichniß.

	Seite
Abel, Th.,	19
Abbiſon, J.,	12
Achim v.,	3
Ammon, C. F. v.,	260
Ancillon, J. P. F.,	148
Archenholz,	4
Arndt, E. M. v.,	269
Bader, J.,	166. 227
Baggeſen, J.,	93
Bleſſig, J. W.,	212
Bode, J. C.,	184
Böttiger, K. W.,	152
Bonaſont, C.,	223
Bonſtetten, K. V. v.,	269

Seite

Bouterwek, F., ... 153
Bretschneider, K. G., . . . 199. 255. 270. 327. 341
Brinckmann, K. G. v., ... 94
Brougham, H., ... 272
Bürde, S. G., ... 246
Byron, G. G. N., ... 368
Carus, F. A., ... 42
Cicero, M. T., ... 5. 6
Claudius, M., ... 52. 123
Conz, K. Ph., ... 147
Cramer, J. A., ... 36
Demme, H. E. G., ... 81. 105
Dietelmaier, J., ... 237
Döring, H., 129. 187. 190. 199. 281. 310. 314. 316. 327. 332
Dräseke, J. H. B., ... 211. 257
Dusch, J. J., ... 17
Ehrenberg, F., . . 141. 168. 206. 221. 227. 228. 381
Engel, J. J., ... 26
Eschenburg, J. J., ... 379
Ewald, J. L., ... 165. 170
Eylert, R. F., . 243. 253. 287. 298. 312. 338. 345. 361
Falk, J. D., ... 93. 130
Feßler, J. A., ... 376
Fichte, J. G., ... 89. 131. 259
Forberg, F. K., ... 150
Fouqué, F. M., ... 107
Franklin, B., ... 21

Seite

Franz, Agnes, ... 152
Freytag, G. W., ... 241
Friat, J., ... 169
Garve, Ch., ... 29
Gellert, C. F., ... 42
Gelpke, A. H. Ch., ... 331
Girardet, F. Ch., ... 367
Gintermann, J. Ch. H., ... 78
Glaß, J., ... 213. 223. 228
Gleim, J. W. L., ... 150
Goethe, J. W. v., 95. 124. 176. 183. 189. 255. 268. 296
Goldsmith, O., ... 209. 378
Gräter, F. D., ... 99
Groot, F., ... 206
Hamann, J. G., ... 27. 51
Hanstein, G. A. L., ... 63
Hardenberg, F. v., ... 83
Hartmann, Ph. K., ... 189
Henke, H. Ph. K., ... 103
Herbst, J. F. W., ... 207. 220
Herder, J. G. v., . . 22. 34. 77. 90. 112. 268. 321
Hermes, J. T., ... 210
Heydenreich, K. H., ... 108
Heynich, J. H., ... 191. 343
Hippel, Th. G. v., ... 114. 129
Hölderlin, J. Ch. F., ... 159
Hoffmann, E., ... 269

Seite

Hoffmann, E. T. A., ... 84. 85
Hoffmann, H., ... 320
Hüffel, L., ... 234. 354. 365
Hundeiker, J. P., ... 244
Jacobi, J. G., ... 75
Jacobs, F., ... 104. 137
Jerusalem, J. F. W., ... 28
John, J., ... 96
Ith, J., ... 122
Kant, J., ... 31
Klein, F. A., ... 160
Klinger, F. M. v., ... 83. 85
Klopstock, F. G., 27. 81. 90. 123. 185. 186. 193. 196. 220
237. 242. 253. 259. 269. 272. 285. 289. 294
Knebel, K. L. v., ... 100
Köhler, H. G., ... 205
Köppen, F., ... 170. 212. 380
Köthe, F. A., ... 159. 250
Rosegarten, L. Th., ... 20. 60. 265
Krause, J. F., ... 120
Krug, W. T., ... 377
Krummacher, F. A., ... 143
Langbein, A. F. C., ... 379
Lavater, J. C., ... 55. 63
Lessing, G. E., ... 24
Löffler, J. F. C., ... 67
Lösch, J. Th. C., ... 202. 340. 374. 384

Seite

Lohbauer, K. Ph. v., ... 98
Lomier, F. W., ... 177
Luther, M., ... 7. 8
Mahlmann, A., ... 357
Manilius, M., ... 5
Manſo, J. K. F., ... 91
Matthiſſon, F. v., ... 116. 154
Meißner, C. B., ... 316
Mendelsſohn, M., ... 33. 38
Mereau, Sophie, ... 364
Möſer, J. 98
Mosheim, J. L. v., ... 15
Müller, G. Ch., ... 187. 196. 294
Müller, M. W. G., ... 251. 335
Münter, B., ... 88. 113
Natter, J. J., ... 163
Neuhofer, G. A., ... 211
Niemeyer, A. H., ... 68
Nonne, J. H. Ch., ... 222
Oehlenſchläger, A., ... 226
Peſtalozzi, H., ... 123
Pfeffel, G. C., ... 22
Platner, E., ... 53
Platon, ... 1. 4
Rabbe, J. H., ... 194. 281. 325
Raßmann, K. H., ... 223
Recke, Eliſe von der, ... 70

Seite

Reimarus, H. S., ... 146
Reinhard, F. V., ... 58. 155. 383
Reinhold, K. L., ... 111
Ribbeck, C. G., ... 82
Richter, J. P. F., 52. 61. 73. 132. 257. 272. 293. 298. 337
346. 351
Röhr, J. F., ... 262. 296. 314
Rouſſeau, J. J., ... 20
Rudolphi, Caroline, ... 382
Sachſe, J. F., ... 353
Sack, A. F. W., ... 17
Sailer, J. M. v., ... 167. 224
Salis, J. G. v., ... 96. 202. 286
Salome, ... 1
Schelling, F. W. J. v., ... 125
Schiller, F. v., 48. 70. 91. 108. 111. 124. 131. 138. 141. 174
Schleiermacher, F., ... 127
Schloſſer, F. C., ... 311
Schmalz, M. F., ... 246. 285
Schmidt, K. C. G., ... 241
Schott, H. A., ... 175. 188
Schottin, J. D. F., ... 213. 334
Schreiber, A., ... 386
Schreiber, Ch., ... 322
Schubert, G. H., ... 67
Schwarz, J. C. C., ... 260
Seneca, L. A., ... 6

Seite

Semme, J. G., ... 46. 138. 143. 185
Shakſpeare, W., ... 9
Siegl, J., ... 379
Simon, G. H., ... 79
Sintenis, K. F., ... 56. 116
Sintenis, K. H., ... 74
Snell, J. P. L., ... 206. 212
Sonnenberg, F. v., ... 208
Spalding, J. J., ... 25. 307
Spieker, C. W., ... 164. 168. 225. 384
Stamford, H. W. v., ... 153
Starke, H. W. Ch., ... 50
Steigentesch, A. v., ... 101
Stolberg, F. L. v., ... 225
Stolz, J. J., ... 85
Strack, C. H. F. L., ... 232
Streithorſt, J. W., ... 211
Sunderhoff, A., ... 346
Thieß, J. D., ... 170
Tieck, L., ... 84. 225
Tiedge, C. A., ... 74. 121. 335
Tiſcher, J. F. W., ... 369
Tittel, G. A., ... 171
Tittmann, J. A. H., ... 174
Uz, J. P., ... 33
Veillodter, B. K., ... 151. 209. 379
Voß, J. H., ... 49

Seite

Wagner, C., ... 136
Werner, F. L. Z., ... 152
Wette, W. M. L. de, ... 357. 366. 374
Wieland, C. M., ... 18. 100. 186. 262. 376
Witſchel, J. H. W., ... 135. 378
Wohlfarth, J. F. Th., . . 245. 310. 323. 343. 363
Young, C., ... 10. 13
Zimmermann, C., ... 172. 181. 289
Zimmermann, J. G. v., ... 21
Zollikofer, G. J., ... 102. 226. 382
Zſchocke, H., ... 229. 307. 352. 358

Freue dich deines Daſeins in dem Frühling des Lebens, ehe ſie kommen, die Tage des Schmerzes; ehe ſie nahen, die Jahre, von denen du ſagſt, ſie ſind mir freudenleer; ehe ſich noch Sonne und Tag und Mond und Geſtirne dir dunkeln, und dann der Staub zur Erde wiederkehrt, von da er kam, der Geiſt zur Gottheit, die ihn gab.

Salomo.

Du ſiehſt, daß, wenn der Menſch ſtirbt, das Sichtbare an ihm, der Leib, der an einem ſichtbaren Orte lieget, und Leiche genannt wird, welchem aufgelöſet zu werden, zu zerfallen und zu zerſtieben geziemt, nicht alsbald in dieſen Zuſtand gerathe, ſondern eine ziemlich geraume Zeit ſich erhalte, vorzüglich wenn er mit Anmuth geſchmückt war, und der Menſch in der Blüthe des Lebens ſtarb. Die Seele aber, ſie, die Unſichtbare, die hinüberwallt in einen ihrer würdigen Ort, welcher herrlich, lauter und unſichtbar iſt, zum Hades, hin zu dem wahrhaftig guten und verſtändigen Gott, ſie, die Seele, welche ſo beſchaffen, ſolcher Natur iſt, ſollte, nach dem Wahn ſo vieler Menſchen, abſcheidend vom Leibe, gleich verwehet werden und untergehen? Das ſei fern! Vielmehr verhält es ſich alſo: Woſern ſie rein von hinnen ſchei-

det, nichts vom Leibe mit ſich ſchleppend, weil ſie auch während des Lebens nicht in Gemeinſchaft mit ihm willigte, ſondern, ihn fliehend, in ſich ſelber ſich zurückzog, und immer dieſes zu thun ſich übte — wofern, ſage ich, die Seele ſo beſchaffen iſt, ſo wallet ſie hinüber in das Unſichtbare, welches ihr ähnlich iſt, in das Göttliche, Unſterbliche und Vernünftige, wohin gelangend ſie glücklich und befreit wird vom Wahn, von der Unwiſſenheit, vom Schaden, von wilder Brunſt und andern menſchlichen Uebeln, um in der That, wie die in die Geheimniſſe Eingeweihten von ſich behaupten, während der ganzen Zukunft im Umgang zu leben mit den Göttern. Wofern ſie aber befudelt und ungereinigt vom Leibe ſcheidet, weil ſie immer in Verkehr mit ihm ſtand, ſein pflegte, ihn liebte, und durch ihn wie durch Zauber bethört war von Lüſten und Begierden, ſo daß ihr nichts wahr geſchienen, als das Körperliche, welches man betaſten, ſehen, trinken, eſſen, oder bei ſinnlichem Lebensgenuſſe brauchen mag, und ſie dagegen gewöhnt war, Alles, was den Augen dunkel und unſichtbar, der Philoſophie aber verſtändlich iſt, zu faſſen, ſich davor grauen zu laſſen und es zu fliehen, — meineſt du, daß eine ſolche Seele durch ſich ſelber könne lauter werden? Vielmehr wird ſie befleckt ſein mit dem Körperlichen, womit ſie wegen des beſtändigen Umganges und Verkehrs mit dem Leibe, und wegen der an ihn vergeudeten Sorgfalt, wie mit einer andern Natur behaftet ward. — Die Seele eines Liebhabers der Weisheit iſt, der Vernunft folgend, auf Einen Zweck gerichtet; das Wahre, das Göttliche, das keiner Meinung Unterworfene beſchauend, und von ihm genährt. Sie glaubt alſo leben zu müſſen, und daß ſie nach dem Tode zu dem ihr Verwandten, ihr Gleichartigen gelangend, befreiet werden ſoll von den menſchlichen Uebeln.

„Schön iſt der Kampfpreis, und die Hoffnung groß!“

Darum muß ein Mann ſeiner Seele wegen gutes Muthes ſein, wenn er im Leben den Wollüſten des Leibes und deſſen Schmuck, als ihm fremden Dingen, Lebewohl ſagte, jene Sorge dagegen mehr ſich zu Herzen nahm, wie er die Erkenntniß erlangen, und ſeine Seele ausſchmücken ſollte mit dem Schmuck, der ihr nicht fremd, ſondern ihr eigenthümlich iſt, mit Enthaltſamkeit, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, Freiheit und Wahrheit, auf daß er, alſo ausgerüſtet und bereit ſtehend zur Reiſe nach dem Hades, ſich aufmachen könne, ſobald ihn ſein Schickſal ruft.

Platon.

Es giebt ſo viele und ſchöne Gründe für die Unſterblichkeit der Seele. Ein vergängliches Weſen würde ſich nimmer zu ſo erhabenen Unternehmungen emporſchwingen, würde nimmer die Stärke viel mehr vermögender Thiere verachten, Meere durchſegeln, Städte erbauen und Staaten gründen können; würde nimmer das Auge zum Himmel erheben, und den Umlauf der Geſtirne, den Gang der Sonne und des Mondes, ihren Aufgang und Niedergang, ihre Verfinſterungen und ſchnellen und jährlichen Abweichungen erforſchen und beſtimmen dürfen; nimmer die Veränderungen der Welt für die Nachkommenſchaft aufzeichnen und verewigen, wenn nicht eine göttliche Kraft die Seele belebte, wodurch ſie Einſicht und Kenntniß von allen dieſen großen Ereigniſſen erlangte. Gewiß alſo gehſt du nicht zum Tode, ſondern zur Unſterblichkeit über; gewiß wirſt du der Genüſſe des Guten nicht beraubt, vielmehr weit reinerer theilhaftig werden; wirſt Freuden ein-

ernten, auf welche dein ſterblicher Theil nicht mehr einfließt; die von allen Schmerzen unvermiſcht ſind; denn erledigt aus jenem Gefängniſſe, wirſt du dahin gelangen, wo alles Leid und aller Schmerz und alles Alter aufhört. Empfangen wird dich ein Leben voll Ruhe, das, nimmer ſchwanger mit Uebeln, in ewig ungetrübter Stille dich umfließt, wo du die Natur erforſchen, und unbekümmert um den Beifall der Schaubühne des Volks, dein Nachdenken allein der ewig heiligen Wahrheit widmen kannſt.

Aeſchines.

Laſſet uns an dem Glauben feſt halten, daß die Seele unſterblich, und für die Aufnahme aller Uebel und aller Güter empfänglich ſei. Laßt uns daher den Weg zum Himmel hinanſtreben, und uns der Gerechtigkeit und Weisheit aus allen Kräften befleißigen, damit wir mit uns ſelber und den Göttern in Freundſchaft leben, damit wir ſchon hier, als Sieger gekrönt, die Preisbelohnungen der Tugend empfangen, und dereinſt auf jener tauſendjährigen Wanderung uns glücklich fühlen mögen.

Platon.

So wähnſt du, daß die Todten, die im Leben
Die Becher jeder Wolluſt ſchwelgend leerten,
Entfliehen können Gottes Richterwage?
Das Auge der Gerechtigkeit, das ſiehet
Herab, und ſchauet Alles, lohnt und ſtrafet! —
Der Pfad iſt zwiefach jenſeits unſrer Gräber:
Den wandert der Gerechte, den der Böſe.

O wahrlich, wenn des Frommen und des Frevlers
Ein gleiches Schickſal harret, wenn ſie beide
Der Schooß der Erde ewig in ſich ſchließet:
So raube, plündre, miſche Recht und Unrecht!
Du magſt es! — Doch es ſitzt auf ſeinem Richterſtuhl
Der Allbeherrſcher, er, der Todten Richter.
Sein Nam' iſt furchtbar, und ihn auszuſprechen
Vermag ich nicht! Er giebt aus grenzenloſer
Geduld ein langes Leben dem Verbrecher.

Archilochus.

Iſt wohl noch ein Zweifel, daß ein Gott in unſerer Bruſt wohne, daß unſer Geiſt vom Himmel ſtamme, und wieder dahin zurückkehre?

M. Manilius.

Ehre, Gerechtigkeit und Güte — dieſer Weg iſt der Weg zum Himmel und zur Geſellſchaft der Guten, welche ſchon gelebt haben. Erhebe dich daher, und halte dafür, daß nicht du ſterblich ſeiſt, ſondern dieſer Leib; denn nicht du biſt es, den dieſe Geſtalt anzeigt; der Geiſt eines Jeden iſt vielmehr ſein eigentliches Selbſt, und nicht die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann. Glaube alſo an das Göttliche in dir, wenn anders das göttlich iſt, was lebt, empfindet, was Beſinnungskraft und die Gabe der Vorſicht beſitzt, was dieſen Körper ſo lenkt, regiert und bewegt, wie der höchſte Gott die Welt.

M. T. Cicero.

Willſt du denen glauben, welche die Wahrheit aus einem höhern Geſichtspunkte betrachten, ſo iſt das ganze Leben eine wahre Strafe. Auf dieſem tiefen und unruhigen Meere ſtehen wir nie auf einer feſten Stelle. Zuweilen leiden wir Schiffbruch; ſtets aber ſind wir in Furcht. Den auf dieſer ſtürmiſchen See Schiffenden bleibt nur Ein Hafen — der Tod. Beneide alſo den Geſtorbenen nicht! Er ruht. Endlich iſt er frei, ſicher, ewig. Von einem niedern Orte hat er ſich zu jenem emporgeſchwungen, der, wie er auch heiße, die von Feſſeln befreiten Seelen im ſeligen Schooße aufnimmt. Auch für uns alle iſt der nämliche Weg bereitet. — Die kennen wahrlich ihr Elend nicht, die den Tod nicht als die beſte Erfindung der Natur loben, ihn, der Allen als Ende, Vielen als Hülfe, Einigen gewünſcht erſcheint. Er löſet die Feſſeln der Gefangenen, und führt ſie aus dem Kerker; er iſt es, der Alles gleich macht. Des Todes wegen brauchen wir unſere Geburtsſtunde für keine Strafe zu halten. Er hält uns aufrecht gegen die Schläge des Schickſals, und macht, daß wir unſer Gemüth ſeiner mächtig bewahren können.

L. A. Seneca.

Unſer Grundſatz ſei: wenn Umſtände ſich ereignen, in welchen wir einen Wink der Gottheit wahrzunehmen glauben, daß wir aus dieſem Leben hinweggehen ſollen, ſo wollen wir mit Freude und Dank gehorchen, und es anſehen, als würden wir aus einem Gefängniß entlaſſen, und von Feſſeln befreit, um entweder in eine ewige und uns eigenthümliche Wohnung einzuziehen, oder um ohne Empfindung, aber auch ohne alle Mühſeligkeit, für die Zukunft zu ſein. Werden wir aber dieſen Wink nicht

gewahr, nun ſo wollen wir jeden Tag, ſei er auch immer ſchauerlich für Andere, als glücklich für uns anſehen, und nichts unter die Uebel zählen, was entweder von den unſterblichen Göttern, oder von der Natur, der Mutter aller Dinge, angeordnet iſt. Denn nicht durch blinden Zufall oder auf ein Ungefähr ſind wir geſchaffen. Gewiß ſorgt ein höheres Weſen für das Menſchengeſchlecht, und dieſes Weſen konnte nie etwas ſchaffen und erhalten, was dazu beſtimmt wäre, nachdem es alle Mühſeligkeiten erſchöpft hätte, dann erſt noch in ein nie endendes Uebel des Todes zu ſtürzen. Nein, vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, daß es einen bereiteten Hafen, einen gewiſſen Zufluchtsort für uns gebe. O daß ich nur mit vollen Segeln darin einlaufen dürfte! Werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, ſo kommen wir doch nothwendig, nur etwas ſpäter, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich iſt, ein Unglück für einen Einzigen ſein?

M. T. Cicero.

Es iſt eine ſchöne und liebliche Beſchreibung der Unſterblichkeit, da Moſes ſagte: »Er iſt zu ſeinem Volk verſan.melt worden.« Wenn wir aus dieſem armſeligen Leben ziehen, ſo werden wir fein ſanft verſcheiden, und zu unſerm Volk verſammelt werden, da kein Unglück, keine Noth, keine Trübſal iſt, ſondern Friede und Ruhe, und ein feiner ſanfter Schlaf im Herrn. Wo aber nun ein ander Volk iſt, ohne das, mit welchem wir hier leben, ſo muß auch eine Auferſtehung der Todten ſein und eine gewiſſe Anzeigung, daß ein Gott ſei, und daß die Welt nicht ohngefähr und vergeblich geſchaffen ſei. Denn daß man nach dem Tode leben ſoll, iſt keines Menſchen, ſon-

dern Gottes Werk. Plinius und die Epicuräer ſpotten und verlachen dieſe Lehre, und thun uns darin keinen Beifall, daß es ein ſolcher Gang ſein ſollte, dahin man von dieſem unruhigen Leben zur Ruhe gehen ſollte. Darum führen ſie immer dieſe epicuriſchen Worte, und ſagen: **Post mortem nulla voluptas.** Wenn man ſtirbt, ſo hat die Freude ein Ende. Alſo ſtärken ſie ſich gegen die Verachtung des Todes, und heben ſchlecht alle Furcht auf; das iſt, ſie nehmen die Hoffnung der Unſterblichkeit gar hinweg. Wofür ſollte ich mich fürchten? ſagen ſie. Worauf ſollte ich hoffen, dieweil kein Gott iſt. Darum laſſet uns eſſen, trinken, ſpielen, guter Dinge ſein u. ſ. w. Wenn aber die Vernunft das könnte nachgeben, daß es ein Gang wäre von dem betrübten und geplagten Volk zu einem andern Volk des Friedens, ſo würde ſie von Noth wegen das auch bekennen, daß nach dieſem Leben ein ander Leben ſei. Denn, zum Volke gehen, das heißt ja nicht, daß man zu Nichts gehe, oder zu Nichts werde. Und fürnehmlich, da geſaget wird, zu ſeinem Volke gehen, nehmlich, die auch denſelbigen Glauben, Hoffnung und Trübſal gehabt haben, und dieſelbe Sprache, ja zu unſern Mitbürgern und Landsleuten, welche wahrlich Etwas ſind. Wir ziehen nicht zu den Feinden, auch nicht zu den böſen Geiſtern, ja, wir weichen von denſelben weg, und werden verſammelt zu unſern Vätern.

M. Luther.

Siehe, wie St. Paulus redet von dieſem Leben und Weſen; ſiehet's alſo an, daß es nicht der Menſch ſelbſt ſei, ſondern ein Kleid, das er jetzt muß tragen, aber hernach ſoll ablegen und ein anderes anziehen. Machet aus dem Tode und Grabe nichts anderes, denn daß es hieße,

einen alten zerrissenen Rock ausgezogen und weggeworfen; und die Auferstehung heiße, einen schönen neuen Rock angezogen (welcher heißet immortalitas, unverweslich oder unsterblich), gesponnen und gewirket durch den Sieg Christi. Denn dazu ist der Sieg durch Christum geschehen, welcher in ihm selbst Alles überwunden hat, daß er dich damit kleide, und von deiner Sünde und Tod rein mache, daß nichts mehr bleibe an deinem unverweslichen Leibe. Denn Gott hat den Menschen nicht also gemacht, daß er sollte sündigen und sterben, sondern daß er lebete. Und weil nun durch Christum die Sünde ist weggenommen, so sollen wir auch der Flecken und des Unraths wieder los werden, daß Alles rein, und nichts Böses noch Verdrießliches mehr auf Erden empfunden werde. Aber nicht anders, denn daß wir zuvor durch den Tod dies alte, böse Kleid lassen ausziehen, bis es gar ab, und allerdings zu Pulver werde.

M. Luther.

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! Und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsres Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Auf's innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! Ja, da liegt's,
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Jrd'schen abgeschüttelt.

Das zwingt uns, ſtill zu ſtehn. Das iſt die Rückſicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub,
Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
Die Unwerth ſchweigendem Verdienſt erweiſt,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einer Nadel blos? Wer trüge Laſten,
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tode —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als die unbekannten fliehn.

W. Shakſpeare.

O du, der du die Widerwärtigkeiten des Lebens aus huldreichen Abſichten zuläſſeſt, und willſt, daß der Menſch trauern ſoll! O du, deſſen Hand dieſes ſchöne Weltgebäude ſchuf, der du es am beſten kennſt, und willſt, daß der Menſch es kennen ſoll! Was iſt die gegenwärtige Welt? Ein Dunſt; ein Dunſt alles, was ſie in ſich faßt; ſie ſelbſt ein Dunſt, der aus des Chaos feuchtem Bette durch deinen Strahl emporgezogen in der umringenden Luft ſeine beſtimmte Stunde lang ſchwimmen, dann zerfließen und verſchwinden muß. Die Tage der Erde ſind gezählt und ihr Ende iſt nicht ferne. Sie iſt eben ſo ſterblich, obwohl weniger flüchtig, als ihre Kinder. Und dennoch lieben ſie dieſe Erde ſo zärtlich, als wäre die Welt, und ſie, beide ewig, beide unwandelbar, und du — ein Traum. Was iſt es doch, das ſie ſo zärtlich lieben?

Ohne die Ausſicht in die Ewigkeit iſt es ja nichts als Schein und Oberfläche, ein Land von Schatten! Ein fruchtbares Feld voll blühender Verheißungen! Eine Wildniß, die mit Zweifeln labyrinthiſch verflochten und an ſcharfen Dornen reich iſt! Ein tobender Ocean, mit verwegnen Abenteurern bedeckt, welche ihr Alles zu Schiffe gebracht haben, denen keine zweite Hoffnung mehr übrig iſt, wenn ihr Geſchick ihnen hier zürnen ſollte. Und zürnen muß es doch bald. Sie ſegeln mit Schiffen von mancherlei Range, von mancherlei Flaggen. Doch alle gleichen einander darin, daß alle voll Unruhe und Angſt ſind, alle bei dem heiterſten Himmel von Furcht und Hoffnung hin und hergeworfen, alle den Stürmen ausgeſetzt. Und Stürme ſind das gewöhnlichſte Wetter des Lebens. Alle reiſen der Glückſeligkeit nach, und doch verſorgen ſich wenige mit der Charte der Erkenntniß, um zu ſehen, wo ſie liege, oder mit dem Steuerruder der Tugend, um ihren beſtimmten Lauf zu lenken. Alle bejammern mehr oder weniger den Eigenſinn des Schickſals, wenn ſie jetzt von der Fluth emporgehoben und jetzt wiederum von ihr wieder verſchlungen werden, und von ihren Wünſchen noch weiter als zuvor entfernt ſind. Alle ſtoßen mehr oder weniger wider einander, wenn ſie, zum gemeinſchaftlichen Verderben durch die Orkane der Leidenſchaften zuſammengejagt, noch mehr von der Thorheit, als vom Verhängniſſe leiden. — Nur eine Seele, die mit ihrem Gott vertraut umgeht, iſt der Himmel. Sie fühlt nicht den Aufruhr und die Stürme des Lebens, die hinreißenden Wirbel der Leidenſchaften, die verwundenden Streiche des Herzens. Eine Gottheit glauben, iſt der Freude Anfang; eine Gottheit anbeten, iſt der Freude Wachsthum; eine Gottheit lieben, iſt der Freude völlige Reife. Wer den großen Gott anruft, der geſellt ſich in den Augen-

blicken zu den Allerersten im Himmel, und setzet seinen Fuß auf die Hölle. Sei fromm, und das Uebrige stelle dem Himmel anheim. Auch der Fromme hat seine aufsteigenden Wolken; sie können wohl seinen irdischen Tag verdunkeln, doch nie besiegen. Von der Aussicht in eine unbewölkte Seligkeit begeistert, weist er die Wollust mit finstrem Blicke von sich, und lächelt in der Pein. Gleich der Sonne, wenn sie noch unter dem Horizont ist, erfreut uns der Himmel, unser verheißenes Erbe, schon in dieser Welt. Er gießt über Seelen, die das Licht annehmen können, das herrliche Morgenroth des ewigen Tages aus.

E. Young.

So muß es sein — wohl, Plato, hast du Recht!
Von wannen sonst dies schmeichlerische Hoffen,
Dies heiße Sehnen nach Unsterblichkeit?
Von wannen dieser Schauer, dieses Grauen,
In's Nichts zurückzufallen? Warum bebt
Der Geist so scheu zurück vor der Zerstörung?
Dies ist das Göttliche, das in uns lebt,
Dies ist der Himmel selbst, der uns ein Jenseits,
Der uns ein zweites ew'ges Sein verbürgt.
O Ewigkeit! Gedanke, schaurig süß!
Wer nennt die Wechsel, wer die Uebergänge,
Die du dem Wandrer, dunkles Land, bereitest?
Die grenzenlose Aussicht liegt vor mir;
Doch Schatten, Nacht und Nebel ruhn auf ihr.
Halt' ein, mein Geist! Ist über uns ein Gott —
Und daß er sei, ruft die Natur uns laut
Mit tausend Stimmen zu — so muß gewiß
Die Tugend ihn erfreuen, und was ihn

Erfreut, muß glücklich ſein. Doch wann? doch wo? —
Die Seele lächelt, ihres Daſeins ſicher,
Beim bloßen Dolch, und ſpottet ſeiner Spitze.
Die Sterne werden welken, ſelbſt die Sonne
Vor Alter dunkeln, die Natur verweſen;
Doch du wirſt blühn, in ewig ſchöner Jugend,
Im Kampf der Elemente, in den Trümmern
Der Erde und dem Schutt des weiten Weltalls.

J. Addiſon.

Der müden Natur ſüße Erquickung, balſamiſcher Schlaf! Ach, er beſucht, gleich der Welt, nur diejenigen gern, denen das Glück lächelt. Die Elenden verläßt er, fliegt auf ſeinen weiten Fittigen ſchnell vom Jammer hinweg, und ſenkt ſich auf Augenlieder herab, die keine Thräne befleckt. — Ich erwache von einem kurzen und unruhigen Schlummer. Wie glücklich ſind diejenigen, die nicht mehr erwachen! Doch auch dies wäre vergebens, wofern Träume das Grab beunruhigen. — Stille und Finſterniß! ihr ernſten Schweſtern! Ihr Zwillinge der alten Nacht! die ihr die zarten Gedanken zur Vernunft aufzieht und auf Vernunft Entſchließung baut, dieſer Grundpfeiler der wahren Majeſtät im Menſchen! O ſteht mir bei! Im Grabe will ich euch danken, im Grabe, eurem Reiche. Dort ſoll dieſer Leib zum Opfer an eurem grauenvollen Altar hinfallen. — Die Glocke ſchlägt Eins. Wir bemerken die Zeit nur aus ihrem Verluſte. Der Menſch handelt alſo weiſe, daß er ihr eine Zunge giebt. Ich fühle den ernſten Schall, als hätte ein Engel geſprochen. Hör' ich recht, ſo iſt es die Todtenglocke meiner abgeſchiedenen Stunden. Wo ſind ſie? Bei den Jahren der Sündfluth. Es iſt das Zeichen zum ſchleunigen Aufbruche.

O wie viel habe ich noch zu thun! Meine Hoffnungen und Sorgen fahren erſchrocken auf, und ſchauen über den ſchmalen Rand des Lebens hinab. Und wohin? In einen unermeßlichen Abgrund, in eine furchtbare Ewigkeit. Wie gewiß iſt dieſe mein! Kann mir eine Ewigkeit zugehören, mir Armen, der ich von den Wohlthaten einer Stunde lebe? Wie arm, wie reich, wie gering, wie künſtlich zuſammengewebt, wie unverdorben iſt der Menſch! Und wie weit iſt derjenige über alle Verwunderung erhaben, der ihn ſo machte, der in unſerm Weſen ſolche fremde und ferne Grenzen in Einem Mittelpunkte vereinigte! Eine erſtaunenswerthe Vermiſchung verſchiedener Naturen! Eine herrliche Verbindung entfernter Welten! Ein vorzügliches Glied in der unendlichen Kette der Dinge! Der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit! Ein himmliſcher Strahl, verunreinigt und verſchlungen! Obſchon verunreinigt und entweiht, doch immer noch göttlich! Ein dunkles Bild im Kleinen von der vollkommenſten Größe! Ein Erbe der Herrlichkeit! Ein hinfälliges Kind des Staubes! Ein hülfloſer Unſterblicher! Ein unendliches Inſekt! Ein Wurm! Ein Gott! — Ich zittre vor mir ſelbſt, ich verliere mich in mir ſelbſt! In ſeinem Hauſe ein Fremdling, wandert der Geiſt erſtaunt, mit Entſetzen auf und nieder, und verwundert ſich über das Seinige. O was für ein Wunderwerk für den Menſchen iſt der Menſch! Triumphirend voller Angſt! Welche Freude! Welche Bangigkeit! Wechſelsweiſe entzückt und unruhig! Was kann mein Leben erhalten, was kann es zerſtören? Eines Engels Arm kann mich dem Grabe nicht entreißen. Legionen Engel können mich nicht darin verſchließen. Dies iſt mehr als Muthmaßung. Alle Dinge ſtehen zum Beweiſe auf. Obſchon meine Seele unterdeſſen, daß ſich die ſanfte Herrſchaft des Schlafs

über meine Glieder ausbreitete, in phantaſtiſchen Tänzen auf Zaubergefilden umherhüpfte, oder durch die Dunkelheit unwegſamer Wälder hintrauerte, oder von dem ſchroffen und ſteilen Fels herabſtürzte, mit Mühe durch den grauen Sumpf ſchwamm, oder die Klippe hinankletterte, oder mit ſeltſamen Geſtalten, des Gebirns wilden Geburten, auf leichten Winden ſchwebte — zeigt doch ihr raſtloſer Flug, wenn er ſich gleich verirrt, daß ſie ein freieres Weſen ſei, als der betretene Erdenklos; daß ſie ſich feurig, geiſtig und frei emporſchwinge, und ſich durch den Fall ihres ſchweren Gefährten nicht mit niederreißen laſſe. Selbſt die ſtille Nacht verkündet die Unſterblichkeit meiner Seele! Selbſt die ſtille Nacht verkündet ewigen Tag!

E. Young.

In der Welt könnt ihr die Gleichheit aller Menſchen nicht wohl lernen. Sie iſt zu unruhig, ſie iſt zu geſchminkt, ſie zerſtreut unſre Gedanken zu ſtark. Gehet demnach aus der Welt. Schließet eure Augen vor dem Gegenwärtigen und Sichtbaren. Tretet mit uns vor den Richterſtuhl Jeſu Chriſti! Herr! Welch ein Anblick! Welch eine Majeſtät! Welch eine Herrlichkeit! Was ſind die Throne dieſer Erde vor dem Thron Jeſu? Was iſt der größte Monarch gegen dieſen König? Jeſus ſitzt, das Gericht zu halten. Die ganze Welt ſtehet vor ihm, und erwartet aus ſeinem Munde ihr Urtheil. Der Herr theilet dieſe unendliche Menge in ihre Gattungen und Ordnungen. Zählet, wie viele Haufen gemacht werden! Nur zwei. Er wird die Schafe zu ſeiner Rechten ſtellen und die Böcke zur Linken. Wo ſind die mannigfaltigen Aemter dieſer Welt? Wo ſind die Könige? Wo ſind die Gewaltigen und Fürſten? Wo ſind die Reichen und Er-

haben? Wo ſind die Armen, die Tagelöhner, die Bettler? Sie ſtecken alle in einem von dieſen beiden Haufen. Sie ſind entweder zur Rechten oder zur Linken des höchſten Richters. Sehet hier, Menſchen, wie viel eure Würden und Vorzüge bedeuten! Sehet hier, was ihr ſeid und ſein werdet! Häupter dieſer Welt! Hohe und Gewaltige! Tretet, ſo oft euch eure Vorzüge blenden, ſo oft euch der Hochmuth anſieht, tretet vor dieſen Spiegel. Laßt euch dieſes Bild malen und ſetzt es in eure Kammern, damit ihr allezeit ein Gegengift gegen die betrügeriſche Zunge des Schmeichlers und die Irrlichter eures Standes um euch haben möget! Wie lange wird die Herrlichkeit noch währen, die euch von uns ſo weit abſondert? Die Zeit wird bald kommen, da ihr entweder zur Rechten oder zur Linken des großen Richters ſtehen werdet! — Arme und Geringe! Tretet vor dieſen Spiegel, ſo oft euch die Ungeduld über die Ungleichheit dieſer Welt und der Schmerz über die Gewaltthätigkeit der Mächtigen niederwirft. Der Tag iſt nahe, an dem alle die Dinge, deren ihr hier entbehren müſſet, ihren Werth werden verloren haben. Vor dem Throne Jeſu wird euch eure Niedrigkeit nicht beſchimpfen. Vor dem Throne des Erlöſers wird der, den ihr hier ſo furchtſam verehrt, zum wenigſten nichts mehr ſein, als ihr. O möchten wir mit Gewißheit hinzuſetzen können, daß wir alle, ſo unterſchieden wir hier ſind, dort einander vollkommen gleich ſein und zur Rechten des Herrn zuſammen kommen werden!

J. L. v. Mosheim.

Die

Die wahre Gottesfurcht, die das Herz eines Menſchen mit Unſchuld und ſeinen Wandel mit Tugend ziert, iſt das beſte und einzige Mittel, unſer Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil ſie uns eine ſichere und gegründete Zuverſicht eines künftigen Lebens giebt. Ein zukünftiges, ſeliges und ewiges Leben mit Ueberzeugung glauben, daſſelbe mit Grund hoffen, und von deſſen Erlangung durch ein lebhaftes Gefühl der Zuverſicht gewiß ſein: das iſt der allerhöchſte Grad von Ruhe, von Zufriedenheit, von Troſt und von Freude, den ein Menſch nur immer in dieſer Welt wünſchen und erlangen kann. Kein Kummer iſt ſo groß, den ein Chriſt durch das Andenken und durch die in ſeiner Seele verſiegelte Hoffnung der zukünftigen Seligkeit nicht überwinden könne. Und eben dies ſoll einen Jeden unter uns bewegen, daß er ſich in der beſtändigen Erwartung eines zukünftigen Lebens einer ungeheuchelten Gottesfurcht und eines recht frommen Wandels befleißige, und in der Betrachtung der Kürze und Ungewißheit ſeines zeitlichen Lebens ſich nicht eher zufrieden gebe, bis er in dieſer wichtigen Sache zu einer recht überzeugenden Gewißheit gelangt iſt.

A. F. W. Sack.

Der Weiſe, wenn er ſtirbt, weiß, wo die Seele bleibt.
Ob ich nicht gänzlich Staub, mich ſelber überlebe;
Ob aus dem Grabe ſich mein beſter Theil erhebe;
Ob einmal dieſer Leib, der Staub ward ausgeſä't,
Wie Pflanzen aus dem Kern, der abfiel, auferſteht;
Ob über die und den am Abend meiner Tage
Auf alle Ewigkeit die Nacht zuſammen ſchlage. —

Den stärket kein Genuß, erquickt kein süßer Schlummer,
Der ringend auf dem Pfühl mit Zweifeln und mit Kummer,
So oft die öde Nacht den Vorhang niederzieht,
In ihrer Finsterniß des Todes Vorbild sieht.
Wer aber sorgenlos und überzeugungsvoll
Weiß, daß er nach dem Tod einst wieder leben soll,
Wird willig von dem Arm des Schlafs umfangen werden,
Vom Himmel nur gedeckt, gebettet auf der Erden.

J. J. Tusch.

Dies kann ich erkennen, daß ich mit allen Geschöpfen zur Ordnung und Eintracht geschaffen bin, und daß bei Zerstörung derselben mein Glück nicht bestehen könne. Welchen Theil der Schöpfung ich aber ausmache, wie weit ich und meine Gattung in die Berechnung des Ganzen gekommen sei? ob wir nirgends eine gegenseitige Größe antreffen, die uns aufhält? Soll ich entscheiden? Nein. Soll ich den Gedanken meiner Fortdauer fahren lassen; die Hoffnung auf die Gestorbenen verlieren? Verlieren? Tröstlicher Gedanke der Unsterblichkeit! wir können dich nicht missen. Still müssen wir warten, bis der Geber alles Guten und der Herr seiner Reichspfe Jedem unter uns auf der vorgeschriebenen Höhe seine Befehle zu eröffnen erlaubt. Lasset uns aber rechtschaffen und in der Rechtschaffenheit glücklich sein.

Th. Abbt.

Wer die Reise in das unbekannte Land nahe vor sich hat, dem ist ein wenig Verwitz zu verzeihen, wie es darin aussehn, wie es ihm gefallen, und vornehm-

lich, wie er wohlbehalten hineinkommen werde. Ernſthaft zu reden, es iſt natürlich, daß ein Mann von hohem Alter ſich mit dem Gedanken an den Tod, und an das, was auf den Tod folgt, vertraut zu machen ſucht. Ich ſehe ihm ruhig oder vielmehr mit dem ſtillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, deſſen Kommen gewiß, aber der Tag unbeſtimmt iſt. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich, im ſchlimmſten Falle, zu einer ewigen Ruhe, aber wahrſcheinlich an den Ort meiner künftigen Beſtimmung führen wird. Die ſchöne Ordnung und weiſe Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren ſehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß dieſe Beſtimmung meinen Kräften und meiner Verfaſſung angemeſſen ſein werde. Dies iſt Alles, was ich davon weiß und wiſſen kann; und es iſt zu meiner Beruhigung genug. Indeſſen, warum ſollt' es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten iſt, nicht erlaubt ſein, weiter zu gehen, und mit harmloſen Träumen, aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen? Laß es ſein, daß der müde Seefahrer, der nach einer langen Reiſe wieder Land zu ſehen verlangt, bei heiterem Wetter ein duftiges Luftgebild am fernen Horizont für eine reizende Inſel anſieht; ſein Irrthum ſchadet Niemand, und gewährt ihm einige frohe Augenblicke.

C. M. Wieland.

Wenige ſchnelle Minuten (wir Sterblichen nennen ſie Jahre)
Wandern wir über den Staub, welcher uns morgen bedeckt.
Wenige holde Geſtalten begegnen uns; freudig erſchreckend
Zittern wir ihnen an's Herz, ſchmiegen uns innig an ſie.
Dreimal krähet der Hahn; und was wir umarmten, iſt Aſche!
Ach, des Entzückens Krampf knickte das zuckende Herz.
Selig, wer himmelan ſtieg mit Adlerfittig des Glaubens!
Dieſe blühende Welt ſchrumpfet zum Stäubchen ihm ein.
Selig, wer über die Nebelgewölke des Erdballs hinausſchaut!
Jenſeits iſt lauteres Blau, jenſeits erquickender Tag.

L. Th. Kosegarten.

Kein elenderes Weſen, als wir, wenn wir hier unſterblich wären! Es iſt hart zu ſterben, ohne Zweifel! Es iſt aber angenehm, zu hoffen, daß man nicht immer leben werde, und daß ein beſſeres Leben die Leiden des jetzigen enden wird. Wenn man uns Unſterblichkeit auf der Erde anböte, wer würde dieſes traurige Geſchenk annehmen wollen? Welche Zuflucht, welche Hoffnung, welcher Troſt würde uns gegen die Bitterkeiten des Schickſals und die Ungerechtigkeiten der Menſchen übrig bleiben? Die Nothwendigkeit, zu ſterben, iſt für den Weiſen nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu ertragen. Wären wir nicht gewiß, es einmal zu verlieren, ſo erkauften wir die Erhaltung deſſelben zu theuer.

J. J. Rouſſeau.

Es iſt der Wille Gottes und der Natur, daß wir dieſe ſterbliche Hülle ablegen müſſen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen ſoll. Das jetzige iſt mehr ein Raupenzuſtand, eine bloße Vorbereitung zum Leben. »Der Menſch iſt dann erſt vollſtändig geboren, wenn er todt iſt.« Warum ſollten wir klagen, daß unter den Unſterblichen ein neues Kind geboren worden, daß ein neues Glied in ihren glücklichen Cirkel getreten? Wir ſind Geiſter. Der Huld und Güte Gottes verdanken wir's, daß die Natur uns ſo lange den Körper leiht, als wir durch denſelben uns Vergnügen verſchaffen, Kenntniſſe erwerben, oder unſern Mitgeſchöpfen Gutes thun können. Wird er zu dieſen Zwecken ungeſchickt, giebt er uns ſtatt Vergnügen Schmerz, und entſpricht er keiner von den Abſichten mehr, wozu wir ihn erhielten, ſo müſſen wir es abermals als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, daß für ein Mittel geſorgt iſt, wodurch wir ihn los werden. Dieſes Mittel iſt der Tod.

B. Franklin.

Große Seelen erblaſſen nicht beim Anblick ihres Grabes. Zurückziehen kann ſich Jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen, als es werth iſt, und in den Augenblicken, die er noch hat, die ſchon beſeſſenen Kenntniſſe von Gott und Tugend neu beleben und erweitern. Und ſo wird er dann auch mit Feſtigkeit glauben an die Morgenröthe jenſeits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für ſanften Sonnenuntergang des Lebens.

J. G. v. Zimmermann.

O du, des Thoren Qual und Spott,
Idee von einem zweiten Leben,
Dich konnte nur ein Gott uns geben,
Denn dich verwirklicht nur ein Gott.
Du deckst, gleich einem Demantschilde,
Des Dulders Brust; ein heitrer Blick
In der Unsterblichkeit Gefilde
Versöhnet ihn mit dem Geschick.
O hütet euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden sein.
Auch wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müßtet ihr durch keine Zähre
Des Freigelass'nen Grab entweihn.
Doch, gleich dem holden Morgensterne,
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freistatt Wiederschein.

G. C. Pfeffel.

Wer im mindesten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf in's Leben fördert, und es darin empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veranstaltungen der Natur in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Mensch die Naturgesetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Wesen von der Pflanze an bis zum Menschen hinauf nicht vor sich, und sollte sie a priori errathen: welches Gesetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich scheinen? Und doch ist in der physischen Natur dies der merkwürdigste aller Triebe, auf den Alles angelegt ist, dem Alles dienet; denn eben

der iſt's, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält, und die Welt vor dem Tode bewahrt. In's Reich der innern Kräfte, in's eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen, iſt keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unſerer Organe uns deutlich verſtehen. Wie thöricht! Verloren wäre alſo jeder Gedanke, der die Geburt der Seelen in einer andern Welt auch nur traumweiſe beſchreiben wollte? Die ſcharfſinnigſten Köpfe, die ſich hiermit abgeben, auf wie kindiſche Einbildungen ſind ſie gerathen! Der uns ungefragt hieher gebracht, und für das Werden in dieſer Welt einen ſo unerwarteten Plan erſonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wiſſen, wenn er unſer bedarf. Was wiſſen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit ſein, ſobald ſich unſer Auge ſchließt; und die Kräfte der Natur ſind ſich allenthalben allgenugſam. Wir dürfen für ſie nicht meſſen und zählen. Aber, wie wir hinüber gehen? Die Nemeſis in unſerm Herzen, die mit uns geht, ſie ſtellt die Frage. Denn wenn Bewußtſein nicht mit uns ginge, ſo lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten ſodann das Schickſal des zerſplitterten Steins, der verwehten Aſche. Wenn alſo vom zukünftigen Leben geredet werden ſoll, müſſen wir's als Fortſetzung und Reſultat, als die umgekehrte Blattſeite dieſes Lebens betrachten, und ſo kann es wohl nicht gleichgültig ſein, was wir hier in unſer Buch ſchreiben? welchen lebensſchwangern Keim der Zukunft wir mit uns nahmen? In einem Augenblick zu einer entgegengeſetzten Natur verändert zu werden, kann Niemand erwarten. Alſo nehmen wir, wenn ſich der Faden fortſpinnet, uns, wie wir ſind, hinüber, und der Einſchlag der Zukunft geſchieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten. Mithin ſchuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen An-

Kläger und Rächer im Busen mit sich zu tragen, mußte jedes Vernünftigen Wunsch und Bestreben sein, gesetzt sogar, daß er sich mit seinem Bestreben täuschte. Er ist nicht getäuscht; er hat den höchsten Wunsch erreicht, der in seiner Laufbahn zu erreichen war; er steht mit heitrem Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

J. G. v. Herder.

Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft. Aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht sie beschleunigt, wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kommt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? Weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerrüttet und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnt? Darum nicht! Oder weil ich es vergessen, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch der gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder, weil so zu viel Zeit für mich

verloren gehen würde? Verloren? Und was habe ich denn zu verlaumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

G. E. Lessing.

Schickt es sich, daß ein rechtschaffenes Gemüth, welches allein glücklich zu sein verdient, das ganze Leben hindurch ein Raub der Bosheit, ein Spiel ungerechter Verfolgung sei? Daß die Tugend unter Hunger und Blöße und Verachtung seufze, und oft durch die Hand grausamer Henker und auf den Befehl noch grausamerer Tyrannen in Schmerzen und Martern ihren letzten Lohn finde? Und daß hingegen Treulosigkeit und Mordsucht, indem sie die Lust und die Vortheile dieses Lebens an sich reißen, gar nicht inne werden, was es auf sich habe, von dem, was ewig recht ist, abzuweichen, und sich wider die Gesetze der allgemeinen Regierung aufzulehnen? Nein, es ist unmöglich! Hier würde sich der Begriff von einer herrschenden Ordnung ganz verwirren. Alle muß nothwendig ein besseres Verhältniß der Dinge da sein. Es muß eine Zeit geben, wo ein Jeder erhält, was ihm zukommt. Die Anlagen und Anfänge einer moralischen Regierung sind unleugbar da. In der ganzen Natur führt mich alles darauf hin, daß Rechtschaffenheit und Glückseligkeit zusammen gehören, und auch allemal zusammen sind, so oft nicht äußerliche Hindernisse dieses sonst so wesentliche Band zerreißen. Ein solcher allgemeiner Hang zur Ordnung wird einmal müssen durchgesetzt werden; und nur dieser Ausgang allein hebt die Verwirrung und den Widerstreit, der sonst unauflöslich bleiben würde. Auch bei mir selbst scheint die Einrichtung gar zu offenbar zu einem fortdauernden Leben gemacht zu sein. Ich spüre Fähigkeiten in mir, die eines Wachs-

thums in's Unendliche fähig sind. Sollte mein Vermögen, das Wahre und Gute zu erkennen und zu lieben, plötzlich aufhören, wenn es entweder kaum angefangen hat, sich zu entwickeln, oder wenn es eben durch die Uebung geschickt worden ist, so viel geschwinder zu einer größern Vollkommenheit hinanzusteigen?

J. J. Spalding.

Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende in eben der Natur, worin auch unsere Freuden sich gründen. Unsere Freuden wollen wir haben, gerade diese unsere eigene Freuden, gebunden an diese unsere eigene Natur, uns werth geworden durch diese unsere eigene Empfindung; aber diese unsere Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. Das Leben hat seine großen überschwenglichen Freuden; wir Undankbare vergessen den größten Theil derselben in der Berechnung. Eben die Natur, die uns die gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich. Es wäre Unsinn, mit der Verfassung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andere — daß sie den Menschen schuf und nicht zum unsterblichen Engel. Die Bitterkeit des Todes wird uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniß unsrer selbst, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles so ist, wie es ist: wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, in dem Plan seines Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden?

J. J. Engel.

Sei mir selbst als Leiche gesegnet, du, in deren Augen mir die Gestalt des Todes lieblich erscheint, und bei deren Sarge ich mich heute zu meiner eignen Gruft salben will. Die letzten Stunden meiner frommen Mutter öffnen mein weiches Herz diesem Unterrichte, der unser Leben und das Ende desselben heiligt. Gott meiner Tage! Lehre mich selbige zählen, daß ich klug werde. Diese Erde ist nicht mein Erbteil und ihre niedrige Luft unter dem Ziel meiner Bestimmung. Diese Hütte, wo Versuchungen des Hungers mit betrüglichen Aussichten abwechseln, ist nicht mein Vaterland, das ich lieben, diese Hütte von Lehm, welche den zerstreuten Sinn erinnert, nicht der Tempel, in dem ich ewig dienen, und für dessen Zerstörung ich zittern darf. Schon sucht mein neugieriger Blick schmachtend die Gegenden der Seligkeit, welche meine Mutter aufgenommen. Noch höre ich in ihren Seufzern (welche bei Gott diejenigen wiederzuziehen bitten, die er ihr auf der Welt gegeben, die sie als Säuglinge das Leben ihres Schöpfers und Mittlers gelehrt, und denen ihre Spuren nach der Heimath des Christen unauslöschlich sein werden) die feierlichste und zärtlichste Einladung der Gnade zu einer Herrlichkeit, deren Vorstellung allein die Trauer unsres Verlustes mäßigt.

J. G. Hamann.

Auch du wirst einmal mehr wie Verweinung sein,
Der Seele Schatten, Hütte von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Krankenbetten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Des Schlafes Stunden oder Jahrhunderte,
Fliegt schnell vorüber, daß ich auferweck'!

Allein ſie ſäumen, und ich bin noch
Dieſſeits am Grabe. O helle Stunde,

Der Ruh Verheißin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unſterblichkeit
Ihr Leben reift, noch nie beſuchter
Acker für ewige Saat, wo biſt du?

Laß mich dorthin gehn, daß ich die Stätte ſeh'!
Mit hingeſenktem, trunk'nem Blick ſie ſeh'!
Der Erute Blumen drüber ſtreue,
Unter die Blumen mich leg' und ſterbe!

Wunſch großer Ausſicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du, die ſüße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünſchen, kamſt! Wer glühe
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge!

Dann hebt mein Geiſt ſich, dürſtet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unſterblichen Rechte ſproſſen.

F. G. Klopſtock.

Ob meine Natur einfach oder materiell, ob ſie von meinem Körper unterſchieden, oder mit demſelben einerlei ſei — auf dieſem metaphyſiſchen Grunde beruht meine Hoffnung gar nicht. Sie iſt unmittelbar auf die Natur Gottes und darauf gegründet, daß die Welt nicht ohne fortdauernde vernünftige Geſchöpfe fortdauern, und daß ein weiſer Gott ſolche Naturen, die er ſelbſt ſo gemacht, daß ſie in ſeiner Verherrlichung ewig fortwachſen können, die

ihn ewig lieben zu können wünschen — daß er die nicht wieder vernichten kann, ehe ſie die Vollkommenheit erreicht, wozu ſie in ihrer Natur die Anlage und das Verſprechen finden. Nein, meine ganze Exiſtenz kann ſich mit meinem Tode unmöglich endigen. Ich ſehe ihm ruhig entgegen. Er kann nichts anderes, als eine Verwandlung, als ein Uebergang zu einer höhern Sphäre ſein, wo ich einen ſo ſchweren Leib, ſo ſtumpfe Sinne nicht hinnehmen kann. Mein Tod iſt nichts als eine neue Geburt, er iſt das Princip von einem neuen, vollkommnern Leben. Dafür hielt ihn Sokrates; er ſchloß, er müſſe leben, weil er ſterbe; und ſein Entſchluß hatte für ihn ſo viel Wahres, daß er ſeinen Giftbecher mit Freuden trank.

J. F. W. Jeruſalem.

Nur die Lehre von der Unſterblichkeit, die Hoffnung eines andern Lebens, vereinigt die beiden Begriffe von Tugend, welche beide aus der Erfahrung geſchöpft, von dem Gewiſſen eines Jeden beſtätigt werden, und doch ſo unverträglich ſcheinen: den einen, daß die Tugend ein Kampf ſei, daß ſie in Selbſtverleugnung beſtehe und in Aufopferungen, daß ſie in Uebernehmungen des Schmerzhaften, in freiwilliger Entbehrung des Vergnügens ihren wahren Werth und ihren Ruhm ſuche; den andern Begriff, daß die Tugend Vollkommenheit des Geiſtes ſei, die Dispoſition zur leichteſten Aeußerung aller ſeiner Kräfte, der Zuſtand derſelben, worin er am natürlichſten handle und empfinde, und alſo die Bedingung und die Urſache des größten Vergnügens. Die verſchiedenen Abwechslungen unſeres Lebens können zwar uns beides ſchon jetzt erklären. Es giebt Augenblicke, wo die Tugend Kampf iſt: wenn die widernatürlichen Eindrücke anderer Dinge

auf unſer Gemüth ſich ſtärker gewahr werden laſſen, als die Vollkommenheit unſerer reinen Kraft, welche ihnen widerſteht. Wir haben wiederum Augenblicke, wo die Tugend Genuß iſt, wenn die Seele diejenigen Kräfte, welche ſie im Kampfe geübt hat, ohne Widerſtand in ruhigen Handlungen und Reden äußert. Aber doch werden wir, in den Zeiten, wo wir ruhig ſind, weniger unſrer Tugend, und in denen, wo wir uns lebhaft bewußt ſind, tugendhaft gehandelt zu haben, weniger des Vergnügens gewahr. In dem einen Zuſtande kann es zweifelhaft ſein, ob es unſere Tugend, oder ob es unſer Temperament, unſere Geſundheit und die günſtigen Umſtände ſind, die uns das genoſſene Wohlſein verſchaffen, und in dem andern kann es zweifelhaft ſein, ob die Anſtrengung, welche wir unſtreitig für Tugend erkennen, ein großes Vergnügen gewährt. Dieſe Widerſprüche werden gehoben, wenn wir den Weg, auf welchem gute Menſchen hier ſchon fortgehen, in's Unendliche verlängern dürfen; wenn es uns erlaubt iſt, aus der Richtung, welche eine tugendhafte Seele hier nimmt, auf ein entferntes Ziel zu ſchließen, dem ſie ſich immerfort nähere. Unſer jetziges Leben iſt ein ewiger Kampf, ein Krieg, der auf Eroberung ausgeht. Viel vermag der Geiſt über die Angriffe der Sinnlichkeit, des Körpers, der Umſtände; aber eine völlige Unterwerfung, einen ganz ruhigen Gehorſam der Materie, eine ganz richtige Uebereinſtimmung des Temperaments und der äußeren Umſtände mit allen Erforderniſſen der Vernunft und der Tugend — zu der gelangt hier kein menſchlicher Geiſt. Aber man ſetze nun, daß dieſes Leben nur eine einzelne Periode eines unendlich längern Daſeins ſei, daß die Veränderungen, welche der tugendhafte Mann ſchon jetzt in ſich anfängt, völlig zu Stande kommen: — es ſei nun, daß der Geiſt, wenn er ſich ſelbſt von den Feſſeln der

Materie losgemacht hat, dadurch fähiger werde, ganz unabhängig von ihr zu sein, und ohne ihren Beistand zu wirken — oder es sei, daß er die mit sich verbundenen materiellen Werkzeuge dergestalt in seine Gewalt bekommt, daß sie nun ganz sein Gepräge annehmen, nicht ihm das ihrige aufdrücken: — in beiden Fällen hört zuletzt der Streit auf; die Vollkommenheit des Geistes bleibt. Und was wird alsdann Tugend sein? Ungehinderte Wirksamkeit eines guten Verstandes und Herzens.

Chr. Garve.

Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch jetzt wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtsein und die Sinne hierin belehren sollten. Wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinst werden soll. Dennoch hascht die Wißbegierde der menschlichen Natur sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande, und strebt in solcher dunkeln Erkenntniß einiges Licht zu bekommen. Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines nähern Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, in der Nähe sollte kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablauf der Zeit, die unserm Aufenthalt hier vorgeschrieben ist, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer

weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Juviter, um uns dereinst zu leuchten? Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu beschäftigen. Allein Niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben, wird der unsterbliche Geist, mit einem schnellen Sprunge, sich über Alles, was endlich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welches aus einer nähern Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringt, sein Dasein fortsetzen. Forthin wird die erhöhte Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr an den äußern Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben. In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen sein Gemüth erfüllt hat, so giebt der Anblick eines gestirnten Himmels, bei einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne redet das verborgene Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unentwickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt, die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so zarter Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erziehen können! Wie glücklich aber ist sie andererseits, da ihr unter den aller annehmenswerthesten Bedin-

gun-

gungen ein Weg eröffnet iſt, zu einer Glückſeligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben iſt, die die allervortheilhafteſte Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann.

J. Kant.

Mich dünkt, wir können und ſollen uns wegen der Zukunft mit einer allgemeinen Antwort begnügen: Der Faden bricht nie ab. Wir werden dort fortſetzen, was wir hier angefangen, dort vollenden, was hier abgebrochen worden. Alles am Menſchen verräth Unendlichkeit. Will man aber umſtändlich wiſſen, unter welcher Geſtalt wir fortdauern werden, in welcher Region, mit welchem ätheriſchen Leibe, mit welcherlei Sinnen und Gliedmaßen wir dort leben und weben werden: ſo tritt die beſcheidene Vernunft, mit dem Finger auf dem Munde, zurück. Sie kann über das Umſtändliche unſers Schickſals für den nächſtkommenden Tag keine befriedigende Gewißheit geben; wie ſollte ſie es in dieſer Entfernung und nach einer ſolchen Umbildung unſers ganzen Weſens vorher zu ſagen wiſſen oder nur zu vermuthen wagen?

M. Mendelsſohn.

Ich bin ein Pilgrim in der Zeit;
Nur Freuden einer Ewigkeit
Sind meiner Sorgen werth.

J. P. Uz.

Unſer Leben iſt ein Kampf, und die Blume der reinen, unſterblichen Humanität eine ſchwer errungene Krone. Den Läufern ſteht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode. Wenn höhere Geſchöpfe auf uns blicken, ſo mögen ſie uns ſo, wie wir die Mittelgattungen, betrachten, mit denen die Natur aus einem Element in's andere geht. Der Strauß ſchwingt matt ſeine Flügel nur zum Laufe, nicht zum Fluge; ein ſchwerer Körper zieht ihn zu Boden. Indeß auch für ihn und für jedes Mittelgeſchöpf hat die organiſirende Mutter geſorgt; auch ſie ſind in ſich vollkommen, und ſcheinen nur unſerm Auge unförmlich. So iſt's auch mit der Menſchennatur hienieden; ihr Unförmliches fällt einem Erdengeiſte ſchwer auf; ein höherer Geiſt aber, der in das Inwendige blickt und ſchon mehrere Glieder der Kette ſieht, kann uns zwar bemitleiden, aber nicht verachten. Da nun wahrſcheinlich der künftige Zuſtand ſo aus dem jetzigen hervorſproßt, ſo iſt ohne Zweifel auch das Geſchäft deſſelben näher mit unſrem jetzigen Daſein verknüpft, als wir denken. Der höhere Garten blüht nur durch die Pflanzen, die hier keimten und unter einer rauhen Hülle die erſten Sprößchen trieben. Iſt nun, wie wir vorausſetzen dürfen, Geſelligkeit, Freundſchaft, wirkſame Theilnahme beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität in ihrer ganzen Geſchichte der Menſchheit angelegt iſt, ſo muß dieſe ſchönſte Blüthe des Lebens nothwendig dort zur erquickenden Geſtalt, zu der umſchattenden Höhe gelangen, nach der in allen Verbindungen der Erde unſer Herz vergebens dürſtet. Jedoch iſt es ein wohlthätiger Schleier, der dieſe und jene Welt abſondert, und nicht ohne Urſache iſt's ſo ſtill und ſo ſtumm um das Grab der Todten. — Wahrſcheinlich würden wir uns ſelbſt verachten, wenn wir die edlen Weſen kennten. Der

Menſch ſoll in ſeinen künftigen Zuſtand nicht hineinſchauen, ſondern ſich hineinglauben. So viel iſt gewiß, daß in jeder Kraft des Menſchen eine Unſterblichkeit liegt, die hier nur nicht entwickelt werden kann, weil ſie von andern Kräften, von Sinnen und Trieben des Thieres unterdrückt wird, und zum Verhältniß des Erdenlebens gleichſam in Banden liegt. Einzelne Beiſpiele des Gedächtniſſes, der Einbildungskraft, ja ſelbſt der Vorherſagung und Ahnung haben Wunderdinge entdeckt von dem verborgenen Schatze, der in menſchlichen Seelen ruht; ja ſogar die Sinne ſind davon nicht ausgeſchloſſen. Um Ort und Stunde aber gieb dir keine Mühe. Die Sonne, die deinem Tage leuchtet, miſſet dir deine Wohnung und dein Erdengeſchäft, und verdunkelt dir ſo lange alle himmliſchen Sterne. Sobald ſie untergehet, erſcheint die Welt in ihrer großen Geſtalt. Die heilige Nacht, in der du einſt eingewickelt lagſt und einſt eingewickelt liegen wirſt, bedeckt deine Erde mit Schatten, und ſchlägt dir dafür am Himmel die glänzende Bahn der Unſterblichkeit auf. Da ſind Wohnungen, Welten und Räume. Wie alſo die Blume daſtand, und in aufgerichteter Geſtalt das Reich der unterirdiſchen, noch unbelebten Schöpfung ſchloß, um ſich im Gebiet der Sonne des erſten Lebens zu freuen: ſo ſteht über allen zur Erde Gebückten der Menſch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blick und aufgehobenen Händen ſteht er da als ein Sohn des Hauſes, den Ruf ſeines Vaters erwartend. — Glaube an ein zukünftiges Leben iſt dem Menſchen nothwendig, ja es iſt ihm natürlich, ſich fortzudenken in ſeinen Wirkungen und Kräften. Die Vorſtellung, daß alles an ihm, wie ſein Körper, von Würmern zernagt oder in's Wüſte zerſplittert werde, iſt ein Gedanke, der uns die ganze Schöpfung zu einem unzuſammenhängenden Traum macht, indem er ihr die

ſchönſte Haltung, die auf Geſetzen der Geiſterwelt in fortdenkenden, gütig wirkenden Weſen beruht, raubt. Dies lebendige Fortwirken iſt dem Menſchen ein ſo natürlicher Glaube, daß auch die rohesten Völker an ihm, als einem Naturglauben, hingen, und ihn ſich, jedes auf ſeine Weiſe, zu ihrer Selbſtbefriedigung ausbildeten und ausſchmückten. Ein freches Syſtem der Vernichtung im Tode iſt nur für Wüſtlinge, Räuber und Mörder, die auf's eigentlichſte in den Tag hineinleben, eine erwünſchte Predigt. Gebet ein Menſch von hinnen, ſo nimmt er nichts als das Bewußtſein mit ſich, ſeiner Pflicht, Menſch zu ſein, mehr oder minder ein Genüge gethan zu haben. Alles andere bleibt hinter ihm, dem Menſchen. Der Gebrauch ſeiner Fähigkeiten, alle Zinſen des Capitals ſeiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch überſtiegen, fallen ſeinem Geſchlechte anheim. Menſchen ſterben, aber die Menſchheit perennirt unſterblich. Ihr Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten, iſt ein gemeines, bleibendes Gut, und muß natürlicher Weiſe in fortgebendem Gebrauche fortwachſen.

J. G. v. Herder.

Schuf mich Gott für Augenblicke?
Blos für dieſen Traum der Zeit?
Nur zu ihrem eitlen Glücke,
Aber nicht zur Ewigkeit?
Spötter ſagen: Nur ein Hauch
Iſt das Leben, ſchwindet auch,
Wie ein Strahl in Nacht verſchwindet,
Daß man ſeine Spur nicht findet.

Bin ich, wenn ich ſterben werde,
Völlig der Verweſung Raub?
Dieſer Leib — ich ſeh's — wird Erde,
Ach! ein bald verwehter Staub.
O erreicht' ich hier mein Ziel,
Hätt' ich alles Selbſtgefühl,
Alles Leben dann verloren;
Lieber wär' ich nicht geboren.

Iſt dies Leben nicht zum Leben
Einer beſſern Welt der Pfad:
Sprich, warum mir's Gott gegeben,
Mir Vernunft gegeben hat?
Glücklich wär' ich, nähm' er mir's,
Gäbe mir die Luſt des Thiers,
Das in Freuden hüpft und ſpielet,
Und den Tod voraus nicht fühlet.

Geiſt! das iſt mein hoher Name,
Dieſer Leib die Hülle nur,
Einſt des edlern Leibes Same
Auf der Auferſtehung Flur.
Wie ein Saatkorn auch verdirbt,
Frucht zu tragen: alſo ſtirbt
Auch mein Leib, ein höhres Leben
Einem edlern Keim zu geben.

Ewig, ewig werd' ich leben!
Sicher der Unſterblichkeit,
Streb' ich, mich empor zu heben
Ueber dieſen Traum der Zeit.

Wandeln will ich feſt und ſtill
Jeden Pfad des Rechts, und will,
Was davon mich locket, haſſen,
Will die Ewigkeit umfaſſen.

Aber, daß mein Flug nicht wanke,
Stärke mich, o Gott, dein Wort,
Und der ſelige Gedanke:
Dort iſt meine Heimath, dort!
Dort iſt weder Schmerz, noch Leid,
Wonne nur und Herrlichkeit;
Dort, o Gott, vor deinem Throne,
Meines Kampfes Preis und Krone!

J. A. Cramer.

Wo unſere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da vertraut ſie ſich den beruhigenden Meinungen an, wie Fahrzeugen auf dem bodenloſen Meere, die ſie bei heitrem Himmel ſicher durch die Wellen dieſes Lebens hindurchführen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unſterblichkeit und von der Vergeltung nach unſrem Tode nicht widerſprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten ſich erheben zu ſehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, ſeiner Zuverläſſigkeit beraubt zu ſehen. — Iſt unſere Seele ſterblich, ſo iſt die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geſchickt hat, uns Elende zu hintergehen; ſo fehlt der Tugend aller Glanz, der ſie in unſern Augen göttlich macht; ſo iſt das Schöne und Erhabene, das Sittliche ſowohl als das Phyſiſche, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheit (denn nichts Vergängliches kann den ſchwächſten Strahl göttlicher Vollkommenheit faſſen); ſo ſind wir wie das Vieh hieher geſetzt worden,

tter zu ſuchen und zu ſterben; ſo wird es in wenigen
gen gleichviel ſein, ob ich eine Zierde oder Schande
r Schöpfung geweſen, ob ich mich bemüht, die Anzahl
r Glückſeligen oder der Elenden zu vermehren; ſo hat
r verworfenſte Sterbliche ſogar die Macht, ſich der gött-
hen Herrſchaft zu entziehen, und ein Dolch kann das
and auflöſen, welches den Menſchen mit Gott verbin-
t. Iſt unſer Geiſt vergänglich, ſo haben die weiſeſten
eſetzgeber und Stifter der menſchlichen Geſellſchaft uns
er ſich ſelbſt betrogen; ſo hat das geſammte Menſchen-
ſchlecht ſich gleichſam verabredet, eine Unwahrheit zu
gen, und die Betrüger zu verehren, die ſolche erdacht
aben; ſo iſt ein Staat freier, denkender Weſen nichts
ehr als eine Heerde vernunftloſen Viehes, und der
Menſch — ich entſetze mich, ihn in dieſer Niedrigkeit zu
etrachten! Der Hoffnung zur Unſterblichkeit beraubt, iſt
ieſes Wundergeſchöpf das elendeſte Thier auf Erden, das,
n ſeinem Unglück, über ſeinen Zuſtand nachdenken, den
Tod fürchten und verzweifeln muß. Nicht der allgütige
Gott, der ſich an der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe er-
ötzt — ein ſchadenfrohes Weſen müßte den Menſchen mit
Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther
machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angſt ſich
meiner Seele bemeiſtert, wenn ich mich an die Stelle der
Elenden ſetze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere
Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen.
Wenn ſie der Freundſchaft genießen, wenn ſie die Wahr-
heit erkennen, wenn ſie die Tugend ausüben, wenn ſie
den Schöpfer verehren, wenn ſie über Schönheit und Voll-
kommenheit in Entzückung gerathen wollen, ſo ſteigt der
ſchreckliche Gedanke der Vernichtung, wie ein Geſpenſt, in
ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in
Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsſchlag,

der stille steht, beraubt sie aller dieser Herrlichkeiten; das gottverehrende Wesen wird Staub, Moder und Verwesung. — Ich danke Gott, frei von dieser Furcht zu sein, die alle Wollüste meines Lebens mit Scorpionstichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von dem Verhältniß, in welchem er zu Gott steht, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle diese Schwierigkeiten auf, und bringt die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherlei Weise überzeugt sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertigt die Gottheit, setzt die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihre Reizung, versüßet das Elend, und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrenswerth, indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen und Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlaßt werden. Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie steht, und durch welche wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen, und bedarf beinahe keines ferneren Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchsten Grad der Gewißheit mit sich führt, so überzeugen sie uns doch, zusammen genommen, mit einer so siegenden Gewalt, daß sie uns völlig beruhigen, und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen. — Aber auch aus Beweisgründen erwächst uns die zuverlässigste Versicherung von einem zukünftigen Leben, die unser Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vergnügen zu empfinden ist keine Beschaffenheit des Körpers und seines feinen Baues, sondern hat seine Beständheit für sich. Das Wesen dieser Beständheit ist einfach, und

folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die dieſe einfache Subſtanz erworben, muß in Abſicht auf ſie ſelbſt von unaufhörlichen Folgen ſein, und ſie immer tüchtiger machen, die Abſichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbeſondere gehört unſere Seele, als ein vernünftiges und nach Vollkommenheit ſtrebendes Weſen, zu dem Geſchlechte der Geiſter, die den Endzweck der Schöpfung enthalten, und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu ſein. Der Anfang ihres Daſeins iſt ein Beſtreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Weſen iſt des unaufhörlichſten Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenſcheinlichſte Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löſchenden Durſte eine unerſchöpfliche Quelle. Ferner haben die Seelen, als moraliſche Weſen, ein Syſtem von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widerſprüche ſein würde, wenn ſie auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmt und zurückgeſtoßen werden ſollten. Und endlich verweiſet uns die anſcheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schickſal der Menſchen auf eine lange Reihe von Folgen, in welchen ſich alles auflöſet, was hier verſchlungen ſcheint. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichſam dem Unglück zum Trotz, ſeine Pflicht erfüllt, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn ſeiner Tugenden endlich genießen; und der Laſterhafte kann nicht dahinfahren, ohne auf die eine und die andere Weiſe zu der Erkenntniß gebracht zu ſein, daß Uebelthaten nicht der Weg zur Glückſeligkeit ſind. Mit Einem Worte, allen Eigenſchaften Gottes, ſeiner Weisheit, ſeiner Güte, ſeiner Gerechtigkeit, würde es widerſprechen, wenn er die vernünftigen und nach Vollkommen-

heit ſtrebenden Weſen nur zu einer zeitlichen Dauer geſchaffen hätte.

M. Mendelsſohn.

Schau', o mein Geiſt, in jenes Leben,
Zu welchem du erſchaffen biſt;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein Recht zu dieſen Freuden,
Durch Gottes Güte ſind ſie dein;
Sieh, darum mußte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſein.

C. F. Gellert.

Vom naturhiſtoriſchen Standpunkte aus iſt der Tod die Zerſetzung des Organs oder das Ende, inſofern er als das letzte Werk und letzte Ziel der in dieſer Sphäre wirkenden organiſchen Naturkraft betrachtet wird. Anders vom religiöſen Standpunkte aus. Es drückt Tod einen Verhältnißbegriff aus, der ſich auf flüchtige Formen bezieht; Sterblichkeit und Tod ſelbſt bleibt, wie jede Veränderung, Eigenſchaft des Endlichen. Dem unendlichen Sein kommt kein Tod zu. Unſterblichkeit drückt aus ein ewiges Sein, eine in's Unendliche fortdauernde Exiſtenz und Perſönlichkeit. Daher muß in ihr ſowohl Fortdauer des Bewußtſeins nach dem Tode des Körpers, als auch dieſe thätige Fortdauer als ewige enthalten ſein. Fortdauer iſt Unſterblichkeit, daher verändert der Tod alſo nur unſer Daſein, und unterbricht unſer wahres Leben nicht im geringſten; denn die phyſiſche Veränderung kann ſelbſt uns unſere unveränderte Perſönlichkeit und die Identität

unſres Geiſtes nicht rauben, ohne welche nicht wir nach dem Tode vorhanden ſein würden. Es kann der Tod aber auch unſer ſittliches Wirken nicht ſtören, denn das Sinnliche faßt der Tod, das Sterbliche ſtirbt, auf die ſittliche Thätigkeit hat der Tod keine Macht. Leben aber und Wirken iſt eins. Alles wahre Leben iſt individuell, kein Sein für uns denkbar ohne Ichſein, wie kein Bewußtſein ohne Selbſtbewußtſein. So muß auch in jener Fortdauer Bewußtſein liegen. Bewußtſein aber iſt mehr als Gedächtniß, mehr als Erinnerung; es iſt das Alles umfaſſende, rück- und vorwärts gehende Gedächtniß über den Räumen, und reinſte, innigſte Ueberzeugung von der Allgegenwart und Allherrſchaft des Guten, Schönen, auch des eigenen, d. i. in uns angeregten Guten. Dabei kennen wir ein niederes und höheres Bewußtſein. Das erſte wäre Bewußtſein unſres phyſiſchen Daſeins, unſres ſogenannten Ichs. Da wird auch der Körper zum fortdauernden Ich gezogen. Das höhere iſt das Bewußtſein der Perſon und der Perſönlichkeit, denn beides läßt ſich nicht trennen. Ich bin mir bewußt meiner Perſon, d. i. meiner perſönlichen Selbſtſtändigkeit oder der Ueberzeugung, daß das Veränderliche, mithin alle ſinnlichen Gegenſtände außer mir, von denen ich mich als Menſch, als Ich, unterſcheiden kann, alſo auch dieſer Körper, nicht zu meinem wahren Ich oder Selbſt gehören, daß ich ſie nicht, wie wohl das Thier durch ſeinen Inſtinct dazu getrieben iſt, zu mir nothwendig gehörend mir vorſtellen muß, ſondern vielmehr von ihr unabhängig und ſelbſtſtändig denken darf, alſo ſie herbeiziehend oder entfernend, aneignend oder ausſchließend, wählend oder verwerfend, oder, wenn ſie da ſind, frei verändernd vorſtellen kann. Man iſt ſich ſodann bewußt ſeiner Perſönlichkeit, d. i. ſeiner perſönlichen Höhe, ſeiner errungenen Kraft, ſeiner Würde, d. h. nicht mehr

blos ſeines Stehens, ſondern ſeines Beſtehens, und zwar eines ſittlichen, d. h. mit Reſignation an jenen ſinnlichen Objecten, ja zuletzt an der ganzen, immer mehr unter ſich erblickten Sonnenwelt, der vorüber- und untergehenden. Zu dieſem doppelten Selbſtbewußtſein muß ſich der Menſch frei erheben. In dieſem Beſitze aber muß er fortdauern, wenn er ſelbſt fortdauert; denn auch hier wird das Wie? ſchon durch das Ob? beſtimmt. Unſer Zuſtand nach dem Tode muß unſrer Beſtimmung gemäß ſein. Des Menſchen Weſen darf nicht durch ihn vernichtet werden, ſonſt würde ſeine Beſtimmung vernichtet. Die Verhältniſſe des Zuſtandes müſſen den Zweck erreichen helfen, und die Entwicklung vollenden. Es muß dies endlich ein Zuſtand der Vergeltung ſein, in dem der Menſch ſeiner Güte gewiſſer und demüthiger werden könne, wenn auch nicht froher. Eine ſolche Unſterblichkeit, ein ewiges Sein iſt aber nicht blos für und über uns, ſondern auch in und mit uns. Für dieſe Bejahung und Bekräftigung fand man außer dem Beweiſe aus der Einfachheit des Seelenweſens eine Reihe anderer. Da ſtellte man das Geſetz der allgemeinen Erhaltung auf, nach welchem Alles in der Natur nur ſeine Formen verändert, nichts ſeine Exiſtenz verliert, mithin auch nicht der Geiſt. Allein, wechſeln die Formen, was iſt dann das Bleibende auf Erden? Ein anderes Geſetz war das der Stetigkeit, nach welchem vom Sein zum Nichtſein kein Uebergang möglich iſt, vielmehr die Natur in allmäligen Uebergängen wirkt. Allein wäre ein mittelbarer Uebergang nicht möglich? nicht möglich einer höhern Allmacht? Vielmehr giebt es eine andere Seele beim Tode, als beim Eintritt in das Leben. Jene iſt erhöhte Kraft, die immer mehr von der bloßen Natur abhängig gewordene und ſich losreißende Fertigkeit. Erſt hatte der Menſch nur Leben von außen, zuletzt fühlt er

es immer mehr, daß er es in ſich ſelbſt hat. Der Glaube an etwas Ewiges wird aber der Vernunft aufgedrungen durch die Wahrnehmung des Zufälligen in der Welt, von dem der Grund ſeiner Wirklichkeit ſich nicht in dieſer Welt denken läßt. Noch weniger kann die Vernunft dieſe Welt für das Ewige halten. Nur in einem überſinnlichen, in einem ſchöpferiſchen Genius kann der Grund der Wirklichkeit liegen. Daher vereint ſich der Glaube an Gott und Ewigkeit in Einem. Doch nicht allein für und über uns, auch in uns liegt das ewige Sein, welches nicht weggeworfen werden darf an das äußere. Dieſes von Raum und Zeit unabhängige Beharren hat immer nur das Lebendige und Freie, und das Todte und Gebundene iſt nicht. Wir aber haben Ewigkeit als unendliche, freie Weſen, und da wir hier dies ſchon ſind, auch ſchon hier. Unſer Wandel iſt ſchon im Himmel. Dieſelbe Vernunft, wodurch der Menſch mit der Weltvernunft zuſammenhängt, giebt ihm ein Bewußtſein, daß er dieſen göttlichen Weltgeiſt nie erreichen könne, mithin immer ein Einzelner bleiben werde. Je freier wir aber werden, deſto mehr haben wir das tiefe Bewußtſein, daß dieſes Leben im Irdiſchen, im Kampfe mit dem Eigenſinn, dem Kleinigkeitsgeiſt und dem Egoismus, unſer Sein nicht erſchöpfe, daß alſo auch in uns etwas zurückbleibe, auch im Augenblicke der Abſcheidung des Lebens, was mehr ſei als ein leerer Wunſch oder eine weichliche Hoffnung.

Unſer Zuſammenhang mit einem überſinnlichen Reiche, unſer Bleiben im Unendlichen läßt uns ſchon jetzt leben im Himmel, nämlich durch Rechtthun. Nichts aber giebt uns auch mehr Göttlichkeit, als Rechtthun und Tugend, nichts mehr das Vorgefühl der Ewigkeit; daher der wahrhaft vollendete Menſch uns ſchon hier das uns verſtändlichſte Bild eines Verunſterblichten zeigt. Wiederſehen

können wir das Reingeiſtige nur in uns, wiedererkennen alſo auch ſchon hier und immer mehr, je mehr wir das Verſchwundene verſtehen lernen. Wiederfinden werden wir uns, wiederfinden da, wo ſich jetzt Jeder, auch von fern, auch ohne Sprache verſteht — im Wirkungskreiſe des Herzens, und zwar des reinen Herzens, alſo auf der Bahn des Rechten und des ewig Wahren. Auch ſchon in dem alten Bilde der Seelenwanderung war kein Rückgang. Die gemeine Freude führt freilich in das Endliche, aber auch die gemeine Unluſt; doch der Schmerz des Edlen führt zum Himmel, wie ſeine reine Seligkeit. Und ihm allein iſt der Glaube an Sein in jeder Beziehung tröſtlich; denn nur er glaubt, nur er iſt, nur er lebt in der Ewigkeit, ohne ſie blos in Träumen ſchwebend zu hoffen, oder erſt jenſeits zu erwarten.

F. A. Carus.

Es iſt kein Zweifel, Gott hat uns Alle zur Glückſeligkeit beſtimmt; denn die ewige Güte kann nur das Heil aller ihrer Geſchöpfe wollen. Wir ſollen glücklich ſein in dieſem irdiſchen Leben. Aber wir leben nicht lange. Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre, wenn's hoch kommt, achtzig; und die meiſten Menſchen ſterben wohl vor dieſer Zeit. Der Tod iſt allen Menſchen gemein, dem Könige wie dem Bettler. Heute blühet Mancher in voller Jugendkraft, und morgen hat ihn vielleicht ein Zufall auf die Bahre gelegt. Hört unſer Glück dann auf? Hören wir ſelbſt auf? Wie unglücklich wäre derjenige, der dies glauben könnte! Jetzt hat der Tod blos eine traurige Geſtalt, weil wir uns trennen müſſen von vielem, was uns hier billig lieb und werth iſt; aber dann würde er ſchrecklich, würde er entſetzlich ſein. Welcher unſelige

Gedanke: Zerſtörung, Vernichtung ohne Hoffnung in Ewigkeit! Nur der Unbeſonnene kann ihn mit Gleichgültigkeit denken; und nur der grenzenlos Elende oder der Böſewicht kann ihn wünſchen. Aber nein! So unglücklich und troſtlos ſoll der Tugendhafte und Fromme nicht ſein, daß er aufhören ſollte zu ſein, daß er nicht ſeinen großen Lohn in einem andern Leben, für alle ſeine Mühſeligkeiten und Leiden, für alle ſeine Geduld und Standhaftigkeit im Guten einſt erhalten ſollte; und ſo glücklich ſoll der Böſewicht, der Spötter, der Ruchloſe nicht werden, daß er vernichtet würde, daß er nicht für alle ſeine Bubenſtücke, Unterdrückungen, Grauſamkeiten und Schandthaten bekommen ſollte, was ſie werth ſind. Wir werden leben, alle leben, um zu haben, was wir verdienen; denn Gott iſt nur Weisheit und Güte und Gerechtigkeit. Wer wollte den ewigen Schöpfer läſtern und ſagen: er habe Geſchöpfe gemacht, um ſie auf dem halben Wege ihres Daſeins ohne Abſicht wieder zu zerſtören? Das wäre ein Widerſpruch, und Widerſprüche ſind nicht in Gott. Die Zwecke der Gottheit ſind, daß alles ſo vollkommen und ſo glücklich werden ſoll, als es ſeiner Natur nach werden kann. Der Menſch wird hier nicht ſo vollkommen, ſo gut, ſo weiſe und ſo glücklich, als er wünſcht, als er in ſich Trieb und Muth und Kräfte fühlt. Sollte der Unendliche, die unerſchöpfliche Quelle der Seligkeit, ſein Schöpfer und Vater, ihm dieſen Wunſch verſagen, dieſe Kräfte umſonſt gegeben haben? Unſer Geiſt durſtet nach Weisheit, nach Wirkung und Fortdauer; unſer ganzes Weſen zittert vor dem Gedanken, daß es ewige Nacht werden ſolle. Würde Gott dem Geiſte Durſt gegeben haben, der nicht gelöſcht werden ſollte? Würde Gott den Gedanken, die Ausſicht der Ewigkeit der Seele vorgehalten haben, um ſie durch

den Anblick der Vernichtung nur deſto entſetzlicher zu quälen? Niemand denke dieſes von der ewigen Liebe. Wir können Gott denken, der ewig iſt; wir dauern alſo fort mit ihm, der uns dieſen Gedanken gegeben hat und nicht nehmen wird.

J. G. Seume.

Man hat Beiſpiele von Kranken, die ſich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden, die mitten in den Bedrängniſſen der kämpfenden Maſchine fragen: Wo iſt dein Stachel, Tod? Sollte die Weisheit, dürfte man einwenden, nicht vermögend ſein, wider die beiden Schrecken des Organismus zu waffnen? Sollte, was noch mehr iſt, die Religion ihre Freunde ſo wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beſchützen können? Oder kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zuſtand der Seele an, wie ſie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt? Dies iſt eine unleugbare Wahrheit. Philoſophie, und noch mehr ein muthiger, durch die Religion erhobener Sinn ſind fähig, den Einfluß der thieriſchen Senſationen, die das Gemüth des Kranken beſtürmen, durchaus zu ſchwächen, und die Seele gleichſam aus aller Cohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durch's Univerſum, ſo auch im Tode webt, die Harmonie des vergangenen Lebens, und das Vorgefühl einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht aus über unſere Begriffe, während die Seele des Thoren und Ungläubigen von allen jenen dunkeln Gefühlen des Mechanismus umnachtet wird.

Fr. v. Schiller.

Gleich

Gleich des Feldes Blumen ſchwindet,
Was da lebet, rings umher.
Trauernd ſucht der Freund und findet
Den geliebten Freund nicht mehr.
Aber nur der Leib wird Erde.
Mag es immer ſein! er werde,
Weil er irdiſch iſt, zerſtäubt,
Wenn nur ſein Bewohner bleibt.

Dieſes Streben, dieſes Trachten
Aufwärts zur Vollkommenheit,
Dieſes Vorgefühl, dies Schmachten,
Brüder, nach Unſterblichkeit,
Dieſer Geiſt, der Welten denket,
Würde mit in's Grab geſenket?
Und geſchaffen hätte Gott
Dieſes alles nur zum Spott?

Nein, nicht ſpottend, nicht vergebens
Schufſt du, Ewiger, dein Bild.
Weisheitsvoll haſt du des Lebens
Edlen Geiſt in Staub gehüllt.
Dieſe Hülle wird vernichtet,
Und die freie Seele richtet
Zu der höhern Geiſter Chor
Freudig ihren Weg empor.

J. H. Voß.

Wir ſind unſterblich, und Alles iſt in Harmonie, und das Herz mit ſeinen innigſten, theuerſten, ſeligſten Gefühlen entzückt ſich im Genuſſe dieſer Harmonie. Freundſchaft und Zärtlichkeit ſind keine verfliegenden Wallungen, wie die des erhitzten Blutes; ihre Verbindungen ſind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einſt an den Särgen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände über ihren Gräbern zu ringen. Sie ſcheiden ſanft, und ſagen uns: Lebt wohl auf Wiederſehn! Unſere Schätzung der Verſtorbenen hat nun ihren Grund; unſere Achtung und Wärme iſt nicht zerflatterndem Staube, ſondern Vollendeten geweiht. Wir ſind unſterblich! Mit dieſer Hoffnung ſtrebten von je her, ſtreben noch jetzt alle einigermaßen gebildete Völker und Menſchen über ihren erſten beſchränkten Zuſtand hinaus, wie der junge Vogel im dunkeln Gefühl ſeiner Natur die zarten Fittige regt, durch welche er einſt aufſchweben wird. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Bruſt, und jauchze: Wir ſind unſterblich! Der Anblick von Jugend und Blüthe und Schönheit erwecke das Gefühl: Wir ſind unſterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bei ſeinem ernſten Geſchäft Ermunterung bedarf: Wir ſind unſterblich! Sollte ich für dieſe Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Dieſe Kinder und Jünglinge ſind unſterblich! Wo eine Geſellſchaft iſt, welche die ſchwachen Uebungen der Jugend beachtet, weil ſie Verſuche zum Gebrauch von Kräften ſind, rufe der Frohe der frohen Verſammlung zu: Wir ſind unſterblich!

C. W. Ch. Starke.

Wie die ganze Dauer der Welt nichts als ein Heute der Ewigkeit iſt! Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in Gottes Haushaltung aus, wo alle Stunden zuſammenhängen, und in Einen Morgen und Einen Abend eingeſchloſſen ſind. Die Ankunft unſres Heilandes machte den Mittag der Zeit aus. Gott! was iſt die Ewigkeit! und was iſt der Herr derſelben! Wie viel Millionen Tage haben dazu gehört, wie viel Millionen Bewegungen hat die Erde gemacht, ehe ſie zu derjenigen gekommen, die ſie heute macht; und wie viel Millionen werden auf ſelbige folgen, die du alle gezählt haſt, wie die vergangenen gezählt ſind. Wie dieſe Ewigkeit von Tagen, die in der Welt geweſen ſind und noch ſein ſollen, nichts als Heute für dich ſind, ſo iſt der heutige Tag, ja der gegenwärtige Augenblick eine Ewigkeit für mich.
Der Chriſt allein iſt ein Herr ſeiner Tage, weil er ein Erbe der Zukunft iſt. So hängt unſre Zeit mit der Ewigkeit zuſammen, daß man ſie nicht trennen kann, ohne beiden das Licht auszublaſen. Ihre Verbindung iſt die Seele des menſchlichen Lebens, ſo ungleich ſie auch ihrer Natur nach ſind, wie die Verbindung der Seele mit dem Leibe das zeitliche Leben ausmacht. Ich bewundere den Baumeiſter einer Ewigkeit, wo wir auch Wohnungen finden ſollen, blos aus dem Gerüſte dazu, und halte die Ruhe meiner Jahre für nichts als Trümmer, auf denen ich mich retten, und durch ihre kluge Anwendung den Hafen erreichen kann, der in das Land der Wonne einführt. Wenn nun der Engel des Todes an der Schwelle des Grabes mich zu entkleiden wartet, wenn er, wie der Schlaf des müden Tagelöhners, mich übermannen wird, nach dem Schauer, in dem ein ſterbender Chriſt jenen Kelch vorübergehen ſieht, den der Verſöhner für ihn bis auf die Hefen des göttlichen Zornes ausgetrunken: ſo

laß dies letzte Gefühl ſeiner Erlöſung mich zum Eintritt ſeines Reichs begleiten!

J. G. Hamann.

Der Säemann ſäet den Samen,
Die Erde empfängt ihn, und über ein Kleines
Keimen die Blumen herauf. —
Was weineſt du neben dem Grabe,
Und hebſt die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verweſung empor?
Wie Gras auf dem Felde ſind die Menſchen,
Dahin wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet umher. —
Der Adler beſuchet die Erde,
Doch ſäumet nicht, ſchüttelt vom Flügel den Staub,
Und kehret zur Sonne zurück.

M. Claudius.

Verzage nicht, edler Menſchengeiſt, wenn deine Kräfte ſich verdunkeln, weil dein Erdenleib ſich vor den Jahren beugt und entfernt und endlich niederlegt. In einer Sommernacht ſchlummerten einſt die Blumen in ihrem Thau vor dem blendenden Monde, jede mit ſilbernen Perlen geſchmückt. Als der Morgen nahte, wurden ſie trübe, die Perlen verloren den Glanz, denn der Mond erblich und ging unter, und nur kalte Thränen blieben in den Blumen. Siehe! es ging die Sonne auf. Da glänzten die Blumen wieder, aber Juwelen, ſtatt der Perlen, ſpielten in ihnen, und ſchmückten den neuen Morgen. — Auch

dir, o Greis, wird künftig eine Sonne aufgehn, und deine verdunkelten Thautropfen verklären.

J. P. F. Richter.

Wenn die Vernichtung der menschlichen Seele, nach unsern Ideen von ihrer Selbstständigkeit, kaum möglich, die ewige Fortdauer gewisser Verhältnisse aber, welche erfordert werden zum Bewußtsein und zu der unveränderten Persönlichkeit, an sich selbst begreiflich ist, und es sich auf mehr als eine Weise denken läßt, wie die Seele, eingekleidet in das geistige Seelenorgan, durch den Lauf der Natur früher oder später in andere Theile des Weltalls gelange, und mit Beibehaltung der Persönlichkeit fortlebe: so ist die Unsterblichkeit so gewiß, als jede andere, aus der Weisheit des höchsten Wesens und dem Endzwecke der Welt geschlossene Wahrheit. Es ist der göttlichen Weisheit und Güte ganz entgegen, daß der Mensch die Gottheit und den, in einer zahllosen Vielheit verbundener Weltsysteme sichtbaren und unendlichen Plan der Schöpfung nur aus der Ferne des gegenwärtigen Lebens erkenne, und dann aufhöre zu sein, wenn er einsehen gelernt hat, daß das gegenwärtige Sein Nichts, und das ewige Sein Alles ist. So sichtbar die menschliche Seele mittelst der Sinne an das gegenwärtige Leben geknüpft ist, so sichtbar hängt sie durch die Vernunft und durch die Ideen, Schlüsse, Aussichten und Bestrebungen, auf welche die Vernunft sie leitet, mit Gott und mit der Ewigkeit zusammen. Die Analogie führt allenthalben auf den Begriff eines allgemeinen Entwickelns und Fortschreitens aller Fähigkeiten und Kräfte. Ist der Tod das völlige Ende unsres Seins, so bleibt der Plan der menschlichen Natur ganz ohne Ausführung. Enthält das gegenwärtige Leben

die ganze Beſtimmung des Menſchen, ſo iſt der Vorzug der Vernunft: die Gottheit zu denken und die Unſterblichkeit zu erwarten, ohne Zweck, und es würde zur Glückſeligkeit des irdiſchen Daſeins, auch für den Menſchen, mehr nicht erfordert, als Sinnlichkeit und eine aus ſinnlichen Erfahrungen und Trieben zuſammengeſetzte thiermenſchliche Klugheit. Denn abgerechnet den Gebrauch, den der Menſch von der Vernunft macht zur Erreichung einer höhern Beſtimmung, ſo iſt ſie ihm mehr hinderlich als behülflich zur gegenwärtigen Glückſeligkeit, weil ſie allenthalben mehr auf Verſagung hinführt, als auf Genuß, und viele Neigungen zum Genuß auslöſcht durch den Gedanken der Gottheit und einer wichtigern Beſtimmung. Der unſern Sinnen vorſchwebende Anblick zahlloſer Himmelsſyſteme iſt, vermittelſt der Schlüſſe, auf welche dieſer Anblick führt, eine höhere Hinweiſung zu dem Gedanken der Unſterblichkeit der Seele, und eine vorhergegönnte Offenbarung des großen Plans der Schöpfung und des wichtigen Antheils, den der Menſch, ſowohl an der Einſicht, als auch an der Mitwirkung dieſes Plans haben ſoll, in einer vollkommnern Erkenntniß des höchſten Weſens, in einem reinern Genuß und in einer wirkſamern Beförderung der Glückſeligkeit. Es fehlt dem Menſchen im Ganzen zu dem Gedanken der Unſterblichkeit der Seele mehr an einem lebhaften Bilde in der Phantaſie, als an überzeugenden Gründen in der Vernunft. Soll der Menſch aus Gründen der Vernunft, aus Regeln der göttlichen Weisheit und aus Fähigkeiten und Beſtrebungen ſeines Geiſtes die Idee ſeines künftigen Seins bilden, ſo iſt es: Läuterung der Vernunft von der Sinnlichkeit, allmälige Entwicklung ſeiner logiſchen und moraliſchen Kräfte, zunehmende Erkenntniß von allen Arten des Daſeins und der Glückſeligkeit in der lebendigen Natur;

fortſchreitende Bekanntſchaft mit allen einzelnen Syſtemen und mit der ganzen Harmonie der Schöpfung; näheres Durchſchauen des unermeßlichen Weltplans; endliche Auflöſung des Räthſels der göttlichen Weisheit und Vorſehung; mannigfache und wichtigere Theilnahme an dem großen Werke der Glückſeligkeit in dem Weltall, oder kürzer: Verähnlichung und Gemeinſchaft mit dem unendlichen Weſen.

C. Platner.

Die Ewigkeit wird uns immer wachſen, weil wir immer fähiger ſein werden, in jedem Augenblicke mehrere Lebensjahrhunderte zuſammen zu drängen. Aber nicht nur wird uns jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick wie ein irdiſches Jahrtauſend werden können, ſondern auch das, was uns jetzt ein Jahrtauſend wäre, wird uns wie ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick vorkommen, wenn wir nämlich im Stande ſein werden, ſo viele ſucceſſive Veränderungen, als wir auf Erden während tauſend Jahren mit klarem Bewußtſein in uns wahrnehmen würden, mit Einem Blick, wie ein Gemälde, zu überſehen. Wenn unſer Körper, wie der Körper Chriſti, alle Modificationen nach dem Willen des Geiſtes annehmen, die Welt bald aus dem Geſichtspunkt eines Engels, bald aus dem eines Menſchen betrachten kann: ſo wird es uns möglich ſein, uns die Zeit auf jede angenehme Weiſe zu verlängern und auf jede angenehme zu verkürzen. Was wird einſt aus uns werden, wenn wir unſere ganze ewige Exiſtenz mit allen unſern Gedanken und Empfindungen, allen unſern merkwürdigen Veränderungen wie einen Augenblick überſehen, und dieſen Augenblick zu der ganzen Länge unſres ewigen Lebens ausdehnen, wenn wir Aeonen ohne

Ende vor uns ſehen, und jeden Augenblick zu einer unüberdenkbaren Reihe von Aeonen erweitern können! Welche Ermunterung, mit unſern Augenblicken zu wuchern! Wie kurz iſt die Saat- und Arbeitszeit, wie unendlich die Erntezeit und Ernte!

J. C. Lavater.

Wie der vernünftige Menſch keinen Troſt für den Gedanken an ſeinen Tod haben kann, als den, welchen ihm ſeine Fortdauer im Tode reicht: ſo iſt ihm auch der Wunſch, das Verlangen, die Sehnſucht nach Fortdauer ſo weſentlich eigen, daß er das einzige ſich ſelbſt widerſprechende Erdengeſchöpf ſein würde, wenn er vergeblich wünſchte, verlangte und ſich ſehnte. Man frage jeden Menſchen, ob er lieber ſterben oder noch leben wolle. Sobald er noch bei Verſtande iſt, und ihn kein körperlicher Schmerz fürchterlich quält, wird er für das Letztere ſtimmen. Man thue dieſe Frage nicht nur an den Jüngling, ſondern auch an den Greis. Unter den angegebenen Einſchränkungen erfolgt dieſelbe Antwort. Der Werth des Lebens iſt durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft der menſchlichen Natur in allen menſchlichen Seelen entſchieden. Ein dunkles Gefühl davon haben ſogar die Thiere, und jedes lebendige Weſen ſucht ſich ſo lange zu erhalten, als es kann. Muß es nicht Jedem, der die Menſchheit beobachtet, äußerſt auffallend ſein, daß dieſe Vorſtellung ſich unter allen Völkern findet, die nur den geringſten Grad von Ausbildung beſitzen? Faſt ſobald ein Volk aus dem Zuſtande der Thierheit hervortritt, iſt dieſe Vorſtellung unter ihm da, freilich in tauſendfach verſchiedener Geſtalt und Einkleidung; das thut aber nichts zur Sache. Iſt doch die Vorſtellung ſelbſt da. Wie alſo die Sinn-

-keit des Menſchen nach Leben verlangen lehrt, ſo erwacht, ſobald in ihm die Vernunft mündig wird, das Verlangen, im Tode fortzudauern. Auf jenes blos ſchränkt ſich der Wilde ein; dieſes iſt das Verlangen des gebildeten Menſchen. — Wie kann aber ein Weſen mit ſeinen wirklichen Trieben in Widerſpruch ſtehen? So wäre es ja beſtimmt, das Weſen nicht zu ſein, das es zu ſein beſtimmt iſt. Dergleichen Widerſpruch fände ſich aber in der ganzen Natur nicht weiter. Alle uns bekannten Weſen ſtehen mit ihren Trieben in vollkommener Eintracht, d. h. es iſt ihnen möglich, ihre Triebe zu befriedigen, und ſie befriedigen ſie auch wirklich. So muß es auch ſein. Ein wirklicher Trieb, den ein Weſen hat, muß als ein Verſprechen betrachtet werden, das ihm gegeben ward. Das Verſprechen muß erfüllt werden, und die Erfüllung eines ſolchen Verſprechens iſt die Befriedigung des Triebes. Wie kann man nun auch nur träumen, daß gerade das vollkommenſte Erdenweſen das einzige ſein ſollte, das mit ſeinen Trieben in Widerſpruch ſtände? So wäre ja das vollkommenſte Weſen beſtimmt, das unvollkommenſte zu ſein. Wirklich ſteht aber auch der Menſch mit allen ſeinen übrigen Trieben, ſo lange ſie ſich in den Grenzen der Triebe halten, nicht in Widerſpruch. In Anſehung dieſes Triebes wäre es der einzige Fall. Man gehe alle ſeine ſinnlichen und höhern Triebe durch. Für jeden iſt Befriedigung auf der Erde da. Ihn verlangt nach Getränk — allenthalben entſpringen Quellen für ihn. Ihn verlangt nach Ruhe — er kann ſein Bett aufſchlagen, wo er will. Ihn verlangt nach Freude für Auge und Ohr — von allen Seiten ſtrömt ihm für beide Freude zu. Ihn verlangt nach einem Weibe — die Erde läßt ihm die Wahl unter ihren Töchtern. Eben ſo — der Menſch ſehnt ſich nach Erkenntniß, und die Erde iſt unerſchöpf-

lich an Erkenntniß für ihn. Er ſehnt ſich nach Wirkſamkeit, und die Erde giebt ihm zu thun, ſo viel er will. Er ſehnt ſich nach Ehre, und findet tauſend Stätten für eine auf der Erde, wo er ſie ſich durch Verdienſte erwerben kann. Er ſehnt ſich nach Empfindung des Schönen und Erhabenen, und die Erde öffnet ihm einen Schauplatz des Schönen und Erhabenen über dem andern. Er ſehnt ſich nach mit ihm gleichfühlenden Seelen, und er begegnet auch dieſen auf der Erde. — Wie kann man glauben, daß der Menſch, der mit allen ſeinen übrigen Trieben im beſten Vernehmen ſteht, gerade einzig und allein mit dem erſten und heiligſten ſeiner Triebe in Widerſpruch ſtehen werde? Und — iſt dies nicht ſein Trieb nach Fortdauer im Tode? Nein, wie Befriedigung für alle ſeine übrigen Triebe da iſt, ſo muß auch dieſer — dieſer vor allen — befriedigt werden. Sein Trieb nach Fortdauer iſt das ihm gegebene Verſprechen. Seine Fortdauer ſelbſt iſt die Erfüllung des ihm gegebenen Verſprechens. Es muß alſo ein Leben nach dem Tode für ihn ſein.

M. J. Sintenis.

So richtig auch die Bemerkung iſt, die man zu unſerer Beruhigung oft gemacht hat: unſer Tod habe die größte Aehnlichkeit mit unſrer Geburt, ſo gewiß iſt es doch auch auf der andern Seite, daß ſich zwiſchen dieſen beiden Veränderungen ein großer, nicht immer genug beachteter Unterſchied findet. Ein Uebergang und Eintritt in's Leben iſt unſre Geburt; wir fangen durch ſie erſt an, für dieſen Erdkreis wirklich vorhanden zu ſein. Eine ſolche Verſetzung iſt auch unſer Tod; wir erwachen durch ihn zu einem andern und höhern Leben, und treten, von dieſem Körper entkleidet, in andere Verbindungen hinüber.

Unſre Geburt bringt uns in einen Zuſtand, der uns völlig neu und fremd iſt, von welchem wir zuvor nicht die mindeſte Vorſtellung hatten. Dies thut auch der Tod; denn, was wir auch von dem Leben, in das er uns führen wird, jetzt vermuthen und träumen mögen: es iſt vergeblich eine Verfaſſung zu denken, die von unſrer gegenwärtigen ganz verſchieden iſt. Unſere Geburt öffnet uns eine Laufbahn, die wir, vom Gebote der Pflicht geleitet und erquickt durch mancherlei Freuden und Genüſſe, mit Thätigkeit und Treue vollenden ſollen. Eine ähnliche, eine noch wichtigere und höhere Laufbahn thut ſich auch bei unſrem Tode für uns auf. In Verbindungen, zu welchen wir da übergehen, ſollen wir unſre Kräfte noch weit freier und glücklicher brauchen, unſre Pflichten noch weit eifriger erfüllen, und Seligkeiten empfinden, für die das Leben auf Erden nichts weiter hat, als unvollkommene Bilder. Man hat alſo Recht, wenn man unſern Tod mit unſrer Geburt vergleicht; wenn man ihn die Verwandlung und Umſchaffung unſrer Natur zu einem neuen Daſein nennt. Es iſt das mildeſte Licht, in welchem er uns erſcheinen kann, wenn wir ihn als eine nöthige Wiedergeburt, als das Durchdringen zu einer beſſern Welt betrachten. Aber dieſer Aehnlichkeit ungeachtet, unterſcheiden ſich dieſe beiden Veränderungen auf eine Art von einander, die man weit öfter und ernſtlicher erwägen ſollte, als man gewöhnlich thut. Wenn wir geboren werden, verlaſſen wir einen Zuſtand, den wir nicht im mindeſten kennen, wo kein Bewußtſein, kein freies Wollen, kein ſittliches Verhalten Statt fand; den wir vom Nichtſein auf keine Weiſe zu unterſcheiden vermögen. Die erwünſchten oder nachtheiligen Umſtände, in welche wir durch unſre Geburt verſetzt werden, ſtehen daher, ſo viel wir wiſſen, mit unſrem vorhergehenden Zuſtande nicht in

der mindesten Verbindung; wir sehen sie für eine Entscheidung unsres Schöpfers an, dem es frei stand, welches Loos er uns geben wollte. Erst im Leben auf Erden wird es uns möglich, entweder Gutes oder Böses zu thun, und dadurch entweder strafwürdig oder belohnungsfähig zu werden. Nicht ohne Ursache hat man also das Leben, welches wir vermittelst unsrer Geburt antreten, ein Leben der Prüfung genannt. Bei unsrem Tode verhält sich alles anders. Der Zustand, welchen wir da verlassen, ist selbst schon Leben, ist Thätigkeit mit Bewußtsein, ist freies, vernünftiges Handeln gewesen. Die neuen Verbindungen, in welche wir kommen sollen, kann also der Regierer der Welt nicht mehr willkürlich bestimmen; er würde aufhören, weise, gerecht und heilig zu sein, wenn er sie nicht nach unserm vorhergehenden Verhalten abmessen, und sie, je nachdem dieses beschaffen war, glücklich oder unglücklich einrichten wollte. Nothwendig muß also das künftige Leben ein Leben der Vergeltung sein. Unser Schicksal erhält bei unsrem Tode eine Entscheidung, die von unsrem gegenwärtigen Betragen abhängt, und mit ewigen, unabsehlichen Folgen verknüpft ist.

F. W. Reinhard.

Selig, wessen Ring das Land erflieget,
Wo der Seelen Scheideweg zerfällt;
Wo sich Herz an Herz vertraulich schmieget,
Und gesellig Geist zu Geist sich hält;
Wo kein Vorurtheil die Treuen tadelt,
Und kein Wahnsinn aus einander reißt,
Wo nur Güte bebt, und Kraft nur adelt,
Und der Trefflichste der Erste heißt.

L. Th. Kosegarten.

Laſſet uns einige ſchöne Aehnlichkeiten beſchauen, welche das Sterben mit dem Magnetismus hat. Zungengelähmte bekommen kurz vor dem Tode Sprache wieder, und Arm- und Fußlahme Bewegung, und Wahnwitzige Verſtand. Die Zuckungen des Sterbens, die für uns, wie alle epileptiſchen, nie die Bedeutung einer Empfindung haben ſollten, gleichen nur den Krampfzuckungen, mit welchen der Kranke das Ende des gemeinen Schlafs und den Eintritt des hellſehenden ankündigt, und ſo wird immer mehr das Sterben zu einem Genesen, und das hohle, harte Grab zu einem vollen wogenden Hafen des Abſchiedens; und ſo wie dem Schiffer die neue Welt bei dem Erblicken nur als ein dunkler Streif am Horizont erſcheint: ſo ruht die neue Inſelwelt vor dem brechenden Auge nur als eine Wolke, bis ſie durch Annähern ſich zu Palmen und Blumen entwickelt. Das Wonne- und Glanzgefühl der Hellſehenden iſt häufig auf das ſterbende Antlitz gemalt; und ſo ſtarben in der frühern chriſtlichen Zeit gewöhnlich die Greiſe heiter-zurückblickend, und gingen hinter dem prophetiſchen Abendroth eines ſchönen Morgens unter. — Nur ſelten erſcheinen ſterbende Krampfgeſichter, meiſtens Folge voriger Zerrüttung, oder bei Gewiſſenskranken, weniger das verklärende Sterben, als das ſich wehrende Leben zeigend. Wie man auf den Alpen oft auf einem warmen blumigen Raſen dicht neben einer grünblauen Eisfläche liegt, ſo wogen neben dem irdiſchen Todes-Eiſe die Auen des neuen Frühlings hin. Daher fand Lavater die Züge des Verſtorbenen nach einigen Stunden ungewöhnlich verſchönert und veredelt, gleichſam als erhalte auch der tiefſte Schlaf, gleich dem mythologiſchen, eine Grazie zur Gattin. Aber dieſe unſere letzte Verſchönerung haben wir nicht blos dem Glücke, daß nach dem ſchweren Schlaftrunk des Lebens der mag-

weißte Zaubertrank des Todes den Menſchen erquickte und durchfloß, ſondern auch dem Umſtande zu danken, daß der Menſch, wenn das Sterben das letzte Magnetiſiren iſt, zumal in der Windſtille des Lebens, von dieſem auch die moraliſche Verſchönerung erfuhr. Denn im Zuſtande des Hellſehens ſind die Empfindungen reiner, und das ſittliche Gefühl zarter, ſo daß unſittliche Menſchen den Kranken zu Nervengiften werden, und ihre Gedanken ihnen zu Krämpfen. Die Liebe iſt inniger und zarter nicht blos gegen den magnetiſchen Arzt, ſondern auch gegen Magnetiſirte, ja gegen Andere, und durch das Sprechen über erhabene Gegenſtände, wie z. B. über den Wunderbau des Körpers, wölbt ſich ihnen ein Himmel mehr unter dieſem Himmel. Könnte nicht der Magnetismus einiges Taglicht auf den nächtlichen Larventanz der ſogenannten Geiſtererſcheinungen fallen laſſen? Dieſe erfolgen nämlich immer in der Sterbeſtunde, und immer vor Geliebten. Wie nun, wenn der Aetherleib, welcher im Sterben frei, und unter dem Niederfallen des ſchweren Nachtkleides der Erdnacht aus einem Seelenflor zum Brautkleide des Himmels wird, wenn dieſer, welcher ſchon vorher ſo ſeltſame, den gemeinen Raum durchdringende Verknüpfungen mit geliebten Perſonen vollendete, ein Wunder der Erſcheinung verrichtete, das am Ende doch nicht viel größer wäre, als die früher umgekehrten Wunder, daß der Hellſeherin entfernte Perſonen ſichtbar ſind, oder gegenwärtige ohne Berührung des Arztes unſichtbar, oder daß der abweſende Arzt mit bloßen Gedanken ihnen ferne Körper einſchläfert.

J. P. F. Richter.

Gott iſt die Liebe! ſagt der liebenswürdigſte aller Jünger Chriſti. Das heißt: Glückſeligkeit Aller iſt der ewige, unveränderliche Zweck Gottes. Alle ſeine Rathſchlüſſe, Anſtalten, Wirkungen zielen auf Glückſeligkeit. Jeſus iſt in jedem Sinne das Ebenbild des unſichtbaren Gottes. Er iſt auch die Liebe, auch in dieſem Sinne völlig eins mit dem Vater. Ihm ſollen wir ähnlich werden. Gott hat uns in Chriſtus vor der Erſchaffung der Welt erwählt, daß wir heilig und unſträflich vor ihm in der Liebe ſein ſollen. Glaube und Liebe bleiben. Wozu ſollen wir uns nun hier immer im Glauben und in der Liebe üben, wenn nicht in der Ewigkeit die Liebe eine herrſchende Geſinnung und die weſentlichſte Wirkung unſers ewigen Glaubens ſein ſoll? Und daß wir alsdann Chriſtus auch in der Macht und Herrlichkeit, d. i. in dem Vermögen, ſo viel Gutes zu thun, als wir nach unſerer moraliſchen Kraft, zufolge unſerer Lage vermögen, ähnlich ſein werden, daran können wir kaum zweifeln. Dies iſt der allgemeinſte Begriff, der mir von unſerer zukünftigen Seligkeit aus der Offenbarung entgegenſtrahlt, und den ich zugleich unſerer Natur in allen ihren Abſichten vollkommen gemäß, und bei jeder wiederholten Betrachtung unzweifelhafter, erhabener, gotteswürdiger finde.

J. C. Lavater.

Auch aus dem Tode geht neues Leben hervor. So ſteht's in tauſend Bildern vor uns. Ohne Tod giebt's kaum ein Leben. »Das du ſäeſt, es wird nicht lebendig, es ſterbe denn!« ſprach Paulus. »Es ſei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibet es allein; wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viel Früchte,« ſprach Chriſtus. Und Paulus und Chriſtus ſprachen's,

weil ſie die Natur in ihren tauſend, tauſend Schöpfungen anſchauten und begriffen, die Erfahrung in ihren tauſend, tauſend Erſcheinungen fragten und verſtanden. Da müſſen, ach! wie viele Leben untergehen, ehe denn Felſen und Sandwüſten fruchtbar werden und neues Leben ſchaffen. Aber ſie werden es, und ſchaffen neues Leben. Aus dem Tode erblühet, aus den Grüften erſteht das Leben. Der Wurm ſpinnt ſich ſelber ein, und durchbricht als Schmetterling ſeine Hülle. Das todte Gewäſſer ſammelt ſich an einem ſtillen, dunkeln Ort; und nach kurzer Zeit wimmelt es von lebendigen Geſchöpfen, die kein unbewaffnetes Auge erkennt. Wo Tod iſt, blühet Leben. Und der Menſch, der Menſch nur ginge durch den Tod ein zur Vernichtung? Oder genügt uns da, daß das Verwesliche am Menſchen, das Erde war und Erde wird, wenn's umgewandelt iſt in Staub, für tauſend neue Leben Stoff und Nahrung verſchafft? Wäre, daß der Menſch vernichtet würde, auch nur denkbar, nur möglich? Nur denkbar, daß der eigentliche Menſch, das, was den Gedanken denkt, das Bild im Innern feſthält, den Willen bewegt, die Empfindung fühlt und äußert, in Nichts verſänke? Nur möglich, daß der Geiſt, von Gottes Geiſte dem Menſchen eingehaucht, von Gott geboren, in Gott lebend, zu Gott emportragend, daß der Geiſt verweſe, wie der Leib von Erde, und Staub werde, als wäre er Staub? Dann müßte auch das Leben Gottes — Gott lebt nur in den Geiſtern, die er ſchuf, und in der ewigen Kraft und Liebe, die Alles trägt — dann müßte auch dem Leben Gottes die Todesſtunde ſchlagen. Dann wäre Gott, wie eine Afterweisheit ihn wohl nannte, das große Nichts, aber nicht Gott, Alles in Allem, und ewig und ſeines Geiſterreiches Herr! Geiſter können nicht ſterben! Wo bliebe auch, wenn der Leben unterginge,

wenn's

wenn's aus wäre mit dem Menſchen, ſobald das Auge ſich ſchließt und der Puls des Herzens ſteht; wo bliebe auch dann die heilige Weltordnung, vor der wir unſere Kniee beugen; die heilige Gerechtigkeit, die irgend wo und irgend einmal vergelten muß, was in dem Reich der Tugend hier unvergolten bleibt; die himmliſche Gnade, die unmöglich mit der andern Hand wieder nehmen kann, was ſie mit der einen gab; unmöglich eine fromme Sehnſucht wecken, die ſie nicht ſtillen will; unmöglich einen hohen, den höchſten aller Gedanken, den der Unſterblichkeit in des Menſchen Bruſt legen kann, um ihn herauszureißen gewaltſam und auf ewig. Aber darum verkündigt auch die heilige Offenbarung das Wort des Lebens durch Lehre und Vorbild. Darum hat auch Chriſtus Leben und unvergängliches Weſen an's Licht gebracht durch ſein Evangelium, und dem Tode die Macht genommen. Darum rührte er den Sarg vor Nain's Thoren an, und rief und ſprach: »Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf!« Und der Todte richtete ſich auf und fing an zu reden, und er gab ihn ſeiner Mutter. Darum rief er Jairus Tochter in's Leben zurück, und Lazarus, den entſchlafenen Freund, aus den Schauern der Verweſung in des Lebens Licht und Freiheit. Darum ſprach er von ſich ſelbſt: »Ich werde auferſtehen am dritten Tage!« — Und er erſtand, und erſchien den Jüngern und Freunden. Alles, alles, auf daß die Welt glaube: an den Geiſtern der Menſchen habe der Tod keine Macht; nichts ſterbe an uns, als Sterblichkeit; die Seele bleibe unverloren, und neues Leben gehe aus dem Tode hervor, wie aus der erſtorbenen Saat die neue Frucht, wie aus dem verweſten Kern der neue Baum. Nun verſtehen wir es ganz, das Wort des göttlichen Erlöſers an die betrübte Mutter, und alle, die auch trauern, wie ſie: »Weine

nicht! Weine nicht um die Todten! Sie ſchlafen; der Geiſt iſt ihnen lebendig; ſie ſind unſterblicher Natur. Auch über ihnen geht ein Tag des Lebens und über uns und ihnen ein Tag des Wiederſehens auf. Vorbildlich war's, daß Chriſtus, unſer Herr, den Sohn der Wittwe in das Leben rief, und ihn der Mutter wiedergab. Einſt wird er allen frommen Müttern die frommen Söhne wiedergeben; einſt alle Guten wieder vereinigen, die hier ein früher, bitterer Tod getrennt. — Weinet nicht um die Todten, und nicht um euer eigenes Ende! Auch wir gehen ja nur heim in's Vaterland, in's Vaterhaus. Auch wir entſchlummern nur, und nach den letzten Augenblikken des Todesſchlummers folgt Entzücken, folgt Wonne der Unſterblichkeit. Nur, daß wir leben, wie wir im Tode wünſchen werden, gelebt zu haben; nur, daß wir ſterben lernen, ehe denn wir ſterben; nur, daß wir hier ſchon wie im Himmel wandeln, damit der Himmel uns ein Himmel ſei. O dann iſt es ein Leichtes, auch in der ſteten Erwartung des Todes, auch in dem Angeſicht des Todes allezeit fröhlich zu ſein. Sei es, daß ſeine Bilder und Zeichen uns überall umgeben, uns überall begleiten, im Herzen ruhig und im Gewiſſen ſtill, den Himmel über uns und in uns Gott — o dabei geht man — gäb' es Gott uns Allen! heilig und fröhlich, himmliſch und ſelig durch's Leben in den Tod, und durch den Tod in's Leben! Gott ſei gelobt, der dem Tode die Macht genommen und ſeine Schrecken dem Grabe! Gott ſei gelobt, der uns den Sieg gegeben hat durch Jeſum Chriſtum!

G. A. L. Hauſtein.

Ich bin überzeugt, daß, je mehr die finstern Bilder von Grab und Verwesung, von Unthätigkeit und Trennung verscheucht, und je mehr dagegen die angenehmern von verjüngter Kraft des Lebens, von neuen Geschäften und Wirkungskreisen, von Verbindung mit vollkommnern Menschen und von froher Wiedervereinigung hervorgehoben werden: daß auch unsere Einbildungskraft diese Bilder um so lieber erneuern wird. Und das sind wir uns selbst schuldig, weil zu wünschen ist, daß uns dieser Gedanke nicht lästig sei, da er einen so großen Einfluß auf unsere Ruhe und Zufriedenheit hat, und da dieser Einfluß hauptsächlich davon abhängt, daß wir ihn gern und mit Vergnügen erneuern.

J. A. C. Loffler.

Es ist Ein Angesicht allem Leben gemeinschaftlich, das Angesicht des Todes. In Einem Werk vereinigen sich alle, auch die verschiedensten Naturen, in dem Werk der Zeugung und Verwesung. Die Dinge sind alsdann Eins mit ihrem Ursprunge, und in und durch denselben alle vereint. Dies ist die Feier des ewig neuen Frühlings, zu welcher, was sonst stumm war, seine Stimme erhebt; was dunkel war, entflammt, was verschlossen, wird offenbar; und mit Stimme, Licht und Farben offenbaren sich die Wesen eins nach dem andern. Wir preisen aber zuerst die Nacht, die Ruhe Aller im gemeinschaftlichen Bette, ehe wir das Erwachen Aller beschreiben. — Die Bestimmung unsers Daseins wird mit dem Tode nicht vollendet. Es ist uns alsdann noch eine Arbeit übrig zu vollenden, durch welche das vorübergegangene Leben geweiht und geheiligt wird zur höhern Zeugung, die stille Arbeit in der Gruft. Diese letzte Ver-

wandlung des Leibes, nach dem Tode, hat unſerm Geſchlecht in frühern und nicht unwürdigen Zeiten nicht minder wichtig geſchienen, als andere Perioden unſers Daſeins. Die Leichname der geliebten Geſchiedenen waren der Vorwelt nicht gleichgültig, und man war bemüht, in kindlicher Einfalt, dem hülfloſen Todten auch den letzten ſtillen Uebergang in neue Jugend zu erleichtern.

G. H. Schubert.

Ich weiß, ich weiß es, Ewiger, Gnädiger,
Ich bin unſterblich! Werde Triumph, mein Lied!
Ich bin unſterblich, ob auch Welten
Stäuben in Nichts, und untergehen.

Ach, wär' ich's nicht — verödetes Schattenthal,
Freudloſe Wüſte wäre die Erde mir,
Der Himmel nur ein leeres Traumbild,
Duftende Blumen Todtenerinn'rer.

Sie blühten, welkten, ſchlummerten kurze Ruh,
Ich blühte, welkte, ſchlummerte ew'gen Schlaf;
Sie moderten dem Keim entgegen,
Sproßten dem Mai, die den Winter ſtarben.

Ich nicht — ich nicht! Mich brächte der Winterſturm,
Ach, ew'ge Trümmer, läg' ich im Staube dann:
O Ausſicht wie Gewitternächte,
Dunkler, wie ſie, und ſchreckenvoller!

Des Freundes Umarmung, ſelber des Liebenden,
Wär' Dolchſtoß, Marter für meine Bruſt!
Vielleicht die letzte — letzte! Dann — dann
Furchtbare, grau'nvolle, ew'ge Trennung!

Von euch auch, die ihr inniger, zärtlicher,
Als Freunde lieben, euren Geliebten liebt,
Von euch auch — wär' ich nicht unſterblich
Furchtbare, grauenvolle, ewige Trennung!

O denk' ihn, denk' ihn, die du unſterblich biſt,
Den Nachtgedanken, denk' ihn nicht aus! Ich ſteh'
Am Abgrund, ſchwindle, wanke, zittre,
Halte mich, halte mich, du der Zukunft

Entzückung! Geber himmliſcher Seligkeit,
Sie wankt am Abgrund, ſchwindelt und bebt nicht mehr,
Denkt ihren Vater, dich, die Seele,
Fühlt dich mit Jubel. Des Lebens Dauer

Mißt nicht die Stunde, mißt ein Jahrtauſend nicht.
So ſteht der Stamm des alternden Eichenbaums;
Es fällt ſein Laub dem Winterfroſte,
Aber er ſtehet, wie Felſen Gottes.

Blüht, Blumen! Welkt, bald herrlicher aufzublühn!
Ich blüh', ich welke, herrlicher aufzublühn!
Umarmt mich, Freunde! Ueber Gräber
Fließet die Thräne nicht mehr der Trennung.

Dann hebt ein höh'rer, ewiger Preisgeſang
Den Geiſt empor! Dann miſcht in der Schaaren Heer,
Der Mitgenoſſen jenes Lebens,
Dankend mein Geiſt ſich, wie ſie, unſterblich.

A. H. Niemeyer.

Zwei Mal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſah zwei Mal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisſe der Vernichtung ſiegen, und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Fr. v. Schiller.

Mich umgiebt wieder die einſame Stunde der Nacht, die mit den Beſeligungen der Seelenerhebung zu Gott mich erfüllt, zu ihm, dem ewig Unerforſchlichen, der zu einer hohen Beſtimmung in dieſes Daſein mich rief. Von dieſer Beſtimmung ſpricht zu mir eine leiſe, innerliche Stimme, ein heiliges Gotteswort, eine wundervolle Offenbarung, die, wenn wir darauf achten, in jeder Lage, in jedem äußern und innern Verhältniſſe des Lebens, bald tröſtend, bald erhebend, zu uns redet. Es iſt die Stimme, die heiligend der Freude, beruhigend dem Schmerze zugeſagt iſt; es iſt die Stimme, die von Gott zeugt, und zu Gott uns emporruft, deſſen Macht, Herrlichkeit und Licht dem frommen und kindlichen Gemüth beſeligend ſich offenbart; dagegen aber den dünkelhaften Geiſt zu Schanden werden läßt, der ſich vermißt, auf dem Wege der eitlen Grübelei hinab zu dringen in die Tiefen der Gottheit; dieſer Geiſt, der mit frechem Selbſtvertrauen das Weſen des Urweſens, der den Unerfaßlichen erfaſſen will, und ſich Formen und Geſtalten erfindet für den Urquell aller Geſtalten und Formen, für den über alle Deutungen und Bilder erhabenen, unerforſchlichen Gott, welcher über den Einzelnen, wie über ſeine Schöpfungen waltet, und ſich nicht unbezeugt läßt an demjenigen, der reines Herzens iſt. Mit Zuverſicht und Freudigkeit reines Herzens ſein, das iſt der ſelige Zuſtand, in welchem wir ſchon

hienieden die Annäherung zu dem Vater der Menſchen inniger empfinden. Immer und überall iſt der Heiligſte nahe dem Menſchen; der Menſch aber entfernt ſich von ihm, wenn irdiſches Treiben und unheiliges Weſen das beſeligende Gottesgefühl aus ſeinem Buſen verdrängen. Dieſes Gottesgefühl iſt die Weihe, die den Menſchen heiliget zum Mitgenoſſen in dem großen Reiche Gottes, zur Kindſchaft in den Wohnungen des ewigen Vaters. Dies Gefühl knüpfet an das himmliſche das irdiſche Daſein, und erhebt das Gemüth zu dem Gedanken der Unſterblichkeit. Welche Tröſtungen, welche Hoffnungen umfaßt dieſer Gedanke, der ſelbſt irdiſche Freuden mit Würdigkeit zu umgeben und zu heiligen vermag! Wenn ſich das Herz dem frohen Genuſſe unſchuldiger Freude hingiebt; wenn das Leben wie ein klarer, wolkenloſer Himmel um uns ausgeſpannt iſt, und wenn dann mitten in dieſem Genuſſe die Spur der Vergänglichkeit alles Erdenglückes ſichtbar wird, und mit der vorüberfliegenden frohen Stunde ſich die Flüchtigkeit des ganzen irdiſchen Daſeins ankündigt: o dann wird dieſes Gefühl die Gott geweihte Seele nicht mit unzufriedener Trauer erfüllen; nein, die freudigſte Sehnſucht nach dem, was unvergänglich iſt, wird dies Gefühl in ihr erwecken, und ſie auffordern, mit Reinheit des Herzens die Freuden des Lebens zu genießen, auf daß ſie mit unbefleckter Erinnerung auf die verlebten Tage zurückſchauen möge. Ja, in einer ſolchen Stunde der ernſten Beſinnung durchdringt jener Gedanke an Gott und Unſterblichkeit beſeligend unſer innerſtes Weſen! Wenn harte Schickſale über uns kommen; wenn trübe Tage hereinbrechen; wenn wir im Niederdrucke körperlicher Leiden hülflos dahin ſchmachten: o dann iſt es der Gedanke, der feſte Glaube an Gott und Unſterblichkeit, der uns zuſpricht: Es iſt noch eine Ruhe vorhanden! Wenn in den

Verwicklungen des Lebens durch Irrthum und Mißverſtändniß geliebte Seelen gegen uns erkalten: dann iſt es jener Glaube, der dahin weiſet auf eine Zukunft, welche alle Verwirrungen auflöſen, und Wahrheit vom Irrthum ſcheiden wird. Wenn ein theures Freundesherz, das im innigſten Einklang zu dem unſrigen ſich bewährte, wenn dies unvergeßliche Herz der Tod von unſrer Seite riß; wenn nun öde und ſtumm die Stelle iſt, wo der von uns Geſchiedene neben uns wandelte: dann tritt lebendig und klar der Gedanke an Unſterblichkeit in die Stelle des Geliebten, und erinnert uns an ein Jenſeits, welches über das Grab hinaus liegt. — Ja, es iſt noch eine Ruhe vorhanden, in deren Schooß ich das Liebſte wiederfinden werde, welches aus meinen Armen, aber nicht aus meinem Herzen verſchwand. Dieſen hohen Glauben voll erhebender Hoffnungen gab der liebende Vater der Menſchen uns mit auf die uns oft umſtürmende und mühſelige Wanderung durch das Leben. Die Weiſen der Vorwelt trugen dieſen Gedanken an Gott und Unſterblichkeit als eine dämmernde, heilige Ahnung in ihren Herzen; dann aber erſchien der Weiſeſte unter den Weiſen, der mit Göttlichkeit erfüllte Geſandte des Ewigen, Chriſtus erſchien, und offenbarte heller und lebendiger den Willen des himmliſchen Vaters, und die Hoffnung unſrer ewigen Dauer. »Selig ſind die Traurigen,« ruft er den gedrückten Sterblichen zu, »denn ſie ſollen getröſtet werden!« Mit dem Tode beſiegelte der geheiligte, göttliche Lehrer der Menſchheit die Wahrheit ſeiner Lehre, und weihte ſo das Grab zur Ruheſtätte für die Müden.

E. von der Recke.

Sind zwei Schwierigkeiten, die ſich noch dazu nur auf eine nothwendige Unwiſſenheit des Menſchen gründen, hinreichend, einen Glauben zu überwältigen, der tauſend größere Schwierigkeiten allein auflöſ't, ohne den unſere Exiſtenz ohne Ziel, unſere Schmerzen ohne Erklärung und die göttliche Dreieinigkeit in unſrer Bruſt (der Dreiklang der Tugend, Wahrheit und Schönheit) drei Plagegöttinnen und drei fürchterliche Widerſprüche bleiben? — Vom geſtaltloſen Erdwurm bis zum ſtrahlenden Menſchenangeſicht, vom chaotiſchen Volke des erſten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der erſten Krümmung des unſichtbaren Herzens bis zu ſeinem vollen kühnen Schlag im Jünglinge, geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menſchen (den Säugling des äußern) führt und nährt, ihn gehen und ſprechen lehrt, und ihn erzieht und verſchönert — und warum? damit, wenn er als ein ſchöner Halbgott ſogar mitten in den Ruinen ſeines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben ſteht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerſchlage? Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinſte Tropfenfall unermeßliche Kreiſe wirft: — auf dieſem hat ein lebenslanges Steigen des Geiſtes und ein lebenslanges Fallen deſſelben einerlei Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? Und da mit unſrem Geiſte nach demſelben Grunde auch die Geiſter aller andern Welten fallen und ſterben müſſen, und nichts auf der von dem Leichenſchleier und der Trauerſchleppe überhüllten Unermeßlichkeit übrig bleibt, als der ewig ſäende und niemals erntende einſame Weltgeiſt, der eine Ewigkeit die andere betrauern ſieht: ſo iſt im ganzen geiſtigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Univerſum aus ſuccedirenden oder ſucceſſiven Ephemeren, in eine unſterbliche Legion aus Sterbenden zertheilte und zertragene Zweck der Ent-

wicklung ja keiner für die verſchwundenen Ephemeren, höchſtens für die letzte wäre, die nie kommen kann. — Und alle dieſe Widerſprüche und Räthſel, wodurch nicht blos alle Wohllaute, ſondern alle Saiten der Schöpfung zerriſſen werden, müßt ihr annehmen, blos weil ſich zwei Schwierigkeiten, die unſere Vergänglichkeit eben ſo wenig auflöſ't, vor euch ſtellen? — Wie ſanft und gerührt der Tag geht, wie erhaben die Nacht kommt — O dachtet ihr nicht daran, daß unſer Geiſt glänzend einmal eben ſo aus der Grube voll Aſche ſteigen werde?

J. P. F. Richter.

Gewiß, wir werden ſein! wir werden uns des Schönen
Und Guten inniger und ſeliger uns freu'n;
Und lyriſcher wird unſer Leben tönen
Mit ſchönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edlen frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, ſtiller wird's um ſeine Tugend ſein.
Erheben wird ſie ſich auf freierm Flügel
Hin durch das neue Reich der Zeit,
Und heller ſtrahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unſterblichkeit.

L. A. Tiedge.

Ein unſichtbarer Genius wirkt durch die Ahnungen eines ewigen Lebens gleichſam von drüben herüber, und ohne, daß wir es wiſſen, macht uns der Glaube die Gegenwart zum Unterpfande der Zukunft. Nicht umſonſt können wir nach einem vollkommnern Daſein ſtreben, ohne es jemals zu erreichen. Nicht umſonſt kann dieſer dop-

pelte Trieb in uns liegen, der Trieb nach einer größern ſittlichen Vollkommenheit, und der Trieb nach einem höhern, reinern und unvergänglichen Genuß, wenn beide in einem andern Leben, d. i. in der ununterbrochenen Fortdauer dieſes Daſeins in andern Sphären nicht Ziel und Befriedigung erhalten ſollten. Die Vernunft reicht mit den Forderungen ihres Geſetzes in die Ewigkeit hinein; ihr Geſetz trägt die Ewigkeit an uns über, und iſt gleichſam ein Geſandter aus jener überirdiſchen Welt, der uns immer mehr in ihre Herrlichkeit verklären ſoll. Was ſo ſtreng und ernſthaft fordert, das muß auch Möglichkeit für ſich haben. Sollte es nicht verheißen ſein? Es trägt ja die Zeichen einer höhern Abkunft ſo deutlich an ſich. Sollte es alſo nicht in uns die Schranken des Sichtbaren durchbrechen, und uns über das Sinnliche erheben? Geiſter neigen ſich zur Tugend. Sollte ſie alſo nicht über die Zerſtörung ſiegen, nicht über Zeit und Schickſal herrſchen? Sie leiſtet uns fürwahr Bürgſchaft, ſichere und untrügliche Bürgſchaft für ein ewiges Leben. Sie iſt der einzige Wegweiſer dahin; denn ſie gebietet über unſer gegenwärtiges Leben, und fordert Vergeltung, welche das jetzige nicht giebt. Der Tod iſt der Führer zu dieſem vollkommnern und ſeligern Leben. Im Spiegel eines ſchuldloſen Herzens geht das Bild jenes ſchönern Landes in unvergleichbarem Glanze auf.

K. H. Sintenis.

Was geboren iſt auf Erden,
Muß zu Staub und Aſche werden,
Wie's der Menſch auch mächtig heißt;
Was man mit Erſtaunen preiſ't,

Als das Herrliche auf Erden,
Muß zu Staub und Aſche werden.

Staub ſind Tauſende, die kamen!
Wer gedenkt noch ihrer Namen?
Ach, ihr moderndes Gebein
Deckt, uns warnend, längſt ein Stein.
Die da wallen hier auf Erden,
Müſſen Staub und Aſche werden.

Aber Gott wird ſie erwecken!
Fromme kann kein Tod erſchrecken.
Wie das Korn, in's Feld geſä't,
Reich an Aehren auferſteht,
Alſo werden ſie erſtehen.
Wer da glaubt, kann nicht vergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geiſt befehlen,
Die vom Schmutz der Sünde rein,
Sich dem Reiche Gottes weih'n,
Sollten die wie Staub verwehen?
Wer da hofft, kann nicht vergehen.

Menſchenfreund! dein frommes Sehnen,
Abzutrocknen alle Thränen,
Liebe, die nicht wieder ſchilt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt,
Aechte Liebe wird beſtehen.
Wer ſie übt, kann nicht vergehen.

J. G. Jacobi

Wir leiden unter einer Menge natürlicher und nothwendiger Uebel, warum ſollten wir uns noch unnöthige und künſtliche ſchaffen? Die Schale des Todes, ſie ſei bitter oder ſüß, wartet Zeit genug auf uns; warum wollen wir ſie uns, ehe wir ſie kennen müſſen, im Vorgeſchmack verderben, und uns mit einem Phantom ſchrecken, das in der Natur vielleicht nicht iſt, in der Kunſt aber viel weniger ſein dürfte? Nicht die Bequemlichkeit blos, um derenwillen der Menſch doch ſchon viel thut, ſondern auch die Wahrheit ſelbſt ſcheint den gräßlichen Bildern zu widerſprechen, in denen Kinder und Schwache ſich ſo gern den Tod denken. Wenn unſere Alltagsdichter immer und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, vom Röcheln, Starren und Erbeben als vom Tode ſingen, ſo iſt dies Mißbrauch der Sprache, denn nicht Tod iſt dies, ſondern Krankheit. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens einen Begriff gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meeres verwirre, aus denen er eben rettet, die ſich in ſeine ſanfte Ruhe enden? Er wäre ja nicht Hafen, wenn er die Höhe des Sturmmeers wäre; und geſetzt, daß wir zu ſeiner Sicherheit auch nur durch Klippen, Strudel und einen engen Pfad gelangten, welcher Feige wollte ſich zum Ziel ſeiner Reiſe nicht auch durch ſie hindurch wagen? Sehen Sie, meine Freunde, die natürlichen Arten des Todes an; treten Sie an die Leiche eines blühenden Roſenkindes, eines Jünglings, dem ſein letzter Athem hinwegſchwand, einer Geliebten, die, faſt ohne es zu wiſſen, hinüber ſchlummert, eines frommen Greiſes endlich, der, wie Simeon, ſich gleichſam ſein Sterbelied ſang, und mit dem Kleinode des Himmels in ſeinen Armen, das Haupt neiget — wo iſt bei dieſen Todten der dürre Knochenmann? wo das Geſpenſt mit der furchtbaren Hippe, oder die Furie, mit

welcher der Kranke auf ſeinem Bette ſoll gekämpft haben? Ein ſanfter Augenblick kam, ein Augenblick des Entſchlafens und nicht mehr Erwachens, der Stille, die kein Geräuſch, der Ruhe, die kein irdiſcher Unfall mehr ſtört. Auch bei den gewaltſamſten Zerrüttungen der Krankheit gehen meiſtens ſanfte Minuten oder gar helle und heitere Viſionen dem Abſchiede voraus. Die Flügel des Todes rauſchen näher, und je näher ſie kommen, deſto ſanfter wird ihr Sauſen, bis ſie uns überſchatten, und der blaſſe Schleier auf uns ſinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden ſollte. Heiliger Kreis iſt um einen Entſchlafenen: das ſagt ſein ruhiges Geſicht, das ſagt ſeine befriedigte Todtengeberde. Auch Geſichtszüge, welche die Leidenſchaft lange verzerrt hatte, werden von der ſanften Hand des Todes geebnet, ſo daß in wenigen Minuten mancher Entſchlafene ſchöner iſt, als er je in ſeinem Leben geweſen. Kein Schreckgeſpenſt alſo iſt unſer letzter Freund, ſondern ein Endiger des Lebens; der ſchöne Jüngling, der die Fackel auslöſcht, und dem wogenden Meere Ruhe gebietet.

J. G. v. Herder.

Im Himmel iſt der Liebe Wohnung,
Dort iſt ihr väterliches Haus.
Dort theilt die herrliche Belohnung
Der Herr mit vollen Händen aus.
Heil uns! Das Höchſte, was wir hoffen,
Iſt uns im Himmel aufbewahrt.
Heil uns! Der Weg dahin iſt offen
Durch unſres Mittlers Himmelfahrt.

Wohl engen an des Weges Seite
Auch Kreuze ſtörend unſern Gang;
Und Feinde, ſuchend ihn zur Beute,
Bedrohn den Pilger lebelang.
Doch immer weht der Herr vom Himmel
Auch Troſt und neue Kraft uns zu,
Und führt uns durch das Weltgetümmel
Einſt ſicher ein zu ſeiner Ruh.

J. Ch. H. Gittermann.

Es iſt kaum ein Volk auf Erden, das nicht auf Fortdauer des Lebens nach dem Tode hofft. Die roheſten Wilden, welche nicht einmal einen Namen für die Gottheit kennen, haben dergleichen für Seele und Fortdauer. Ich widerſpreche nicht, daß einige kleine Horden vielleicht von Unſterblichkeit nichts wiſſen, und einzelne Perſonen, ſowohl unter aufgeklärten als rohen Völkern, die Fortdauer der Seele leugnen können. Waren doch die meiſten Weltweiſen der ſtoiſchen Schule, ein Cicero, ein Antonin und Seneca, in dieſem Punkte mehr als Zweifler! Sind aber die Zeugen, die dieſes beſtätigen, wirklich ganz ohne Ausſtellung? Kannten die Zeugen genugſam die Sprache dieſer Nationen? Gingen ſie lange genug mit ihnen um, die Meinungen derſelben über dieſen Gegenſtand hell und klar zu faſſen? »Die Stimme der Reiſebeſchreiber,« ſagt Bayle, »iſt mir in dieſem Punkt nicht ſo bedeutend und gültig, als man ſie gemeiniglich nimmt; denn ihre Beobachtung kann möglicherweiſe nicht auf einer irgendwo vollſtändigen Induction beruhen, da ſie nur nach einzelnen Daten und Individuen, die noch dazu oft mißverſtanden und verkannt werden, angeſtellt iſt.« Gewiß giebt es kleine Völkerſchaften, deren Einfalt

und gefühlloſe Gleichgültigkeit für die Zukunft über alle Begriffe geht, und die außer den gegenwärtigen körperlichen Bedürfniſſen auf nichts Anderes weder Gedanken, noch Sorge haben. Auch unter Nationen, die von einer Fortdauer jenſeits des Grabes überzeugt denken, finden ſich einzelne Perſonen, die aus perſönlichen Abſichten eine Fortdauer leugnen. Es giebt nicht nur unter den Sineſen, ſondern ſogar unter den Grönländern ſtarke Geiſter, die, wie Cranz ſagt, ihren Nutzen bei dieſer Meinung ſuchen. Dies ſind jedoch nur Ausnahmen, welche der Allgemeinheit des Glaubens an Fortdauer des Lebens nach dem Tode keinen Eintrag thun. Der Menſch, iſt er nicht ganz Thier, bebt zitternd vor dem ſchrecklichen Gedanken der Vernichtung zurück; ihm iſt es unmöglich, ſich ein anſchauliches Bild zu entwerfen; er denkt ſich unſterblich, und dieſer Gedanke liegt in ſeiner Natur. »Wir Indianer,« ſagten ſie zu dem Miſſionär, »können nicht für immer ſterben. Geht ja doch das Korn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf, und wird lebendig.« Der Wunſch einer fortdauernden Exiſtenz regt ſich im Herzen jedes Sterblichen; jeder hofft nach ſeinem Tode ſeine verſtorbenen Freunde wiederzuſehen, und dieſe Hoffnung lindert die Schmerzen bei dem Tode ſeines Kindes, und des Kindes bei dem Verluſt ſeiner Mutter. Dieſer Glaube ſteigt bis in das graueſte Alterthum, wo der Menſch kaum zu denken anfing.

E. H. Simon.

Iſt denn kein ewiger Lohn, du Zweifler? Und ſind denn nicht Stufen
Dieſes ewigen Lohns, die hinauf in die Himmel der Himmel
Steigen? Und kann, wen er um ſeinetwillen betrübte,
Den denn Gott nicht belohnen? Der unerſchöpfliche Geber
Aller Seligkeit nicht auch den? Du ſtehſt an dem Meere;
Sieh', ein Tropfen kann dich, du Staub, mit Fülle beſtrömen!

F. G. Klopſtock.

Unſterblichkeit! Unſterblichkeit!
Gedanke, der das Herz erfreut,
Den Geiſt zu Gott erhebet,
Der Troſt für alle Schmerzen ſchafft,
Mit hohem Muth, mit Gotteskraft
Zum Tugendkampf belebet!
Fühlt des Gedankens Seligkeit,
Denkt's Menſchen, daß ihr ewig ſeid!

Sei's, daß der Erde Bau zerbricht,
Erlöſche einſt der Sterne Licht:
Wir, mehr als Erd' und Sonne,
Wir leben für die Ewigkeit!
Schon in des Daſeins erſter Zeit
Füllt dies das Herz mit Wonne;
Und ſeine Würde fühlt der Geiſt,
Der ewig ſeinen Schöpfer preiſ't.

Gott, dir ſei Dank! Gott, dir ſei Dank!
Nun miſcht ſich in den Trau'rgeſang
An unſrer Brüder Grabe
Der Ewigkeit Triumphlied ein.

Nur unſer ſterbliches Gebein
Wird, Erde, deine Gabe.
Hoch ſchwingt ſich, wenn die Hülle fällt,
Der Geiſt empor zur beſſern Welt.

Gott, dir ſei Dank! Gott, dir ſei Dank!
Und unſer würd'ger Lobgeſang
Sei dir ein frommes Leben!
Gott, Heiligſter, wir weihn uns dir,
Nach Jeſu Beiſpiel wollen wir
Mit eifrigſtem Beſtreben
Der Tugend edlen Samen ſtreu'n:
Dann wird die Ernte uns erfreu'n.

H. C. G. Demme.

Wer pflanzte den Wunſch nach Wiedervereinigung mit unſern Lieben jenſeits des Grabes in unſere Bruſt? Wer knüpfte ihn an unſere beſten Gefühle? Wer verwebte ihn mit den innigſten und ſeligſten Verhältniſſen des Erdenlebens, ſo daß er mit unſerer ſittlichen Bildung und unſern Freudengenüſſen gleiche Schritte hält, und mit ihnen zugleich immer mehr Stärke und Kraft gewinnt? Wer ſonſt, als Gott, deſſen Schöpferhand jede Anlage in uns entwarf und bildete, jede Neigung in uns weckte, jeden Trieb in uns anfachte? Und er, der dieſen Trieb uns einflößte, der dieſes Feuer, dieſe Inbrunſt ihm gab — er ſollte ihn nicht erfüllen? Er *kann* es, denn er iſt der allmächtige Gott; und Bande, die ſeine Macht und Weisheit geknüpft hat, wird ſeine Weisheit und Macht auch zu erhalten wiſſen. Und er ſollte es nicht *wollen*? Er, der die Liebe ſelber iſt? Nein, Vater meines Lebens, zu meiner Pein kannſt du

keinen Trieb in mir hervorgebracht haben. Sollte mein Loos Trennung, ewige Trennung von meinen Geliebten ſein, ſo hätteſt du mein Herz kälter, meine Seele für Freundſchaft und Liebe minder empfänglich geſchaffen; ſo hätteſt du das Vergeſſen meiner Verlornen mir leichter gemacht, und die Qualen ihres Verluſtes nicht durch die Qualen vergeblicher Wünſche geſchärft. Ich werfe mich in deine Arme, mein Gott! Du täuſcheſt mich nicht!

C. G. Nibbeck.

Wer unglücklich in der jetzigen Welt iſt, wer nicht findet, was er ſucht, der gehe in die Bücher- und Künſtlerwelt, in die Natur, dieſe ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieſer ecclesia pressa der beſſern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie ſchlummern, aber weiſſagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einſt kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht.

F. v. Hardenberg.

Die Erfahrungen an Welt und Menſchen löſen nach und nach alle Verbindungen, die das Herz zur Zeit der noch blühenden Hoffnung und des ſeligen Glaubens gemacht hat, ſo auf, daß Mancher nur noch durch das Band der Pflichten in der allgemeinen Verkettung erhalten wird. Löſ't er nun auch dieſe, ſo kann er ſich immer ſchon im Grabe anſehen, wenn er weiter nichts in die Einſamkeit gebracht hat, als dieſe Welterfahrung, dieſe Menſchen-

kenntniß. Der Edle und Weiſe lebt dann in der Rückerinnerung ſeiner Thaten und in dem grenzenloſen, unzerſtörbaren, immer blühenden Reiche der Geiſter. Er tritt nun aus dem düſtern, wilden Gewühl des Lebens in die ſtillen, ſanft erleuchteten Gärten der Hesperiden. Laß nun folgen, was da will — das Fortdauern nach dieſem Leben hat er ſchon erobert und genoſſen.

F. M. v. Klinger.

Mein Geiſt, ich fühle es in mir, ſtrebt nach etwas Ueberirdiſchem. Mit magnetiſcher Gewalt zieht der unſichtbare Himmel mein Herz an ſich, und bewegt alle Ahnungen durch einander, die längſt ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Wie Jakob, ſeh' ich im Traum die Himmelsleiter mit ihren Engeln; aber ich kann nicht ſelbſt hinaufſteigen, um oben in das glänzende Paradies zu ſchauen.

L. Tieck.

Friede und Ruhe den Verſtorbenen! Oft werd' ich ihre Stimme hören, manches freundliche Wort, mancher gemüthliche Scherz wird wie ein Geiſterruf wiederhallen, und mich aufrecht und ſtark erhalten, des Lebens Bürde leicht zu tragen. Es giebt für mich keine Gegenwart mehr; nur der Vergangenheit glückliche Tage ſchließen ſich an das ferne Jenſeits, das mich oft in wunderbaren Träumen mit lieblichem Schimmer, aus dem die geliebten Freunde lächelnd mir zuwinken, umfängt. Wann — wann werde ich zu euch hinüber wallen?

E. T. A. Hoffmann.

Die von der Nacht umſchleierte Erde liegt vor mir wie ein düſter geſchmücktes Grab; die flimmernden Sterne und der helle Mond ſind die Lichter, welche dieſen Kirchhof mit ihrem ſanften Schein beleuchten. Ich rufe in der Einſamkeit über dieſes Grab, und keiner antwortet mir, keiner löſet meine Zweifel. Soll ich mir allein trauen? mich befragen? Iſt die Zeit, die ich jetzt lebe, eine Prüfungszeit, ſo früh mir aufgelegt, mein Herz und meinen Verſtand zu üben? Dieſer Gedanke kommt jenſeits des Grabes her — ich will ihn faſſen, mich feſt daran halten.

F. M. v. Klinger.

Es giebt Menſchen, die Fremdlinge in der Welt ſind und bleiben, weil ſie einem höhern Sein angehören, und die Anſprüche dieſes höhern Seins für die Bedingung des Lebens halten, ſo aber raſtlos das verfolgend, was hienieden nicht zu finden, ewig dürſtend in nie zu befriedigender Sehnſucht, hin und her ſchwanken und vergeblich Ruhe ſuchen und Frieden. Nur die Einſamkeit, und vor allem das ſtete freie Aufſchauen zur Lichtwelt, der ſie angehören, kann das Gleichgewicht herſtellen und ſie im Innern eine überirdiſche Zufriedenheit fühlen laſſen, die in dem wirren Treiben der Welt nicht zu finden.

E. T. A. Hoffmann.

Wenn man annimmt, daß mit dieſem Leben für jeden Menſchen Alles vorbei ſei, und jedes Bewußtſein der Perſönlichkeit ganz und auf immer aufhöre: ſo kann man ſich die Menſchen insgeſammt auf einem großen, langen Strom, der in einen, Alles zuletzt verſchlingenden Ab-

grund ausgeht, ſchiffend vorſtellen. Die Schiffenden fahren, ſo lange die Fahrt dauert, bei Gegenden von verſchiedener Geſtalt vorbei; an den Ufern können ſie ſich von Zeit zu Zeit mit dem Nöthigen, und die Reichern außerdem noch mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verſehen. Bei dieſen Reichern geht es oft luſtig genug her; ſie genießen ihr Leben, als dauerte es ewig; und auch die Aermern werden nicht ſelten ihres Lebens ſo froh, daß es ihnen, obgleich ſie es nicht ſo gut als die Bemittelten haben, nicht übel bei dieſer Fahrt gefällt. Allein mit jedem Augenblick nähern ſie ſich Alle dem gräßlichen Abgrunde, an deſſen Rande ſie Alle nach und nach auf immer verſchwinden. Der Eine kommt früher, der Andere ſpäter bei demſelben an: das iſt der einzige Unterſchied, der unter den Schiffenden Statt findet; aber ihr endliches Schickſal iſt für Alle daſſelbe. Sobald ein Schiffender einmal mit ſeinem Fahrzeuge — es ſei einfach oder ausgeziert, ärmlich oder mit allem, was die Ueppigkeit ſich nur wünſchen kann, im Ueberfluß ausgeſtattet — von dem reißenden Strom fortgeriſſen, den Abgrund erreicht: ſo wird er von demſelben unrettbar verſchlungen, und läßt auf ewig keine Spur mehr hinter ſich zurück. Auch ſein Verhalten während der Fahrt macht hier nicht den geringſten Unterſchied; habe er weiſe oder thöricht, gut oder ſchlecht, religiös oder ruchlos ſich betragen; ſei er ein Beiſpiel der Tugend und des Edelmuths, oder ein Niederträchtiger und Böſewicht geweſen: dies iſt hier völlig einerlei. Alle erwartet daſſelbe Loos; der Abgrund, der nichts wiedergiebt und Alles vernichtet, als wäre es nie da geweſen, erwartet Alle. Kein Gott rettet, kein Gott erhält, kein Gott lohnt, kein Gott ſtraft, kein Gott bildet und erzieht diejenigen, welche die Fahrt vollendet haben, für einen andern Zuſtand. Alle Erfahrungen, die

ſie während der Fahrt gemacht haben, alle Kenntniſſe, die ſie geſammelt, alle Fertigkeiten, die ſie ſich erworben, alle Kräfte, die ſie geübt und in ſich ausgebildet haben mögen, ſind gänzlich verloren. Nur das und nichts weiter war ihre ganze Beſtimmung: zu ſchiffen, zu ſchiffen auf dem Strom, ſo lange es dauert, und dann auf einmal auf ewig verſchlungen zu werden. Wer damit all' ſein Denken über die Menſchen enden und abſchließen kann, über den will ich mir freilich jedes Urtheil, das ihm zu nahe treten könnte, gern unterſagen; ich weiß ja nicht, was alles vorher in ihm vorgegangen ſein kann, wodurch ihm dieſe Anſicht allmälig immer wahrſcheinlicher geworden iſt; aber mein Sinn — das erkläre ich frei — iſt nicht der ſeinige, und wird es nie werden. Daß ich dieſe gräßliche, alle Religioſität von Grund aus zerſtörende Anſicht ertragen lerne, darin werde ich nie die Stärke meines Geiſtes ſetzen. Wenn dem Apoſtel Paulus, nachdem er in heiliger Begeiſterung die Worte geſchrieben hatte: »Iſt Gott für uns!« etwas Menſchliches begegnet wäre, wenn ihn z. B. der Schlag getroffen hätte, oder wenn ein Tyrann dem, der die begeiſterten Worte: »Gekämpft hab' ich den edlen Kampf!« einem Gehülfen in die Feder ſagte, ſogleich hätte den Kopf abſchlagen laſſen — wer, der ſolche herrliche Worte nachempfinden kann, würde es moraliſch denkbar finden können, daß nun der, aus deſſen Seele ſolche großartige Gefühle und Geſinnungen hervorquollen, auf ewige Zeiten vernichtet worden ſein könnte; daß ein ſolcher Geiſt, ein ſolches Gemüth nun auf immer zu ſein aufgehört haben dürfte? So ſehr iſt Etwas in uns, das an das Fortbeſtehen edler Menſchen, ungeachtet des Todes, zu glauben ſich gedrungen fühlt! Und es macht dies Etwas in uns nicht irre, daß es ohne Bedenken geſteht: es vermöge dies Fortbe-

ſteben nicht zu begreifen; ja, die Sache habe ſogar allen äußern Anſchein gegen ſich. Hier gilt aber, was im zweiten Briefe an die Corinther geſchrieben ſteht. Immer glaubt der Religiöſe etwas nach blos verſtändiger Anſicht Unglaubliches; aber es muß ein vor der Vernunft ſich rechtfertigender und den Menſchen veredelnder Glaube ſein; ſonſt iſt es Aberglaube, Afterglaube.

J. J. Stolz.

Wie könnt' ich trauern, daß im Tod
Mein Fleiſch in Staub vermodert?
Wie könnt' ich klagen, da es Gott
Vom Tode wieder fodert?
O Hoffnung, daß nach kurzer Ruh'
Mein Leib erwacht, wie groß biſt du,
Und welch ein Troſt im Tode!

B. Munter.

Das gegenwärtige Leben läßt ſich vernünftiger Weiſe nicht als die ganze Abſicht meines Daſeins und des Daſeins eines Menſchengeſchlechts überhaupt denken. Es iſt in mir etwas, und es wird von mir etwas gefordert, das in dieſem Leben keine Anwendung findet, und für das Höchſte, was auf der Erde hervorgebracht werden kann, völlig zwecklos und überflüſſig iſt. Der Menſch muß alſo einen über dieſes Leben hinausgehenden Zweck haben. Es iſt der erhabenſte Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, unſer gemeinſames Brudergeſchlecht weiſer und glücklicher zu machen, nie vollendet haben; ich kann alſo, ſo gewiß die Uebernahme jener Aufgabe meine Beſtimmung iſt, ich kann nie auf-

hören zu wirken, und mithin nie aufhören zu ſein. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk ſoll vollendet werden, und es kann in keiner Zeit vollendet werden. Mithin iſt meinem Daſein keine Zeit beſtimmt, und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernahme jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich geriſſen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felſengebirge, und zu dem tobenden Waſſerſturz, und zu den krachenden, in einem Feuermeer ſchwimmenden Wolken, und ſage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde, und du Himmel, vermiſcht euch in wildem Tumult, und ihr Elemente alle, ſchäumet und tobt und zerreibt in wildem Kampfe das letzte Sonnenſtäubchen des Körpers, den ich mein nenne — mein Wille allein mit ſeinem feſten Plan ſoll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls ſchweben; denn ich habe meine Beſtimmung ergriffen, und die iſt dauernder als ihr; ſie iſt ewig, und ich bin ewig, wie ſie. Ich bin unſterblich, unvergänglich, ewig, ſobald ich den Entſchluß faſſe, dem Vernunftgeſetze zu gehorchen; ich ſoll es nicht erſt werden. Die überſinnliche Welt iſt keine zukünftige Welt, ſie iſt gegenwärtig; ſie kann in keinem Punkte des endlichen Daſeins gegenwärtiger, als in dem andern, nach einem Daſein von Myriaden Lebenslängen nicht gegenwärtiger ſein, als in dieſem Augenblick. Das ſichere Ende alles Schmerzes und aller Empfänglichkeit für den Schmerz iſt der Tod; und unter allem, was der natürliche Menſch für ein Uebel zu halten pflegt, iſt es mir dieſer am wenigſten. Ich werde überhaupt nicht für mich ſterben, ſondern nur für Andere — für die Zurückbleibenden, aus deren Verbindung ich geriſſen werde. Für mich ſelbſt iſt die To-

desſtunde Stunde der Geburt zu einem neuen herrlichern Leben.

J. G. Fichte.

Der freudige Fromme, der jetzt die Gräber nicht denket,
Oder, denket er ſie, mit dem Troſte der Auferſtehung
Ihre Nächte durchſtrahlt, er blickt, wenn der Morgen im Frühling
Ihm erwacht, mit Wonn' in dem Aug' in die ſchönen Gefilde
Weit umher, und es ſtrömt ſein Gebet dem Schöpfer des Frühlings.

F. G. Klopſtock.

Unter'm ſtillen Blick der Sterne, vor dem Angeſicht des vertraulichen Mondes ſind auch Ahnungen in jene für uns unüberſehbare Ferne ſo groß, ſo erhebend. Denken Sie einen Augenblick, mein Freund, daß unſer Sternengebäude, dem moraliſchen Zuſtande ſeiner Bewohner nach, ſo zuſammen verbunden wäre, wie es ſeinem phyſiſchen Zuſtande nach unſtreitig zuſammen verbunden, und nur ein ſchweſterlicher Chor iſt, der in verſchiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft, ſeinen Schöpfer lobt — denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geſchöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Maſſen, der Kräfte gäbe (und nichts iſt wahrſcheinlicher); ſetzen Sie die Sonne nur als den großen Verſammlungsort aller Weſen des Syſtems, das ſie beherrſcht, ſo wie ſie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit iſt, die ſie überall den Geſchö-

pfen gradweiſe mittheilt; ſetzen Sie die große Leiter, die Alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande deſſen kommen, was wir nur in unſerm Sternenſyſtem Wahrheit, Licht, Liebe nennen. Wir, da unſere Erde in der Mitte ſteht, ſind vielleicht auch ſolche Mittelgeſchöpfe zwiſchen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unſere Vernunft iſt hier wirklich nur noch im erſten Anbruch; und mit unſrer Willensfreiheit und moraliſchen Energie iſt's auch nicht weit her; gut alſo, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrſcheinlich nicht viel aus uns würde.

J. G. v. Herder.

Sagt man nicht, es gebe eine beſſere Welt, wo die Traurigen ſich freuen und die Liebenden ſich wieder erkennen? Ja, eine Welt, wo die Schleier hinwegfallen — Ewigkeit iſt ihr Name.

Fr. v. Schiller.

Was harret unſer hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüſtenei'n ohn' Ende, ſind es Auen
Von Licht umſtrahlt, mit ew'gem Reiz geſchmückt?
Wir möchten gern in's Land der Zukunft ſchauen,
Und fühlen uns durch nichts ſo hoch beglückt.
Der Geiſt verſucht aufſtrebend ſein Gefieder,
Allein, ermattet, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von ſeiner Wallfahrt bringet,
Es iſt ein Bild, halb Schatten, halb Geſtalt;
Ein Vorgefühl, das ſchmeichelnd ihn umſchlinget;
Ein Ton, der leiſ' im Innern wiederhallt;
Je kühner er ſich in die Wolken ſchwinget,
Um zu erſpähn, was drüben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Geſtalten aus dem fernen Raume.

Er hört erſtaunt vom Weſen ſonder Schranken,
Das raſtlos ſchafft und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unſterblicher Gedanken,
Das wuchernd in der Erde Schooß gedeiht;
Von Zeugniſſen, die wir der Vorwelt danken;
Von Tugendſinn, der ſeines Lohns ſich freut,
Doch Alles wird der Zweifelſucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als — der Einfalt frommer Glaube.

Ja, glauben ſoll, nicht wiſſen, nicht ergründen
Der Sterbliche, ſo lang' er dieſſeits lebt.
Iſt Licht ſein Theil, er wird es jenſeits finden,
Wo ſich gewiß auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in dieſen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer ſchwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hienieden.

J. N. F. Manſo.

Ein Geſchlecht von Zugvögeln, das auf dieſer, tief im Blau des Aethers rollenden Weltkugel einen kleinen Aufenthalt macht, und darauf ſeine Reiſe, wohin es ein himmliſcher Inſtinct führt, zu andern Ufern, ſchönern Gefilden, beſſern Firmamenten weiter, immer weiter fortſetzt — dies ſind wir; dies iſt unſere Beſtimmung. Wir ſtehen auf den höchſten Gipfeln der Berge, auf dem Montblanc, auf dem Teneriff, auf dem Chimboraſſo — und: »Weiter, weiter!« ruft eine mit unſrem Sehnen ſtill einverſtandene Stimme nach Jenſeits, wo der Sirius glüht, und wo des Hesperus ſtille Kerze ſich anzündet. Dieſe Weltordnung, was ſie mir auflegt — je heftiger der Widerſpruch zwiſchen ihr und dem Gebot in meinem Innern iſt — ſie kann, ſie darf nicht die letzte ſein! Dieſer kleine Abend im Thal des Lebens, früh oder ſpät wird auch er ſeinen Morgen finden; und ein reines, unverletztes Bewußtſein iſt alles, was ich hier aus dieſer Schattenwelt in eine ſchönere, beſſere Weltordnung hinübernehme. So geh' ich, mit einem verſiegelten Brief, von Station zu Station — mir ſelbſt ein Räthſel, aber feſt entſchloſſen, ihn nirgend als an die Behörde abzugeben.

J. D. Falk.

Unmöglich kann der Verluſt des Staubes ſchmerzhaft ſein — oder der Menſch iſt nichts als Staub. Den unvermeidlichen Tod für ein Uebel halten, iſt in meinen Augen gotteslästerlich. Nichts kann ich in dieſer Welt weniger begreifen, als die Angſt vor dem Sterben, die ſo allgemein ſein ſoll. Möge man es dahin geſtellt ſein laſſen, ob uns jenſeits etwas Beſſeres oder etwas Schlechteres erwarte; ſicherlich erwartet uns dort etwas Anderes. Gern will ich in deinem Strom hingleiten, willkommener

Tod! gern den gröbern Staub mit einem feinern vertauſchen! Zwar kenne ich deinen Ausfluß nicht; weiß nicht, ob deine Mündung in das Caspiſche, in das Mittelmeer, oder in den Ocean jenſeits fällt. Aber wo hinein ſie auch falle, fällt doch mein Weſen nie aus der ewig gütigen, milden, ſchützenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Tropfen iſt.

J. Baggeſen.

Der Glaube an Unſterblichkeit, in Verbindung gebracht mit unſern edelſten Hoffnungen und Wünſchen, mit der unerklärbaren, doch tief empfundenen Harmonie zwiſchen unſerem denkenden Geiſt und dem beſeelten Univerſum — dieſer Glaube iſt nicht blos anziehend und poetiſch, ſondern geläutert von jeder willkürlichen Anwendung des Zeitbegriffs auf eine überſinnliche Fortdauer, wird er zugleich von der hochherzigſten Philoſophie in Schutz genommen, und vor der ſcharfſinnigſten Speculation gerechtfertigt. Die veredelnde Metamorphoſe aller Weſen der Natur iſt ein zu ſchönes Spiel der Phantaſie, als daß es unſer Gemüth nicht wenigſtens in ſeinen zarteſten Stimmungen leiſe und prophetiſch anſprechen ſollte. Alles, was exiſtirt, erſcheint uns als Leben, das unter einer zufälligen Geſtalt ſchwerer oder genialer empor athmet. Nur jenes iſt ewig, unerſchaffen und unvertilgbar; ewig abwechſelnd ſind die Formen des Seins. Der Stein mag ſich veredeln zum blühenden Frühlingsmoos; das Veilchen zur Roſe; dieſe Blume der Liebe zur ſchlagenden Nachtigall — und an dieſe Idee lehnt ſich, wie an eine ſchützende Bruſtwehr, auch der zweifelnde, aber mit dem Unendlichen verbündete Geiſt, wenn der Sturm der Vernichtung hinanbrauſt gegen ſein ſinnliches Daſein.

A. G. v. Brinckmann.

Ich danke Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf ſterb' ich, daß ich kein Glück beſitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die ſich in das Elend der Welt miſchte, und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. — Unſere Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke ſelig machen; und Chriſtus und ſeine Apoſtel lehren das ungefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes, denn für die Erbſünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts. Das iſt ſo natürlich, als daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, ſondern den einfältigſten Glauben; und durch den Glauben allein wird uns das Verdienſt Chriſti mitgetheilt, ſo daß wir die Herrſchaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unſerm Tode, Gott weiß wie, auch das angeborene Verderben im Grabe bleibt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor ſo viel hundert Jahren, unter dem Namen Jeſus Chriſtus, auf einem kleinen Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Menſch herumging, für den einzigen Grund meiner Seligkeit. Und ſo überlaſſe ich alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe zu ihr das Vertrauen, daß ſie am beſten wiſſen wird, den unſterblichen und unbefleckten Funken, unſere Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unſterblich reinen Kleide zu umgeben.

J. W. v. Goethe.

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die ewigen Welten,
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
Also Vernunft: die Erderleuchterin hellet die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt.

J. G. v. Salis.

Unter allen Wundern der sichtbaren Schöpfung ist wohl kein einziges mehr dazu geeignet, unser Gemüth mit großen, für unsere religiöse Bildung wichtigen Gedanken zu erfüllen, als der gestirnte Himmel. Wer kann die Sterne zählen? Könnt ihr den Sand im Meere zählen, dann werdet ihr auch jene Welten zählen können, von welchen viele unsere Erde tausendmal Tausend an Größe übertreffen. Seit vielen Jahrhunderten hat der menschliche Forschungsgeist an diesen hohen Hallen der Natur neue Entdeckungen gemacht, und wie beschränkt ist doch noch immer unsere Erkenntniß vom gestirnten Himmel! Wie viele Sonnenheere mögen in jenen grauen Fernen noch vorhanden sein, wohin kein Fernrohr dringt, und die nur Gottes Auge sieht. Und gewiß nicht umsonst leuchten diese Sonnenheere. Jede Sonne — das läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen — theilt, wie die unsrige, der Erde, dunkeln Himmelskörpern Licht und Wärme mit. Da aber, wo Licht und Wärme wohnen, da müssen auch Creaturen sein, die des Lichts und der Wärme bedürfen; Wesen, die der Allmacht und Güte Gottes sich erfreuen. Freilich, sehr klein und unbedeutend erscheinen wir uns selbst bei dem Gedanken an die Unermeßlichkeit der Schöpfung, in welcher sich unsere ganze Erde wie ein Tropfen im Ocean verliert. Allein verschwin-

ſchwinden müſſen die Gefühle der Muthloſigkeit und Selbſtverachtung vor der erhebenden Empfindung unſrer Würde. Wohnt nicht in dir ein Geiſt, der ſich im leichten Fluge mit ſeinen Vorſtellungen über die engen Schranken des Irdiſchen emporſchwingt? Kannſt du nicht mit deiner Vernunft den Bau der Welten überſchauen, und in demſelben Ordnung und Zuſammenhang entdecken? Biſt du nicht das einzige unter allen Geſchöpfen dieſer Erde, das mit Empfindungen der Ehrfurcht und Bewunderung zu dem unſichtbaren Schöpfer emporſteigt? Mußt du nicht vor ihm hoch geachtet ſein, daß er, auf deſſen Wort Sonnen ſich entflammen und erlöſchen, ſich zu deiner Schwachheit und zu deinen Bedürfniſſen ſo väterlich herabläßt? Auf den Glanz des geſtirnten Himmels wende dein Auge, wenn in nächtlicher Einſamkeit ängſtliche Beſorgniſſe dein Gemüth beſtürmen. Siehe da den Herrn der Welt, hoch erhaben über Erde und Firmament, im Abglanze ſeiner Majeſtät und Herrlichkeit! Kummer und Sorgen, Zweifel und Vorwurf verſchwinden vor dieſem himmliſchen Anblick aus deinem Herzen. Heiliger Friede, neues Lebensgefühl durchſtrömen deine Seele; ja, neue Freudigkeit des Glaubens wird dein Herz empfangen. Denn der Anblick des geſtirnten Himmels erhebt uns zu den froheſten Hoffnungen für die Ewigkeit. Einſt ſollen wir ſie näher kennen lernen, ſeine Wunder der Güte, Macht und Weisheit Gottes, wenn wir den Herrn der Welt von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen werden. Jetzt befinden wir uns noch im Vorhofe des Tempels ſeiner Herrlichkeit; aber das Allerheiligſte wird ſich uns öffnen; denn auch für uns iſt Jeſus hingegangen, um uns in demſelben die Stätte zu bereiten.

J. John.

Am Himmel ſteht mit Flammenſchrift geſchrieben
Ein Gotteswort für's bange Herz:
Beim Staub iſt nur der Staub geblieben,
Was rein iſt, ſchwingt ſich himmelwärts!
Die früh der Erde Land enteilen,
Sind Beſſre, die ein Gott erbebt;
Im Irdiſchen kann nicht verweilen,
Was ewig raſtlos aufwärts ſtrebt.

K. Ph. v. Lobdauer.

Die Gewißheit der Unſterblichkeit muß ſich nach unſern Bedürfniſſen mehren und mindern; zu ſtark würde ſie nur zu große Verachtung des Lebens, und durch dieſe einen Muth wirken, der Alles wagen könnte, der ſich nicht paſſen würde — einen entſetzlichen Muth. O Jüngling, du entbehreſt den Gedanken an Unſterblichkeit leicht, wenn du, in Zärtlichkeit aufgelöſet, nur in den Entzükkungen der Liebe dahin fließeſt. Aber wenn einmal deine Lieben entſchlafen, wenn das innere Feuer die Adern nicht mehr anſchwellt, und die Einbildungskraft den Dienſt verſagt: o dann wirſt du jenen Gedanken gern faſſen, wirſt die Augen jenſeits des Grabes wenden wollen, wenn dir der letzte Freund geſtorben iſt, die Jugend ſich in unſrer Geſellſchaft nicht mehr gefällt, und uns unſere einſame Betrachtung dem bloßen Genuſſe intellectueller Schönheit überläßt. Aber auch als Jüngling, wenn du edel denkſt, wird der Gedanke der Unſterblichkeit deinen Enthuſiasmus anfeuern; er wird die Stunden, welche von einem Genuſſe des Schönen bis zum andern verlaufen, mächtig ausfüllen. An der Seite der Geliebten könnte dich leicht einmal der Gedanke überraſchen, daß ſo viel Schönheit einſt die Speiſe der Würmer werden würde, oder es

Könnte dich der Wunsch begeistern, daß eine solche Liebe ewig währen möchte. Wie sanft, wie reich wird dir die Vorstellung der Unsterblichkeit werden, die dich auch nach dem Grabe von allem, was du liebst, nicht trennen wird, die dir die verhüllten Tugenden der Seele deiner Geliebten in einem großen Lichte durchschauen läßt, dir einen feinern und reinern Genuß gewährt.

J. Moser.

Hinab in's Grab
Sinkt nur der morsche Leib,
Und Tod ist nur ein Traum!
Tod ist nur Ruh
Für unsern müden Leib;
Die Seele ahnet's kaum!
Doch einst kniet auch, von dir gerufen,
Mein Leib vor deines Thrones Stufen,
Unendlicher!

Die Ewigkeit
Ist vor mir aufgethan,
Und Seligkeit mein Loos;
Denn Jesus nimmt
Sich meiner gnädig an.
Ich ruh' in Gottes Schooß!
Wie selig, selig macht der Glaube!
So laßt nun diesen Leib dem Staube,
Und weinet nicht!

Nein, weinet nicht,
Die ihr mich hier geliebt!
Einst werd' ich auferstehn,

Und dann vor Gott
Euch, die mein Tod betrübt,
Verklärter wiedersehn!
Dank euch für das geliebte Sehnen,
Doch unverdient sind eure Thränen;
Mein Loos ist gut!

A. D. Gräter.

Schön in seiner Anlage, hoch in seiner Bestimmung — so ist der Mensch. Doch indem er gleichsam über sich selbst hinaus will, sinkt er wieder herab, und giebt das Zeugniß, daß auch er Staub und Asche, eine aufschwellende, farbenzaukelnde Seifenblase sei, die der allgemeine Wind des Schicksals wieder hinwegtreibt. Ist dies Alles, was uns von der lange geführten Rechnung unsres Lebens übrig bleibt? Aufblühen und vergehen, Geschlechter nach Geschlechtern, Meinungen, Empfindungen, Anschläge und Anhalten der Sterblichen, nach andern Meinungen, Hoffnungen und Anhalten? Dies Bild der Gedanken erzeugt sich traurig in der Seele eines Menschen, den die steigende Gewalt der Lebensgeister nach und nach verlassen, und der nun, beschränkt und ermattet, in den engen Umkreis seiner Gesichtslinie wieder zurücksinkt. Ist dies nun aber wahres Dasein der Dinge und Menschen, oder ist der Mensch, der doch Herr und Meister der denkenden Natur ist, keine andere Beziehung der Dinge unter sich zu bemerken fähig? — Hier haben Viele das große und mannigfaltige Gebäude der Religion anzulegen für gut befunden. Und in der That ist es in der Natur des wissend-unwissenden Menschen, seinem Verlangen eine Grenze zu setzen, die, indem sie das Weitere nicht versperrt, zugleich seinen sinnlichen Blick befriedigt. Aber diese so große und

ſo allgemeine Anlage in der menſchlichen Natur, iſt ſie auf ſo wenig gerichtet? Strebte die göttliche Mutter nur, dieſe höchſten und reinſten Bedürfniſſe in der menſchlichen Bruſt zu erwecken, um ſie mit ſpielenden Gaukeleien zu hintergehen, oder ihr alberne Mährchen und Geſchichtchen vorzuerzählen? Nein, die Natur iſt nie unbedeutend, nie unmeinend in ihren Anlagen. Wo es liegen möge, laßt uns das Räthſel aufſuchen; es liegt doch gewiß nur an uns, wenn wir es nicht finden. — Halt ein, ſtrebender, wirkender Geiſt! Wo verlangſt du hin? Wenn du das Ziel deiner Wünſche falſch ermiſſeſt, ſo wird der Pfeil von dem ungewiſſen Gegenſtande abgleiten oder wohl gar ſeine Spitze wider dich wenden. Such' es auf, wo es zu finden iſt, wenn es dich nirgends befriedigt. — Der Menſch gebt in andere Menſchen über, Geſchlechter in Geſchlechter. Kein Menſch iſt vollkommen glücklich für ſich. Was er ſelbſt vorzüglich erworben, überläßt er wieder Andern; ein Sandkorn von ihm befruchtet die nächſtkommende Welt, und die Wirkungen ſeines eingebildeten Ichs zeigen ſich nur in der Maſſe, von der er ſelbſt ein Theil iſt, und nie ſich, außer derſelben, einen großen und bleibenden Theil eines abgeſonderten Vergnügens erwerben kann.

K. L. v. Knebel.

In die Erde, wo die Blumen keimen,
Baut der Menſch das letzte dunkle Haus.
Harmlos, wie einſt unter ihren Bäumen,
Ruhen dort die müden Pilger aus.

Freundlich ſpielt der Weſt mit weichen Flügeln
Um der Schläfer ſtillen Aufenthalt,

In den Särgen, unter dieſen Hügeln,
Iſt der leiſe Ton des Grams verhallt.

Welche Schlüſſe, Forſcher, darfſt du wagen?
In den Gräbern ſtirbt der Sonne Licht,
Und die Freunde hören deine Fragen,
Und die kalte Lippe redet nicht.

Wird der Geiſt, geläuterter und ſtärker,
Der Bewohner einer beſſern Welt,
Wenn die Hülle, ſeiner Schwingen Kerker,
Hülflos, wie der Blume Staub, zerfällt?

Oder war, was Zeit und Gram uns rauben,
Nur das Lächeln eines Traumgeſichts? —
Frage deine Hoffnung, deinen Glauben;
Die Vernunft, dein Führer, ſagt dir nichts.

M. v. Steigentesch.

Dein Geiſt, o Menſch, der unterſuchen, erforſchen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unſichtbare, von den Wirkungen auf die Urſachen ſchlieſſen, ſich von den Geſchöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfaſſen kann; dein Geiſt, der des Vergnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortgangs in derſelben fähig iſt, der ſich zur Hoffnung der Unſterblichkeit zu erheben weiß, und es fühlt, daß er zu höhern Freuden beſtimmt iſt; wie deutlich zeugt der nicht davon, daß Gott die Liebe iſt? Verſpricht uns Gott nicht Beiſtand zur Erfüllung unſrer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in Gefahren, Troſt im Leiden, Errettung im Tode, Befreiung von dem

abe und der Verweſung, ewiges Leben, immerwährende,
s zunehmende Glückſeligkeit? Und iſt dies nicht der
halt, die Abſicht der ganzen Religion? Zeugt alſo
ht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß
tt die Liebe iſt?

G. J. Zollikofer.

»Selig ſind, die reines Herzens ſind; denn ſie wer-
Gott ſchauen.« Das Schauen Gottes umfaßt alle
erfreulichen Empfindungen, welche das reine Herz von
tt, von ſeinem gnädigen Wohlgefallen, von den un-
ligen Beweiſen ſeiner Liebe hegt. Es fühlt und er-
rt dieſelben in ſich ſelbſt; in dem Gelingen ſeines Be-
hens, gut zu ſein und gut zu bleiben; in dem Wachs-
m an Weisheit und Gerechtigkeit; in den vielfachen
gungen und Freuden, welche ſchon hier durch die An-
nung Gottes mit dem Fleiße in der Tugend verbunden
; in allem, was ihm Gutes zu Theil wird; in allen
erlichen Begegniſſen. Ueberall ſchauet es Gott gleichſam
genwärtig, denkt ihn und betet ihn an als den Freund
Ordnung, als den Vater und Erzieher der Menſchen,
als den zuverläſſigſten Vergelter des Guten in Zeit
Ewigkeit. Und hiermit iſt endlich von ſelbſt verbun-
das über alle Zeit hinausgehende Erwarten einer in
Ewigkeit fortſchreitenden hellern, anſchaulichern und
ern Erkenntniß Gottes, einer reinern Tugend und Se-
eit; ein Erwarten, das denen, die reines Herzens ſind,
als das vernunftmäßigſte rechtfertigt, und das ihnen
on hier einen Genuß gewährt, mit welchem keine Er-
gungen der Erde zu vergleichen ſind.

H. Ph. K. Henke.

Wie weit auch immer das Ziel meines Lebens geſteckt ſein mag, ſo iſt es ja doch nur ein augenblicklicher Zwiſchenraum, und wir werden uns wiederfinden, wenn wir uns kaum verloren haben. Vor dieſem Gedanken zerrinnen die Wolken meines Schmerzes in dem Thau einer unendlich ſüßen Wehmuth, und es geht mir ein ſo heller Himmel der Seligkeit auf, daß meine Bruſt zu enge iſt für die Wonne, die aus ihm herabſtrömt. Ach, da erſcheint mir die Erde nur wie ein düſtres Thal von Nebeln eingehüllt und von ſchroffen Klippen umringt, und meine ganze Seele kehrt ſich nach den Quellen des Lichts, das den Thron des Höchſten umfließt. In dieſe heiligen Quellen werd' ich mich tauchen; dort werd' ich die wiederfinden, die vor mir unter die Erde gegangen ſind; dort werd' ich dich erwarten, und wir werden vereint, in das Anſchauen der gütigen Herrlichkeit verſenkt, die Freuden genießen, die uns Gott verheißen hat, und die, obgleich unnennbar und unausſprechlich, doch hier ſchon dem frommen Herzen in leiſen Ahnungen begegnen.

— Nur wenige Tage, ſo fällt der Vorhang über dieſes bunte Leben, und die Thore der Ewigkeit thun ſich mir auf. Noch einmal reich' ich dir meine Hand, ehe ich mich niederlege in das kühle Grab, und wenn ich jenſeits ſtehe, werd' ich ſie dir auch herüberreichen, und der zarte Faden des Mitgefühls wird ſich, ich weiß gewiß, von dieſer Welt in die andere ſpinnen. Ich ſterbe gern und mit der frohen Zuverſicht eines ſchönern und heiligern Lebens.

F. Jacobs.

Erfreulich iſt die Hoffnung der Unſterblichkeit, ſo daß ſelbſt der Glückliche ſie nicht entbehren kann, wenn er als vernünftiges Weſen die Güter der Erde genießen will. Er hat Sinn und Empfänglichkeit für die Freuden der Natur; des Himmels Bläue erheitert ſeinen Blick; die Erde im Frühlingsgewande ſpricht ihm an's Herz. Aber mitten in dieſem Genuſſe erwacht der Gedanke: Wird die morgende Sonne auch mir noch ſcheinen? oder iſt vielleicht der heutige Sonnenuntergang der letzte, den mein Auge ſieht? — Ohne Glauben an Unſterblichkeit gleicht der Glückliche einem Manne, dem ein Mächtiger der Erde die herrlichſte Wohnung und ſchönſte Flur zwar zum Eigenthum übergäbe, doch auf eine ſo ungewiſſe Zeit, daß der Beſitzer mit jeder Stunde beſorgen müßte, es werde ihm Alles wieder genommen werden, und alſo unter dieſer traurigen Bedingung unmöglich ſeines Glückes recht froh werden könnte. Mit der Hoffnung eines beſſern Lebens jenſeits des Grabes werden aber dem Frommen ſchon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöht und verſchönert. Dankbar genießt er, was ihm der Geber alles Guten hienieden zu Theil werden läßt; und ruft ihn dieſer von der Erde ab, ſo weiß er ja, daß in Gottes Hauſe viele Wohnungen ſind, und daß er den Wechſel der Wohnung gewiß nicht werde zu bereuen haben. — Und wie troſtvoll iſt dieſe Hoffnung für den leidenden Frommen! Er weiß, daß er nicht zwecklos, weiß, daß er für eine beſſere Welt leidet, und daß ein gütiger und weiſer Vater der Menſchen nicht blos Freude und Glück, ſondern auch Schmerz und Unglück als Mittel anwendet, um uns deſto vollkommener zu unſrem eignen Heil für jenes Leben vorzubilden. Erreicht man ſchon in dieſem Leben nicht leicht etwas Wünſchenswürdiges ohne Mühe; darf der, welcher in irgend einer Wiſſenſchaft größere

Fortſchritte machen will, keine Arbeit, keine Anſtrengung ſcheuen: wie ſollte nicht den Frommen, der dieſe Welt als Bildungs- und Erziehungsanſtalt für den Himmel betrachtet, wie ſollte ihn nicht, wenn er vielleicht mehr als Andere leiden muß, die Vorſtellung aufrichten, daß er unter der Regierung ſeines Gottes zu einem größern Wirkungskreiſe in jenem Leben durch Leiden vorgebildet werde? — Wirkung des Glaubens an Unſterblichkeit iſt es, daß wir nun am Grabe unſrer Lieben nicht troſtlos weinen, und auch unſrem Tode nicht mit Angſt entgegen leben dürfen. Zwar tadeln wir keineswegs die Thränen wahrer Empfindung, am Grabe derer geweint, die im Leben uns theuer waren. Auch das Herz hat ſeine Rechte, und ſeine geläuterten Gefühle haben den wohlthätigſten Einfluß auf unſere ſittliche Veredlung. Aber der Menſch mit der zugeſicherten Hoffnung, daß ihn jenſeits ein beſſeres Leben erwarte, und daß er von dem ſterbenden Freunde auf's Wiederſehen in ſchönern Gefilden einer vollkommnern Welt ſcheide, weint nicht troſtlos, denn er denkt bei der Ausſaat die Ernte. Den Tag, den wir auf Erden Todestag des Frommen nennen, den feiern dort Selige als ſeinen Geburtstag für den Himmel. Zu einem beſſern Leben werden wir ſterbend geboren; zu einem beſſern Leben, wo wir das, was hienieden uns noch dunkel war, in hellerem Lichte erkennen, und unſern erhabenen Beruf, immer weiſer, beſſer, edler zu werden, vollkommner, als auf Erden, erfüllen ſollen. Und für dieſen heiligen Beruf, für das eifrigſte Beſtreben, immer williger und freudiger den Willen Gottes zu vollbringen, was könnte uns wohl dazu mehr ermuntern, was uns mehr ſtärken, als die Ueberzeugung: daß wir hier nur beginnen, was wir dort in einem grenzenloſen Daſein fortſetzen ſollen, daß wir hier zu dem großen Werke unſrer Heiligung nur den

Grund legen, worauf wir dort in der Reihe vollendeter Geiſter fortbauen ſollen. Ach, ohne dieſe Ueberzeugung, woher ſollten wir den Muth nehmen, im Erdenleben nach einem Ziele zu ringen, das ſich, je mehr wir uns ihm zu nähern ſuchen, deſto weiter von uns zu entfernen ſcheint? woher den Muth, uns dem Kampfe, der Anſtrengung, welche die Tugend fordert, zu unterziehen? Nur dann, wenn wir über das Grab hinaus, wenn wir in eine vollkommnere Welt blicken, nur dann fühlen wir uns mit neuem Muthe beſeelt, ſtandhaft auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, wenn er auch noch ſo ſteil und mühevoll wäre. — Mitunſterbliche! Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden! Laſſet uns vereint Gutes thun! Denn dieſer Vereinigung werden wir uns noch in den Wohnungen des Lichts und der Vollkommenheit freuen. Bande, durch welche Seelen unter dem heiligen Geſetze der ſittlichen Freiheit ſich vereinigen, ſolche Bande löſet nur der Tod! Menſchen, die zum Guten ſich verbinden, errichten einen Bund für den Himmel, einen Bund für die Ewigkeit. Sei es, daß der Eine früher, der Andere ſpäter hier von uns ſcheidet: beſtreben wir uns nur, redlich unſre Pflichten zu erfüllen, ſo finden wir Alle, Alle uns wieder in dem gemeinſchaftlichen Vaterlande. — Wir ſind unſterblich! Mögen Sonnen erlöſchen, mögen Erden zertrümmern! wir, mehr als ſie, wir ſind unſterblich!

H. C. B. Demme.

Dir geb' ich, Heiland, all' mein Leben;
O nimm es gnädig hin!
Web' es zu heil'gen Lichtgeweben,
Ja, ſei mein Sein und Sinn!

Geheimnißreich im tiefen Bunde
Fühl' ich mich dir geweiht.
Mir blüht aus mitternächt'ger Stunde
Lichtklar die Ewigkeit.

F. M. Fouqué.

Es ſind nur Schauer, die ſich um das Wort Grab lagern. Weg mit dieſen, und es liegt ein Brautbette da, worüber der Morgen ſeinen goldenen Teppich breitet, und die Frühlinge ihre bunten Guirlanden ſtreuen. — Nur ein heulender Sünder konnte den Tod ein Gerippe ſchelten. Es iſt ein holder Knabe, blühend wie ſie den Liebesgott malen, aber ſo tückiſch nicht — ein ſtiller, dienſtbarer Genius, der der erſchöpften Pilgerin Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Feenſchloß der ewigen Herrlichkeit aufſchließt, freundlich nickt und verſchwindet.

F. v. Schiller.

Die Natur ſpricht in allen ihren Auftritten zu unſerer Vernunft. Sie leiht dem beſcheidenen Veilchen und der lachenden Roſe Stimmen, bei welchen Vorſtellungen unſers Geiſtes erwachen. Auch die Zerſtörung des Herbſtes hat ihre Sprache. Aus dem Rauſchen der Winde und des gefallenen Laubes tönt unſerm Herzen ein höherer Ruf entgegen, dem es nicht widerſtehen kann. Bei dem erſten Blicke auf die Scenen, die uns im Herbſt umgeben, ergreift uns das Gefühl, daß alles außer uns verſchwindet. Wir können uns nicht verbergen, daß auch unſer Daſein auf den Flügeln der unaufhaltſamen Zeit hineilt, ein Augenblick den andern verdrängt, und wieder von einem andern verdrängt wird. So wie rings um

uns her die Formen und Farben der ſchönen Natur im ewigen Wechſel hinſchwinden, ſo verliert ſich auch in ſtiller unaufhaltſamer Flucht unſer eigenes Daſein, unſer Denken, unſer Hoffen, unſer Fürchten, unſer Begehren und Fühlen. Alles ſchwindet vor unſerm Bewußtſein hin, und wir können nichts feſſeln. Es iſt ſchrecklich, alles, was man beſitzt, unaufhaltſam vergehen zu ſehen, und nicht nach etwas zu verlangen, was unwandelbar dauere. Leider giebt es der verblendeten Menſchen nur zu viele, die gefühllos auf dieſem Schauplatz eines allgemeinen Wechſels umhertummeln, und keine Regung eines ſolchen Verlangens fühlen; Menſchen, welche niedrig genug ſind, ſich gleichgültig unter dieſe Tyrannei der Zeit zu fügen, und nichts zu wünſchen, als durch die Zeit auf eine angenehme Weiſe ihr Daſein hindurch zum Nichtſein geführt zu werden. Welche Herabwürdigung unſerer erhabenen Seele! Welche ehrloſe Ergebung und Verzichtleiſtung auf alles Große und Edle! Sein Daſein hinſchwinden zu fühlen, wie das Daſein der Pflanze, zu glauben, das Loos der Vergänglichkeit mit dem niedrigſten Geſchöpf theilen zu müſſen, und nicht zu zittern! Man muß keine Ahnung der Menſchenwürde beſitzen, um zu einer ſolchen Sklavengeduld herabzuſinken; man muß die ſchönſten Keime des Geiſtes und Herzens erſtickt haben, um den Gedanken: unſer Leben verwehe, wie der Hauch der Luft, ertragen zu können, ohne Sehnſucht nach Dauer und Unvergänglichkeit. So iſt der Menſch nicht geſtimmt, welcher ſeine edlern Anlagen entwickelt und ſich zum Gefühl der Hoheit ſeiner Natur erhoben hat. Er kann das Schauſpiel aller dieſer Veränderungen rings um ſich her, dieſen endloſen Wechſel von Erſcheinen und Verſchwinden, von Entſtehen und Vergehen, von Leben und Tod nicht betrachten, ohne in eine tiefe Schwer-

muth zu ſinken. Allein dieſe Schwermuth verſenkt ihn in ſein Inneres, und weckt eben dadurch das volle, lebendige Gefühl ſeines edlern Selbſt. Während die allgewaltige Zeit außer ihm und in ihm ihre unwiderſtehliche Herrſchaft ausübt, hebt ſie zu gleicher Zeit in ſeiner Seele das mächtige Bewußtſein, daß ſein wahres Weſen von der Herrſchaft der Zeit unabhängig iſt, daß Zeit und Wechſel nur mit ſeiner Außenſeite ihr Spiel treiben können. Mit dieſem Bewußtſein wandelt er auch unter den herbſtlichen Scenen der Natur, mit ihm begegnet er dem Rauſchen der Abendwinde, mit ihm hört er auf das Geflüſter des fallenden, erſtorbenen Laubes. »Wechſelt immer und ſchwindet« — ruft er dann im Geiſte — »ihr Formen der ſchönen Natur, fließe ſelbſt du hin, kurzes Leben, das mir nur geliehen iſt! Ich weiß eine Kraft in mir, die den Kampf mit der Zeit beginnen und ausdauern kann. O fragt nicht, welches dieſe Kraft ſei. Ihr fühlt es Alle, daß es die hohe Kraft iſt, durch welche wir tugendhaft ſein können. Mit dem Bewußtſein von dieſer Kraft fühlen wir unſere Erhabenheit über Zeit und Wechſel und unſere Beſtimmung.« Alles erinnert uns im Herbſt an die Stunde, welche unaufhaltſam immer näher und näher rückt, an die Stunde, wo unſere Lebenskraft erlöſchen wird, und wo wir von dieſer ſchönen Erde ſcheiden müſſen. Todesahnungen ſchrecken uns, wenn wir einſam durch die welkenden Fluren wandeln, von allen Seiten entgegen; mächtig ergreift uns der Gedanke, daß wir das Loos: nach kurzem Genuſſe des Daſeins ein Raub des unerbittlichen Todes zu werden, mit allen übrigen lebenden Weſen theilen. Aber der Menſch von edlerer Empfindung ſieht in dieſer herbſtlichen Natur das Bild des Todes nicht in einer furchtbaren Geſtalt. Es erſcheint ihm, wie jenem weiſen Alten, als ein freund-

licher, Ruhe athmender Genius, der mit ſanfter Miene die Fackel des Lebens auslöſcht. Sterben werde ich, ſagt er, aber nicht vergehen. Die Zeit, die alles rings um mich her im ewigen Wechſel fortreißt, führt mein Weſen einer Unendlichkeit entgegen, einem grenzenloſen Wirkungskreiſe für alle ſeine edlern Kräfte. Du, den ich nicht ſehe, den aber mit ſtarker Stimme mein Herz mir ankündigt, allmächtiger Gott! der Gedanke an dich flößt mir die Kraft ein, ſo zu hoffen. Beſeelt von ihm, finde ich in der Natur nichts Schreckliches, lächle muthvoll bei dem Kreislauf der Zeiten, lächle auf den Trümmern dieſer allgemeinen Verweſung. Denke ich dich mit dem vollen Gefühl meines Herzens, ſo verſchönern ſich vor meinen Augen die herbſtlichen Gefilde; mir iſt, als lebten ſchon wieder dieſe gewelkten Blätter, als nahete ſchon der allbefruchtende Frühling, um die Natur zu verjüngen. Dann kennt meine Zuverſicht keine Grenzen; ſtark durch Glauben und Hoffnung, ſehe ich einer Zukunft entgegen, die ſo unendlich iſt, als das Verlangen meiner Seele.

K. H. Heydenreich.

Dem ſel'gen Geiſte folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.

F. v. Schiller.

Man trenne von den verſchiedenen alten Volkslehren und den älteſten philoſophiſchen Hypotheſen über das Leben nach dem Tode das offenbar Fabelhafte und Widerſprechende, das ſie ſammt und ſonders mehr oder weniger mit ſich führen, hebe dasjenige heraus, was ihnen ſammt und ſonders zum Grunde liegt, oder, welches eben ſo viel

iſt, man ſondere alles Gemeinſchaftliche von ihnen ab, und ſetze es, wie billig, auf die Rechnung des geſunden Verſtandes, und man wird zuverläſſig für den Antheil deſſelben nicht mehr und nicht weniger übrig behalten, als den Begriff eines guten oder ſchlimmen Schickſals nach dem Tode, welches von dem ſittlichen Wandel vor dem Tode beſtimmt wird. So ſehr jene Fabeln und Hypotheſen dieſen Begriff verunſtaltet haben, ſo iſt es doch augenſcheinlich genug, daß ſie den Schein von Wahrheit, den jede von ihnen eine Zeit lang behauptet hat, urſprünglich nur ihm allein ſchuldig ſind, und daß ſie, unabhängig von ſeinem Grunde in der Vernunft, nicht das Mindeſte zu derjenigen Evidenz beitragen konnten, von welcher ſeine Verbreitung, die weiter als jede einzelne Volksreligion und philoſophiſche Sekte reichte, und ſeine Dauer, durch welche er ſie alle überlebte, abhängen mußte. Dieſer Begriff alſo, deſſen moraliſcher Urſprung wohl keinem Zweifel unterworfen ſein kann, liegt derjenigen Ueberzeugung vom zukünftigen Leben zum Grunde, die vor allen hiſtoriſchen Traditionen und metaphyſiſchen Speculationen da war, (weil ſie dieſelben erſt veranlaßte), ſich bei unaufhörlichen Veränderungen derſelben unverrückt erhielt, und nach ihnen allen fortdauern muß, nachdem ſie jenen Grad von allgemeiner Evidenz erreicht haben wird, zu welchem ſie nur auf den Trümmern der Hyperphyſik und Metaphyſik emporſteigen kann.

K. L. Reinhold.

Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das, dünkt mich, iſt die wahre Palingeneſie dieſes Lebens, nach der uns gewiß

eine

eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempſychoſe bevorſteht.

J. G. v. Herder.

Gott ſchaut von ſeinem Throne
Mit Huld auf mich herab,
Dem er in ſeinem Sohne
Das Recht der Kindſchaft gab.
In ſeiner Ewigkeit
Sind die erhabnen Freuden,
Die meine Seele weiden,
Ihm ſelber Seligkeit!

Die Leiber ſeiner Frommen
Sind Saat, von Gott geſä't,
Die Freudenzeit wird kommen,
Da reif die Ernte ſteht.
Dann wird der Erntetag
Ein neues ew'ges Leben
Auch meinem Staube geben,
Der tief im Tode lag.

Mit dir ſteh' ich im Bunde,
Herr, meines Lebens Fürſt,
Der du mir einſt die Stunde
Des Todes ſenden wirſt!
Erhalt' mich ſtets bereit
Im Glauben deiner Frommen:
Laß dann die Stunde kommen,
Die mich und ſie befreit!

Dann wandl' ich, frei von Kummer,
Des Todes dunkle Bahn;
Mir bricht, nach kurzem Schlummer,
Ein ew'ger Morgen an.
Heil mir, er iſt nicht fern,
Der letzte meiner Tage!
Er kommt, und meine Klage
Wird Lobgeſang dem Herrn.

B. Münter.

Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden. Du, mein Geiſt, der du dein bewußt biſt, du, der du dich ſelbſt anredeſt, du Funke Gottes, in dieſer ſtockfinſtern Erde, du Funke, an dem ſich Jeder das Licht anzündete, das in ſeinem Hauſe brennt, was warſt du, ehe dir dieſes Kleid zugeſchnitten, ehe es dir umgehangen ward, und was wirſt du ſein, wenn du dieſes Regenkleid, dieſen Schlafrock, wenn's köſtlich geweſen, ausziehest, oder wenn er, aus Alter unbrauchbar, wie ein zerriſſenes Gewand abgeſchüttelt wird? Von wannen kommſt du? Wohin fährſt du? Woher? Wohin? Finſter vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nackten Geiſter! die ihr vielleicht dies Selbſt- und Seelengeſpräch angehört, redet drein! Sagt, wo ſeid ihr? Wißt ihr, daß ihr ſeid, und daß ihr waret, und daß ihr ſein werdet, und ſein ſo oder anders in Ewigkeit? Seid ihr es, die in uns wirken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht von Hautſchauer, ſondern von Seelenſchauer red' ich. Wollet ihr etwa den Geiſt warnen, wenn ihr der Seele, des Geiſtes Buſenfreunde, winket, da ihr an ſeinen Körper anpocht? — Nur herein, ihr guten Geiſter! Herein! Näher! Weg ſeid ihr! Dieſe Ebbe und Fluth des Bluts,

was will ſie? Solch ein Seelenſchauer, Todesvorſchmack, wozu? Es iſt wahr, es gehet durchaus und durchall; allein ich, hoff' ich, werde vollenden. Was iſt der Tod? Selige Geiſter unſrer Vorfahren, die ihr vor uns waret, und mit eben der Neugierde, wie wir, euch nach Nachrichten aus der andern Welt ſehntet, ſagt uns, gebt uns ein Zeichen: was iſt der Tod? Hebt euer Incognito. Bittet Gott um dieſe Erlaubniß! Wir haben nicht Moſen und die Propheten, die wir hören können; wir wünſchten, wenn einer von den Todten aufſtünde. O du, mein eben entſchlafener Freund! Wache auf, der du ſchläfſt, ſtehe auf von den Todten, entdecke mir, wie dir war, wie dir iſt! Womit du dich beſchäftigſt! — Wie? frag' ich, nicht ob? iſt meine Frage. Doch auch dieſe Frage und alle meine heiligen Fragſtücke ſind wilde Reben der Wißbegierde, ſind vorſchnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuſchneiden, ſo doch zu verkürzen verbunden iſt. Freunde, laßt uns in die Hände Gottes fallen! Warum ſorget ihr für euer künftiges Schickſal? Gott, euer himmliſcher Vater, weiß, was ihr bedürfet. Ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Iſt es nicht genug, daß ein jeder Tag ſeine eigene Plage habe? Es wird Alles gut werden. Leben iſt eure Sache; ſterben gleichfalls. Was drüber iſt, bleibt über euch, Freunde! Was euch nicht angeht, davon laßt euren Fürwitz. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit. Das iſt das Grundgeſetz in Gottes Staat, und das Andere wird euch von ſelbſt zufallen. Laßt Alles gehen, wie Gott will! Laßt die vier Winde über euren Staub ſich in Anſpruch nehmen, laßt die vier Gegenden drum ſtreiten! Laßt den eichenen Sarg euer Fleiſch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch ſolche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht

in die Sonne ſehen können, wollen Gott ſehen; wir, die wir den Mond nicht umſpannen können, wollen Gottes Barmherzigkeit bebügeln und begrenzen; wir, die wir die Fixſterne nicht zu zählen verſtehen (Menſch, kannſt du ſie zählen?), wollen die Ewigkeit meſſen, und eine Schlaguhr für ſie meiſtern?

Th. G. v. Hippel.

Wenn ich einſt das Ziel errungen habe
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann an meinem Grabe,
Die auf hingeſtreute Roſen fällt.

Sehnſuchtsvoll mit hoher Ahnungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie beim Niedergang die Sonne,
Harr' ich, göttliche Vollendung, dein!

. .

Eil', o eile mich empor zu flügeln,
Wo ſich unter mir die Welten drehn,
Wo im Lebensquell ſich Palmen ſpiegeln,
Und die Liebenden ſich wiederſehn!

Fr. v. Matthiſſon.

Es iſt mir äußerſt wichtig, daß ich von dem Einen oder von dem Andern zur Ueberzeugung gelange, entweder davon, daß ich im Tode fortdauere, oder davon, daß ich nicht fortdauere. Offenbar muß ich in beiden Fällen einen durchaus verſchiedenen Entwurf für mein Leben machen. Anders muß ich mich doch wohl ſetzen, wenn mit dieſem Leben Alles für mich aus iſt, und anders, wenn der Tod

nur Uebergang zu einem künftigen Leben iſt. Oder ſoll ich's etwa drauf ankommen laſſen, und blos beides für möglich halten, daß ich fortdauern und nicht fortdauern könne? So werde ich unaufhörlich in Streit mit mir ſelbſt kommen; ich werde in einen Zickzack gerathen; mein Leben wird keine feſte Weiſe enthalten, kein Ganzes ausmachen, ſondern aus einem Miſchmaſch von zweierlei Handlungsweiſen beſtehen. Man wird mich bald für einen Menſchen halten müſſen, der an Fortdauer, bald für einen Menſchen, der an Vernichtung glaubt. Auf's Reine muß ich alſo mit der Sache, und ich verdenke es jedem erwachſenen Menſchen, wenn er, zu völligem Verſtande gekommen, ſein eigentliches Leben anfängt, ohne über ſeine Beſtimmung mit ſich ſelbſt in's Reine gekommen zu ſein. Vielleicht läßt ſich das widerſpruchvolle Leben ſo Vieler einzig und allein ſchon daraus erklären, daß ſie über dies Allerwichtigſte nie wirklich auf's Reine kamen. Iſt keine Fortdauer, bin ich blos für dieſe Welt beſtimmt: ſo gebietet mir meine Vernunft, auch blos für dieſe Welt zu leben. Sie iſt ſinnlich — ich bin ſinnlich; ſo muß ich mein Glück hauptſächlich in ſinnlichen Freudengenüſſen ſuchen. Ich muß darin ſo viel zu ſchöpfen trachten, als möglich; ich muß, inſofern ich mein Daſein dadurch nicht abkürze, unerſättlich darin ſein; ich muß Alles vermeiden, was mich darin ſtören würde; und Jedem, der mich darüber zur Rede ſtellt, antworten: Laß mich, ich lebe nur ein Mal. Ein Thor wäre ich, wenn ich eine andere Ausübung meiner Denkkraft betreiben wollte, als die, welche mich geſchickt macht, neue Sinnesfreuden zu erſinnen. Ein noch größerer Thor, wenn ich die Zeit, welche ich zu dieſen gebrauchen könnte, als ein reicher Mann, mit Berufsgeſchäften verſplittern, oder gar zu menſchenfreundlichen Handlungen verwenden wollte.

Ein Thor aller Thoren, wenn ich für Andere leiden, und die geringſte Aufopferung zum allgemeinen Beſten thun wollte. Ich müßte mich an keinen Freund anſchließen, ſobald ich nicht Brief und Siegel darüber hätte, daß der Freund mich überlebte, weil ſonſt die letzte Trennung von ihm mir als dem Hinterbleibenden Kummer machen würde. Ich müßte die reine, ſtete Liebe verſpotten, weil ſie meinem Herzen nur Qual bereiten würde. Ich müßte auf Anbau einer Nachkommenſchaft Verzicht thun, weil ich, wenn die Meinigen eher ſtürben als ich, untröſtbar ſein, und wenn ich in ihren Armen verſchiede, durch ihren Anblick nur noch eine unnütze letzte Folter mehr haben würde. — Iſt aber eine Fortdauer, bin ich nicht blos für dieſe Welt da, ſo gebietet mir meine Vernunft, auch nicht blos für dieſe Welt, ſondern nur inſofern für ſie zu leben, als ich mich dadurch zur künftigen Welt vorbereite; denn wie es zwei Daſein für mich giebt, ſo muß ich glauben, daß das zweite ſich auf das erſte gründe. Wozu hätte ich ſonſt dieſes gehabt? Ja, ich muß glauben, daß ich alles das, was ich zu meinem künftigen Heil hier verabſäumt habe, dort nicht werde einbringen können. Geiſtesausbildung wird alſo nun für mich die Hauptſache, inmaßen das Geiſtige an mir dasjenige hauptſächlich iſt, was im Tode fortdauert. Ich muß alſo die ſinnlichen Freuden nur ſo genießen, wie ſie zu meiner innern Veredlung nothwendig ſind, oder doch dazu beitragen. Wenigſtens müſſen ſie mich durch ihren Genuß zur Geiſtesausbildung aufgelegter, geſchickter machen, mich von neuem in ihr ſtärken und ausharrender in ihr werden laſſen. Haben ſie keine von allen dieſen Eigenſchaften, ſo ſind es Freuden unter meiner Würde; bewirken ſie gar das Gegentheil, machen ſie mich zu meiner innern Ausbildung verdroſſen und ſtumpf, verſchlechtern ſie mich, ſtatt mich

zu veredeln, so muß ich sie von mir stoßen, statt nach ihnen zu greifen; mit Füßen muß ich sie treten, statt sie an mein Herz zu drücken. Bewirken sie meine Verschlechterung nur alsdann, wenn ich sie zu oft oder zu lange genieße, so muß ich die Häufigkeit ihrer Genüsse und die Dauer eines jeden derselben nach diesem Maßstabe bestimmen; denn ich darf sie nun schlechterdings nicht für meinen Zweck, sondern blos für die Mittel ansehen, durch die ich zum Zweck gelange. Ich muß, wenn Fortdauer ist, meine Denkkraft zwar an den äußerlichen Gegenständen üben, aber doch mit ihr nicht einzig und allein dabei verweilen, weil diese im Tode aufhören werden, Gegenstände für mich zu sein. Ich muß mich mit höhern Kenntnissen und mit den edelsten Gesinnungen bereichern, meine Urtheilskraft, meinen Geschmack, mein Gefühl für das Große und Schöne ausbilden, weil diese Güter des Geistes im Tode allein die meinigen bleiben. Ich muß thätig zum Guten, gemeinnützig und bei jeder Gelegenheit Menschenfreund sein; ich muß unbelohnt, verkannt, gehaßt fortarbeiten, so viel ich kann; ich muß unschuldig leiden können, und jedes Opfer der Wahrheit und Tugend zu bringen bereit sein, weil ohne solche Aussaat hier, an keine Ernte dort zu denken ist. Ich kann und darf, wenn Fortdauer ist, getrost den Winken meines freundschaftlichen Herzens folgen, die heiligsten Bande der Vertraulichkeit und der Liebe knüpfen, und freudig in das häusliche Leben eintreten, weil alle diese Verbindungen fortdauern werden, wie ich, und weil ich dort um so glücklicher sein werde, je mehr Menschen mich da umgeben werden, die mir ihr Glück hier ganz oder halb zu danken hatten. Kann eine größere Verschiedenheit zwischen zwei Denk- und Handlungsweisen gedacht werden, als diese, wie ich denken und handeln muß, wenn Fortdauer im Tode für

mich iſt? Zu welcher von beiden Arten beſtimme ich mich nun? Mache ich meinen Lebensentwurf ſo, als wenn Fortdauer wäre, und es iſt hernach keine: ſo bin ich ein offenbarer Thor geweſen. Grämen werde ich mich dann freilich nicht darüber, weil ich nicht mehr bin, aber verſpottenswerth wäre ich doch in den Augen aller denkenden Weſen. Mache ich den Entwurf ſo, als wenn keine Fortdauer wäre, und es iſt hernach Fortdauer: wie würde ich mich dann einſt ſelbſt verfluchen und verdammen! Und könnten alle meine Selbſtverwünſchungen hernach den befolgten fürchterlichen Fehlentwurf wieder gut machen? Alſo, noch einmal, ich muß wiſſen, woran ich bin. Es ſei, was es will — Fortdauer oder Vernichtung! Wenn ich nur weiß, was iſt — mehr oder weniger — ſo mache ich meinen Entwurf danach. Noch iſt's Zeit, und ich fange erſt mein eigentliches Leben an.

K. F. Sintenis.

Es fragt ſich, ob es nicht ein bloßes Wortgepränge iſt, wenn man von einer Tugend ſpricht, die auf die Ewigkeit Verzicht thut. Das erſte Geſetz der wahren Tugend iſt doch kein anderes, als: »Suche vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt!« Aber wo ſollen wir Muth hernehmen, an die Erfüllung dieſes Geſetzes zu denken, wenn wir nur für dieſe kurze Spanne Zeit des gegenwärtigen Erdenlebens beſtimmt zu ſein glauben? Wie weit bringt es denn der beſte Menſch, wenn er auch ſiebenzig bis achtzig Jahre an ſeiner Beſſerung arbeitet? Was er vollbracht hat, iſt immer nur erſt ein kleiner Anfang. Wenn wir alſo wüßten, mit dem Tode hörte alles Weiterſtreben, alles Fortſchreiten im Guten auf: würden wir es dann nicht für vergeblich hal-

ten, nach einem Ziele zu ringen, hinter dem wir, bei der Kürze unſres Lebens, nothwendig ſo weit zurückbleiben müßten? Müßten wir nicht die ganze Tugend für ein täuſchendes Gebilde einer überſpannten Phantaſie halten? — Nicht ſo der Menſch, der eine ewige Fortdauer hofft. Er ſieht eine grenzenloſe Laufbahn vor ſich. Iſt auch, denkt er, der Weg noch ſo kurz, den ich hienieden zu wandeln habe: ich weiß, jenſeits werde ich das fortſetzen, was ich hier angefangen habe. Ich fühle es, meine Tugend iſt hier noch ſehr unvollkommen; und wenn ich Alles thun könnte, was das Geſetz von mir fordert, ſo thäte ich doch nur, was ich zu thun ſchuldig bin. Aus eignem Verdienſt kann ich keine ewige Belohnung erwarten. Aber ich erwarte eine ſelige Ewigkeit von der göttlichen Huld und Gnade. Und dieſe Erwartung iſt es, die den Gläubigen getroſt macht bei allen Leiden des Lebens; die ihm Muth giebt gegen die ſtärkſten Verſuchungen zur Sünde; die ihn aufrecht erhält, wenn Tod und Grab ſich nähern; die ſeine Thränen trocknet, wenn das Theuerſte, was er hat, aus ſeinen Armen, von ſeiner Seite geriſſen wird.

J. F. Krauſe.

Wie eine Zukunft ſchaut die Abendwelt,
Sie ſchauet uns aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeſchlaf'nen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Da ſieh das Zweigeſtirn, wie ſchön
Die beiden Sterne dort zuſammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig ſich einander hold entflammen!
Ob wir uns dort wohl wiederſehn?
Die große Liebe ſtrahlt da droben ja ſo ſchön,

So ſanft, wie ſie hier unten waltet,
Die unſre Seelen trägt, und Seel' an Seele ſchmiegt,
Und tauſendfach geliebt und tauſendfach geſtaltet,
Aus einer Seligkeit uns in die andre wiegt.
Die ſichre Bürgſchaft für den Himmel
Iſt doch der Himmel hier in unſrer Bruſt.
O Freund, ein großes Wort! es heiligt im Getümmel
Des Lebens den Gewinn, und tröſtet den Verluſt.

E. A. Tiedge.

Mit ſtiller, aber unwiderſtehlicher Gewalt führt uns der Strom des Lebens an die Ufer der Ewigkeit fort. Ein natürliches Schickſal, vor welchem die Einbildungskraft, und noch mehr das üble Bewußtſein zurückſchaudert, indeß ihm die Vernunft, eben weil es natürlich und unvermeidlich iſt, mit ruhiger Gelaſſenheit entgegenſieht. Der Tod iſt Ruhe der erſchöpften Natur und Stillſtand ihrer Wirkſamkeit. Die Kraft, welche am letzten auslöſcht, iſt aber die, welche die erſte Bedingung des Lebens ausmacht, die Muskelkraft. Mit ihr erſtirbt das Herz, die Blutwelle ruht, der Athem entſchwindet, und alle Bewegungen des Körpers werden zur bevorſtehenden Auflöſung gefeſſelt. Dies iſt der Tod der Natur. So wäre nun der Vorhang über der letzten Scene dieſes Erdenlebens niedergeſunken. Aber was geſchieht nun der Seele? Sie iſt ja eine von allen Naturkräften weſentlich verſchiedene geiſtige Subſtanz. Wiewohl ſie alle Schickſale des Körpers wegen ihrer innigen Vereinigung mit demſelben theilt, ſo kann ſie doch den Tod nicht mit ihm gemein haben, da er ſie von ihm trennt. Nein, losgebunden von der thieriſchen Organiſation und der niedrigen Sinnlichkeit, erreicht ſie jetzt, die Unſterbliche, eine neue Stufe

auf der Leiter ihrer Beſtimmung, und fährt in einer beſſern, glücklichern, glänzendern Ordnung der Dinge zu wirken fort, wo ſie hier geblieben war.

J. Jtb.

Wenn es nie tugendhafte Menſchen gegeben hätte, ich wäre erlegen, und hätte verzweifelt, bei der Uebergewalt des Erdſchattens in unſerm Herzen. Aber dieſe großen Menſchen haben mich gelehrt, daß die menſchliche Seele unſterblich ſei, und unüberwindlich, wenn ſie es ſein will, und nur den Muth hat, ſich ihrer edlen Haut zu wehren.

M. Claudius.

Gott hat die Geheimniſſe der Zukunft für den Menſchen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl ſei. Der Nebel, der um uns iſt, iſt von ihm ſelbſt, und Segen unſerer Natur, wenn wir darin ruhen. Gott hat die Nacht gemacht, wie den Tag. Warum willſt du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er ſeine Sonne dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen er ſie verborgen, hervorrufen wird?

H. Peſtalozzi.

Anbetung ihm, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geiſter erſchuf,
Ihre Seligkeit ordnete,

Die Aehre hebt, der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt, und den Wandrer labt,
Anbetung ihm!

F. G. Klopstock.

Die Menschen sind nicht blos zusammen, wenn sie beisammen sind, auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns, und alle, die das Andenken an die heimgegangenen Lieben in der treuen Brust bewahren, finden, begeistert durch das heilige Gefühl froher Erinnerung, ermuthigt durch die in uns wohnende Vorahnung des Wiedersehens, der Wiedervereinigung in einer höhern Welt, Trost und Stärkung. Die Hoffnung, die im Leben zu Trümmern wurde, auf deren rauchenden Ruinen das Schicksal seine Siegeszeichen aufrichtete, steigt dann siegreich empor, und der Wunsch, der, des Scherzes entkleidet, als Büßender einhertritt, legt von neuem sein Feiergewand an, und von Glorien himmlischer Ahnung durchzuckt, erhebt er sich im Glanze des östlichen Lichtes, und lüftet die Flügel in göttlicher Begeisterung.

J. W. v. Goethe.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht.

Fr. v. Schiller.

Die Geſchichte des Univerſums iſt die Geſchichte des Geiſterreichs, und die Endabſicht der erſten kann nur in der letzten erkannt werden. Die Seele, welche ſich unmittelbar auf den Leib bezieht, oder das Producirende deſſelben iſt, unterliegt nothwendig der gleichen Nichtigkeit mit dieſem; eben ſo auch die Seele, ſo fern ſie das Princip des Verſtandes iſt, weil auch dieſe ſich mittelbar durch die erſte auf das Endliche bezieht. Das wahre Anſich oder Weſen der blos erſcheinenden Seele iſt die Idee, oder der ewige Begriff von ihr, der in Gott, und welcher, ihr vereinigt, das Princip der ewigen Erkenntniſſe iſt. Daß nun dieſes ewig iſt, iſt ſogar nur ein identiſcher Satz. Das zeitliche Daſein ändert in dem Urbilde nichts, und wie es nicht realer wird dadurch, daß das ihm entſprechende Endliche exiſtirt, ſo kann es auch durch Vernichtung deſſelben nicht weniger real werden oder aufhören, real zu ſein. Dieſes Ewige der Seele aber iſt nicht ewig wegen der Anfang- oder wegen der Endloſigkeit ſeiner Dauer, ſondern es hat überhaupt kein Verhältniß zu der Zeit. Es kann daher auch nicht unſterblich heißen in dem Sinne, in welchem dieſer Begriff den einer individuellen Fortdauer in ſich ſchließt. Denn da dieſe nicht ohne die Beziehung auf das Endliche und den Leib gedacht werden kann, ſo wäre Unſterblichkeit in dieſem Sinne wahrhaft nur eine fortgeſetzte Sterblichkeit und keine Befreiung, ſondern eine fortwährende Gefangenſchaft der Seele. Der Wunſch nach Unſterblichkeit in ſolcher Bedeutung ſtammt daher unmittelbar aus der Endlichkeit ab, und kann am wenigſten demjenigen entſtehen, welcher ſchon jetzt beſtrebt iſt, die Seele ſo viel als möglich von dem Leibe zu löſen, d. h. nach Sokrates, dem wahrhaft philoſophirenden. Es iſt daher Mißkennen des ächten Geiſtes der Philoſophie, die Unſterblichkeit über die

Ewigkeit der Seele und ihr Sein in der Idee zu ſetzen, und, wie uns ſcheint, klarer Mißverſtand, die Seele im Tode die Sinnlichkeit abſtreifen und gleichwohl individuell fortdauern laſſen. Wenn die Verwicklung der Seele mit dem Leibe (welche eigentlich Individualität heißt) die Folge von einer Negation in der Seele ſelbſt und eine Strafe iſt, ſo wird die Seele in dem Verhältniß ewig, d. h. wahrhaft unſterblich ſein, in welchem ſie ſich von jener Negation befreit hat. Dagegen iſt es nothwendig, daß die, deren Seelen faſt blos von zeitlichen und vergänglichen Dingen erfüllt und aufgeblaſen waren, in einen dem Nichts ähnlichen Zuſtand übergehen, und am meiſten im wahren Sinne ſterblich ſind. Daher ihre nothwendige und unwillkürliche Furcht vor der Vernichtung, während dagegen in denjenigen, welche ſchon hier von dem Ewigen erfüllt geweſen ſind, und den Dämon in ſich am meiſten befreit haben, Gewißheit der Ewigkeit und nicht nur die Verachtung, ſondern die Liebe des Todes entſteht. Wird aber die Endlichkeit als das wahre Poſitive, und die Verwicklung mit ihr als die wahre Realität und Exiſtenz geſetzt, ſo werden die erſten, welche ſich von ihr als einer Krankheit am meiſten zu befreien getrachtet haben, nothwendig am wenigſten (in dieſem Sinne) unſterblich ſein; diejenigen hingegen, welche ſich hier auf das Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen und dem Aehnliches eingeſchränkt haben, werden die ihnen erwünſchte Realität ganz vollkommen genießen, und, von Materie trunken, gleichſam am meiſten, in ihrem Sinne, fortdauern. Hat ſchon die erſte Endlichkeit der Seele eine Beziehung auf Freiheit, und iſt eine Folge der Selbſtheit: ſo kann auch jeder künftige Zuſtand der Seele zu dem gegenwärtigen nur in dieſem Verhältniſſe ſtehen, und der nothwendige Begriff, durch welchen allein die

Gegenwart mit der Zukunft verknüpft wird, iſt der der Schuld oder der Reinheit von der Schuld. Da die Selbſtheit ſelber das Producirende des Leibes iſt, ſo ſchaut jede Seele in dem Maße, in welchem ſie, mit jener behaftet, den gegenwärtigen Zuſtand verläßt, ſich aufs neue im Scheinbild an, und beſtimmt ſich ſelbſt den Ort ihrer Palingeneſie, indem ſie entweder in den höhern Sphären und auf beſſern Sternen ein zweites, weniger der Materie untergeordnetes Leben beginnt, oder an noch tiefere Orte verſtoßen wird; ſo wie, wenn ſie im vorhergehenden Zuſtande ganz von dem Idol ſich gelöſ't, und Alles, was blos auf den Leib ſich bezieht, von ſich abgeſondert hat, ſie unmittelbar in das Geſchlecht der Ideen zurückkehrt, und rein für ſich, ohne eine andere Seite, in der Intellectualwelt ewig lebt.

F. W. J. v. Schelling.

Die Selbſtbetrachtung iſt es allein, was mich in Stand ſetzt, die erhabene Forderung zu erfüllen, daß der Menſch nicht ſterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unſterblich, nicht irdiſch nur, auch göttlich ſoll ſein Leben führen. Es fließt mein irdiſch Thun im Strom der Zeit, es wandeln ſich Erkenntniß und Gefühle, und ich vermag nicht eins feſt zu halten; es fliegt vorbei der Schauplatz, den ich ſpielend mir gebildet, und auf der ſichern Welle führt der Strom mich Neuem ſtets entgegen. So oft ich aber in's innere Selbſt den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit. Ich ſchaue des Geiſtes Handeln, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerſtören kann, das ſelbſt erſt Welt und Zeit erſchafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die Jahre von Jahren trennt, um

mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen, und das Auge des Geiſtes zu wecken, welches ſchlafen kann, wenn auch das Herz ſchlägt, und die Glieder ſich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekoſtet hat: jegliches Thun ſoll begleiten der Blick in die Myſterien des Geiſtes, jeden Augenblick kann der Menſch außer der Zeit leben, zugleich in der höhern Welt. — Wage es, mein Geiſt, und eile entgegen deinem Ziele! Mehr kann der Menſch, als er meint; aber auch dem Höchſten entgegenſtrebend, erreicht er nur Einiges. Iſt das Schauen des Geiſtes in ſich ſelbſt die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in ſich, was er darſtellt im unſterblichen Werk, warum ſoll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darſtellt, er auch zurückſchauen in ſich ſelbſt? Theile nicht, was ewig vereint iſt, das weder das Thun, noch das Wiſſen um ſein Thun entbehren mag, ohne ſich zu zerſtören. — Der Gedanke, mit dem ſie die Gottheit zu denken meinen, welche ſie nimmer erreichen, hat doch für dich die Wahrheit einer ſchönen Allegorie auf das, was der Menſch ſein ſoll. Durch ſein bloßes Sein erhält ſich der Geiſt die Welt, und durch Freiheit giebt er ſich die Thätigkeit, die immer eine und dieſelbe ſein wechſelndes Handeln hervorbringt. Aber unverrückt ſchaut er zugleich ſeine Thatigkeit an, in dieſem Handeln immer neu und immer dieſelbe, und dies Anſchaun iſt Unſterblichkeit und ewiges Leben; denn es bedarf der Geiſt nichts als ſich ſelbſt, und es vergeht nicht die Betrachtung dem zurückbleibenden Gegenſtand, noch ſtirbt der Gegenſtand vor der überlebenden Betrachtung. So haben ſie auch gedichtet die Unſterblichkeit, die ſie allzugenügſam erſt nach der Zeit ſuchen hatt neben der Zeit, und ihre Fabeln ſind weiter als ſie ſelbſt. Es erſcheint ja dem ſinnlichen Menſchen

das

das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und in's Reich der Schatten haben ſie die Seele auf ewig geſetzt, und gemeint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friſte; aber klarer als der Olymp iſt das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdiſche Finſterniß, und das Reich der Schatten ſei ſchon hier, mir das Urbild der Wirklichkeit. Jenſeits der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuſchauen und zu loben, haben ſie den Menſchen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit. Aber es ſchwebt ſchon jetzt der Geiſt über der zeitlichen Welt, und ihn anzuſchauen iſt Ewigkeit und unſterblicher Geſänge himmliſcher Genuß. Beginne darum ſchon jetzt dein ewiges Leben in ſteter Selbſtbetrachtung; ſorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht; aber ſorge dich ſelbſt nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibſt im Strom der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

F. Schleiermacher.

Vorbild und Muſter ſei für alle Zeit
Der Heiland dir in ſeiner Tugend Glanz:
So reicht dir hier ſchon die Unſterblichkeit,
Die droben dich erwartet, ihren Kranz.

H. Döring.

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Kalender über Ewigkeiten ſchreiben? Der Anfang und das Ende dieſer Welt ſind uns Geheimniſſe; und wir glauben einen Maßſtab für die Himmel der Himmel zu

beſitzen? — Wir wollen ſo leben, als könnten wir eine andere Welt ſinnlich machen, ſo fingerſinnlich, als daß zweimal zwei vier iſt. Fragt euch ſelbſt, Freunde! Wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt, um eure Kunſt im Zweifeln zu zeigen, als ob's Kunſt zu zweifeln wäre — was ſagt euch euer Herz? Will ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmliſchen Jeruſalem, entwerfen ſollt? Es iſt mir genug, wenn ihr nur alle menſchmögliche Wahrſcheinlichkeiten für die andere Welt findet. So gut leben, daß, wenn eine andere Welt, ſchön wie die Sonne, aufgeht, unſer Bürgerrecht in derſelben gewiſſer wie Brief und Siegel iſt, das heißt mit andern Worten: der andern Welt würdig ſein!

Th. G. v. Hippel.

O ſüße Hoffnung du, einſt allen Gram und Schmerz,
Der unſer Herz beklemmt, im freundlich ſtillen Hafen
Des Grabes, vor dem Sturm geborgen, zu verſchlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer hört nicht mehr
Das wogende Geräuſch vom hohen Lebensmeer;
Der Scheiternden Geſchrei, ihr kläglich: Rette! rette!
Schreckt nicht den Schläfer mehr aus ſeinem ſtillen Bette
Von Staub und Moos empor. Ja, wiſſe, Theophron,
Und böte Gott mir ſelbſt, umſtrahlt auf ſeinem Thron
Von aller Glorie der morgenland'ſchen Dichtung,
In einem Kelche Tod und ewige Vernichtung,
Und in dem zweiten hier Unſterblichkeit,
Ich griff' zum Kelche der Vergeſſenheit.
Doch Heil uns, Heil! Uns winkt die Heimath in der Ferne;
Nur Staub empfangt den Staub, den Geiſt erwarten Sterne.

J. D. Falk.

Es drängt ſich öfters unter den Geſchäften und Freuden des Lebens aus der Bruſt eines jeden nur nicht ganz unedlen Menſchen der Seufzer: Unmöglich kann ein ſolches Leben meine wahre Beſtimmung ſein; es muß, o es muß noch einen ganz andern Zuſtand für mich geben! Ein heiliger Mann ſagt dies mit beſonderer Stärke: »Sogar die Creatur möchte ſich ſehnen mit uns, und ſeufzen immerdar, daß ſie frei werde vom Dienſte der Eitelkeit, dem ſie unterworfen iſt wider ihren Willen.« Sage man es, wie man wolle, dieſer Ueberdruß an dem Vergänglichen, dieſes Sehnen nach einem Höhern, Beſſern und Unvergänglichen liegt unaustilgbar im Gemüth des Menſchen. Eben ſo unaustilgbar ertönt in ihm die Stimme, daß etwas Pflicht ſei und Schuldigkeit, und lediglich darum, weil es Schuldigkeit iſt, gethan werden müſſe. Ergehe es mir auch, wie es immer wolle, ſagt dann der in ſich zurückgetriebene Menſch, ich will meine Pflicht thun, um mir nichts vorzuwerfen zu haben. Durch dieſe Anſicht wird ihm das an ſich zum Ekel gewordene menſchliche Thun und Treiben wieder erträglich. Die Pflicht gebeut nun einmal, ſagt er ſich, daß ich dieſes Leben fortführe, und in ihm friſch und fröhlich vollbringe, was mir vor die Hand kommt; und ſo wenig Werth auch dieſes Leben um ſein ſelbſt willen für mich hat, ſo ſoll es mir doch um der Pflicht willen heilig ſein.

J. G. Fichte.

Wenn's aus wäre mit dieſem letzten Odemzug? Aus, wie ein leeres Marionettenſpiel? Aber wofür der heiße Hunger nach Glückſeligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausſchieben unvollendeter Plane? Es iſt doch eine ſo göttliche Harmonie

in der ſeelenloſen Natur: warum ſollte dieſer Mißklang in der vernünftigen ſein? Nein, es iſt etwas mehr! Aber wohin wirſt du mich führen, fremdes, nie umſegeltes Land? Die Menſchheit erſchlafft unter dieſem Bilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantaſie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unſrer Leichtgläubigkeit ſeltſame Schatten vor.

F. v. Schiller.

Bisher wurde in der gemeinen Denkart die Unſterblichkeit des Geiſtes durch die Sterblichkeit ſeiner Perſönlichkeit, nämlich ſeiner Erinnerung, untergraben, wie durch ein Grab; und in der That hätte dieſe Rockenphiloſophie im Schluſſe Recht, da ein Ich ohne bewußte Vergangenheit als keins erſcheint, und ein anderes Ich eben ſo gut ſtatt meiner ſein könnte, oder ich ſelber jenes ferne Ich wäre. Die magnetiſch Hellſehenden offenbaren aber an ſich nicht blos ein Erinnern in eine dunkle Kinderzeit hinab, ſondern auch eins an Alles, was nicht ſowohl vergeſſen, als gar unempfunden zu ſein ſcheint, nämlich an Alles, was um ſie früher in tiefen Ohnmachten oder gänzlichem Irreſein vorgefallen. Zweitens, wenn die Hellſehenden ſich in ihrem höhern poetiſchen Schlaf-Wachen wohl des Proſa-Wachens erinnern, aber nicht in dieſem des erſtern, ſo geht eine Erinnerung, ob ſie gleich unter dem dicken undurchſichtigen Lethestrom liegt, doch nicht darum der Zukunft verloren; daher im Hell- und Hellſtenſehen jener Welt, wo der ganze ſchwere Erdleib abgefallen, nach dieſen Wahrſcheinlichkeitsregeln fremde Erinnerungen aufwachen können, welche ein ganzes Leben verſchlummert haben. Wenn uns der irdiſche Magnetismus das erhebende Schauſpiel von Seelen-Vereinen

blos durch ätheriſche Körper-Vereine giebt, wenn z. B. (nach Wienholt) zwei Hellſeherinnen hohen Standes ſich und eine dritte, ihnen ſonſt gleichgültig, aus niedrigem, innigſt lieben, und Schlummer und Ruhe theilen; wenn Arzt, Kranke und ferne Mitkranke Ein liebender Aetherkreis einſchließt, und ſie alle nur mit Einer gemeinſchaftlichen Seelenhülle empfinden und lieben, ſo dürfen wir wohl furchtſam-kühn ahnen, daß hinter unſerm ſchroffen Leben, das uns ſo hart und weit aus einander hält, und oft uns nur zur Wechſel-Zerſtückung einander nahe bringt, daß, ſag' ich, künftig jenes unbegreiflich ätheriſche Medium, welches hier Einige zu einem höhern Lieben und Freuen verknüpft, und eben ſo gut Tauſende zugleich eben ſo verſchwiſtern könnte, vielleicht als eine Aetherhülle, als ein Weltkörper oder Weltleib eine aus tauſend Seelen zuſammengefloſſene Weltſeele umſchließen und tragen könne. Freilich fliegen ſolche Ahnungen der zweiten Welt kühn und hoch; aber warum nicht, da ſchon in dieſer der Magnetismus ſo viele kühne überflog. Nur fragt nicht, wie der Uebergang des Sterbenden aus dem Magnetismus geſchehe in die zweite Welt? Denn es iſt kein Uebergang, ſondern ein Sprung, ſo wie im hieſigen Leben auf Schlaf und Traum das Erwachen unvermittelt und in einem Nu, wie durch eine losgelaſſene Springfeder eintritt. Man vergißt es überhaupt zu oft, daß die Natur im Körperlichen und im Geiſtigen Alles zwar nach einem Geſetze der Stätigkeit entwickelt und fortſetzt, aber meiſt Alles nach einem Geſetze der Unterbrechung oder des Sprunges anfängt; ſo bei dem Beleben, Erblühen, Verſcheiden. Wir kennen nur die lebende Welt, nicht die ſterbende; dieſe hat keine Zeit uns ſich aufzudecken. Mit welchen neuen, fremden, uns verhüllten Erfahrungen mag in der allerletzten ſtummen Stunde eine ſterbende Menſchenwelt

nach der andern hinübergegangen ſein! Wir ſehen nur die Abendröthe ihres Verſcheidens; aber ſie, die in der Abendröthe ſelber iſt, kennt die Sonne, welche in ſie ſcheint. Das ganze Erdenleben umringen wahrſcheinlich zahlloſe hohe Weſen und Wirkungen — denn das Weltganze und Geiſterall wirkt auf jedes Theilchen und Geiſterchen — von welchen wir Endliche nichts vernehmen, als bis der hieſige Leib mit ſeinen Adern und Nervenſtrömen und ſeinem ganzen Sinnen-Brauſen auf einmal ſtill geworden und aufgehört. Denkt euch auf ein halbes Jahrhundert unten an die Felſen des Rheinfalles gekettet; ihr hört dann nicht unter dem Waſſerſturm die ſprechende Seele neben euch, nicht die Geſänge des fliegenden Frühlings im Himmel und keinen Weſtwind in den Blüthen; auf einmal verſtumme der Sturm, wie wird euch ſein? — Wie uns allen künftig. Denn wir ſind jetzo feſtgebundene Anwohner der irdiſchen Katarakte, die ohne Unterlaß über die Erde hindonnern, und unter welchen wir einander nicht verſtehen; plötzlich aber ſteht und erſtarrt der Waſſerfall zu ſtillem Todten-Eis. So hören wir auf einmal uns einander anſprechen, und wir hören den leiſen Zephyr und die Geſänge in den Gipfeln und in dem Himmelblau, welche bisher ein ganzes Leben hindurch ungehört um uns verklungen. So möge denn Jedem von uns unter dem Verrauſchen und Gefrieren der Erdenwaſſer in der hohen Sterb-Stille der Himmel zu tönen anfangen mit den Geſangen und Lauten des ewigen Frühlings, und das Herz mög' uns nur an der letzten und ſchönſten Freude brechen.

J. P. F. Richter.

O ſchönes Land, das mir von ferne winket,
Wenn Nachts die Welt aus ihrem Dunkel tritt,
Wenn jene ſtillen Sonnen zu mir ſprechen:
Zu uns herüber führt dein letzter Schritt!

Wie Moſes einſt mit Sehnſucht von dem Nebo
Hinüber ſah in's freie Kanaan,
So blickt mein Auge nach dem Vaterhauſe,
Und findet es dort auf der Sternenbahn.

Die ſüße Ahnung — nein, ſie kann nicht trügen!
Die Liebe iſt des Himmels Widerſchein.
Das Herz ſpricht laut, wenn Alles um mich ſchweiget:
Ich werde ewig bei dem Vater ſein!

Bei dir, du unſichtbare, große Liebe,
Die ewig liebt und nichts als Liebe will;
Du Himmelstroſt, wenn alle Stürme brauſen;
Dort oben iſt's ſo heilig und ſo ſtill.

Weint nicht um mich, ihr Schweſtern und ihr Brüder,
Wenn bald die liebe Scheideſtunde ſchlägt;
Wir finden uns im Vaterhauſe wieder,
Wo Niemand weint und Niemand Leide trägt.

Der Glaube ach! verwandelt ſich in Schauen,
Die große, ſchöne Hoffnung iſt erfüllt,
Das Herz erſtarkt am Borne der Geneſung,
Aus welchem ewig ſüße Liebe quillt.

Zu dir, zu dir, du Liebe unter Sternen,
Mein Vater hier, mein Himmelsvater dort!
Mein letzter Herzensſchlag iſt dir geweihet,
Mein brechend Auge ſieht dich fort und fort.

Und leiſe tonen Himmelsharfen nieder,
Und eine goldne Pforte thut ſich auf;
Und traute Seelen lachen mir entgegen,
Und deuten auf den neuen Lebenslauf.

J. H. W. Witſchel.

Wie die Waldſchläge, ſo ſind die Menſchengenerationen. Die neue iſt und bleibt die ſchönere, und unaufhaltſam verdrängt wird die alte, während ſie ſelbſt ſchon anfängt, gegen die kommende Unrecht zu haben. Aber der Tod wäre wohl für Niemand fürchterlich, wenn der Menſch ſich öfters mit den Bäumen des Waldes zuſammenſtellte. Warum ſieht er doch gewöhnlich nur ſich allein im Grabe, und nicht zugleich ſein ganzes Geſchlecht in der Nähe des Todes um ſich her? »Dort werde ich liegen!« ſpricht der Sinnliche, »und wo iſt dann dieſes Lebens Stärke? Mein Grab wird bald zum grünen Raſen geworden ſein; auch die Reſte dieſes Lebens werden endlich Andern den Platz räumen müſſen; die zehrende Luft wird meine Gebeine bleichen und zerlöchern, daß ſie leeren Bienenzellen gleichen — ach! und mit dieſem ſtarken Arm werden einſt die loſen Knaben ſpielen!« — Du kleiner Menſch! Machſt du es wohl anders mit den Bäumen deines Schöpfers, als der Erhabene mit dir thut? Aber kennſt du deine Beſtimmung und ſeinen Willen? Weißt du, wie er die Geſchlechter in der großen Fluth der Zeit auflöſ't, und wo er ſie wieder im Raum ſeiner Natur ausſchießen läßt und ſammelt — und wozu? Oder kann etwa der Geiſt dieſer Bäume durch die Luft und Flamme untergehn und verſchwimmen in das furchtbare Nichts? Und biſt du nicht beſſer als alle dieſe herrlichen Bäume, du lebendige Seele? Ich weiß nicht, was der Menſch

mit ſeinen furchtſamen Zweifeln will, ſobald ich nur das Wenige betrachte, was er vom Kreislaufe der Natur einzuſehen vermag.

E. Wagner.

Daß ich jetzt meinen Tod mit Ruhe erwarten kann, und daß auch die Thränen, die ich meinen zurückgebliebenen Freunden weine, ohne Bitterkeit ſind, das danke ich meinen frommen Eltern, die mich früh gelehrt haben, mein ganzes Leben und alle Ereigniſſe auf Gott zu beziehen. Hierdurch ſind mir alle meine Leiden leichter, und mein Leben iſt froher geworden; ich fürchte den Tod nicht, und auch nicht, was nach dem Tode folgt. Ich weiß ja, daß ich durch ihn allein zu der Erkenntniß deſſen komme, den ich von Kindheit an in meinem Herzen und in ſeinen Werken mit Sehnſucht geſucht habe. Und ſo iſt mir der Tod nicht das Ende meines Daſeins, ſondern der Anfang deſſelben. Ich werde nicht mehr den Wechſel der Jahreszeiten ſehen; kein neuer Frühling wird mir ſeine Blumen bringen. Aber die Erde mit allem ihrem Schmuck iſt ja nur der Saum ſeines Gewandes, und der Himmel mit allen ſeinen Sonnen nur der Schleier ſeiner ewigen Schönheit. Die Harmonieen der Erde werden nicht mehr zu meinen Ohren dringen. Aber was mich in ihnen ſo tief und innig bewegt, iſt ja nur der ferne Wiederhall jener höhern Harmonie, die in Gott iſt, und die zu faſſen kein ſterbliches Ohr vermag. Und iſt es nicht ſo mit allem, was das Leben Schönes beut? Iſt es nicht ſelbſt ſo mit den Thaten, die wir hienieden bewundern, und den Tugenden, die wir an Andern lieben? Warum bewundern und lieben wir ſie denn, als weil ſich in ihnen der Gegenſtand aller Bewunderung und

Liebe ſpiegelt? Weil ſie uns aus der Verwirrung des niedrigen Lebens zur Ahnung der ewigen Klarheit und Reinheit erheben, die bei Gott auf der Höhe ſeiner Herrlichkeit wohnt. So kommt alle hohe Freude von Gott, und führt zu Gott, und das Beſte, was die Erde und das Leben beut, iſt ja doch nur ein unnennbares Sehnen nach etwas Anderm, Höherem und Unbegreiflichern. Aber was hier unbegreiflich iſt, wird es nicht immer ſein. Der Verhang zerreißt, der die Graber der Erde von den Gefilden des Lichts und der Wahrheit trennt, und das innere Heiligthum jener erhabenen Myſterien wird uns enthüllt. Dann werden unſere Ahnungen in Erfüllung gehen, und unſer Sehnen nach Wahrheit wird durch die volle Genüge eines beglückenden Schauens in die Tiefe der Wahrheit befriedigt werden.

F. Jacobs.

Jeder kommende Frühling, der die Sproßlinge der Pflanzen aus dem Schooß der Erde treibt, giebt mir Erlauterung über das bange Räthſel des Todes, und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling neu verjüngt in die Lüfte erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſrer Unſterblichkeit.

F. v. Schiller.

Alle Völker der Erde, wilde und geſittete, rohe und gebildete, unwiſſende und erleuchtete, haben ohne Ausnahme alle den Begriff und die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode, dunkler oder deutlicher, ungewiſſer oder

ſeſter. Keiner einzigen Nation mangelt es gänzlich an allen Bildern und Vorſtellungen des künftigen Lebens, ſo verſchieden und thöricht auch zuweilen dieſelben ſind. Was allgemein, ohne Ausnahme allgemein in der Seele des Menſchen iſt, muß einen Grund der Wahrheit haben. Wir werden fortdauern, wir werden leben. Unſere Weisheit wird ſich vermehren, unſere Kräfte werden ſteigen, unſere Glückſeligkeit wird wachſen und ſich befeſtigen in Ewigkeit. Dort wird Gott endlich ganz ordnen, was recht iſt, und jeden dahin ſetzen, wozu er ſich hier geſchickt gemacht hat. Jeder hatte freien Willen und Vernunft, dieſen Willen zu lenken; jeder wird alſo dort ſein, wie er ſich hier bereitete. Der Gute empfängt für ſein Gutes Heil, der Böſe für ſeine Bosheit Züchtigung; jener wird getröſtet, dieſer gepeinigt; beide, wie ſie verdienten und ſelbſt wählten. Man zweifle nicht über die Möglichkeit, grüble nicht über die Art und Weiſe. Was iſt dem Höchſten unmöglich, der die Welten mit einem Hauche aus dem Nichts rief? Die Natur hat ſchon hier manche Beiſpiele, die Vorbilder und Ermunterung zur ſchönſten Hoffnung ſein können. Die Blume ſtirbt den Herbſt, und gebt den Frühling mit neuem Schmucke verſchönert aus dem Schooße der Erde hervor. Das Samenkorn ſcheint todt, und erwacht bald zum Leben, und bringt vielfache Früchte. Die Raupe wickelt ſich in ihr Geſpinnſt, ſcheint im Staube verloren zu ſein, und kommt als ein bunter Sommervogel wieder an's Licht, der ſeine glänzenden Farben in der Sonne ſpiegelt. Alles ſtirbt und lebt auf. Der Tod iſt nur Uebergang aus einer Art des Lebens in eine andere. So auch mit uns. Wir werden ſterben, d. h. wir werden hinübergehen zu dem Leben jenſeits des Grabes, wo Gott geben wird jedem nach ſeinen Geſinnungen und Handlungen. Wie ruhig

und getroſt darf alſo der Tugendhafte dem Tode entgegenſehen! Wie heiter und zufrieden in das Grab hinabblicken, das für ihn eine Thür in eine beſſere Welt iſt! Der Leib kehrt zurück in den Staub, aus dem er genommen iſt; aber die unſterbliche Seele ſteigt auf zu dem Urſprung ihres Weſens, zu Gott, ihrem Schöpfer, dem Vater und Geber aller Seligkeit. Wenn dieſe Hoffnung der Böſe nicht hat, ſo iſt das ſeine eigene Schuld; warum iſt er böſe? Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Für die Böſen iſt die Botſchaft des Todes eine Forderung vor den Richter, welcher Herzen und Nieren prüfet, welcher recht richtet und unbeſtechlich belohnt und beſtraft. Dann ergreift ſie freilich Zittern und Beben, und ſie möchten lieber nicht mehr ſein, als unter Angſt und Qual ihrer entſetzlichen Zukunft entgegenſehen. Das Ende des Guten iſt ruhiges Hinſchlummern, der Tod des Ruchloſen iſt Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewiſſen hier nicht einmal erwacht, ſo wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes ſpricht: Gieb Rechnung von deinem Leben! Geht hin zu den Gräbern, ihr Menſchen, und unterſucht dort euer Innerſtes. Denkt, bald, vielleicht ſehr bald, wird auch über euren Hügeln Moos wachſen, und wenn eure Seele ruhig bleibt bei dem Gedanken des Todes, des Gerichts und der Ewigkeit, ſo ſteht es wohl; aber wenn es euch bange wird um's Herz, wenn Angſt ſich eurer bemächtigt, ſo verachtet nicht die Stimme in euch; ſie iſt eine Warnerin noch zur rechten Zeit; ſie kann euch noch zu Ruhe und Freude führen. Ein Todtenſchädel iſt ein rührender Prediger für diejenigen, die ihn hören wollen. Am Grabe bleibt alles zurück, Jugend, Schönheit, Stärke, Anſehen, Rang, Gold, Vermögen; nur ſeine Werke folgen dem

Menſchen nach. Am Grabe wird ſelbſt die Welt gerecht, und lobt nur, was Lob verdient.

J. G. Seume.

Erde mag zurück in Erde ſtäuben,
Flieht der Geiſt doch aus dem morſchen Haus!
Seine Aſche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus.

F. v. Schiller.

Das Gewiſſen erhebt uns zum Glauben an einen heiligen Willen und an eine überſinnliche Ordnung der Dinge. Jener Wille iſt für uns geſetzgebend, und wir ſind ihm verwandt. Wir ſtehen unter dem Einfluſſe dieſer Ordnung. Sie kann uns aber nur als Weſen umfaſſen, die einen überſinnlichen Charakter beſitzen. Wir ſind, obgleich von der einen Seite dem Irdiſchen unterthan, Bürger einer höhern Welt, und in dieſer iſt kein Tod. Sterben iſt ein Wechſel in der Erſcheinungswelt, dem nur das Sinnliche an uns unterworfen ſein kann. Das Ewige iſt nothwendig unſterblich und über allen Wechſel erhaben. Der Erde fällt zurück, was ſie uns gab. Aber die Vernunft, das Gewiſſen, die Freiheit, der ſittliche Charakter leben auch dann ihr höchſtes Leben fort, wenn ſie die irdiſche Hülle ausgezogen haben. Meine höchſte Beſtimmung — ſo deutet der Menſch ſein Inneres — iſt vollendete Sittlichkeit und eine ihr entſprechende Seligkeit. Dieſe werd' ich auf Erden nicht erreichen. Zu groß iſt das Werk, zu kurz der Zeitraum, und zu beſchränkt ſind meine Kräfte. Unermüdet ſoll ich ſein in der Selbſtbearbeitung und in der Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt. Aber wenn ich auch alles leiſte, was von mir ge-

fordert iſt, ſo bleibt mir noch unendlich viel zu leiſten übrig. So weit ich es auch bringe in der Selbſtbeſiegung und Bildung meines Herzens, nie gelange ich hier zu der Reinheit des Gemüths, zu der Untadelhaftigkeit des Lebens, zu der Pünktlichkeit, Kraft und Freudigkeit in der Erfüllung aller Pflichten, die mein Gewiſſen mir aufgiebt. So weit mein Lebensziel auch hinausgerückt wird, ſo thatenvoll auch mein irdiſches Daſein war: ich ſcheide immer von unvollbrachten Werken, die mir doch heilig anbefohlen ſind. Mein Tod kann alſo nur eine Unterbrechung meines Wirkens ſein, um eine glänzendere und freiere Fortdauer vorzubereiten. Ich werde in einer andern Sphäre leben, und an meiner Vervollkommnung arbeiten. Auch die Tugend leiſtet uns Bürgſchaft für die ewige Fortdauer des Weſens, das ſie in ſich aufnahm, das ſie mit unaufhörlicher Anſtrengung und Selbſtüberwindung erkämpfte. Ihr Weſen iſt überirdiſch; darum wandelt ſie ruhig über alle Zerſtörungen der Zeit. Sie erleuchtet mit ihrem Schimmer die Welt; aber der Lichtwechſel der Welt kann ſie ſelbſt nicht verdunkeln. Sie thront in heiliger, unſichtbarer Majeſtät über dem Leben, unangetaſtet vom Tode; ſie iſt das Köſtlichſte, was die Erde kennt, daher darf ſie kein Raub des Geringern werden. Verginge die Tugend, dann möchte nur alles vergehen, denn alles hätte dann ſeinen Werth verloren. Der Gute würde ſie zwar immer ehren; aber die Mühe, welche er an ſie wendet, würde ihn vielleicht doch gereuen, da es nur für die flüchtige Zeit iſt, wo er ſich nur ſo wenig von ihr aneignen kann. Der Tugendhafte iſt es werth, unſterblich zu ſein; und wenn ſittliche Ordnung in dem Weltall herrſcht, ſo darf er Unſterblichkeit zuverſichtlich hoffen.

F. Ehrenberg.

Von der Freude ganz umschimmert,
Wandeln wir zum Vaterland,
Wenn des Todesengels Hand
Unser Erdenzelt zertrümmert,
Wenn die dunkle Hülle fällt,
Oeffnet sich des Lebens Welt.

Aus Nächten müssen einst Morgenröthen erblühen. Wenn des Lebens Tag euch schwindet, dann wird das freundliche Licht der Hoffnung euren Geist umschweben, daß ihr Eden geöffnet seht, wenn ihr Glauben habt und Liebe. Leben heißt, vor den Augen des Vaters wandeln zur ewigen Heimath; Gutes thun heißt, aussäen für die Ewigkeit; leiden heißt, den irdischen Blüthenstaub abwerfen, damit die himmlische Frucht in uns reife; sterben heißt, das Verwesliche ablegen, damit das Unverwesliche aufblühen möge.

F. A. Krummacher.

Jenseits des Grabes fängt ein neues Dasein an. Wohl dem, der froh hinüber blicken kann! Alles in uns und um uns wünscht und harret, daß es so sein wird. Die Vernunft giebt Hoffnung, und die Religion giebt Gewißheit. »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!« spricht mit inniger freudiger Ruhe der Christ, der in das Grab hinabsieht. Man frage nicht, wo werden alle die unendlichen Millionen Geschöpfe sein, die gelebt haben und leben und leben werden? Sind nicht alle Himmel des Herrn? Streckt er nicht seine Hand in's Unermeßliche? Kann nicht jeder Stern ein Wohnplatz sein? Und wir zählen ihrer tausende und tausend, und sind kaum am Rande, und jeder ist vielleicht tausendmal größer als unsere

Erde. Wer ſchränkt den Allmächtigen ein? Wer will dem Allweiſen Ordnung lehren? In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen, ſagt der göttliche Lehrer. — Wie wird Gott belohnen? Es hat's kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, es iſt in keines Menſchen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Es wird Entzückung ſein, mit erhöhten Kräften, unter den vollendeten Geiſtern, unter Engeln und Cherubim, die großen Werke Gottes zu ſchauen, mehr denn mit einem Blicke zu faſſen, als wir hier unſer ganzes Leben entdecken konnten; den Herrn mit reinen himmliſchen Harmonieen zu loben, gegen welche unſere irdiſchen Lobgeſänge Stammeln waren. Die Guten werden ſich freuen mit den Guten, und der Herr wird mit ihnen ſein; Kummer und Klagen werden verſtummen, und nur die Lieder des Dankes werden gehört werden. Die Frommen werden Gott ſchauen. Wer kann wiſſen, welche Beſchäftigung der Schöpfer den Seligen in der Ewigkeit anweiſet? Aber ihre Arbeit wird Luſt und Vergnügen, ihre Thaten werden Lob Gottes, und ihr ganzes Leben Glückſeligkeit und Ruhe ſein. Die Böſen werden leiden mit den Böſen und durch die Böſen. Wenn die Tugendhaften ſchon unter ſich den Himmel haben, müſſen es die Böſen ſich unter einander nicht zur Hölle machen? Einer beneidet den Andern, haßt den Andern, quält den Andern, peiniget ihn, ſucht ſein Verderben; alle haſſen alle, und jeder iſt dem Andern ein Teufel. Muß es da nicht Hölle ſein? Und wenn der Schöpfer zu ihrer Züchtigung noch einen Ort beſtimmt, der leer an Freuden und Genuß, leer an Troſt und Hoffnung iſt, wo Gott ſelbſt nicht mehr gegenwärtig zu ſein ſcheint, wo nur boshafte und ſchadenfrohe Geiſter einander zur Folter ſind: iſt es da nicht wirklich Hölle? Es kommt nicht auf den Namen, es kommt auf die Sache an.

an. Es wird alſo wirklich Himmel und Hölle ſein; die Vorſtellungen davon müſſen nur vernünftig ſein, wie ſie es ſein können und ſein ſollen. Die Spötter, welche ſpotten, zeigen den Leichtſinn und die Bosheit ihres Herzens und die Schwäche ihres Verſtandes. Wir wollen alſo nicht erſchrecken vor dem Gedanken des Todes. Er iſt keine Vernichtung, er iſt der Bote des Friedens in das Reich des Friedens. Wir wollen nicht ängſtlich trauern über den Abſchied von den Geliebten; ſie folgen uns nach, und wir ſehen ſie dort verklärt wieder, wenn ſie unſer und ihrer eigenen Beſtimmung nicht unwürdig waren. Alles Uebrige iſt irdiſch, und vergeht, und iſt unſrer Thränen nicht werth. Wer mit ſeiner Seele unauflöslich feſt an dem Irdiſchen hängt, iſt noch nicht gut, noch nicht das, was er ſein kann und ſein ſoll. Dieſes Leben iſt nur Vorbereitung zum künftigen wahren beſtändigen Leben. Die Vorbereitung iſt zwar wichtig, aber ſie iſt nicht die Sache ſelbſt. Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit. Dort, dort verwandelt ſich die Klage in göttliche Zufriedenheit. Hier übt die Tugend ihren Fleiß, und jene Welt reicht ihr den Preis. Wir leben alle, um zu ſterben, und nur derjenige hat wohl gelebt, welcher wirklich wohl ſtirbt. Wer wollte ſich eine ewige Fortdauer in dieſer Welt wünſchen, welche Schwachheit und Unvollkommenheit, Leichtſinn, Thorheit und Bosheit, gegen Gottes Abſicht, oft zur Wohnung des Kummers und Elends macht; hier, wo die Tugend öfters leidet, das Laſter öfters glücklich iſt; wo man die Glücklichen beneidet und der Bekummerten vergißt; wer wollte in dieſem Sitz der Angſt, der Schmerzen und der Ungerechtigkeit ohne Ende zu leben wünſchen? Nein, unſer Geiſt ſoll hinüber fliegen in das wahre Vaterland, in das Land der Freiheit und der Tugend, der Weisheit

und der Glückſeligkeit. Dieſe Ausſicht ſoll uns leiten im Glück, und uns ſchon hier den Genuß dieſes Lebens erhöhen; dieſe Ausſicht ſoll uns warnen, wenn wir in Gefahr ſind zu ſtrauheln an den Klippen der Leidenſchaften; dieſe Ausſicht ſoll uns tröſten, wenn wir hier auf der Erde unter Kummer und Angſt kämpfen.

J. G. Semme.

Wir mögen noch ſo lange und noch ſo glücklich gelebt haben, ſo finden wir doch, wenn es vorbei iſt, daß es vorbei und einem bloßen Traume ähnlich ſei. Unſere Augen ſehen natürlicherweiſe vorwärts in's Weitere, unſere Begierden erſtrecken ſich auf's Zukünftige, und dieſes um ſo viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn alſo die Tage kommen, die uns nicht gefallen, es ſei wegen ſchwachlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: ſo kann doch die Hoffnung eines beſſern und dauerhaftern Lebens das gegenwärtige Leid verſüßen. Hat uns nun die Vorſehung dazu beſtimmt, und wird ſie denen beſonders, welche hier einen ſchweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: ſo haben wir in keinen, auch den ſchlimmſten Zufällen über die Vorſehung zu klagen, als Menſchen, die keine Hoffnung haben, ſo wenig, als wir die Laſterhaften in ihrem kurzen Glücke beneiden dürfen, da ſie zu einer deſto größern Strafe aufbehalten ſind. Wenn ſich die Menſchen ihre Unſterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, ſo zeigen ſie ſchon dadurch, daß ſie laſterhaft ſind und unnatürlich denken. Denn wenn ſie das böſe Gewiſſen nicht mit künftiger Strafe bedrohte, ſondern ſie ſich vielmehr nach ihrer Aufführung eine unaufhörliche Seligkeit verſprechen könnten, ſo möchten ſie ja wünſchen,

daß die Seele unſterblich wäre. Wenn ſie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückſeligkeit, bei einer Creatur, welche Vernunft hat und ſich vermöge derſelben ihre zukünftige Dauer vorſtellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verſtandes und Willens nothwendig fließe: ſo würden ſie einſehen, daß ſolch Verlangen nichts anderes, als den Zweck des Urhebers unſrer Natur vorſtelle, und beides deſſen Vollkommenheit ſowohl, als unſrem Weſen und ganzem Bemühen gemäß ſei. Sind Andere, welche den Laſtern und der Sinnlichkeit nicht ſo ſclaviſch dienen: ſo wünſchen ſie doch wenigſtens von dieſer Wahrheit überzeugt zu ſein, und fühlen in ſich die Stimme der Natur, welche ſie ihre Begierden über das Ziel dieſes Lebens in's Unendliche erſtrecken heißt, indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt, und ſelbſt die vernünftigſten, ſo oft ſie an ihr Ende denken, nicht genügen, ſondern vielmehr bitter werden.

H. S. Reimarus.

Frommer Herzen Edelthaten
Leben über Gräbern fort,
Und der Tugend goldne Saaten
Reifen höh'rer Ernte dort.

Seht, es ſinkt die Sonne nieder:
Winkt ihr ſcheidend Auge nicht:
»Morgen kehr' ich ſchöner wieder
Im verjüngten Morgenlicht?

Dieſe Hügel ſind Altäre,
Und ein Tempel iſt dies Feld;
Klag' und banger Zweifel ſtöre
Nicht den Frieden dieſer Welt.

Ihre Sonne wird erſtehen,
Die des Grabes Nacht zerſtreut;
Neue Tagesſaiſel weben,
Und der Tag iſt — Ewigkeit.«

K. Ph. Conz.

Glaube, Liebe, Hoffnung, alle drei auf die überſinnliche Welt ſich beziehend, haben alle drei etwas Unendliches an ſich. Indem der Menſch das Unſichtbare glaubt, liebt und hofft, nimmt leicht ſeine ganze Exiſtenz den Anſtrich eines unſchuldigen Myſticismus an, der nichts anderes iſt, als ein Aufnehmen der überſinnlichen Welt in das Gemüth, und das ſehnſuchtsvolle Verſenken des Gemüths in dieſelbe Welt. Der Menſch hat einen angeborenen Hang zum Myſticismus, weil Alles in der Natur, und die Natur ſelbſt, jeder Theil des Weltalls und das Weltall in ſeiner Totalität, ihm ein Geheimniß erſcheint und bleibt. Er kann auf der einen Seite weder durch ſeinen Verſtand dieſe ihn umgebenden Myſterien durchdringen und erklären, noch durch ſeine Vernunft alle Exiſtenzen umfaſſen; andrerſeits erkennt er genug, um zu wiſſen, daß, obgleich Alles dem geiſtigen Auge verſchleiert iſt, doch hinter dieſem Schleier die Weſen liegen, wie ſie ſind. Auf dem Schleier ſelbſt erſcheinen ſie nur, indem ſie ihn mit flüchtigen Geſtalten, glänzenden Farben und einem vielfach gebrochenen und zurückgeworfenen Lichte bedecken. Vermöge ſeiner Intelligenz kann der Menſch dieſen Schleier nicht ganz lüften; allein ſein Gemüth, das in ſeinen Ahnungen ſo wie in ſeinen Wünſchen etwas Unendliches verräth, verweilt gern, ſeines unſterblichen Urſprungs ſich bewußt, in dieſer verſchleierten geheimnißvollen Welt. Nicht aus eitler Neugierde, ſondern

von einer unwiderſtehlichen Sehnſucht getrieben, verlieren wir uns in den unermeßlichen Ocean der Exiſtenzen, und verſenken uns freiwillig mit einem wollüſtigen Grauen in denſelben. Keiner Religion iſt dieſer Myſticismus eigenthümlicher und einheimiſcher als der chriſtlichen, deſſen Heimath, die überſinnliche Welt, ſich in allen Lehren, Vorſchriften, Geſetzen, Hoffnungen, die ſie dem Menſchen darbietet, beurkundet und ausſpricht. Hier findet der Verſtand viel Unbegreifliches, die Vernunft wenig zu folgern und zu forſchen. Aber eine unermeßliche, überſinnliche Welt öffnet ſich der Phantaſie und dem Gemüth. Aus dieſer gehen Hoffnung und Liebe hervor, und der Menſch wird von einem unausſprechlichen und unerſättlichen Verlangen getrieben, ſich den ewigen unſichtbaren Gegenſtänden ſeiner Hoffnung und ſeiner Liebe zu nahern. „Zu dieſem nie ganz befriedigten Wunſch und immer von neuem verſuchten Fluge leihen ihm die Phantaſie und das Gemüth die ohnmachtigen Flugel, die ihn zwar nie bis in das innere Heiligthum führen, aber bis auf die Schwelle deſſelben erheben. Da verweilt er nun mit herzerhebendem Gefühl, von der Gegenwart unbefriedigt, durch den Gedanken der Zukunft geſtärkt, die undurchdringlichen Geheimniſſe ahnend, anbetend, ohne ihnen näher treten zu können, die Augen auf den Schleier geheftet, ohne ihn heben zu dürfen, ſeine Schwäche und ſein Unvermögen in tiefer Demuth anerkennend, ohne von denſelben entmuthigt oder niedergedrückt zu werden. So betrachtet der Menſch mit Ehrfurcht die Höhen und die Tiefen der Religion. In ſeinem jetzigen Zuſtande wird er von denſelben zugleich angezogen und zurückgeſtoßen; indem er öfters betrauert, daß ſein Vermögen und ſeine Kräfte ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen ſo ſehr nachſtehen, ſo freut

er ſich doch, ſolcher Bedürfniſſe und ſolcher Wünſche, die ſeine Kräfte überflügeln, fähig zu ſein.

J. P. F. Ancillon.

Die Blume blühet und verblüht
Zu ihres Schöpfers Ruhme;
Wer heut noch ihre Schönheit ſieht,
Iſt morgen ſchon, wie ſie, verblüht:
Der Menſch iſt eine Blume!

Und wie die Blume wieder blüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf ſie von ſeinem Himmel ſieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Menſch auch wieder!

J. W. L. Gleim.

Glaube, daß ein erhabener Genius über dein Schickſal waltet, der Alles, was du beginnſt, vollendet, vielleicht erſt nach Jahrhunderten vollendet! Glaube, daß auf jeden Schritt, den du um der guten Sache willen thuſt, ſcheint er dir auch noch ſo verloren, im Plan der Gottheit von Ewigkeit gerechnet iſt; daß du jeden deiner Tage für die Ewigkeit lebſt, und daß es blos von dir abhängt, einſt in jener Welt jeden Tag auf ewig zu gewinnen oder auf ewig zu verlieren.

F. K. Forberg.

Das Verlangen nach der Wiederumarmung unſerer Theuren, die der Tod von uns trennte, iſt ſo unſchuldig, ſo natürlich. Unſere Vernunft vermag zwar nicht, uns hierüber etwas Entſchiedenes zu ſagen, und auch Jeſus erklärt ſich in ſeinen Belehrungen nicht hierüber. Aber gerade darum bleibt es uns unbenommen, dieſes entzükkungsvolle Wiederfinden zu den großen Hoffnungen zu zählen, mit denen wir in jene ſeligen Gefilde hinüber blicken; es zu den Freuden des Himmels zu rechnen, von denen ja die Weisheit des Ewigen uns überhaupt ſo wenig offenbarte. O wenn wir unſrer theuren Entſchlafenen in ſtiller Feier gedenken, wenn wir hoffen dürfen, auch in ihnen ſei Sehnſucht nach uns, und der Tag unſrer Vollendung werde auch ihnen im ſeligen Wiedervereine hohe Freude gewähren, wenn wir ſie im Geiſte ihre Arme nach uns ausſtrecken ſehen — ſollte das nicht einen milden Schimmer auf unſern Lebensabend werfen? Es liegt nur ein kurzer Zeitraum zwiſchen den Jahren der Trennung und den einſtigen Wonnethränen des Wiederſehns.

W. K. Veillodter.

Verhülle deinen Zauberſpiegel, Zukunft! Ich mag nicht hinein ſchauen. Ich habe ein beſſeres Orakel in meiner Bruſt. Es iſt der Glaube an Unſterblichkeit. So wie wir geſtern in der gemeinſchaftlichen Abendmahlsfeier alle neben einander an dem Altar ſtanden, ſo werden wir alle einſt vor Gottes Thron ſtehen, vom Weltheiland in jene himmliſchen Freuden eingeführt, wo keine Trennung mehr iſt, und wo wir über den Zuſammenhang unſrer Schickſale in einer ausdrucksvollen Sprache mit einander Betrachtungen anſtellen wollen. Dort iſt das Ziel der frohеſten Wiedervereinigung. Auf! keiner bleibe zurück!

Keiner ermüde, den ſchönen Wettlauf bis zur Stunde, die Kronen auf der Wage hat, fortzuſetzen! Dort, ja dort wollen wir einander alle wieder finden!

K. A. Böttiger.

Sanft und hehr, an den wonnigen Tod des Gerechten mahnend, verglimmt das Abendroth, und der Sommernacht heilige Stille wölbt ſich über die Erde. Da ſteigen der Sterne feſtliche Reihen am Himmelsbogen herauf, und ſchimmern durch das Kryſtallgewölbe zum Erdenpilger herab, und leuchten ihm innige, unausſprechliche Sehnſucht nach ewiger Seligkeit in's Herz.

F. L. Z. Werner.

Wie der Himmel ſich nur auf der ruhigen Fläche wiederſpiegelt, ſo wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungeſtümen Wünſchen und Forderungen, ſo wird der Himmel darin wohnen, und deine irdiſche Welt ſchon hier Eins ſein mit dem lichthellen Jenſeits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwiſchen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtſchleier geworfen iſt, dem himmliſchen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

Agnes Franz.

Laß ruhen, was ruhet
Im finſteren Grab,
Und trockne die Zähren
Des Kummers dir ab!
Geh, wende vom Grabe den weinenden Blick!
Der Engel des Todes führt Keinen zurück.

Der Liebenden Hülle
Zernaget der Wurm,
Der Liebenden Aſche
Verwehet der Sturm;
Doch Seelen, die Tugend und Treue verband,
Die trotzen des Todes zerſtörender Hand.

Dort jenſeits des Grabes,
Im ewigen Licht,
Iſt Freude die Fülle;
Du faſſeſt ſie nicht.
Dort ſehen ſich wieder, die hier ſich gekannt,
Und ewig vereint ſie ein ſeliges Land.

H. W. v. Stamford.

Die wahre Religion nach dem Princip des reinen Deismus ſchließt den Glauben an perſönliche Unſterblichkeit des denkenden und empfindenden Geiſtes, der das Bewußtſein des Göttlichen in ſich trägt, ſo unerläßlich in ſich, daß ſie ohne dieſen Glauben ſich ſelbſt zerſtört. In demſelben Bewußtſein, durch das wir das Göttliche als Etwas in uns und doch auch über uns erkennen, offenbart ſich dem menſchlichen Geiſte ſeine überirdiſche Beſtimmung. Unſere moraliſche iſt eine irdiſche inſofern, als ſie in dem menſchlichen Organismus eingeſchloſſen iſt, der mit der phyſiſchen Zeugung anfangt, und

durch den phyſiſchen Tod zerſtört wird. Alles Gute, das wir als Menſchen zu thun vermögen, iſt an die Geſetze dieſes Organismus gebunden, der eben dadurch auch eine moraliſche Würde erhält, daß die aus ihm hervorgehenden und zu unſrer menſchlichen Natur weſentlich gehörenden Triebe auch dem vernünftigen Willen eine natürliche Richtung geben, der wir folgen müſſen, wenn wir, wie wir ſollen, unſere ganze Natur zu veredeln und auch auf Andere ſo zu wirken ſtreben, daß wir zur Veredlung des menſchlichen Daſeins überhaupt das Unſrige beitragen. Aber in ſeiner Wurzel iſt doch das wahrhaft Gute das Ueberirdiſche, Göttliche und Heilige, auf das alle wahre Religion ſich bezieht. Dieſes Göttliche und Heilige aber iſt das höchſte Ziel aller unſrer geiſtigen Beſtrebungen, die aus der Vernunft hervorgehen. Im Bewußtſein dieſer Beſtrebungen erkennen wir unſere überirdiſche Beſtimmung. Wir glauben alſo an eine überirdiſche Beſtimmung, indem wir der Idee des Göttlichen vertrauen, alſo auf dieſelbe Art, wie wir an den wahren Gott glauben, deſſen Wirklichkeit kein menſchlicher Verſtand durch Schlüſſe erkennt, die ohne die entſcheidende Kraft der Idee ſich Beweiſe nennen dürfen. Als Gefühl entſpringt auch dieſer Glaube. Dem Verſtande kommt blos das Geſchäft zu, dieſen Glauben aufzuklären und vor Verirrungen zu ſichern.

F. Bouterwek.

Fruchtlos bieneden
Ringſt du nach Frieden!
Täuſchende Schimmer
Winken dir immer;
Doch wie die Furchen des gleitenden Kahns
Schwinden die Zaubergebilde des Wahns.

Auf zu der Sterne
Leuchtender Ferne
Blicke vom Staube
Muthig der Glaube!
Dort nur verknüpft ein unſterbliches Band
Wahrheit und Frieden, Verein und Beſtand.

F. v. Matthiſſon.

Wie mannigfach die Urſachen der Unzufriedenheit auch ſein mögen, welche Sterbende mit ſich empfinden, noch keinem hat es leid gethan, an Gott geglaubt, ihn verehrt, ſeinen Geboten Gehorſam bewieſen zu haben. Die ganze Geſchichte ſtellt auch nicht Einen Anbeter Gottes auf, der am Rande des Grabes ſeinen Glauben für Thorheit erklärt, und ſeine Ehrfurcht gegen Gott verwünſcht hätte. Alles vielmehr, was wir von dem Ende wahrhaft Frommer, inſonderheit von den letzten Augenblicken tugendhafter Chriſten wiſſen, iſt der klare Beweis, daß ihr Glaube, ihre Religioſität den Geiſt in ihrer Sterbeſtunde aufrichtete, das Herz erquickte, den Abſchied erleichterte, und ſiegen half in der letzten Noth. Viele hingegen haben es bitter beklagt, nicht an Gott geglaubt, nicht die Tugend verehrt, nicht für das Ewige gelebt zu haben. Iſt die Angſt, welche Gottloſe befällt, wenn der Tod ihnen naht, nicht meiſt ganz unverkennbar? Geſtehen ſie es nicht meiſt ſelbſt mit der ſichtbarſten Zerknirſchung ihres Herzens, mit der tiefſten Reue, mit den Zeichen der vollkommenſten Verzweiflung, daß ihr Unglaube, ihre Gotteslästerung es ſei, was ſie jetzt ſo ſchrecklich peinige? Iſt es nicht etwas ganz Gewöhnliches, daß die bitterſten Feinde der Religion, die entſchiedenſten Spötter der Tugend und Unſterblichkeit, wenn der Tod ſeine kalte Hand

nach ihnen ausſtreckt, mit einer Sehnſucht, mit einer Heftigkeit, die alle Umſtehende in Erſtaunen ſetzt, nach einem Diener der Religion, nach ihren Tröſtungen und Erfriſchungen verlangen, und ſich vor ihrem Hinweggehen noch mit ihnen zu verſöhnen ſuchen? Und würden Beiſpiele dieſer Art nicht noch viel häufiger ſein, würden wir Sterbende nicht noch weit öfter ſeufzen hören, daß ſie die Religion verachtet haben, wenn der Herr nicht ſo Viele plötzlich hinwegraffte, wenn Andere nicht in ihrer ſinnlichen Betäubung dahin führen, wenn noch Andere nicht hartnäckig verſchwiegen, was ihr Herz begehrt, wenn die letzten Seufzer ſo vieler Scheidenden nicht verhallten, ohne ein menſchliches Ohr zu erreichen? Es iſt nicht die auf klaren, feſten Gründen ruhende Ueberzeugung der Vernunft, welche ſo Viele gegen die Religion einnimmt, ſondern das Blendwerk der Sinnlichkeit. Sie dienen lieber dem Fleiſche, als dem Geiſte; ihrer Sinnenluſt jede Befriedigung zu gewähren, iſt das Höchſte, wonach ſie ſtreben. Was kann ihnen bei dieſer Richtung misfälliger und verhaßter ſein, als die Religion, die mit einem ſo heiligen Ernſte gegen alle Ausſchweifungen zeugt, die ſo nachdrücklich an Gottes Gerechtigkeit und an die Ewigkeit erinnert. Darf man ſich da wundern, daß ſie jeden, auch den elendeſten Vorwand gierig ergreifen, um ſie zu verwerfen, und als Aberglauben von ſich zu weiſen. Aber dieſe Trugbilder, dies Blendwerk der Sinnlichkeit löſ't die kalte Hand des Todes. Wer von ihr erfaßt wird, iſt entweder abgelebt oder doch erſchöpft. Jene fleiſchlichen Neigungen ſind abgeſtorben oder durch Krankheit und Ueberdruß zur Ruhe gebracht. Muß, o muß dann dem Unglücklichen, welcher keine Religion hatte, wenn er ſcheiden ſoll, nicht Alles anders, ganz anders erſcheinen? Muß es ihm nicht klar und hocht empfindlich fühlbar werden,

wie thöricht ſein bisheriges Streben, wie nichtig alles Glück der Erde ſei? Muß er es nun, da ſeine Vernunft, die ihn ſo laut an Gott und Ewigkeit erinnert, ungehindert wirkt, nicht mit bitterer Reue einſehen, wie ſehr er ſich betrogen, wie viel beſſer er gethan hätte, wenn er der Religion im Leben gefolgt wäre? Müſſen die Gründe, die er ſonſt wider ſie zu haben meinte, nicht als ein unglückliches Blendwerk erſcheinen, durch das er ſich getäuſcht hat? — Es iſt da, es iſt in allen Menſchen da, das Gewiſſen, das uns Zeugniß giebt von einem Gott, dem wir als unſerm Oberherrn und Geſetzgeber Gehorſam ſchuldig ſind, dem wir als unſerm heiligen Richter Rechenſchaft geben müſſen. Man kann ſie betäuben, dieſe Gottesſtimme, man kann ſich in ein Geräuſch von Geſchäften, Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten ſtürzen, wo ihr Ruf nicht gehört werden kann; man kann die Erinnerungen derſelben als Trugſchlüſſe widerlegen und durch witzige Einfälle hinwegſpotten. Aber — das Alles nur ſo lange, als man ſich geſund und wohl befindet. Alles verändert ſich, ſobald man ſich dem Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn nahert. O mit welcher fürchterlichen Gewalt übt das Gewiſſen oft da ſeine lange verkannten Rechte! Mit welchem erſchütternden Ernſte zeigt es oft da auf den höchſten Richter hin, den man bisher nicht geachtet; mit welcher unerbittlichen Strenge fordert es Rechenſchaft wegen unſerer Fehler, Ausſchweifungen und Vergehungen, die der Heilige ahnen kann und wird. Wohl dem, dem die Welt das Zeugniß geben kann: er war fromm und gottesfürchtig! Auch ihn wird zwar ſein Gewiſſen, wenn er an der Pforte der Ewigkeit ſteht, an mancherlei Sünden erinnern; aber ſchrecken, verdammen kann es ihn nicht. Er iſt ſich bewußt, und ſein Gewiſſen ſelbſt bezeugt es ihm, nach Kräften nach der Heiligung gerungen zu haben; er iſt ſich

bewußt, daß er nur aus menſchlicher Schwachheit fehlte, und darum gewiß, dort einen gnädigen Vater zu finden, und einzugehen zu höherer Vollendung.

F. V. Reinhard.

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftiges Machwerk, die der Noth nur dienen, und den Genius verſchmähen, und dich nicht ehren, kindliches Leben der Natur! die mögen vor dem Tode ſich fürchten. Ihr Joch iſt ihre Welt geworden; Beſſeres als ihren Knechtsdienſt kennen ſie nicht; ſcheuen die Götterfreiheit, die der Tod uns giebt. — Ich aber nicht! Ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menſchenhände gemacht; ich habe es gefühlt, das Leben der Natur, das höher iſt, denn alle Gedanken. Ich werde ſein! Wie ſollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die Allen gemein iſt, die Naturen alle zuſammenhält? Wie ſollt' ich ſcheiden aus dem Bunde, der die Weſen alle verknüpft? Der bricht ſo leicht nicht, wie die loſen Bande dieſer Zeit. Der iſt nicht wie ein Markttag, wo das Volk zuſammen läuft und lärmt und aus einander geht. Nein! bei dem Geiſte, der uns einigt, bei dem Gottesgeiſte, der Jedem eigen iſt, und Allen gemein! Nein! nein! im Bunde der Natur iſt Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu ſein, göttlicher friedlich mit Allem, mit uns. Wir ſterben, um zu leben! — Ich werde ſein! Ich frage nicht, was ich werde. Zu ſein, zu leben, das iſt genug, das iſt die Ehre der Götter; und darum iſt ſich Alles gleich, was nur ein Leben iſt, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben um einander die Naturen, wie Liebende; ſie haben Alles gemein, Geiſt,

Freude und ewige Jugend. — Beſtändigkeit haben die Sterne gewählt; in ſtiller Lebensfülle wallen ſie ſtets und kennen das Alter nicht. Wir ſtellen im Wechſel das Vollendete dar; in wandelnde Melodieen theilen wir die großen Accorde der Freude. Wie Harfenſpieler um die Throne der Aelteſten, leben wir, ſelbſt göttlich, um die ſtillen Götter der Welt; mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den ſeligen Ernſt des Sonnengottes und der andern. Sieh' auf in die Welt! Iſt ſie nicht, wie ein wandelnder Triumphbogen, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniß feiert? Und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit ſich, in goldnen Ketten, wie der Feldherr einſt die gefangenen Könige mit ſich geführt? Und wir, wir ſind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Geſang, in wechſelnden Geſtalten und Tönen, den majeſtätiſchen Zug geleiten. Wir werden wohl uns wieder begegnen.

J. Ch. F. Hölderlin.

Ich ſeh' von Wundern mich umfangen;
Geheimnißvoll ſpricht Gottes Wort;
Mich drängt ein mächtiges Verlangen
Nach hellem Lichte fort und fort.
Ich ſuche, Herr! o laß mich finden!
Wann weicht die bange Finſterniß?
Ich will dem Zweifel mich entwinden!
Wann wird das Herz feſt und gewiß?

Eins fehlt mir! Ach, dies Eine ſchenke
Du mir, den köſtlichſten Gewinn;
Mein Vater! auf dies Eine lenke
Durch deinen Geiſt mich kräftig hin!

Die Liebe nur kann überwinden,
Auch in dem ſchwerſten, bängſten Streit;
Die Liebe nur kann Wahrheit finden
Und ſtarke Glaubensfreudigkeit.

Die Liebe trägt auf freien Schwingen
Mich zu dem Quell des Lichts hinan,
Die goldne Freiheit zu erringen,
Geneſung von dem kranken Wahn.
Mit deinem Liebesgeiſt erfülle
Mein ſehnend Herz, du ſel'ges Licht!
Und ſeine Gotteskraft enthülle
Mir, was das Wort des Lebens ſpricht.

F. A. Köthe.

Ich glaube an die Fortdauer meiner Seele nach dem Tode ſo gewiß, als ich an mein irdiſches Leben glaube. Die vielfachſten Gründe hat man dafür aufgeſtellt, und ſie ſind folgende: 1) Auf jedem Blatte des Neuen Teſtaments findet ſich dieſer Glaube ausgeſprochen. 2) Das Gute muß belohnt, und das Böſe muß beſtraft werden, ſonſt wäre unſer Gott kein gerechter Gott. Da dies aber nicht immer auf der Erde geſchieht, ſo muß nach dem Tode des Körpers noch ein Leben ſein, wo Jeder genau das empfangt, was er verdient hat. 3) Unſer Geiſt iſt einer unendlichen Ausbildung fähig. Wir werden hier nie ſo weiſe und tugendhaft, als wir werden können und ſollen. Gott hat unſrem Geiſte ſolche Fähigkeiten gegeben, daß er in ſeiner Bildung in's Unendliche fortſchreiten kann. Hätte er uns aber dieſe Fähigkeit nicht ganz umſonſt gegeben, wenn er ſie im Tode wieder zerſtören wollte? Nein, Gott hat unſern Geiſt eben deswegen einer unendlichen

Aus-

Ausbildung fähig gemacht, weil er will, daß er diese auch wirklich erreichen soll. In dem künftigen Leben werden wir also so vollkommen werden, als wir vermöge unsrer natürlichen großen Anlagen werden können und sollen. 1) Der Glaube an Unsterblichkeit ist uns Menschen angeboren, denn wir finden denselben bei allen Völkern der Erde. Aber wer anders, als Gott selbst, kann diese Hoffnung in mein Herz gelegt haben? Und folgt daraus nicht nothwendig, daß er sie auch erfüllen muß? Wäre er sonst nicht ein lügenhafter Gott, der mit seinen Menschen ein grausames Spiel treibt? 5) Die heilige Schrift und mein Gefühl fordern von mir, ich solle für das Wohl meiner Brüder selbst mein Leben freudig hingeben. Aber wie könnte diese Forderung statt finden, wenn es keine Unsterblichkeit gäbe? Wäre dann nicht mein irdisches Leben mein höchstes Gut, welches ich in keinem Falle für Andere aufopfern dürfte? Ja, ich glaube an Unsterblichkeit. Auch die weisesten und gelehrtesten Männer aus allen Zeiten und Völkern haben daran geglaubt, und zwar eben aus den angegebenen fünf Gründen. Daraus schon schließe ich, daß diese Gründe wirklich Wahrheit enthalten. Aber wie soll ich mir mein künftiges Leben vorstellen? 1) Es ist eine genaue Fortsetzung meines gegenwärtigen Lebens. Wie ich hier abtrete, so trete ich dort auf, nicht besser und nicht schlechter. Alle meine schlimmen Eigenschaften, und alle meine Tugenden nehm' ich mit hinüber. Es folgt mir die Erinnerung an mein irdisches Leben, und an Alles, was ich hier Gutes und Böses gethan habe. 2) Ich betrachte das Land der Unsterblichkeit als den Ort der Wiedervergeltung. Das Gericht, das dort über mich ergeht, wird fein ein allwissendes, indem dort Alles an das Licht gezogen wird, was ich hier im Verborgenen und vor den Augen der Menschen gethan habe; es wird fein

ein unpartheiiſches, indem kein Anſehn der Perſon gilt; es wird ſein ein heiliges, indem ich dort nicht nach meinem Reichthum, nicht nach dem lutheriſchen oder katholiſchen Glauben, ſondern einzig nach guten Handlungen gefragt werde; es wird ſein ein reichlich belohnendes für den Guten, und ein beſtrafendes für den Böſen. 3) Ich betrachte die Ewigkeit ferner als den Ort, wo die Guten und Böſen von einander geſchieden ſind. 4) Die Guten, die einander ſchon hier theuer und werth waren, werden ſich dort wiederfinden. Auch die Böſen werden dort wieder vereinigt werden; aber für ſie wird dies Wiederſehn eine große Strafe ſein; denn mit unaufhörlichen Vorwürfen werden ſie einander quälen. 5) Dort wird ſich mein Geiſt zu immer höhern Stufen der Vollendung erheben; in der Weisheit, wie in der Tugend, werd' ich ohne Aufhören fortſchreiten. 6) Mit meiner Ausbildung wird zugleich auch meine Glückſeligkeit zunehmen; je weiſer und tugendhafter ich dort werde, deſto ſicherer ſteigt auch meine Fähigkeit zum Genuß einer immer vollkommnern Seligkeit. 7) Ich betrachte aber die Ewigkeit auch als einen Ort der Thätigkeit. Denn wie kann bei träger Ruhe eine Ausbildung meiner Kräfte ſtatt finden? 8) Und endlich glaube ich, daß ſich dort auch der Laſterhafteſte noch beſſern kann; denn Gott will nicht, daß Jemand verloren werde, ſondern daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Aber wenn auch Jemand dort noch anfängt ſich zu beſſern: er wird doch immer in der Tugend, ſo wie in der Glückſeligkeit, hinter denen zurückbleiben, die ſchon hier auf Erden fromm und tugendhaft zu ſein anfingen; er wird nie ſo glücklich werden können, als er dann geworden wäre, wenn er ſchon ſein irdiſches Leben Gott und der Tugend geweiht hätte. In dieſem Sinne giebt es alſo eine ewige Verdammniß. — O laßt uns Alle hier

einen guten Samen ausstreuen, damit wir einer fröhlichen Erntezeit in der Ewigkeit entgegen sehen dürfen! Laßt uns jetzt schon Alle so leben, wie wir einst in der Todesstunde wünschen werden, gelebt zu haben! Laßt uns nie die wichtige Wahrheit aus den Augen verlieren, daß wir das Versäumte nie nachholen, und das Geschehene nie ungeschehen machen können! Die Welt vergeht mit ihrer Herrlichkeit; aber wer den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit. Bedenke das Ende, o Mensch! so wirst du nimmermehr Uebles thun.

F. A. Klein.

Meine Seele ist unsterblich, denn es liegt in meinem Herzen eine unverdrängbare Sehnsucht nach Glückseligkeit, eine immer gleich große Wißbegierde, ein rastloses Suchen nach Wahrheit; es liegt in mir der Wunsch, vollkommen zu werden, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist; der Wunsch, fortzudauern nach diesem Leben. — In diesem Leben kann ich zur ungetrübten Glückseligkeit nicht gelangen; denn es hat noch nie ein Mensch gelebt, der vollkommen glücklich und zufrieden gewesen, dem nichts zu wünschen, nichts zu hoffen übrig geblieben wäre. Gibt es keine Unsterblichkeit, so weiß ich nicht, wozu Gott diese unverdrängbare Sehnsucht nach Glückseligkeit in mein Herz gepflanzt hat. In diesem Leben bleibt die tiefste Einsicht, die größte Weisheit, das schönste Wissen des Menschen nur Stückwerk; wenn er recht viel gelernt hat, sieht er erst ein, wie wenig er weiß, und wie unübersehbar viel ihm noch zu lernen übrig bleibt. Gibt es keine Unsterblichkeit, so ist diese Anlage zur Weisheit nur vergebens in uns gelegt. In diesem Leben kann ich zu einer vollkommnen Tugend nicht kommen; der beste Mensch bleibt

noch immer tauſendfachen Schwächen, Fehltritten und Vergehungen unterworfen. Giebt es keine Unſterblichkeit, ſo hat uns Gott ein Ziel geſetzt, das wir nicht erreichen können, wenn wir nicht vollkommen werden, wie unſer Vater im Himmel vollkommen iſt. Läßt es ſich nun von der Weisheit Gottes erwarten, daß er Anlagen in unſere Natur gelegt habe, die nicht ausgebildet werden? daß er eine Kraft in unſere Herzen gepflanzt habe, die wir nicht ganz gebrauchen können? daß er einen Wunſch, eine Sehnſucht in unſerer Seele erweckt habe, die nimmermehr befriedigt werden kann? Unſer Wunſch, unſre Sehnſucht nach einem ewig fortdauernden Leben iſt uns Bürge dafür, daß unſere Seele unſterblich iſt. Iſt unſer Gott ein heiliger, ein gerechter Gott, der kein Gutes unbelohnt, kein Böſes ohne ſtrafende Folgen läßt, ſo muß es wieder ein zukünftiges Leben geben. Sehen wir es nicht oft genug in der Welt, daß die Tugend unterdrückt wird, wenn das Laſter triumphirt? Giebt es kein zukünftiges Leben, wird nicht dort nach Verdienſt vergolten, ſo kann Gott, der hier auf unſrer Reiſe die Tugend ſo oft unbelohnt, das Laſter ſo oft ungeſtraft läßt, kein gerechter Gott ſein. O ſo wahr unſer Gott ein gerechter Gott iſt, ſo wahr giebt es Unſterblichkeit und ewiges Leben.

J. J. Natter.

Unter der Erde iſt Schlaf, über der Erde iſt Traum; aber zwiſchen dem Schlaf und dem Traum ſehe ich Lichtungen wandeln wie Sterne. Ein ſanftes Wehen kommt vom Meer der Ewigkeit über die glühende Erde. Der Odem des Unſichtbaren dringt in des Herzens ſtille Räume, und aus unbekannten Fernen fallen wunderbare Töne in die Seele. Zwar klebt der Geiſt noch an der ſchwarzen

Scholle; aber aus dem fernen Abgrunde des unermeßlichen Himmels leuchten die Sterne hernieder, und Alles umher wird so groß, als wandelte Gott durch die Nacht. Hier unten ist Angst und Unruhe, Sturm und Krieg, und da drüben in der Unendlichkeit ist es still. Leise ziehen die Welten, still schimmern die Sonnen, und der große Ewige ruht wie eine Quelle mit seiner überfließenden Liebe mitten unter ihnen, und erquickt und beruhigt Alles. Dort sind keine Grabeshügel, keine Thränen und Schmerzen. Wie weilet die Seele so gern in ihrer Heimath, wie denkt sie den Gedanken der Unsterblichkeit mit süßer, heiliger Wonne! Wie fällt alle Last und alle Sorge von ihr, wenn sie sich entbunden fühlt von der Schwere der Erde!

C. B. Spieker.

Tod ist Vorläufer, Pfand, verborgene Werkstatte des Lebens. Wenn du Tod siehst, so kannst du sicher schließen, daß Leben nachfolgen werde, so zerstörend auch allem Schein nach dieser Tod sei. Siehe die Natur an, wie sie im Herbst ihr Leichengewand anzieht! Ein Reiz nach dem andern schwindet; eine Kraft nach der andern erschlafft, bis endlich aller Wachsthumstrieb stockt. Alles ist todt! Aber nun gerade naht sich der Zeitpunkt, wo Alles wieder belebt werden soll. Diese finstere Nacht führt einen heitern Morgen, dieser Schlaf der ganzen Erdenschöpfung führt ein frohes Erwachen herbei, wo die Natur alle ihre Kräfte wieder hergestellt hat, wie sie sich der Mensch durch Schlaf wieder herstellt. Sieh das Samenkorn, das den Keim einer künftigen Pflanze in sich enthält! So lange es lebt an seiner Pflanze, kann es nicht neu belebt werden. Es muß vertrocknen, abfallen,

ſterben, eh' es recht lebendig werden kann. Jetzt wird es begraben in die Erde. Die Hülſe fault weg, und läßt ihm Raum, dem feinen Keimchen, daß es Nahrungsſäfte in ſich ſaugen kann, für die ſelbſt in dem Samenkorn geſorgt iſt. Nimmer könnt' es die harte Hülſe durchbrechen, nimmer zum Leben kommen, wenn es nicht geſtorben und begraben wäre. So iſt's im Pflanzenreich, in der todten Natur: ſo wird's auch mit mir ſein.

J. L. Ewald.

Blicken wir um uns in der freien Natur Gottes, erforſchen wir den Grund des Werdens und Vergehens der Dinge, die den Erdkreis erfüllen und Gottes allmächtige Hand offenbaren, ſo kann uns unmöglich unbemerkt bleiben daſſelbe Ziel der Natur, das ſich nicht auch an dem Menſchen zeigen ſollte. — Es giebt eine Zeit, wo die Blätter von den Bäumen fallen, und den Tod der Pflanzenwelt verkündigen, wo die Abnahme des Tages die Hinfälligkeit der Dinge andeutet, wo die ganze Natur einem Sterbhauſe gleicht. Es giebt aber auch wieder eine andere Zeit, in der die ganze Natur neue Thätigkeit, neues Leben verkündet. Bäume, Wieſen, Felder, Auen grünen und ſagen, daß ſie nun ſich wieder Kräfte geſammelt, um Kunde zu geben von Gottes ſegnender Hand. Der Same, auf dem Felde oder im Garten ausgeſäet, wird in der Erde aufgelöſ't und verfault; aber er geht nicht für immer zu Grunde, ſondern kommt nach einiger Zeit in einer ſchönern Geſtalt, in Geſtalt einer Blume, Pflanze oder andern Frucht wieder zum Vorſchein. Die Raupe an der Hecke oder am Kohlblatte ſtirbt, und lebt wieder auf als ein ſchöner Schmetterling. Der todte Wurm kommt als eine Mücke oder Fliege hervor. Und

ſo geht es durchgehends in der ganzen Welt. Nichts erſtirbt auf immer in der Natur, ſondern lebt in einer andern Geſtalt wieder auf. Soll nun unſer Körper allein, der in's Grab gelegt, gleichfalls aufgelöſ't wird und verweſet, keinen Keim eines neuen Lebens in ſich tragen, allein von dem Ganzen der Welt abweichen, von dem er doch auch ein vorzüglicher Theil iſt? Soll er allein auf immer ſeine Verweſung ſchauen? Er, das Haus eines ſo großen Geiſtes, elender ſein, als die dürre Hülle der Raupe? Was ſoll ſelbſt unſer ganzes Leben ſein, wenn wir endlich ſo zurückkehren in unſer Nichts, woraus wir gekommen? Was ſoll unſer Streben nach Recht und Tugend uns helfen, was uns nützen unſer Kampf gegen die Sünde, wenn der Tod mit einem Mal Alles zerſtört? Unſer ſchöner Körper, ſoll er allein todt werden, ſein und bleiben für immer? von der ganzen Natur übertroffen werden, von dem geringſten Wurm? Das iſt unmöglich, das kann nicht ſo ſein, und iſt nicht ſo; und daß es nicht ſo iſt, darüber erhebt uns die Offenbarung über alle Zweifel.

J. Baader.

Armer Menſch! dein Geld geht nicht mit dir in die Ewigkeit; die Ehre vor Menſchen geht nicht mit dir in die Ewigkeit; die Sinnenluſt geht nicht mit dir in die Ewigkeit; dein Leib geht nicht mit dir in die Ewigkeit. Geld und Ehre und Sinnenluſt mußt du, ſammt dem Leibe, in dieſer ſichtbaren Welt zurücklaſſen. Aber die Erkenntniß Gottes, die Liebe Gottes, die Freude an Gott, dies Leben iſt in deinem Geiſte drin, und geht mit dem Geiſte in die Ewigkeit, und wird da, in der Anſchauung

Gottes, noch herrlicher, wird da deine ganze Seligkeit und währet ewig, iſt alſo das rechte, ewige Leben.

J. M. v. Sailer.

Noch kann ich die Schwelle des Heiligthums nicht betreten, noch den Frieden Gottes nicht empfinden, noch das große Hallelujah der Himmelverſammlungen nicht hören. Aber wenn der letzte Hauch abwärts weht, wenn die blaſſe, ſchweigende Lippe zur ewigen Grabesſtille ſich ſchließt, wenn das Licht der Augen verliſcht, und des Lebens Pulsſchlag ſtille ſteht: dann wird die freie, entfeſſelte Seele dringen in die Chöre der Unſterblichkeit, und der Strom des unermeßlichen Heils dem dürſtenden Geiſte entgegenfließen.

C. M. Spieker.

Unſer Leben auf Erden iſt nur Bruchſtück eines unermeßlich großen Ganzen. Davon trägt es überall die Zeichen an ſich. Nichts wird auf Erden geendigt; alles deutet auf eine Fortſetzung, auf eine Entwicklung nach dem Tode hin. Darum bleibt mir in den Schickſalen der Menſchen, obgleich ich den Zuſammenhang in denſelben nicht verkennen kann, ſo vieles unbegreiflich, weil ich ſie höchſtens bis an's Grab, nicht bis zu ihrem Ziele jenſeits verfolgen kann. Das aber nehme ich deutlich wahr, daß noch etwas kommen muß, wodurch dieſe Reihe räthſelhafter Ereigniſſe ſich zu einem Ganzen bildet, wie ich aus dem Bruchſtück eines Kunſtwerks zwar nicht das Ganze beurtheilen, wohl aber merken kann, daß es nicht für ſich beſteht, ſondern in einem Ganzen, wozu es gehört, ſeine Stelle hat und ſeine Erklärung findet.

F. Ehrenberg.

In unſrer vergänglichen Hülle, in unſrem gebrechlichen Körper wohnt ein Geiſt, welcher, mit Vernunft und Freiheit ausgerüſtet, nach Gottes Bilde geſchaffen iſt, welcher, zur Unſterblichkeit berufen, uns tauglich macht, Bürger des unvergänglichen, des ewigen Reiches der Zukunft zu ſein.

J. Frint.

Gott verbirgt vor allen Geſchöpfen das Buch des Schickſals; nur ein Blatt ſteht ihnen offen, ihr gegenwärtiger Zuſtand. Dem Vieh verbirgt er, was die Menſchen, dem Menſchen, was die Geiſter wiſſen, wer würde ſonſt ſein Daſein auf der Erde ertragen können? Das Lamm, welches deine leckerhafte Zunge heute zum Tode verdammt, würde es hüpfen und ſpielen, wenn es deine Vernunft beſäße? Bis auf den letzten Augenblick vergnügt, frißt es das blumige Futter, und leckt die Hand, die erhoben wird, ſein Blut zu vergießen. O Unwiſſenheit der Zukunft! Aus Güte hat dich der Schöpfer gegeben, damit ein jeder den Kreis vollende, den er ihm vorgeſchrieben hat. Er, der als Gott von Allem, mit gleichem Auge einen Helden oder einen Sperling fallen, Atomen oder Welten in den Untergang ſtürzen, und hier eine Waſſerblaſe, dort eine Welt zerſplittern ſieht. Hoffe demnach in Demuth! Erhebe dich auf zitternden Flügeln! Erwarte den großen Lehrer, den Tod, und bete Gott an! Was für eine Glückſeligkeit dich künftig erwarte, das laßt er dich nicht wiſſen; aber er giebt dir die Hoffnung zu deiner Glückſeligkeit. Hoffnung quillt beſtändig in der menſchlichen Bruſt; der Menſch iſt hier niemals glücklich, aber er ſoll auf immer glücklich werden. Die Seele, die

in ſich eingeſchränkt, unzufrieden iſt, beruhigt ſich, indem ſie in ein künftiges Leben hinaus ſieht.

J. D. Thieß.

Die Erde feiert den Tod der Blüthen durch **Früchte**, die ſie ihren Kindern beut. Laßt uns auch ſo leben, das heißt: thun! Wir können in Kurzem viel leben. Nur durch Gutesthun ſind wir Geſchöpfe höherer Art, und bahnen uns Hoffnungen zur Unſterblichkeit.

J. L. Ewald.

Allenthalben, wohin wir blicken, begegnet uns das Bild des Todes. Dies Bild macht keinen angenehmen Eindruck. Schmerzen und Leiden aller Art führen zu der gewaltſamen Zerſtörung der menſchlichen Natur. Liebe des Lebens iſt jedem Menſchen eigen; ſie begleitet ihn von der Geburt bis zum Grabe; und ſelbſt der Greis, welcher ſein Ende herannahen ſieht, kann oft die Liebe zum Leben nicht verleugnen, das durch die Schwächen des Alters doch lange nicht mehr zu den angenehmſten gehört. Wie aber, wenn gar der Jüngling hinwelkt in der Bluthe ſeiner Jahre, gleich einer zarten Blume, die von Frohluſt angehaucht wurde? Wenn der Geſunde, Starke, mit Lebenskraft und Muth Begabte plötzlich erkrankt und langſam der Verweſung entgegengeht? — Gebt nun noch dem Menſchen einen unendlichen Geiſt, der bei allen Handlungen dieſe Unendlichkeit ahnt, der in Hinſicht auf ſie einer höhern Veredlung ſeiner ſelbſt entgegenſtrebt, wozu die kurze Spanne dieſes Erdenlebens nicht hinreicht; laßt ihn das Unermeßliche zu faſſen ſuchen; laßt ihn Vergangenheit und Zukunft zu einem Ganzen verbinden; laßt

ihn mehrere ihm gleichgesinnte Wesen zu einem großen Bunde für Weisheit und Tugend vereinigen: was wird aus diesen erhabenen Schöpfungen des Geistes, wenn mit dem Tode Alles vorüber ist? Wer vermöchte diesen Ohnmacht gebenden und aus Ohnmacht entsprungenen Gedanken zu tragen? Nein, es giebt ein ewiges Leben, in welchem der erneuerte Mensch sein jetziges Dasein fortsetzt; wo er, von der Vergänglichkeit nicht mehr beunruhigt und vom Tode nicht mehr geschreckt, seiner höhern Vollendung entgegensieht.

H. Koppen.

Ich sterbe nicht, um aufzuhören zu leben, sondern um besser, um immer zu leben. Nun ist der Tag des Todes mir besser, als der Tag der Geburt — jener der Anfang eines schwachen, hervorkeimenden, unvollkommenen; dieser, eines vollendeten, dauernden, glückseligen Lebens. Nun ist der Tod Ruhe für mich und selige Unsterblichkeit. So denkt der Weise den Tod. Der Weise, dem der Wille Gottes das heiligste und unverletzbarste Gesetz ist; der in sich das Bewußtsein richtiger Gesinnungen und Rechtschaffenheit des Herzens, als sein größtes Kleinod, auf das sorgfältigste bewahrt; der alle ihm zu seiner Beruhigung durch Vernunft und Offenbarung dargebotene Mittel folgsam gebraucht; der die unüberwindliche Ueberzeugung behält, daß es den Ordnungen Gottes gemäß ist, den endlichen Geist, welcher den Regeln seiner Weisheit sich unterwirft, und in ächtem Gehorsam seinem göttlichen Ursprung immer näher zu kommen sich redlich bemüht, nun nicht in Unwesen und Nichts zurückzuwerfen, sondern durch eine ununterbrochene Stufenfolge, in lauter

Vollkommenheit, zur Unſterblichkeit, zum Licht der Seligen zu erheben.

G. A. Tittel.

So groß und ſchmerzlich ſie auch ſind, die Leiden der Auflöſung liebevoller Verbindungen: der fromme Glaube zweifelt nicht, daß auch ſie von der ewigen Weisheit und Liebe zu ſegenvollen Zwecken in unſer Leben verflochten ſind. Im erſten Sturm des Schmerzes, wenn das ſchwergekränkte Herz am Rande der Verzweiflung ſteht, verkennt wohl leicht der Menſch die Hand des Vaters, die ihm dieſe Wunde ſchlug. Troſtlos fragt er: Warum hat mir der Herr gegeben, was er mir wiederum nehmen wollte? Verzeihen wir dem tiefverletzten Gemüthe die zweifelnden Gedanken! Aber wenn die Vernunft wieder ihre Rechte erhält, wenn ſanftere Wehmuth an die Stelle des ungeſtümen Schmerzes tritt, und uns wieder zu denken erlaubt, und wir die Stimme des wohlbegründeten Glaubens vernehmen — o wie können wir dann zweifeln, wer uns die Leiden auferlegt, unter welchen wir ſeufzen und klagen? Wie ſollten wir dann nicht auch in dem herbſten Schmerze des Lebens die Hand des ewig guten Vaters anbeten, welcher nur verwundet, um zu heilen, nur züchtigt, um zu ſegnen, nur betrübt, um deſto herrlicher zu beglücken? Zwar ſein Rath iſt wunderbar, ſeine Gerichte ſind unbegreiflich, und unerforſchlich ſeine Wege. Aber kann es zum Unglauben und zum Zweifeln uns berechtigen, weil unſer ſchwacher Blick das Ganze zu überſchauen, das Räthſel zu löſen, das Dunkel zu erhellen nicht immer vermag? Und liegt er gleichwohl nicht oft klar genug vor uns da, der heilige Zweck, welchen Gottes untrügliche Weisheit durch Auflöſung irdiſcher Verbindun-

gen der Liebe an uns erreichen will? Lehren uns nicht zahlreiche Beispiele, wie der Mensch im ungestörten Genusse irdischer Seligkeiten so leicht seinen Gott und den Himmel vergißt, für welchen er reifen soll? Da zerreißt denn der Allweise das Band, welches ihn an die Erde fesselt, damit seine Sehnsucht sich erhebe zum höhern Vaterlande. Vorangegangen sind ihm nun so manche theure Glieder seines Hauses, so manche vielgeliebte Freunde; gefaßter folgt er ihnen nun auf der dunkeln Todesstraße; er blickt ihnen nach, breitet sehnend die Arme nach dem Himmel aus, und lernt es fühlen, daß ein schöneres Leben seiner harret, und strebt sich seiner werth zu machen. O daß jede Auflösung unsrer liebevollen Verbindungen so auf unser Herz und Leben wirkte; daß wir in der Trennung Schmerz das Land erblickten, das uns zum Himmel ziehen soll: wir würden dann tragen lernen, was der Ewige uns auferlegt, und selbst bei dem schmerzlichsten Verlust mit Ergebung sprechen: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!« Hier ist es, wo der Mensch die Stärke seines Glaubens bewähren muß; und ohnehin, was bleibt ihm zuletzt nach allem Forschen und Grübeln übrig, als sich dem [illegible]voll und unbedingt den unabwendbaren Fügungen des Allmächtigen zu unterwerfen? Und zu dieser Unterwerfung und Unterwerfung muß uns der fromme Glaube stärken, daß die Schmerzen der Trennung einst durch das frohe Wiedersehen uns vergolten werden. Dieser Glaube geht so offenbar aus dem ganzen Geiste des Christenthums hervor; er ist so fest in unsrem Herzen begründet; er stützt sich so sehr auf die frohesten Hoffnungen aller Sterblichen, auf die Aussprüche unsrer Vernunft, und die Sehnsucht unsres Gemüths, daß Zweifelsucht und Unglaube ihn nie haben erschüttern können. Forschet nicht

nach der Art und Weise, wie das zerrissene Band der Liebe sich wieder anknüpfen werde; fraget nicht: wo werden wir uns wiederfinden? wie uns wiedererkennen? wie dann unzertrennlich leben? Was der Ewige in Dunkel gehüllt, kann der Sterbliche nicht entschleiern; und ist uns die Sache gewiß, wie sollten wir dann nicht zuversichtlich die Art des Wiedersehens dem Gott der Liebe anheimstellen? Aber, daß eine Stunde, eine frohe Stunde des Wiedersehens schlägt, daß der Tod nur das äußere Band zerreißt, aber die Liebe nicht vertilgt, die nimmer aufhört — o das spricht laut das fühlende Gemüth; und was das gläubige Herz spricht, das kann nicht täuschen, denn es ist Gottes heilige Stimme. Und so wollen wir denn Alle in diesem Glauben leben und lieben, dulden und sterben! Was die Erde uns nicht wiedergeben kann, das wird der Himmel reichlich uns ersetzen. Nicht trostlos klagen, nicht kleinmüthig verzweifeln wollen wir an dem Grabe, welches unsere Hoffnungen und unser Glück verschlingt. Kurz ist der Schmerz, doch ewig ist die Freude, und auf die bange Trennungsstunde folgt einst ein frohes Wiedersehn!

C. Zimmermann.

Wiedersehen — himmlischer Gedanke!
Wiedersehen dort an Edens Thor!

F. v. Schiller

Des Menschen Zweck geht nicht auf dieses Leben. Groß ist der Werth des irdischen Daseins für den Vernünftigen; es ist aber doch nur Mittel für eine höhere Bestimmung. Und das Menschengeschlecht für diese ho-

here Bestimmung zu erziehen, dazu sind die Wissenschaften das einzige Mittel. Mit eisernen Fesseln umschlingt uns das Irdische; mit einer Gewalt, die sich oft unsers ganzen Daseins bemächtigt, hält es uns nieder an den Boden dieser Erde; mit seinen Lockungen betrügt uns das Leben um das Bewußtsein unsrer wahren Bestimmung, und mit seinen Sorgen verdunkelt es uns die Aussicht auf das höhere Ziel, das in unendlicher Ferne vor uns liegt. Aber daß das Irdische nicht allein herrsche; daß die Achtung für die höhere Bestimmung des Menschen unter dem irdisch gesinnten Geschlechte nicht ganz verloren gehe; daß es stets laut verkündigt werde, der Mensch habe ein ewiges Ziel, nach dem er ringen soll — dies ist die wohlthätige Wirkung der Wissenschaften, deren höchster Gegenstand der Geist des Menschen und seine ewige Bestimmung ist. Und was kann die Bildung für das Ewige unter den Menschen kräftiger befördern, was kann sie geschickter machen für den Beruf des unsterblichen Lebens, als die Beschäftigung mit den Wissenschaften, als die Uebung der Kräfte des Geistes, welche das Forschen nach Wahrheit fordert, als das Streben nach dem Unvergänglichen, Ewigen und Heiligen, womit der redliche Freund der Wahrheit erfüllt ist?

J. A. H. Tittmann.

Es ist eine doppelte Weltordnung, der wir als Menschen angehören: die sichtbare und die unsichtbare. Jene breitet sich vor unsern Sinnen aus, und was an dem Menschen sichtbar, irdisch und vergänglich ist, gehört ihren Kräften an. Mit dieser fühlen wir als Geister uns verwandt, als unsterbliche Kinder des Unendlichen. Unsre Vernunft, unser Gewissen, unser Glaube stammt aus der

unſichtbaren Welt; eine unnennbare Sehnſucht zieht uns zu ihr hinauf. Nach ihren Geſetzen, für ihre höhern Kreiſe, für ihre heiligen Geſchäfte uns zu bilden, Bürger des Himmels hienieden ſchon zu werden, iſt unſer heiligſter Beruf. Nichts iſt fähiger und geſchickter, uns für den Himmel zu erziehen, als die gewiſſenhafte Treue in der Verwaltung deſſen, was uns der Herr des Lebens und des Todes auf Erden anvertraut. Es iſt unleugbar: groß und herrlich iſt der unſichtbare Segen unſers Berufs. Das ſterbliche Auge ſieht ihn nicht; der unſterbliche Geiſt empfindet ihn. Ein edler Uebungsplatz für unſere Kräfte, eine heilſame Schule chriſtlicher Tugenden iſt der Beruf, den wir auf Erden treiben. Eine Laufbahn wird uns in ihm angewieſen, die uns, wenn wir ſie treu verfolgen, unfehlbar dem heiligſten Ziele mit jedem Schritte näher führt, und ſich hinüberzieht in unſichtbare Räume.

H. A. Schott.

Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſen ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung:
Werden wird zum Leben der Tod.

J. W. v. Goethe.

»Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er iſt nicht hie!« Dieſe Worte ertönen, wie einſt den treuen Freundinnen am Grabe Jeſu, noch bei jedem Menſchengrabe, vorzüglich aber auf dem Grabe unſrer theuren Freunde. Es giebt für edlere Gemüther keine größern Schmerzen auf der Erde, als diejenigen Menſchen durch den Tod zu verlieren, die ihnen lieber als ihr eigenes Leben ſind. Sie ſterben lieber, als ſie ihren Gatten, ihre Kinder in Todesnacht hinſinken ſehen; und könnten ſie das fremde Leben retten, ſie gingen freudig in das Grab. Und in der That, der Tod iſt einem zärtlichen Herzen ſicher nicht das Traurigſte; weit trauriger iſt ihm ein Leben, das ſich im Gram um den verlorenen Freund verzehrt. Mit unſerem letzten Hauch endigt jede unſerer Empfindungen, und iſt es nicht beſſer, keine Empfindungen zu haben, als nur die bitterſten, die quälendſten? Mit unſerm letzten Blicke ſchließt ſich die ganze ſichtbare Welt vor uns, und iſt es nicht beſſer, nichts mehr zu ſehen, als das geliebte Weſen, das unſre ganze Freude war, vom Tode entſtellt, ein Raub der ſcheuslichen Verweſung? Mit unſrer letzten Noth verſchwindet jede; wir haben ausgeſorgt; nichts mehr bedürfen wir; und iſt es nicht beſſer, von keinem Wunſche mehr bewegt zu ſein, als troſtlos in die Zukunft ſehen, die Forderungen, Bedürfniſſe, Gefahren, Sorgen hat, während uns die Stütze fehlt, der zärtliche Verſorger, die Schulter, die uns tragen hilft? Das Leben iſt noch nicht das Höchſte; es kann ſogar das größte Unglück werden; erſt durch der Liebe Hand erhält es Werth. Indem wir ſelbſt für Andere leben, und Andere für uns, wird unſrem Leben Inhalt, wird ihm Freude, wird eigentliches Leben daraus. Gewiß, das iſt der beklagenswürdigſte unter allen Menſchen, der nichts mehr zu beweinen hat. Aber

ſchweben wir, die noch der treue Kreis umſchlingt, indem wir unſren Himmel ſchon hier finden, nicht in beſtändiger Gefahr, daß ihn der Tod zerreißt? Oeffnen ſich nicht alle Tage Graber, die nicht blos den abgelebten Greis, den müden und entkräfteten Arbeiter, den hoffnungslos Unglücklichen, ſondern am liebſten diejenigen Menſchen verſchlingen, welche in der Bluthe oder Fülle des Lebens und des Wirkens ſtehen, welche gerade die allerunentbehrlichſten, die lebensfrohesten ſind? Sterben nicht am meiſten Kinder? Fragt in ſehr vielen Familien, wer da am erſten fehle? Es iſt gewöhnlich der Gatte, der Vater. Der Tod fragt nichts nach Reichthum und Gewalt, auch nichts nach Tugend und Verdienſt; ihn ſühnt kein noch ſo großes Thranenopfer. Daher iſt kein Menſchenauge, das dies lieſet, welches ſich nicht ſchon in namenloſem Jammer gebadet hätte, und keins, welches nicht noch in ſolchem einſt ſich baden würde. Was kann ihn mildern? Was die Sehnſucht ſtillen, die ohne Ende iſt? Was kann erſetzen das, was unerſetzlich iſt? Kein Menſch! Kein Erdengut! Nur eine Himmelsſtimme, die um den theuren Grabeshügel ſchwebt, die Stimme: »Was ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Er iſt nicht hie!« Was hier das Grab umſchließt, das iſt die irdiſche Hülle eurer Lieben blos, und dieſe Hülle, dieſes Staubgewand iſt nicht der Menſch, iſt nicht das ſuße Kind, das eure Hoffnung, nicht die treue Gattin, die deine Freude, nicht der edle Gatte, der dein Schild war, nicht die zärtliche Schweſter, der liebende Bruder, der unvergeßliche Vater, die edle Mutter, der theure Freund. Was ihr geliebt, den Geiſt, das heitre, rege Leben, das fromme, edle Herz, das für euch ſchlug, das iſt *nicht* begraben. Was ihr geliebt, das Weſen eurer Freunde, der klare, reiche Verſtand, die reife, tiefe Einſicht, die Treue, die bewahrt

war, die ſeltne Tugend — ſie lebt. Ja wohl, ſie lebt! Kann auch das Leben ſich in Tod verwandeln? Sind Tod und Leben ſich nicht einander ſo entgegen geſetzt, daß eins nie das andere werden kann? Was ihr begrabt, das war ſchon todt vom Anfang: ein Geiſt belebte dieſes todte Fleiſch, und dieſer Geiſt iſt nicht geſtorben, »iſt nicht hie,« kann in Verweſung nie zerfallen. Verändert hat er ſeinen Wohnort, ſeinen Namen nur; aus einem Menſchen iſt er Engel worden. Es lebt das ſüße Kind, es lebt der beſte Vater, ſie lebt die fromme Gattin und die Mutter! Ihr werdet ſie bald wiederſehen! Des Menſchen Sohn muß leiden, um zum ſchönern Daſein wieder aufzuſtehen. »Was ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Er iſt nicht hie!« Dieſe Worte ertönen auch uns ſelber, wenn ſich das eigene Grab uns öffnet, und wir wieder der Erde geben ſollen, was ſie uns gab. Der Tod hat allerdings keine angenehme Geſtalt, ſondern immer eine furchtbare, ſelbſt dann, wenn er von uns gewünſcht erſcheint. Auch ſein Gefolg iſt nicht geeignet, uns mit ſeinem kalten Blicke zu verſöhnen. Gemeiniglich iſt es der Krankheit Schmerz, es ſind ſchlafloſe Nächte, der Kummerblick der Unſern, die Angſt der Liebe, die heiße Thräne unſerer Freunde, die ihn uns erſchweren. Kraftlos, das Auge brechend, im kalten Todesſchweiße und unter Zuckungen, ſo liegt der Sterbende. Das warme Leben flieht, und ſtarre Kälte nimmt ſeine Stelle ein. Es öffnet ſich das Grab, ihn zu verſchlingen. Ein Todtenhügel deckt die entſeelte Menſchenhülle, die nun, von der Verweſung aufgelöſ't, ein Raub der Würmer, Staub und Ekel wird. Wem ſollte nicht ſchaudern? Wer dürfte hier eine völlige Gleichgültigkeit lügen? Und iſt es nicht gerecht, nicht gut, das Leben lieben, das uns ein gütiger Vater gab? — In dieſem heißen Kampfe mit uns ſelbſt,

in dieſem Streit der Schwachheit mit der Stärke — wer kann uns da die rechte Stimmung geben? Was kann beruhigen, erquicken wenigſtens das matte Herz? Nicht Freundeswort, die höchſte Weisheit dieſer Welt nicht. Vom Himmel kommt den Sterbenden der Friede. Sein hartes Lager umſchwebt der Engel, welcher Troſt heißt, liſpelnd: »Was ſucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Er iſt nicht hie!« Du ſtirbſt nicht, der Geiſt kann nicht vergehen; dein eigentliches Selbſt, was in dir denkt und allen Werth dir gab, womit du Gott erkanntest und ihn ehrteſt, was in dir fühlt und für die Tugend glühte, was dich zur Menſchenliebe trieb — das iſt unſterblicher Natur, das iſt von Gott, und kehrt zurück zu Gott. Laßt immer dieſes Auge brechen; es war nur dunkel; der innere Sinn bleibt dir, verherrlicht und vollkommen. Laßt dieſen Körper zerfallen in Staub, woraus er beſtand; er war gebrechlich nur; ein ſchönerer Leib verklärt, umfängt dich. Du ſinkſt nicht in das Grab, du ſchwebſt auf Engelshänden dem Himmel zu! Des Menſchen Sohn muß leiden, ſterben, um zum ſchönern Daſein wieder aufzuſtehen.

F. W. Lomler.

Erfahren wir nicht alle Tage, daß Alles Eitelkeit iſt, was uns nicht in ein beſſeres Leben folgt? Wo iſt eine vergängliche Freude, die unſre Hoffnung nicht betrogen hätte? Und doch ſind wir ſo ſchwach, daß wir uns immer in Gefahr ſetzen, von neuem betrogen zu werden. O kommt mir zu Hülfe, ihr feierlichen Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernſten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn ſie ſich von dem geraden Pfade entfernen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erſcheinen wollen, den

ſie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hinderniſſen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrſchenden Beiſpiel der Welt angeſteckt, in irgend einem Falle aufhören will, ſo zu denken, wie ich rede, zu handeln, wie ich lehre, zu ſein, wie ich ſcheine — o ſo kommt, ihr Todesgeſtalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! Kommt, und macht die Phantome der Sinnlichkeit verſchwinden; begeiſtert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlen Theil meines Selbſt zu beſiegen, und den Lauf immer ſchneller fortzuſetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe. Die höchſte Weisheit des Menſchen iſt, ſo zu leben, daß er beim Eintritt in die Pforte der Ewigkeit ohne Schrecken und mit Zufriedenheit zurückſehen könne.

C. M. Wieland.

Wir ſind Fremdlinge und Pilger auf Erden; wir haben hier keine bleibende Stätte, und finden in dieſer Welt nicht, was wir ſuchen, und wonach unſer Herz dürſtet. Unſer Leben gleicht vielmehr der Reiſe durch ein fremdes, unbekanntes Land, worin wir vergebens eine heimiſche Stätte ſuchen; denn erſt jenſeits der Grenzen dieſer Welt erwartet uns der erſehnte Ort unſrer Heimath und unſer eigentliches Vaterland. Wie der reiſende Pilger in dem fremden Lande, durch welches ſein Weg ihn führt, mit unzähligen Gegenſtänden mehr oder weniger unbekannt iſt und bleibt, wie er keine Freude und kein Glück anhaltend genießen, ſich keiner Luſt mit ganzer Seele hingeben darf, wie er mit unaufhörlichen Beſchwerden und

Mühen zu kämpfen hat und beſtändig Gefahren bloßgeſtellt iſt, wie der Zuſtand, worin er ſich befindet, mit jedem Augenblicke dem Wechſel und der Veränderung unterworfen ſein muß, bis er endlich nach mannigfaltigen Schickſalen und Erfahrungen das Ziel ſeiner Reiſe erreicht — gerade ſo verhält es ſich mit dem Wege des Menſchen durch's irdiſche Leben. So lange wir Bewohner dieſer Erde ſind, ſo lange ſind und bleiben wir auch mit unzähligen, uns aufſtoßenden Gegenſtänden unbekannt, ſo lange ſind auch unſre Güter und Freuden ſchnell vorübergehend und wandelbar, ſo lange ſind wir einem beſtändigen Wechſel unterworfen, und können keines dauernden Glückes uns erfreuen, bis wir das große Ziel unſrer Lebensreiſe erreicht und unſere eigentliche Heimath gefunden haben. So haben zu allen Zeiten alle Weiſe und Verſtändige über die Beſchaffenheit unſres irdiſchen Lebens und ſeiner Güter und Freuden, ſeines Zweckes und ſeiner Beſtimmung geurtheilt, und auch wir dürfen nur unſre eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zu Rathe ziehen, um es von derſelben Seite betrachten zu lernen. In unſrem Herzen lebt der heiße Wunſch nach Fortdauer, nach bleibenden Gütern und Schätzen, nach ununterbrochenem Glück und Wohlſein; und werthvoll und befriedigend kann für uns nur ein Leben ſein, welches jenen Wunſch erfüllt, und durch endloſe Dauer und bleibende Güter ein ununterbrochenes Glück gewährt. Betrachten wir nun unſer Leben aus dieſem Geſichtspunkte, ſo werden wir ſogleich zur Genüge erkennen, wie unbedeutend der wahre Werth deſſelben iſt, wie wenig es den Wünſchen und Hoffnungen unſres Herzens entſpricht, und die Bedürfniſſe unſres Geiſtes zu befriedigen vermag. Kurz und flüchtig iſt unſer ganzes Erdenleben ſelbſt. Auch wenn wir das höchſt möglichſte Alter erreichen, ſo enthält es in Vergleichung

mit jener Ewigkeit, für welche unſer Herz zu leben wünſcht, nur eine ſehr geringe und unbedeutende Summe von Jahren und Tagen, und mit Recht vergleicht die Schrift unſer Leben mit einem Rauche, den der Wind verwehet, oder mit einer Blume, die bei den brennenden Strahlen der Sonne ſchnell dahinwelkt und verblüht, mit einem Schatten, welcher in Nichts zerrinnt. — Aber wie jeder Reiſende, haben auch wir ein Ziel. Wir gehen durch die Freuden und Leiden der Erde, um uns dadurch jener Ewigkeit zu nähern, welche aus heiliger Ferne als unſer wahres Vaterland uns entgegenſtrahlt. Gottes Weisheit und Güte hat uns unſern Aufenthalt auf Erden blos in der Abſicht vergönnt, damit wir uns während deſſelben auf die zu erwartende Ewigkeit anſchicken und vorbereiten. Die Freuden, welche wir genießen, werden uns zu Theil, damit ſie uns die Zeit und die Mühe dieſer Vorbereitung erleichtern und verſchönern und uns ſtark und nachdrücklich zu einem weiſern und gewiſſenhaften Verhalten erwecken. Leiden und Widerwärtigkeiten werden über uns verhängt, damit wir dadurch belehrt, ermuntert und geſtärkt werden ſollen. Kurz, bei Allem, was wir zu tragen und zu dulden haben, was uns erfreut und beglückt, hat der weiſe und gnädige Regierer unſrer Schickſale die huldreiche Abſicht, unſere Fähigkeit und Würdigkeit zum Eingange in jenes höhere und heiligere Leben zu befördern.

E. Zimmermann.

Sterben! Was heißt das? Wir träumen; wenn wir vom Tode reden. So eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Es ſind in uns ſo viele geiſtige Anlagen, die ſich

im Leben nicht entwickeln können, und die auf eine beſſere Zukunft, auf ein harmoniſches Daſein deuten.

J. W. v. Goethe.

Sollten wir von den unzählbaren Reichen Gottes jenſeits der Erde, von den erhabenen Wundern der Schöpfung, welche unſre Wißbegierde ſchon in ihrer dämmernden Ferne ſo ſehr reizen, nicht künftig eines nähern Anſchauens gewürdigt werden? Sollten nicht dann die regen und unerſättlichen Triebe unſrer Seele nach größern Vollkommenheiten und Einſichten geſtillt, und die Geheimniſſe der großen Körper- und Geiſterwelt, welche wir auf unſerm Planeten zu erforſchen uns vergeblich bemühen, ſich unſerm Verſtande völlig aufklären? Wer wollte die Erfüllung dieſer herzerhebenden Hoffnungen bezweifeln? Wenn wir unſer Herz der Religion und der Tugend weihen, und dadurch ſchon hier auf Erden der Gottheit näher zu kommen uns beſtreben: ſo wird einſt, wenn die Sonne dieſes Lebens ſich mit dem Grabe endigt, und wir mit unſrer ſichtbaren Hülle der Vergänglichkeit den Tribut zollen, unſer Gott preiſender und dabei unſterblicher Geiſt, frei von den Banden des irdiſchen Körpers, in ſeiner ununterbrochenen Fortdauer ſich durch alle Räume des Himmels aufſchwingen, jene vollkommnen Welten in einer größern Nähe anſtaunen, den Plan des Ganzen in hellerm Lichte überſehen, und durch alle Künftigkeiten, von der Vaterhand des Allgütigen geleitet, ſtufenweiſe zu immer höhern Vollkommenheiten hinanſteigen.

J. E. Bode.

Nur mit leiſer Klage, daß du zu der Erde zurückkehrſt,
Und mit ſüß'rem Erwarten der zweiten Schöpfung aus Staube
Mußt du dich niederlegen und ſterben.

F. G. Klopſtock.

Selig, wer mit Ruhe dorthin blicket,
Wo die Tugend ihren Kranz erhält,
Wo, von Gottes Herrlichkeit entzücket,
Der Verklärte dankend niederfällt.
Selig, weſſen Herz ſich freudig hebet,
Wenn ſein Auge ſich gen Himmel lenkt,
Welcher kindlich hofft, nicht knechtiſch bebet,
Wenn er an den Weltenrichter denkt.

Aus dem Grabe ſchaut er auf zum Throne
Seines Vaters, der ihn ſtets geliebt,
Der den Duldern dort zum großen Lohne
Frieden, Heil und ew'ges Leben giebt.
Lächelnd ſiehet er den Boten kommen,
Der ihn tröſtet, wenn er Andern droht;
Ihm wird mehr gegeben, als genommen,
Und des Lebens Anfang iſt der Tod.

Leben werd' ich, ſelig ſein dort oben!
Spricht er ſtill, und faltet ſeine Hand:
Wo den Herrn die Morgenſterne loben,
Dort iſt meiner Seele Vaterland.
Was iſt dieſe Welt mit ihren Schätzen
Gegen jenes Glück, das Gott verſpricht?
Himmliſch wird der Himmel mich ergötzen;
Hier begreift es unſer Geiſt noch nicht.

Träume ſind die Thränen, die ich weinte;
Hier am Sarge giebt der Glaube Muth,
Reicht mir herzlich eure Hände, Freunde,
Tröſtet euch und bleibet fromm und gut.
Eure Namen ſind dort eingeſchrieben;
Lebt, daß ſie im Buch des Lebens ſtehn.
Weinet nicht ſo traurig, meine Lieben;
Gute Nacht, bis wir uns wiederſehn!

J. G. Seume.

Fürchteſt du, irdiſche Vortheile zu verlieren? Verliere ſie, und gewinne ewige. Erniedrige dich vor den Augen der Welt, und erhöhe dich vor Gott. Wie klein ſind alle Vortheile der Welt, wenn wir über der Welt ſtehen! Und einmal, einmal kommen wir alle dahin, daß wir Rechenſchaft geben müſſen von unſerm Leichtſinn, Rechenſchaft, daß wir einen angenommenen Wahn höher geachtet haben, als das klare Geſetz unſers Gottes.

F. G. Klopſtock.

Wenn Leiden und Prüfungen deine Seele drücken und deine Geduld müde machen, o ſo ſiehe zurück auf ſo viele tugendhafte Seelen, die jetzt unter den Engeln leuchten, aber in dieſer Welt verkannt, verachtet und verlaſſen, ihren einſamen Weg fortgingen, und durch alle Hinderniſſe hindurchbrachen, weil ſie gewiß waren, daß ſie nach dieſer Pilgrimſchaft in den ewigen Wohnungen ruhen würden! O wie werden dieſe Gedanken dich zu gleicher Zeit beſchämen und ſtärken! Wer wollte nicht gern leiden, da der göttliche Mittler das Kreuz zu einem Ehrenzeichen gemacht hat! Wer wollte nicht leiden, da

wir eine ſo große Hoffnung haben, dereinſt zu dem ewigen Ruhetag Gottes einzugehen?

C. M. Wieland.

Ueberwältigt nicht des Todes Grauen
Der Gedanke: dich, o Herr, zu ſchauen,
Dich zu ſchau'n in deiner Herrlichkeit?
Wenn ich einſt verklärt den Engeln gleiche,
Herrſch' ich nicht mit dir in deinem Reiche,
Hoch erhaben über Raum und Zeit?

H. Döring.

Nur in einem gebundenen Zuſtande kann der Geiſt mit ſeiner ätheriſchen Hülle auf dieſem Planeten ein Leben haben und äußern. Sein eigenes Sein iſt völlig unabhängig von dem im Zuſtande der Gebundenheit geoffenbarten Leben. Dies ſein Sein leidet weder Unterbrechung, noch iſt es der Zerſtörung unterworfen, da es an Bedingungen geknüpft iſt, an welche keine Macht der Natur reicht, in welche überhaupt auch nur äußere Formen und gröbere Maſſen der Zerſtörung erliegen zur neuen Geſtaltung. Das Leben der Intelligenz iſt unwandelbar und unvergänglich; aber ihrem Weſen iſt es angemeſſen, in immer erneueter höherer Form und Verbindung mit der endlichen Natur das unendliche Sein in ſich zu entwickeln und zu offenbaren. Daher die kurze Lebensdauer auf dieſem Planeten, dem Anfangspunkte unſers bewußtvollen Daſeins. Wie in der Raupe der Schmetterlingstrieb ſchon in ſeinen Stoffen und in ſeiner Geſtaltung vorhanden iſt, und in der Verpuppung ſich ausbildet durch die Kräfte der Natur und nach den Ge-

ſetzen derſelben: ſo tragen auch wir den ätheriſchen Stoff ſchon in uns, das feinere Organ der Seele, welches ſie nach der Auflöſung der irdiſchen Maſſe zum Sonnenleben ausbildet, und ſich mit der Schnelligkeit der Lichtſtrahlen, und von dieſen angezogen, zur Sonne emporſchwingt, um mit den verwandten feinern Stoffen des Sonnenelements in eine neue Verbindung zu kommen zur höhern Lebensäußerung der intelligenten Natur. Das planetariſche Sonnenleben wird nun zu einem reinern und freiern Daſein erhöht, zum eigentlichen Sonnenleben; und wie der Schmetterling freudig die Flügel ſchwingt, und in ſeinem neuen Elemente ſich in großer Luſt bewegt: ſo wird in einem viel höhern Grade der von der Erdenlaſt befreite Menſchengeiſt ſein eignes Daſein in erneuertem Glanze und in nie geahnter Herrlichkeit empfinden, und mächtiger und ſchneller in ſeiner Ausbildung emporſteigen, und tüchtiger zu allem Guten ſein.

G. Ch. Müller.

Es giebt Verhältniſſe im menſchlichen Leben, in denen die gerechte Hoffnung auf einen ſichtbar lohnenden Segen dem treuen Arbeiter auf das empfindlichſte vereitelt wird. Muß es nicht für den Augenblick den Muth erſchüttern und die Thatkraft lähmen, Undank zu ernten, wo man Dank, gehäſſige Mißdeutung unſers Strebens wahrzunehmen, wo man Eifer, wo man Begeiſterung für einen edlen Zweck erwartet hatte? Blicke aber, trauernder Chriſt, vom Sichtbaren auf das Unſichtbare. Bedenke den hohen Werth, den ſchon ein wahrer, den Geiſt erleuchtender Gedanke, ein frohes Gefühl, eine fromme Rührung, ein edler Entſchluß behauptet, den deine Lehre geweckt, deine Ermahnung erneuert, dein Beiſpiel un-

wandelbar begründet hat. Nimm es mit heiliger Freude wahr, wie ſich bei raſtloſer Thätigkeit in deinem Wirkungskreiſe deine Kraft entwickelt; wie deine Einſicht umfaſſender, dein Glaube ſtärker, deine Geduld beharrlicher, dein Eifer für das Gute immer inniger und feſter wird; wie ſich der innere Menſch von Tag zu Tage erneuert, ob auch der äußere leidet und entbehren muß; wie dich die Erde für den Himmel bildet. Durchdringt dich nicht ein frohes und erhebendes Gefühl? Erſcheint dir nicht Alles, was du als treuer Arbeiter im Berufe wirkſt, wie verklärt in einem höhern Lichte? — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen ſehen. Irdiſche Staaten wanken; menſchliche Verfaſſungen löſen ſich früher oder ſpäter auf; aber das Reich des Glaubens, der Wahrheit und der Tugend, welches Jeſus, der weltüberwindende Erlöſer, für ewige Zeit begründet hat, dauert in jedem Kampfe aus, beſteht den erſchütternden Wechſel, erhebt ſich über jede Trümmer. Heil uns, daß wir ſeine Bürger und Erben des Himmels ſind!

H. A. Schott.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir's heller. Wir werden ſein! wir werden uns wiederſehen!

J. W. v. Goethe.

Wie auch der Tod des einzelnen beſtehenden Organismus erfolgen möge, ſo wird dadurch doch nicht deſſen Weſen, ſondern blos deſſen Form vernichtet. Der Tod lebender Körper iſt keine Vernichtung ihres Seins an ſich und kein vollkommner Stillſtand der in ihnen waltenden

Thätigkeit, ſondern blos ein Wechſel in der Art des Seins, und in der Form, unter welcher ſie in der Erſcheinung hervortreten; um ſo mehr, da in der Phyſiologie durchaus nichts liegt, was wegen der Fortdauer des Geiſtes nach dem Tode gegründete Beſorgniß erwecken könnte. Es iſt nicht die grobe, wägbare Materie des Organismus, welche die Wechſelwirkung des Geiſtes mit der übrigen Natur vermittelt, ſondern vielmehr das durch den Lebensproceß der Nerven in demſelben entwickelte Licht. Bei der Scheidung des Geiſtes vom Leibe kann ſich jener mit einem reinern Lichte vermählen, und von ihm getragen, ſich zu höhern, ausgedehntern Wirkungskreiſen emporſchwingen. Was uns in der Materie als Mißklang erſcheint, iſt Harmonie; was uns Stillſtand und Stockung dünkt, iſt Bewegung und Fortgang; was wir Zerſtörung und Verweſung nennen, iſt Entwicklung, Wachsthum, Wiedergeburt zum Leben. Der Kreislauf des Schaffens und Zerſtörens iſt nur ſcheinbar. Die zerſtörende Kraft zerbricht nur die Form, um eine neue, höhere Bildung aus ihr hervorgehen zu laſſen.

Ph. K. Hartmann.

Kennſt du das Land, wo jedes Weh' und Leid,
Das eine Menſchenbruſt ertrug, verſchwindet?
Wo, nicht mehr eingeengt durch Raum und Zeit,
Stets neue Kränze ſich die Freude windet?
Und wo, umſtrahlt von Glanz und Herrlichkeit,
Was langſt getrennt, ſich freudig wiederfindet?
Wo Rang und Stand nichts gilt, wo alle gleich —
Kennſt du das Land? Es iſt das Himmelreich.

Kennſt du das Land, wo rings in goldnen Halmen
Hoch aufgeſchoßt die reichen Garben ſtehn?
Wo in des Aethers Blau ſich ſtolze Palmen
Erheben und mit Kühlung dich umwehn?
Wo durch die Lüfte tönen Engelpſalmen?
Wo, die dort weilen, wähnen zu vergehn
In wonnigen Gefühlen, ſanft und weich —
Kennſt du das Land? Es iſt das Himmelreich.

Wie ſehn' ich mich nach dir, von Freude trunken,
Du ſchönes Land, wo ew'ge Blumen blühn!
Zur Glorie werden meinem Haupt die Funken,
Die ſtrahlenhell aus ihren Kelchen ſprühn.
In Dämmerung, tief unter mir verſunken,
Ruht, was mir früher ſo erhaben ſchien;
Von allem, was mich einſt erfreut hienieden,
Bin ich durch eine weite Kluft geſchieden.

Wie ſchaut ſo ſehnſuchtsvoll der trübe Blick
Nach jenen fernen, ſeligen Geſtaden!
Der Himmel winkt, die Erde weicht zurück!
Mit Geiſtern auf Geſtirnen mich zu baden
Im ew'gen Morgenroth — o gönne mir dies Glück,
Verleihe mir's, du ew'ger Born der Gnaden!
Nimm du den Erdenpilger auf, und zeuch
Ihn liebend zu dir in dein Himmelreich!

H. Doring.

Gott erkennen und von der Unſterblichkeit der vernünftigen, geiſtigen Weſen überzeugt ſein, dies iſt unzertrennlich verbunden. Muß denn Gott nicht ſchon als das höchſte und mächtigſte, noch mehr als das weiſeſte, voll-

kommenſte, beſte Weſen den freiwillig aus und nach ſeiner Natur, alſo auch zu einem dem gemäßen, zu einem gottgemäßen Zweck erzeugten Menſchen erhalten und vollenden? Muß das, was Gott zum Vater hat, was ein Kind Gottes iſt und ſich an Gott hält, nicht ewig durch und mit Gott bleiben? Ein guter Vater unter uns, der ſeine Kinder mit ſich und durch ſich beim Leben erhalten könnte, würde der ſeine Kinder ſterben laſſen, und allein fortleben wollen? Nimmermehr! Und Gott, der höchſte und beſte Vater, ſoll thun, was kein guter Vater unter den Menſchen thun würde? Gott ſoll ſeine Kinder, nachdem er ihnen Daſein und Leben und Liebe dazu verliehen, in kurzem wieder vernichten? Oder kann Gottes herrliches Zeugniß nicht mit Gott fortwähren? Kann Gottes Allmacht nicht erhalten, was durch ſie vorhanden iſt? Iſt es für Gottes Allmacht ſchwerer, zu erhalten, als zu ſchaffen, ſchwerer immer, als nur eine Zeit lang zu erhalten? Und gehört die beſtändige Erhaltung und Fortbildung aller denkenden und fühlenden Weſen nicht zur Erreichung ihrer Beſtimmung, ihres Daſeinszweckes? Und dieſer Zweck, dieſe Beſtimmung nicht zur Weisheit und zur ganzen Natur Gottes? — Gingen die Menſchen im irdiſchen Tode unter, was hülfe ihnen da Gott? Und was wäre da Gott? So gut, als ob kein Gott wäre. Nur ein ewiges Sein und Leben iſt für ein vernünftiges Weſen paſſend. Auch das längſte Leben hilft ihm nichts, und hat keinen Werth, wenn es einmal wieder endet, wenn der Menſch wieder vergeht, wo es dann ſo viel iſt, als ob ich nie Leben und Daſein gehabt hätte. — Läßt die längſte Dauer der Welt und der Weſen Gott genug als Gott erſcheinen? Warum — wozu — wofür eine Schöpfung, ein Daſein denkender und fühlender Weſen, wenn ſie nach einem kurzen und unſichern Lebensbeſitz ewig

der

der Vernichtung heimfallen? Wie daher der vernünftige Menſch zur Erklärung und zum Verſtändniß ſeines Daſeins und Weſens eines Gottes bedarf, ſo bedarf Gott zu ſeiner Verherrlichung und Offenbarung der ewigen Erhaltung der ihm entſtammten Weſen. Und je länger und je weiter der Menſch in dem großen Reiche Gottes ſich entwickelt, deſto vollkommener wird er, und deſto vollkommener verherrlicht ſich Gott an dem Menſchen und an der Menſchheit.

J. G. Hennig.

Jeſus Chriſtus erſtand! Er wird die Seinen erwecken!
Seine Kindlein werden im Schooße der Erde nicht ewig
Liegen, entſtellt von der Hand der Verweſung. Die
Stimme des Segens
Wird ertönen, vor ihr verſtummen des Fluches
Letzter Laut. Erzengel werden ſich freu'n und leuchtender
ſtrahlen
Vor den ſüßen Entzückungen über die Todten, die leben.
Ach, daß jetzo nicht mehr das Grab iſt, nicht mehr die
Verweſung
Herrſcht, noch in Grüften zerſtört der hohen Seele Genoß
liegt!
Wehet, Winde, vom Morgen, und bringt den Staub der
Zerſtörung,
Bringt der Zerſtörung Staub, ihr wehenden Winde, vom
Abend!
Brauſe, Sturm der Mitternacht, und bringe die Trümmer!
Jeſus Chriſtus erſtand! Er wird die Seinen erwecken!
Seine Kindlein werden im Schooße der Erde nicht ewig
Liegen, entſtellt von der Hand der Verweſung. Wie
Träumenden wird es

Dann uns ſein, wenn wir wiederkehren in's Leben der Engel.
Webet, Winde, vom Morgen, daß wir in das Leben der Engel
Wiederkehren! O ſäufle die Todten Gottes herüber,
Mittagswind, zu dem neugeſchaffnen Paradieſe.

F. G. Klopſtock.

Getäuſcht hätte ſich der Menſch nur und ſchmählich betrogen, der, von dem heiligen Bilde ewiger Wahrheit und Tugend ergriffen und entflammt, ſich dem Elend und dem Tode entgegenwirft, und alle Güter der Erde in den Staub tritt, als wären ſie eitle Luft und bunte Wolkenbilder, wie ſie denn ſind! In der Natur finden wir des Unerklärlichen, ſelbſt des ſcheinbar Furchtbaren genug; nur Widerſprüche finden wir in ihr überall nicht. Und nun meinſt du, in dem Menſchen, ihrem heiligſten und höchſten Bilde, ſeien alle Widerſprüche zuſammengetragen und auf einander gehäuft worden, Verwirrungen auf Verwirrungen, Blendwerke auf Blendwerke! Den Menſchen, welcher, von jenem Himmelsbilde getrieben, die Güter des Lebens, die er mit dem ſauren Schweiße von vielen Jahren geſammelt, hinwirft in einem Augenblick, um nun, ſtatt Reichthum, Armuth zu haben — den, denkſt du, blendet nur ein Phantom! Ein Phantom wäre es, wofür der Menſch verſtümmelte Glieder holt; ein Phantom, das ihm die Kraft giebt, ein theures Weib und geliebte Kinder auf immer zu verlaſſen; ja ſie, die er mehr liebt, wie ſich ſelbſt, unvermeidlichem Elende preiszugeben, wenn die Tugend dieſes Opfer fordert! Das Blutgerüſt haben ja Tauſende erwählt, oder den flammenden Scheiterhaufen, weil ſie nicht ihrem Fleiſche gehorchen wollten, ſondern

ihrem Herzen. Hat ein Phantom nur ſie aufs Blutgerüſt und auf den Scheiterhaufen geführt? — Einem Phantom zur Liebe hätten Tauſende ihr Leben im Kerker verſchmachtet, ſich weggeriſſen von dem Mahle aller irdiſchen Freuden, die das Glück ihnen zugedacht hatte, um freiwillig in das Grab zu ſteigen, oder in das Haus des Elends; hätten verlaſſen die Palläſte der Luſt, um ſich in die Hütten des Jammers zu begraben und in ihnen zu wohnen ihr Lebelang! Die edelſten Helden alle, welche wie leuchtende Sterne durch die Nacht der Weltgeſchichte gehen — ſind ſie einem bloßen Schattenbilde nachgelaufen, ſind ſie alle nur Thoren geweſen? Und ſind auch wir faſt noch größere Thoren geworden, daß wir ihre Thorheit preiſen, daß wir uns erhoben und begeiſtert fühlen von ſolchem Wahnſinn und ſolcher Narrheit, wir wiſſen nicht wie? — Ich erlaſſe euch die prunkenden Gedanken: es ſei doch etwas Großes und Göttliches, das Leben hinwegzugeben für das Heil von Millionen, und durch ruhmvollen Tod das Glück ſelbſt kommender Geſchlechter noch zu begründen! Was ſind dieſe Millionen mit ihrem Heil und dieſe kommenden Geſchlechter mit ihrem Glück? Traumgeburten ſind ſie, ohne Unſterblichkeit! Und für ſolche Traumgeburten verlohnte es ſich der Mühe, zu ſterben, die es kaum werth ſind, daß nur ein Finger für ſie bewegt wird? Laßt den Schatten für die Schatten ſterben, oder mit ihnen leben in ſcheinbarem Elende oder ſcheinbarem Glücke; geht einmal die Luft etwas kälter oder heißer, ſo zerflattern ſie alle, die leeren Nebelbilder! Ohne das ewige Leben hat das irdiſche keine Bedeutung; es iſt lauter Schein und Schall. Alle Bedeutung erhält es erſt als die Hülle eines ewigen, als eine bloß auf gewiſſe Zeit angenommene Geſtalt des letztern. — O Menſchen! Läſtert eure Natur und läſtert den Ewigen nicht! Ja, es

hat Geiſter gegeben, und es giebt deren wohl noch, die in die Hölle gegangen wären und gehen würden für die Tugend, wenn ſie als Strafe darauf ſtände, wie jetzt der Himmel als Lohn. Zittre nicht, o Menſch, vor deiner eignen Kraft! Die Kraft der Tugend iſt gerade das heilige Ebenbild des Ewigen, was wir Alle in uns tragen, und was Niemand uns rauben kann, als wir ſelbſt. Allein ſelbſt dann, wenn dieſes Ebenbild von uns ganz zerbrochen und zerſtört iſt, und ein ganz anderes, das des Fürſten der Finſterniß, dafür in die Seele gekommen, ſo äußert wieder das Laſter eine Kraft, die nur in einem unſterblichen Geiſte wohnen kann. O gewiß, wer nur erſt die Menſchennatur in ihrer Kraft und Herrlichkeit erkannt hat, der hört auf zu fragen, ob ſie unſterblich ſei. Und zuletzt iſt es unter allen Verblendungen die größte, wenn man die höchſte Wahrheit für — Irrthum hält.

J. H. Rabbe.

Wenn Elend,
Von Elend überlaſtet, auf uns ſtürzt,
So iſt's ein laut Geheiß: Glückſeligkeit
In einer andern Welt zu ſuchen.

F. G. Klopſtock.

Wer zu dem Bewußtſein ſeines Daſeins in der höhern Ordnung der Dinge gelangt, und voll iſt des heiligen Strebens nach allem Wahren, Guten und Schönen, der lebt ſchon in der Unſterblichkeit, und der Glaube daran iſt ihm zur unmittelbaren Gewißheit geworden, daß er von ſeinem Daſein nichts anderes weiß und denkt, als daß es in Gott verborgen ſei, und daher auch all' ſein

Denken und Thun göttlich zu machen ſtrebt; der iſt des ewigen Lebens unwiderſprechlich gewiß, und hat es ſchon als ſein wahres Leben begonnen. Daher iſt klar, daß ſolche Ueberzeugung Niemandem mitgetheilt werden könne, und Jeder ſie in ſich ſelbſt erzeugen müſſe dadurch, daß er ſich im Denken und Thun zum ſittlichen und religiöſen Leben erhebt. Denn wer dies Leben hat, der hat auch die Unſterblichkeit, und auf eine andere Art kann auch die Ueberzeugung davon nicht erlangt werden. Man ſieht hieraus — was für Wiſſenſchaft und Praxis von Bedeutung iſt — wie die Beweiſe für die Unſterblichkeit geſtellt werden, und wohin ſie zielen müſſen. Sie gehen nämlich darauf aus: 1) das Bewußtſein unſres intelligiblen Daſeins in uns zu erregen und zu beleben, und die Forderungen deſſelben in uns zur Anerkennung zu bringen; 2) die religiöſe Weltanſicht geltend zu machen, und das Leben in Gott uns zu gründen und zu erhöhen. Auf jenem Wege entſteht die Ueberzeugung: So gewiß wir Menſchen ſind, ſo gewiß ſind wir unſterblich. Auf dieſem Wege die andere: So gewiß Gott iſt, ſo gewiß ſind wir unſterblich. Alle Zweifel verſchwinden vor dieſem tiefen, unmittelbaren Bewußtſein, und es iſt ſicher anzunehmen, daß es mit einem Menſchen noch nicht zu dieſem höhern Selbſtbewußtſein, und zu dieſer Gottinnigkeit gekommen iſt, bei dem der Glaube an Unſterblichkeit nicht lebendig und unerſchütterlich geworden iſt. Daß die Erhaltung und Erneuerung der irdiſchen Hülle keine Schwierigkeit mache, bedarf nicht einmal erinnert zu werden. Denn eine Auferſtehung des Leibes iſt weder möglich, noch nöthig. »Was ſoll,« fragt Kant mit Recht, »dieſe Kalkerde in einer andern Welt?« Und wie könnte ſie gegen alle Naturgeſetze emporgehoben werden? Wozu ſogar die Verwandlung, ſelbſt wenn ſie möglich wäre? Es ſind

irdiſche Körper; die Allmacht bedarf jener nicht, um dieſe zu bilden. Auch lehrt ſelbſt die Schrift, die ſich doch überall nach den Vorſtellungen des herrſchenden Glaubens bequemt, nirgends die Auferſtehung der groben Erdenhülle. Aber wie läßt ſich überhaupt die Aufnahme von dieſer Erde in einen andern Stern als möglich denken? Und wohin? Und mit welcherlei Hülle ſollen die Geiſter umgeben werden? Man muß dieſe Fragen durch die Inſtanz abweiſen: So wenig wir wiſſen, wie wir auf dieſem Planeten zum menſchlichen Daſein erwacht ſind, ſo wenig darf es uns auch kümmern, wie wir es in einer andern Sphäre fortſetzen werden. Dieſelbe Allmacht und Weisheit, die uns irdiſch ſo vollkommen und ſchön bekleidete, wird auch unſere Wiedergeburt zum neuen Leben bewirken, iſt nur die unvergängliche Dauer dieſes Lebens an ſich uns geſichert. Ganz gewiß geht dieſe Wiedergeburt, wie Alles, nur naturgemäß von ſtatten, und es giebt ſicher eine natürliche Entwicklung zum neuen Leben, die, wie jede Erſcheinung in der Natur, unter Geſetzen der Nothwendigkeit ſteht. Die Fortdauer der Geiſter in einer andern Hülle und in einer höhern Welt, ſo weſentlich und nothwendig ſie iſt nach Geſetzen der überſinnlichen Welt, iſt es ſicher eben ſo nach den Geſetzen und Kräften der Natur; und kennten wir dieſe, ſo würden wir auch den Proceß der Wiedergeburt kennen, und könnten von der Unſterblichkeit als einem phyſiſch nothwendigen Ereigniß klare Anſchauung haben. Aber ſo unerforſchlich das Geheimniß unſrer Geburt zum irdiſchen Daſein iſt, ſo iſt es auch das unſrer Wiedergeburt zum himmliſchen Daſein, ob wir gleich von dieſer, wie von jener, den natürlichen Weg und Zuſammenhang vorausſetzen müſſen. Es iſt aber ſchon genug, bis zu dieſem ſichern Punkt gekommen

zu ſein, und es anzuerkennen, daß die Unſterblichkeit moraliſch und phyſiſch nothwendig iſt.

G. Ch. Müller.

Hüllt meinen Pfad auch Dunkelheit,
Dort oben ſeh' ich Sterne flimmern,
Und freundlich auf mich niederſchimmern
Den Lichtſtrahl der Unſterblichkeit.

H. Döring.

Der Menſch hat Vernunft und Freiheit, und darum Verdienſt oder Schuld. Das ſagt uns das tiefſte Gefühl unſres eignen Herzens und die unbeſtechliche Stimme des richtigen Gewiſſens; und unabweislich macht unſere ſittliche Natur die Forderung, daß ſowohl der Tugend als der Sünde ihre Genugthuung werde, und ihr äußeres Vergeben ſich genau abmeſſe nach ihrer Schuld oder ihrem Verdienſte. Dieſe Forderung iſt ſo tief in unſrem Weſen gegründet, daß auch der Verworfene, wenn er umkehrt und ſich beſſert, durch die Beſſerung allein mit ſeinem ſittlichen Gefühl noch nicht ausgeſöhnt iſt, ſondern dieſe Ausſöhnung in freiwilligen Leiden und Uebeln ſucht, die er ſich ſelbſt zur Strafe, zu ſeiner Verſöhnung mit der Heiligkeit des Geſetzes auferlegt. — Aber entſpricht denn das äußere Ergehen des Menſchen ſeinem ſittlichen Zuſtande? Nichts weniger als dieſes! Kaum wird unter hundert Menſchen Einer gefunden werden, dem es im Leben ganz ſo geht, wie er verdient hat. Bei den Meiſten bleibt ein ſichtbares Mißverhältniß zwiſchen dem, was ſie verdienen, und dem, was ſie empfangen, und oft wird dieſes Mißverhältniß ſo groß, daß es ſchwer danieder

drückt oder tief erschüttert. Einen Jesus, der von keiner Sünde wußte, der ein Prophet war, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volke, der das schönste Glück der Erde verdient hätte, — ihn sehen wir verfolgt, gelästert, gekreuzigt; dagegen eine Bosheit, die unser Inneres empört, sehen wir einen wilden und schändlichen Triumph feiern. Wie groß aber ist nicht zu allen Zeiten die Anzahl edler Menschen gewesen, die, von der Bosheit, dem Hasse, dem Neide verfolgt, die Freuden ihres Lebens zerstört, und Kummer, Schmerz und Gram auf ihr Haupt gehäuft sahen! Wie viele Unschuldige sehen sich nicht, ohne es verdient zu haben, von der Bosheit, der Gewalt angefallen, überwältigt, gemartert, zerrissen, und mit Hohn in's Elend und in den Tod gestoßen? Und was sollen wir sagen von schändlichen Tyrannen, welche das Blut der Gerechten und Unschuldigen gefühllos vergossen? was von Räubern und Mördern, die den schuldlosen Wanderer unter Qualen sein Leben aushauchen lassen? was von grausamen Kriegern, die gleich eingefleischten Teufeln erfinderisch sind, die Wehrlosen zu quälen? Ach, bei solchem Anblick empört sich unsere Seele, und fordert laut einen Richter und Rächer, der den Angstruf des Schuldlosen höre, und ihn für seine unnennbaren Leiden entschädige, den quälenden Teufel aber nach Verdienst bestrafe. Doch ein solcher Rächer wird auf Erden nicht gefunden! Keine menschliche Macht kann das durch Gram zerrüttete Leben wieder erneuern, den Getödteten wieder lebendig machen, oder nur für die verlorene Freude des Lebens eine Entschädigung geben. Eben so wenig aber ist sie im Stande, den, der mehr verdient hat durch seine Grausamkeit als den Tod, angemessen zu bestrafen. Und wo wäre auch nur eine irdische Macht, die alles Unrecht nach Verdienst strafen könnte? Feiert nicht die

Bosheit ihren Triumph in guter Ruhe, und genießt ihres ſchändlichen Raubes, ohne von dem Arm menſchlicher Gerechtigkeit erreicht zu werden? — Wenn nun aber das Leben in tauſend Fällen ein ſo ſchreiendes Mißverhältniß zwiſchen dem äußerlichen Ergehen der Menſchen und ihrer ſittlichen Beſchaffenheit darſtellt: iſt es nicht räthſelhaft, woher dem Menſchen das unaustilgbare Verlangen komme, jenes Mißverhältniß aufgehoben zu ſehen? warum er ein Gefühl in ſich trägt, mit welchem die Wirklichkeit faſt immer in Streit iſt? Und wenn uns Gott dieſes Gefühl gab, iſt es nicht räthſelhaft, warum er ein Gefühl ſo tief in unſere Bruſt ſenkte, das uns nur alles Unrecht, was uns widerfährt, doppelt empfindlich macht? — Doch alles Räthſelhafte verſchwindet, wenn das Licht des Glaubens an Unſterblichkeit in unſrer Seele aufgeht. Nun wiſſen wir, daß alle Ungleichheiten dieſes Lebens ihre Ausgleichung finden werden. Die leidende Tugend, die ſterbende Unſchuld, ſie bedarf hier keiner Vergeltung; ſie bedarf keines Rächers; ſie findet beides jenſeits des Grabes. Die unbeſtrafte Bosheit, das glückliche Laſter, es entgeht ſeiner Schuld nicht durch den Tod; denn es harret ſeiner das Gericht und die Vergeltung Gottes. Da uns ein Tag der Vergeltung in der Ewigkeit erwartet, ſo bedurfte es hier keiner vollſtändigen und angemeſſenen Vergeltung; aber wohl bedurfte es des tiefen Gefühls für Recht und Unrecht, damit wir einen ſtillen Führer hätten auf der ſchlüpfrigen Bahn des Lebens, der zukünftigen Vergeltung eingedenk blieben, und um den Preis der Tugend unermüdet kämpften, auch wenn uns die Erde den Lohn der Tugend ſchuldig bleibt, das Laſter aber verabſcheueten, auch wenn es hienieden keinen Rächer findet.

K. G. Bretſchneider.

In's ſtille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölbt ſich uns der Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet uns mit ſanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber
In's ſtille Land?

In's ſtille Land!
Zu euch, ihr freien Räume
Für die Veredlung! zarte Morgenträume
Der ſchönen Seelen! künft'gen Daſeins Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf beſtand,
Trägt ſeiner Hoffnung Keime
In's ſtille Land.

Ach, Land! ach, Land!
Für alle Sturmbedrohten.
Der mildeſte von unſern Schickſalsboten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit ſanfter Hand
In's Land der großen Todten,
In's ſtille Land!

J. G. v. Salis.

Das ganze irdiſche Daſein des Menſchen deutet auf eine höhere Beſtimmung hin. Da iſt überall Anfang und keine Vollendung, Verpflichtung zum Streben und doch kein volles Gelingen, Sehnſucht und Verlangen, und nirgends die Befriedigung, die jede Sehnſucht ſtillt und jedes Verlangen ſättigt. Mitten im Beſitz des Ueberfluſſes, im Genuß der Freude, ſelbſt im Gewinn jenes

Friedens, den der Glaube und die Gottſeligkeit gewährt, und der höher iſt als alle menſchliche Vernunft, regt ſich in unſerm Herzen das Verlangen nach einem Höhern, Beſſern und Vollkommnern. Nein, dies Leben mit ſeinen vergänglichen Gütern, ſeinen flüchtigen Freuden, ſeinen ſinnlichen, oft unlautern Genüſſen; dies Leben mit ſeinen Sorgen und Mühen, ſeinen Schmerzen und Trübſalen, ja noch mehr, mit ſeinen Blendwerken und Lockungen, mit ſeinen Thorheiten und Sünden, denen die Laſt des Fluches nachfolgt, — das kann die Befriedigung nicht geben, die unſer Geiſt und Herz begehrt. Von dem Jenſeits haben wir ſie zu erwarten; dort iſt unſre Heimath; und wie den Fremdling, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Lieben, eine immerwährende Sehnſucht erfüllt: ſo bleibt auch unſer Herz unbefriedigt, bis wir heimkehren in's ewige Vaterhaus, von welchem wir ausgegangen ſind. Das iſt das ängſtliche Harren der Creatur, von welchem Paulus ſpricht, das iſt die Sehnſucht nach des Leibes Erlöſung, welche nach ſeinem Zeugniſſe ſelbſt die empfinden, die des Geiſtes Erſtlinge haben. Blicket umher unter eurem Geſchlecht! Wie die Einen ſeufzen unter dem Druck der Armuth, und ängſtlich fragen nach Brot; wie die Andern wimmern auf dem Krankenbette und lechzen nach Erquickung; wie die in Gefängniſſen den einſamen Wänden ihre Klagen vorſtöhnen, die von dem Schlangenſtiche verleumderiſcher Zungen verwundet werden, die bluten unter dem eiſernen Stabe ihrer Feinde und Tyrannen! Man hat die Erde ein Jammerthal genannt, und mehr oder minder iſt ſie es überall. Man braucht nicht blos in die Hütten der Armuth, nicht blos an die Krankenbetten, nicht blos in die finſtern Kerker, nicht blos in die Schiffsräume voll zuſammengekoppelter Sklaven, oder auf blutige Schlachtfelder, oder auf die Trümmer niedergetre-

tener Städte oder in die Einöden verwüſteter Länder zu geben. Sorge, Mühe und Schmerz miſcht ſich auch in das Leben des Glücklichſten. Das ängſtliche Harren der ſeufzenden Creatur tritt dir überall entgegen. Dies ängſtliche Harren aber, es weckt in deinem Herzen die Sehnſucht, es verbürgt deinem Geiſte die Hoffnung, es beſiegelt dir den Glauben eines ewigen, unvergänglichen Lebens. Nein, dieſen Menſchen, dem Gott ſeinen Odem eingehaucht, kann die Scholle nicht befriedigen, an die er lebenslang gebunden iſt, um im Schweiße ſeines Angeſichts den beſten Ertrag ſeiner Arbeit und Mühe ſeinem Herrn zu opfern, und von dem geringern ſich und den Seinigen den kümmerlichen Unterhalt zu verſchaffen. Nein, nein, dieſe engen Arbeitsſtuben, dieſe dumpfen Werkſtätten, dieſes ewige Einerlei niedrigen Tagewerks, dem der Wucher den Lohn oft ſo kärglich zumißt, daß viele neben demſelben erſt auf dem Wege der Sünde ſich des Lebens Unterhalt ſuchen; ſie verkünden es laut: zu etwas Beſſerem iſt der Menſch geſchaffen; hier im creatürlichen Sein kann ſeine Beſtimmung nicht ruhen. Oder tretet hin an's Krankenbette, und ſehet den Gequälten leiden, Tage und Nächte lang. Wochen, Monate, Jahre ſchleichen langſam vorüber an ſeinem Schmerzenslager; mit jedem wechſelnden Monat ändert ſich die Geſtalt der Dinge; nur ſeine Leiden bleiben ſich gleich. Oder betrachtet den Unglücklichen, den Bosheit und Habſucht wegreißt vom Elternhauſe und Vaterland, und in Sklavenfeſſeln ſchmiedet, daß er, der Freigeborne, zum Thier erniedrigt, der rohen Willkür unmenſchlicher Tyrannen dienen, und das verzehrende Heimweh und den quälenden Haß gegen ſeine Dränger mit hinunter nehmen muß in's Grab, dem letzten Ziele ſeines Hoffens. Oder denkt an den Unglücklichen, dem ſie die ſchönen Kinderjahre mit Kerkermauern

umſtellt, den Geiſt gebannt in die Nacht thieriſcher Bewußtloſigkeit, den Keim des Lebens geknickt, und, nach dem frühen Tode, noch im Grabe das letzte Eigenthum — die Ehre geraubt haben. Und ihr höret das ängſtliche Seufzen der Creatur, ihr höret das Wimmern der Klage und den Ruf des Schmerzes hinauf zu dem ewig Gerechten; es wird euch klar, wie die Erde ohne die Hoffnung auf den Himmel ein Thal des Jammers, ein Haus der Schmerzen, das Leben ohne ein Jenſeits ein ewiges Räthſel wäre, das mit dem Gedanken an den Allliebenden nicht beſtehen kann. Aber das ängſtliche Harren der Creatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes; aber die Eitelkeit, der ſie unterworfen iſt, iſt uns Bürge für ein beſſeres Sein. Gott iſt die Liebe, darum kann die Sehnſucht nach dem Himmel, der die Mißklänge auflöſ't und die Schmerzen vergütet, uns nicht täuſchen.

J. Ch. C. Loſch.

Der Unterſchied zwiſchen der empfindenden und bewegenden Seele und dem Geiſte, derſelben Sterblichkeit und Unſterblichkeit, erhellt aus ihrem Urſprunge. Die lebende und ſich bewegende Seele wird aus Waſſer und Erde hervorgebracht; der unſterbliche Geiſt aber durch den Anhauch Gottes ohne alle Materie. Was nicht aus Waſſer und Erde iſt, das iſt himmliſch, iſt göttlich. Jede Wirkung hat ihre Urſache. Daher ſind die andern Thiere ſterblich, weil ſie Waſſer und Erde zur Urſache haben, und aus dieſer Urſache iſt auch der Menſch ſterblich, aber aus dem Urſprunge des Geiſtes iſt er unſterblich.

H. G. Köhler.

Nur mein Leib gehört zur irdiſchen Natur, und wenn er ſeine Zeit gelebt hat, zerfällt er wieder; er iſt, wie alles Andere in der Sinnenwelt, dem Wechſel unterworfen. Mein Geiſt iſt zwar eng verbunden mit dem Körper; er entſteht mit ihm; er entwickelt ſich mit ihm; er fühlt das Wohl und Weh deſſelben, und wirkt durch ihn in der ſichtbaren Welt. Aber er iſt nicht Eins mit dem Leibe; er iſt nicht, wie dieſer, den Geſetzen der körperlichen Natur unterworfen; er gehört einer unſichtbaren Welt an; er hat ſeine eigenen Geſetze, nach denen er fortbeſteht; er ſtirbt nicht mit dem Leben; er iſt unſterblich.

J. P. L. Snell.

Bitter nennſt du den Tod, weil er von dem ſüßen Leben und den geliebten Gütern, welche es in ſich ſchließt, dich ſcheidet? Meinſt du das Leben ſelbſt? Wohl iſt es ſüß und nimmer genugſam zu preiſen; und wohl möchteſt du klagen, wenn es dir genommen würde. Aber es wird dir nicht genommen, und kann dir in Ewigkeit nicht genommen werden. Ueber das Unzerſtörbare hat der Tod keine Gewalt. Du lebſt und wirſt leben. Du kannſt nur die Geſtalt meinen, in welcher das Leben auf Erden erſcheint. Betrachte dieſe Geſtalt einmal näher; faſſe ſie ſchärfer in's Auge; entferne von ihr den falſchen Schimmer, welchen das Vorurtheil, deine Einbildungskraft, deine Leidenſchaften ihm gelieben haben, der dir ohnehin früher oder ſpäter verſchwindet: und es wird ſich bald zeigen, ob du Urſache habeſt zu klagen, oder nicht vielmehr, dich darüber zu freuen, daß du dieſes Leben verlaſſen kannſt.

F. Ehrenberg.

Wenn ich von einem künftigen, und ſo ich es nur ſelbſt will, glücklichen Leben eine vollkommene Gewißheit habe, ſo werden mir auch lebhafte Vorſtellungen von der Glückſeligkeit, die den Gutgeſinnten jenſeits des Grabes erwartet, ſehr wichtig und angenehm ſein. Denn eben dieſe Vorſtellungen zeigen mir am ſicherſten den wahren Werth der Dinge, die ich zu meiner Glückſeligkeit rechne, das Gehörige meiner Zuneigung und Beſtrebung nach denſelben; ſie lehren mich Weisheit und Mäßigkeit bei ihrem Gebrauche und Gelaſſenheit bei ihrem Verluſt. Und wenn ich es zu meiner Vervollkommnung für wichtig halte, ſtets nach einer höhern Verbeſſerung meiner Erkenntniß und meiner Tugend zu ſtreben, o welche Aufmunterung werde ich dann in der Vorſtellung finden, daß dieſes Leben nicht die Grenze meines Wiſſens ſei, daß der innere Streit meiner Leidenſchaften mit meinem moraliſchen Gefühl, wobei mein ſchwaches Herz ſo oft unterliegt, ſich einmal in dem herrlichſten Siege endigen, und daß mein Fortgang in der Weisheit und Herzensgüte dann ſo viel geſchwinder und leichter ſein wird. Und genieße ich hier ſchon die innere Ruhe, die aus einer edlen, rechtſchaffenen Geſinnung fließt, o wie erquickend muß mir dann die ſelige Hoffnung ſein, daß dieſer innere Friede, dieſe gerechte Freude über mich, die alle übrigen Freuden der Welt unendlich überwiegt, dieſes heilige Vergnügen einer unſchuldigen Seele, ſich nicht mit dieſem Leben endigt, über alle Gewalt des Todes ſiegt, und dem Geiſte überall eigen bleibt, wohin er alsdann auch verſetzt werden mag. Sollten nicht wirklich die Menſchen einen höhern Begriff von dem Werthe der Menſchheit faſſen, und ihre Würde lebhafter fühlen, die durch den Geiſt der Kleinlichkeit und der Zügelloſigkeit oft ſo herabgeſetzt wird, wenn ſie ſich öfter des hohen Berufs der Unſterblichkeit

erinnerten? O gewährte uns der Himmel nur einen Blick in jenes Leben der Freude, oder ſtellte er uns nur einen Augenblick an den äußerſten Rand des Lebens, wo wir allein den wahren innern Gehalt irdiſcher Dinge kennen lernen: wie geſchwind würden wir dann unſre Augen vom Anblick der eitlen Erde hinwegwenden, und ſie auf die ruhige Ewigkeit mit Sehnſucht heften, die wir alsdann halb enthüllt vor uns ſähen.

J. J. W. Herbſt.

Durch die Unſterblichkeit gab die Gottheit dem Menſchen die Ewigkeit, aber durch die Liebe gab ſie ihm die Unendlichkeit, und darum kann der Menſch als Menſch zu Gott als Gott beten, und Gott als Gott den Menſchen als Menſchen hören.

F. v. Sonnenberg.

Blicket auf die Natur: ſie war erſtorben und ſtarr; aber der Odem des Allmächtigen hauchte ihr das Frühlingsleben ein, in dem ſie nun grünt und blüht. So wird er auch unſern Geiſt zum neuen Leben führen, wenn unſere irdiſche Hülle einſt in ſtarren Schlummer hingeſunken iſt. Jede Periode bringt neue Hoffnungen; die ſchönſten, die ſicherſten blühen auf am Grabe. Nun endet jede Möglichkeit der Täuſchung; nun wird es helle in uns, nun öffnet ſich eine freie, himmliſche Ausſicht. Nun wird es beſſer! frohlockt der Glaube mit heiliger Zuverſicht; dieſer Abend weiſſagt entſchieden einen heitern, herrlichen Morgen! Bald wird die höhere Ahnung Gewißheit, bald der heiße Drang, die feurige Sehnſucht nach Licht und Wahrheit, nach Tugend und Ruhe geſtillt.

Sanft

Sanft ſchlafen wir einſt in dieſer himmliſchen Hoffnung. Jeder Abend eines Tages iſt Bild des Abends unſers Lebens. Der treue Arbeiter ſieht ruhig die Sonne tiefer ſinken; ſie führt das Ausruhen des Abends herbei, und wieder aufgehend weckt ſie ihn am nächſten Morgen zur Thätigkeit. So ſieht der Fromme die Sonne ſeines Lebens ihrem Untergange für die Erde ſich entgegen neigen; ſie geht in einer beſſern Welt ihm auf. Seine ermattete Geiſteskraft geht nicht unter: der Ewige wandelt ſie verjüngend um im Tode; ſein Sehnen nach Wirken für das Heilige bleibt nicht unbefriedigt: bald öffnet ſich ihm ein Kreis der höhern Thätigkeit.

W. K. Veillodter.

Die Religion lehrt uns: es ſei die Beſtimmung des Menſchen, ſeinen Geiſt hienieden zu bilden und für ein anderes Daſein zu bereiten. Legt der gute Menſch ſeine irdiſche Hülle ab, und wird zu einem verklärten Geiſte, ſo wird er erkennen lernen, daß er ſchon auf Erden einen Himmel voll Seligkeit ſchuf. Aber der Elende, der ſich durch Laſter verſtümmelte und verwüſtete, wird mit Entſetzen von ſeinem Körper ſcheiden und erkennen, daß er der Rache des Ewigen voraneilte. Wir müſſen alſo in jeder Lage des Lebens die Religion für unſern wahrhaften Troſt halten; denn ſind wir auch ſchon hienieden glücklich, ſo liegt doch Wonne in dem Gedanken, daß wir dieſes Glück zu unendlicher Dauer erheben können; ſind wir aber unglücklich, ſo finden wir Troſt in der Ueberzeugung, daß wir dort in einen Hafen der Ruhe gelangen. Auf dieſe Weiſe gewährt die Religion dem Glücklichen Bürgſchaft für die Dauer ſeiner Wonne, und zeigt dem Unglücklichen das Ziel ſeiner Leiden.

O. Goldſmith.

Ich lebe nicht für dieſe Erde,
Für dieſe Unterwelt allein;
Der Tag, an dem ich ſterben werde,
Wird erſt des Lebens Anfang ſein.
Ich lebe nicht für dieſe Zeit,
Mein Loos iſt die Unſterblichkeit.

Was iſt die Welt? was Geld und Ehre?
Geſetzt, es wäre Alles mein,
Es bliebe, wenn kein Himmel wäre,
Für meine Wünſche viel zu klein.
Der Geiſt find't nicht im Staube Rub',
Er eilt erhab'nen Gütern zu.

Ja, Jeſus lebt! wer will mich tödten?
Wer raubt mir die Unſterblichkeit?
Sein Arm führt mich aus Todesnöthen,
Und führt mich hin zur Seligkeit.
Wie er, ſo werd' ich auferſtehn,
Und ſchön verklärt zum Himmel gehn.

Ihr Thäler ſinkt! fallt, Berge, nieder!
Mein froher Glaube fürchtet nichts.
Ich ſehe einſt den Morgen wieder,
Den Morgen jenes ew'gen Lichts.
Dann fängt mein neues Leben an;
O Gott, wie ſelig bin ich dann!

J. N. Hermes.

Noch kennen wir die Grenzen der Vollkommenheit des Menſchen nicht. Der Stillſtand, den wir wahrzunehmen glauben, iſt nur ſcheinbar. Das Organ, der Körper, kann abgenutzt werden, aber ſie ſelbſt nicht. Ihre Kräfte erhöhen ſich durch den Gebrauch, und entſcheiden eben dadurch für künftige Fortdauer.

J. W. Streithorſt.

Auf Erden wechſelt Alles; wie Zeiten und Schickſale, ſo wir. Den milden Lenz der Jugend verdrängt der ſchwüle Sommer der Mannheit; die Zeit der reifen Garben flieht, die Blätter fallen vom Stamm; der Winter des grauen Alters iſt da. Doch wie bald, ſo haben wir auch dieſes überſtanden. Die ſtarren Gräber thaut himmliſches Licht auf, und den verklärten Geiſt bewillkommt in ſchönern Gegenden ein ewiger Frühling.

J. H. W. Dräſeke.

Den Tagelöhner tröſtet bei der Hitze des Tages die Ausſicht auf die Ruhe des Abends, den frommen Dulder der Blick auf die beſſere Welt. Dort, jenſeits der Sonne, die ſtill und ſegnend in ihrem Kreiſe rollt, jenſeits der ſchimmernden Welten der Nacht, die im ewigen Frieden dahin ziehen, dort iſt der Sammelplatz der Guten; dort werden die Räthſel des Schickſals gelöſ't; dort findet die Tugend ihre Palme, und die Treue ihren Siegerkranz.

G. A. Neuhofer.

Wir ſind nicht beſtimmt, mit dieſer irdiſchen Hülle im Grabe unterzuſinken. Wir ſehen die Unendlichkeit vor uns, wir erwarten einen beſſern Zuſtand nach den Mühſeligkeiten dieſes Lebens. Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt es, welche wir in unſerm Buſen tragen; ſie wird uns nicht täuſchen, ſondern einſt in Erfüllung gehen.

F. Köppen.

Die Ueberzeugung von des Geiſtes Fortdauer nach des Leibes Tode iſt für den Menſchen von der größten Wichtigkeit. Ohne ſie wäre er ſich ſelber, wäre Gott und die Welt ihm dunkel und ein unauflösliches Räthſel. Der Menſch könnte nicht ſein, was er iſt; und Gott nicht ſein, was er iſt; es ſtände Alles im Widerſpruch, wenn nicht der Geiſt fortleben ſollte.

J. P. L. Snell.

Das höchſte Lebensalter des Menſchen, neben das Unendliche geſtellt, iſt ein Nichts. In dem unaufhaltſamen Fortſtrömen der Zeit, ſo nahe an der Mündung, am Ausfluſſe der Zeit, was kann in derſelben und nach derſelben uns gründlich beruhigen? Nichts als das Bewußtſein unſers Fortſchreitens vom Guten zum Beſſern. Und dieſes allein verbürgt uns auch dort ewigen Fortſchritt darin.

J. L. Bleſſig.

In Gottes Schöpfung herrſcht immerfort reges, unvertilgbares Leben. Der Tod in ihr iſt blos ſcheinbar. Nicht für immer ſchwinden Lenz und Sommer; ſie ver-

geben blos auf einige Zeit, um mit neuer Kraft, mit größerer Pracht, mit erhöhtem Reiz und Leben wieder zu erscheinen und Aug' und Herz zu erfreuen. Die Pflanze, die Blume, die dahinwelkt, ist sie auch wirklich dahin? Mit nichten! Verjüngt sproßt sie nach Monaten von neuem auf; Wiesen und Fluren und Bäume schmücken sich mit neuer Schönheit im kommenden Jahre wieder. Und so lebt Alles im ewigen Kreislauf der Natur immer fort. Verloren geht in ihr nichts; blos die äußerlichen Gestalten der Dinge können vergehen. Die Kraft, von der sie durchdrungen und belebt sind, währt ewig fort. Dies auf den Menschen angewandt! Möge immerhin die Hülle zerfallen und verwesen, die seine geistigen Kräfte in sich schließt. Diese Kräfte, die nicht körperlich sind, können auch nicht gleich Körpern zerfallen und vernichtet werden. Sie dauern fort, so wie alle Kräfte in der Natur. Unsterblich ist unser Geist.

J. Glatz.

Ihr kennet den Wurm, der an den Blättern kriecht, von Blättern lebt, und sich endlich umgestaltet, um auf zarten Fittigen über Blüthen und Blätter zu schweben, und sich von zarterer Speise, vom Honig der Blumen zu nähren. Dieser Wurm, bevor derselbe erstarret, um ein Schmetterling zu werden, sucht bedächtig einen sichern Ort, und spinnt sich sorgfältig sein Leichenkleid, damit ihn kein Frost und kein Regen verletze, bis ihn die Frühlingssonne zu einem neuen Leben auferweckt. — Wer gab ihm dies Vorgefühl und die daraus entstehende Vorsicht? Gott, der auch den Wurm nicht betrügt. Ihr kennet die Vögel, die uns im Herbst verlassen, um anderwärts ihre Wohnung zu bauen und ihre Jungen zu brüten. Sie

wiſſen, auch wenn ſie noch keinen Herbſt erlebt haben, daß nun für lange Wochen die Nahrung zu Ende ſei, und daß ſie nach Mittag wandern müſſen, wo Gottes Sonne wärmer glüht. Sie finden den Weg genau, auch über weite Meere, und kehren im Frühling erſt dann zurück, wenn ihre Tafel bei uns gedeckt iſt. — Wer gab ihnen dies Vorgefühl und die daraus entſtehende Klugheit? Gott, der auch den Vogel nicht betrügt. Ihr kennet die kleine Biene, die im Sommer ſo emſig arbeitet, und ihren Ueberfluß ſo künſtlich und ſicher aufbewahrt, als bedächte ſie die rauhen Herbſt- und Wintertage, als wüßte ſie vorher, daß dann keine Blume mehr blüht, und daß ſie demnach bei ihrem häufigen Erwachen nicht verſchmachten könnte, und als berechnete ſie darnach ihre Nothdurft und träfe darnach ihre Maßregeln. Wer gab ihr das Vorgefühl und die daraus entſtehende Betriebſamkeit? Gott, der auch das Bienlein nicht betrügt. — So iſt auch dem Menſchen ein Vorgefühl gegeben von ſeiner Unſterblichkeit; ein Vorgefühl, das ihm ſagt: du wirſt dich, wie der Wurm, nur umgeſtalten, um auf einer höhern Stufe der Weſen zu ſtehen; du wirſt, wie der Vogel, dies Winterland, die Erde, nur verlaſſen, um auf einer andern Flur deine Hütte zu bauen, dort, wo das Leben nie ſo unfreundlich iſt, wie oftmals hier; du wirſt, wie die Biene, Tage erleben, wo du nicht mehr auf Erden wirken kannſt, und wohin dennoch die guten Werke deines Lebens zu bleibendem Segen dir nachfolgen. Freunde, meinet nicht, daß dieſes Vorgefühl, welches in manchen Menſchen leiſer, in manchen lauter ſpricht, und nur durch Unnatur gedämpft werden kann, dies Vorgefühl, das am lauteſten, mächtigſten in der Stunde des Todes ſelbſt redet, und uns entweder mit Schauern der Furcht oder mit Schauern der Wonne durchbebt, auch

dann durchbebt, wenn der Sünder weit lieber nicht unſterblich wäre; dies Vorgefühl, meinet nicht, daß es von außen erſt zu uns gekommen, daß es uns angebildet ſei durch Jugenderziehung und Unterricht. Ach, wir können ja durch Erziehung und Unterricht nichts begreifen, nichts glauben lernen, wozu nicht im Allgemeinen der Grund in uns liegt. Wie alle Belehrung von Gott umſonſt wäre, wenn unſer Herz nicht ſpräche: »Es iſt ein Gott!« und wie alle Gebote Gottes vergebens wären, wenn unſer Gewiſſen nicht ſpräche: »Du ſollſt ihm gehorchen!« ſo wäre auch die lauteſte Predigt vom ewigen Leben verloren, wenn hier nicht ſchon die Ahnung unwiderleglich davon und dafür ſpräche. Ja, angeboren iſt uns dies Vorgefühl. Es ſtammt noch aus der Unſchuld des Paradieſes. Es iſt ein unveräußerliches Gut der Menſchheit. Gott hat es eingepflanzt in unſere Natur. Darum hat es auch Zeugniß gegeben in den verſchiedenſten Ländern und Zeiten. Schon der heidniſche Grieche verglich das Leben mit einem Kerker, woraus uns der Tod befreie. Der Türke ſehnt ſich nach den Gärten des Paradieſes, und hofft an den Bächen der Seligkeit ſeinen Durſt zu löſchen. Auch unſere heidniſchen Väter freuten ſich auf die dortigen Hallen, und gingen darum mit tapferm Sinne in den Tod. Nur die Vorſtellungen vom dortigen Leben ſind verſchieden, zum Theil ſehr unvollkommen, was ja nicht anders ſein kann, insbeſondere da, wo das hellere Licht der Offenbarung fehlt. Wenn aber dem alſo iſt; wenn unſere Hoffnung der Unſterblichkeit von einem Vorgefühl unſers Geiſtes ausgeht: wie ſollten wir dann nicht auf uns anwenden, was wir von niedern Geſchöpfen ſagten? Wenn Gott den Wurm, den Vogel, die Biene in ihrem Vorgefühl nicht betrügt — Menſch,

wie könnte er dich betrügen? Baue, baue auf dieſen Grund; es iſt kein Sand; du täuſcheſt dich nicht!

Dieſe Hoffnung ruht ferner auf Gottes Weſen und Eigenſchaften. Schon haben wir darauf hingelenkt, indem wir uns auf Gottes Wahrhaftigkeit beriefen, und aus ihr den Schluß zogen: er könne uns nicht betrügen. Aber auch ſonſt, was wir von Gott in unſrem jetzigen Zuſtande gläubig erkennen, das bürgt uns für eine ewige Fortdauer. Ueberſchauet nur, wenn gleich mit ſchwachem Auge, die Fülle der göttlichen Herrlichkeit, wie ſie von außen und von innen, durch Natur, Schrift und Gewiſſen, ſich kund thut, und fraget euch dann: ob nicht jeder unſrer Kräfte von ſelber ſich füge zu einer Grundlage jener Hoffnung? Du glaubeſt, Gott ſei allmächtig, und du haſt Recht. Aber wenn bei ihm »kein Ding unmöglich iſt,« wie ſollte die Erhaltung deines Geiſtes für ihn unmöglich, wie ſollte ſie deshalb auch nur ſchwierig für ihn ſein, weil du die Art und Weiſe jetzt noch nicht faſſen kannſt? Oder weißt du nicht, daß ſeine Vaterhand dort oben viel ſchönere, hellere Wohnungen bereitet hat, wohin der nächtliche Himmel die Ausſicht eröffnet, tauſende von Wohnungen, deren Eine ſchon genug wäre, die Menſchen vom Anfange bis hieher und bis an's Ende in ihre glänzenden Räume aufzunehmen? — Du glaubeſt, Gott ſei gerecht, und du haſt Recht. Aber blicke umher in der Welt, und wenn du den Böſen oft prangen, und den Frommen oft leiden ſiehſt; wenn ſich endlich der Frevler durch Selbſtmord dem Strafgericht entzieht, und der edle Kämpfer Gottes im Dienſte der Pflicht ſein Leben verzehrt: ſiehſt du dann nicht unauflösbare Räthſel, unabwendbare Widerſprüche, wofern du nicht weiter geheſt um einen Schritt, und bekenneſt: Gott werde richten die Lebendigen und die Todten! — Du glaubeſt, Gott ſei die

Liebe, und du haſt Recht. Aber was wäre das für Liebe, was wäre das für Vatertreue, wenn ſie ihre Kinder nach kurzem Wohlgefallen in den Tod gäbe? wenn ſie dieſelben retten könnte, und doch nicht wollte? Wahrlich, dann ſtände die göttliche Liebe der Elternliebe weit nach, die ja oft mit ihrem Blute, mit ihrem halben Leben ſo gern die Entſchlafenen in's irdiſche Daſein zurückriefe. — Du glaubeſt, Gott ſei allweiſe, und du haſt Recht. Aber wie würdeſt du den Gärtner nennen, der mit großer Sorgfalt ſich eine Pflanzſchule anlegte, der ihrer wartete mit vieler Anſtrengung, der ſie täglich beſuchte, und ſelbſt ſein Liebſtes und Beſtes für ſie aufopferte, und der dann ſeine junge Pflanzung in ihrer beſten Entwicklung nicht etwa weiter verſetzte, ſondern umbauete? In der That, viel thörichter noch würde der ewige Gärtner handeln, wenn er nach ſo vielen Wohlthaten, nach ſo raſtloſer Wachſamkeit, nach ſo großen, nach ſo außerordentlichen Anſtalten, dennoch für ſeine Weltpflanzung, mitten in ihrem Wachsthum, im Gedeihen ihrer Kräfte, im Anfang ihrer Blüthen und ihrer Fruchtzeit, keinen andern Zweck hätte, und keine andere Beſtimmung wüßte, als — die Art ihres Todes! — Du glaubeſt endlich, Gott ſei ewig, und du haſt Recht. Weißt du aber nicht, daß unſer Geiſt mit ihm verwandt iſt? daß er in ganz anderem Sinne Gottes Geſchöpf iſt, als dieſe Welt? daß dieſer Geiſt, der den höchſten Geiſt denken, und von ſeinem Geiſt empfangen kann, ein Hauch des göttlichen Odems, ein Ausfluß des göttlichen Weſens, ein Strahl aus dem göttlichen Lichte, ein Bild Gottes, kurz, Etwas iſt, das nicht aus der Erde entſprang, wie die übrigen Erden-Creaturen? Und dieſer Hauch Gottes könnte verwehen? dieſer Ausfluß ſeines Weſens im Staube zerfließen? dieſer Funke von droben im Grabe verlöſchen? dies Bildniß Gottes

von manchen Thieren, von manchem Baume, ſelbſt vom Geſtein an Lebensdauer übertroffen werden? — Freunde! Habt ihr ſonſt noch eine göttliche Vollkommenheit im Verſtand und Herzen, ſo ruft ſie vor euer Gemüth, und befragt ſie getroſt um eure Hoffnung. Wahrlich, ihr werdet euch zurufen müſſen: Nur der Gottesleugner kann auch die Unſterblichkeit leugnen! Gott iſt, darum werde auch ich ſein. Baue, baue auf dieſen Grund; es iſt kein Sand; du täuſcheſt dich nicht!

Dieſe Hoffnung ruht aber auch auf der Natur unſres Geiſtes. Wir haben ſchon darauf hingedeutet, da wir ſeine Verwandtſchaft mit dem Vater aller Geiſter berührten. Dort gingen wir von Gott aus; hier aber betrachten wir die Natur unſres Geiſtes ohne Rückſicht auf jene Verwandtſchaft. Wir faſſen hier unſern Geiſt blos nach der allgemeinen Erfahrung und nach dem Bewußtſein eines Jeden auf. Verbunden iſt freilich unſer Geiſt mit dieſen hinfälligen Gliedern, innigſt verbunden. Sie wirken wechſelſeitig auf einander. Leib und Seele nehmen Kenntniß von ihren gegenſeitigen Geſchäften; ſie nehmen Theil an ihrem gegenſeitigen Wohl und Weh. Gott hat ſie aus weiſer Abſicht zu einander gefügt, obgleich die Art ihrer Verbindung uns und allen Propheten ein Geheimniß bleibt. Allein wie ihre Verbindung, ſo fühlen wir auch ihre große Verſchiedenheit. Nicht blos auf gewiſſe Erſcheinungen dürfen wir uns berufen, die nur zuweilen eintreten, wie etwa auf den Traum, wo der Körper ruht, während die Seele wahre Schöpferkräfte entwickelt, und ſich nach Belieben ihre eigene Welt erbaut; nicht auf den Scheintod, wo der Körper bewegungslos iſt, und dennoch die Seele in größter Thätigkeit bleibt; nicht auf die Kunſt der Aerzte, die in neuern Zeiten ausgebildet worden iſt, nämlich den Menſchen in einen Zuſtand zu verſetzen, wo

ſich Leib und Seele auf eine ſeltſame Weiſe zu trennen ſcheinen. Nein, das unmittelbare Gefühl eines Jeden iſt ſchon genug, eine Grenze zu ziehen, eine Kluft zu befeſtigen zwiſchen dem ſichtbaren und dem unſichtbaren Menſchen. Ach, wir fühlen ja, daß ihr Wille ſo verſchieden iſt; denn der Leib will der Natur, und die Seele will göttlichen Trieben folgen; daß ihre Nahrung ſo verſchieden iſt; denn die Seele dürſtet nach himmliſcher Wahrheit, und der Leib greift nach der Erdenfrucht; daß ihre Krankheiten ſo verſchieden ſind; denn die Seele leidet durch Störungen des Gewiſſens, und der Leib durch Unordnung in Nerven und Blut. Wie iſt nun ihr ganzes Verhältniß, und was folgt für jene Hoffnung daraus? Erinnert euch, was wir geſagt haben von Gottes Weſen und Eigenſchaften, und ſprechet nun ſo: Der Geiſt iſt der Herr, der Leib iſt der Knecht; iſt nun der Knecht untauglich geworden: wohlan, ſo kann ja der Herr einen andern Diener ſuchen; und er wird's, denn Gott will es. Der Geiſt iſt der Bewohner, der Leib iſt die Hütte; iſt nun die Hütte alt und baufällig geworden, ſo kann ja der Hüttenbewohner herausziehen, und ſich ein feſteres, bequemeres Haus erbauen; und er wird's, denn Gott will es. Der Geiſt iſt der Fremdling, der Leib in dieſer Welt iſt der Ort ſeiner Verbannung; iſt nun der Fremdling des Auslandes müde, und ſind die Jahre ſeiner Wanderſchaft abgelaufen — ach, wie ſehnt er ſich oft nach dieſer Freiheit! Wohlan, ſo kann er ja leicht und ſchnell, wie etwa ein Strahl aus der Sonne kommt, wie etwa ein Gebet zum Throne Gottes ſteigt, dieſe Ferne verlaſſen, und aus der Pilgerſchaft in ſeine wahre Heimath übergehen. Und er wird's, denn Gott will es. Der Geiſt iſt das Kind, und unſer natürlicher Leib iſt gleichſam die Mutter, in deren Schooße das Kindlein wächſt. Wohlan, mein Geiſt!

Iſt deine Stunde gekommen, biſt du reif genug zur neuen Geburt: ſo wirſt du nach kurzen Weben zu deinem ewigen Sein und Leben hindurchbrechen, wo du im Anſchauen eines ganz andern Lichtes bewundernd ausrufen wirſt: »O das iſt dort unten auf Erden in keines Menſchen Herz gekommen! So hätte ich mir die Ewigkeit in meinem Erdenleben, in dem engen, dunkeln Mutterſchooße nicht gedacht!« Das ſollſt und wirſt du, denn Gott will es. — Freunde! Wäre Jemand unter euch, der ſolche Erwartungen mit ſeiner Natur im Widerſpruche fände, der müßte es wagen zu erklären: er habe keinen Geiſt. Wer dürfte das, ohne von Kindern verlacht zu werden, und ſich ſelbſt unter die Thiere zu ſtellen? Baue darum auf dieſen Grund; es iſt kein Sand; du täuſcheſt dich nicht!

J. D. F. Schottin.

Je mehr mein Leib danieder ſinkt,
Je heller flammt mein Geiſt empor, je ſtärker
Empfindet er, daß ſein Gefährt' nur ſtirbt,
Nicht er.

F. G. Klopſtock.

Gedanke der Unſterblichkeit, ſtärkender, tröſtender Gedanke! wie über Alles theuer biſt du mir! Du erhebſt meinen Geiſt weit über die vergänglichen Dinge dieſer Welt hinweg! Du machſt mir den hohen Werth meiner Seele recht fühlbar. Du öffneſt mir einen Blick in die grenzenloſe Tiefe der Weisheit und Güte meines Schöpfers. Von dir unterſtützt, erfülle ich meine ſchwerſten Pflichten mit ſtandhafter Treue, verehre in Demuth die

unbegreiflichen Leitungen der Vorſehung, ertrage mit feſter Seele die ſchmerzhafteſten Trennungen, und ſchwinge meinen Geiſt über allen Trübſinn und Kummer empor. Unſterblichkeit! wäreſt du mir noch ungewiß, was könnte mich dann unter dem ſchweren Druck des Unglücks aufrichten, und mir den Anblick des immer näher kommenden Todes erträglich machen? Unüberwindliche Liebe zum Leben ſpricht laut in mir, und wird in mir ſprechen, ſo lange ich noch meines Verſtandes mächtig bin. Und nun dabei den Gedanken: Vernichtung, gänzliches Aufhören des Daſeins! Vielleicht ſchon in der folgenden Stunde Vernichtung; Verluſt aller ſo mühſam erlernten Kenntniſſe, aller mit ſo ſauer gewordenen Kämpfen und Aufopferungen, aller durch ſo manche harte Entſagung ſinnlicher Freuden erkauften Hoffnungen! Und dabei könnte noch irgend eine Freude in mir aufkommen? Dabei könnte noch mein Herz an irgend einem frohen Lebensgenuß Theil nehmen? Nein, ich muß unſterblich ſein, oder ich bin das unglücklichſte Geſchöpf auf Erden; unglücklicher als die Thiere, die für den gegenwärtigen Augenblick ruhig leben, und vom bevorſtehenden Tode nichts wiſſen.

J. F. W. Herbſt.

Zu den wunderbarſten Veränderungen im Leben gehört diejenige, welche mit uns vorgeht, indem wir entſchlafen. Noch ſind die Sinne geöffnet, die Welt ſcheint in unſer Inneres hinein, wir ordnen unſre Gedanken, und der Trieb gehorcht dem Gebot des beſonnenen Willens. Jetzt ſchließt ſich das Auge, und auch die übrigen Sinne hören nach und nach auf, uns Eindrücke zuzuführen; die Welt iſt bald für uns nicht mehr da; das Bewußtſein verdunkelt ſich; die Gedanken ſtehen ſtill; der

Wille hat ſeine Herrſchaft an die blinde Macht der körperlichen Natur abgetreten, und nur zuweilen fällt, wie mattes Sternenlicht in die äußere, der Schimmer eines Traumbildes in die Nacht, die den Geiſt umfängt. Aber nicht weniger wunderbar iſt unſer Erwachen. Nach Vorbereitungen, welche allmälig erfolgen, finden wir uns plötzlich aus dem Tode in das Leben verſetzt; die Schatten ſind aus unſrem Innern gewichen; im Morgenlichte enthüllt uns die Welt ihre Pracht und verjüngte Schönheit. Wir fühlen und gebrauchen unſere Kräfte, die der Schlaf erfriſcht und geſtärkt hat. Der Geiſt tritt wieder in ſein Recht; er lenkt den Sinn und die Aufmerkſamkeit, wohin es ihm gefällt; er bildet die Gedanken, und regiert die Bewegungen des Gemüthes. Der Glaube kennt ein noch wundervolleres Erwachen, ein Erwachen jenſeits, nach dem Entſchlummern dieſſeits, ein Erwachen aus dem Tode in das neue Leben. Darin aber liegt für den Frommen das Seligſte, daß ſowohl ſein irdiſches, als ſein himmliſches Erwachen ein Erwachen in Gott iſt.

F. Ehrenberg.

Süße Hoffnung, uns von Gott gegeben,
Ja, wir fühlen deine Himmelsmacht.
Ach, nach oben hin ſeufzt alles Leben,
Seufzt das Herz in ſtiller Mitternacht;
Selbſt die Bruſt, durchglüht von Lebenswonne,
Sehnet ſich nach einer andern Sonne,
Nach dem Licht, das in den Sternen wacht.

J. H. Ch. Nonne.

Alles läßt uns hoffen, daß die Rückerinnerung an unſer gegenwärtiges Leben in einer andern Welt möglich ſei, und daß wir einſt die wiederfinden und wieder erkennen werden, die uns hier werth und theuer waren, und deren Liebe ein Hauptbeſtandtheil unſres irdiſchen Glückes war. Wie lange wird es währen, und wir ſind wieder bei ihnen. Selbſt verklärt, wandeln wir dann mit den Verklärten in ewiger Seligkeit die Bahn, die uns der vorzeichnet, den wir einſt ſehen, wie er iſt. O welchen Troſt, welche Beruhigung und Stärkung für unſer Herz führt dieſer Glaube, dieſe Hoffnung mit ſich!

J. Glatz.

Um den Dornenkranz der Gegenwart windet die tröſtende Hoffnung Blüthen einer beſſern Zukunft in den himmliſchen Welten. Am Rande des Grabes verhallen die Töne der Klage und des Schmerzes; ſanft löſ't der Tod ſie auf; vor ihm verſtummen auch die Accorde der Freude. Einſt ſchlägt die große Stunde der Vereinigung, wo die Guten ſich finden. Wir werden uns wiederſehen, wenn auch die Aſche deines Herzens gleich einem finſtern Nebel ſich lagert zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Deine unſterbliche Seele ſchwebte zu der Seligkeit Urborn hinauf; dort werden wir uns wiederſehen.

C. Bonafont.

Als ein weiſes Weſen thut Gott nichts umſonſt — machte er auch die ganze Einrichtung, die wir bei der Welt und den Menſchen finden, nicht umſonſt. Im Gegentheil muß alles Mittel zu dem Zweck, wozu er Menſchen ſchuf, Mittel zur Tugend ſein. Er gab dem Men-

ſchen das Geſetz, nach immer höherer Tugend, nach Heiligkeit zu ſtreben. Dies Geſetz wäre offenbar, wenigſtens bei denen unnütz, die in frühern Jahren ſterben, wenn der Menſch nicht unſterblich wäre. Eben ſo unnütz wären die großen Kräfte, die jeder Menſch hat; die bei vielen, die früh ſterben, ſich nicht entwickeln konnten, und auch bei den älteſten Menſchen noch vollkommener werden können. Alle können noch mehr lernen, noch mehr thun. Dieſe Kräfte wären umſonſt ohne Fortdauer. Kein Menſch kann vernünftiger Weiſe wünſchen, im Tode vernichtet zu werden; im Gegentheil muß er fortzudauern wünſchen. Auch dieſen Wunſch legte Gott in die menſchliche Natur. Unnütz wäre aber dieſer Wunſch ohne Unſterblichkeit.

K. H. Raßmann.

Ich wandle jetzt noch in dieſer Hütte, auf dieſer Erde herum. Aber bald, bald wird dieſe Hütte zuſammenſinken; bald werde ich auf dieſer Erde ausgeweint und ausgelitten haben. Dann, dann lebe ich ewiges Leben! O du Liebe ohne Namen! O du Allmacht ohne Schranken! — Vater der Unſterblichkeit! wenn Sünden mich reizen; wenn Arbeiten mich ermüden; wenn Zweifel mich ängſtigen; wenn Verleumdungen mich kränken; wenn Krankheiten mich peinigen; wenn das Leben mir bitter, wenn der Tod mir furchtbar wird: ach, Vater der Unſterblichkeit! ſtärke meinen Glauben an deine und meine Unſterblichkeit. Du haſt das Leben in dir: dies lehre du mich glauben, als wenn ich ſchon im Chor der Unſterblichen das neue Lied mitſänge. In dieſem Glauben vermag ich Alles. Was iſt doch alles Sterbliche gegen die Unſterblichkeit! O Vater! laß mich niemals dieſen Gedanken verlieren, laß dieſen Glauben niemals wanken,

laß

laß dieſe Hoffnung aller Hoffnungen in mir niemals ſinken!

J. M. v. Sailer.

In unſerem, theils mühſeligen, theils mit eiteln Ergötzungen und Beſtrebungen uns vom Ziel ablockenden Pilgerleben, wo wir bald ſorgen und ſtreben, als ob wir für eine irdiſche Ewigkeit zu ſtreben und zu ſorgen hätten; bald in dem Genuß des Augenblicks, wie die Fliege in den offenen Becher, mit ganzer Seele uns verſenken: in einem ſolchen Leben iſt es das dringendſte Bedürfniß für den unſterblichen Geiſt, der in irdener Hütte wohnt, ſeines Urſprungs erinnert zu werden und ſeiner Beſtimmung.

F. L. v. Stolberg.

O freue dich, meine Seele, die du geſchaffen biſt zur ewigen Unſterblichkeit! freue dich des Himmels, den dir der Sohn des Allmächtigen erworben. Jauchze, mein ewiger Geiſt, daß die Kräfte der Himmel es hören und niederſchweben, den Jauchzenden zu ſehen, daß das Gejauchze dringe zum Throne des Allerheiligſten und der Ewigſelige niederlächle auf den ewigen Staub. Wie ſoll ich ihn ausdenken, wie ertragen den großen Gedanken, den Wonnegedanken: »Ich werde ewig ſein!«

C. W. Spieker.

Das Bewußtſein unſrer Seele und der innige Wunſch nach Unſterblichkeit, das Gefühl, das in ferne unbekannte Regionen hinüber drängt, ſo daß wir uns eine Nichtexiſtenz gar nicht denken können — dieſe Gefühle ſprechen

am lauteſten und innigſten für das Daſein der Seele, ſo wie für ihre Fortdauer.

L. Tieck.

Der Tod legt nur den Leichnam in die Erde
Als Saat der Ewigkeit, damit aus Grüften
Die Blume ſteig' und blüh' in beſſern Lüften.

A. Oehlenſchläger.

Der Menſch iſt zur Unſterblichkeit beſtimmt. Er ſoll ewig fortdauern, ewig leben, ewig als ein vernünftiges, freies, höchſt thätiges, nach Vollkommenheit ſtrebendes Weſen leben. Unſterblichkeit, ewiges Leben, welch ein Vorzug, welch eine Würde iſt das nicht! Alle Schönheiten der Natur können dahin welken und verſchwinden, Sonne und Sterne ihren Schein verlieren, die reichſten Lichtquellen verſiegen, die ganze ſichtbare Welt in Nacht verſunken: der Menſch überlebt ſie alle, und findet in ſich, findet in der Geiſterwelt, findet in Gott, dem Vater aller Geiſter, weit mehr, als ihm die ſichtbare Welt geben kann. Und wo ſind nun die Grenzen, die ihm, dem Unſterblichen, der ewig leben und ewig wirken ſoll, geſetzt ſind? Welcher Grad von Licht, welches Maß von Kräften, welche Stufe von Seligkeit ſollte es ihm unmöglich machen, in einem noch hellern Lichte zu wandeln, noch größere Kräfte zu erlangen, noch reinere Seligkeit zu genießen? Nein, hier läßt ſich kein völliges Stillſtehen, kein feſter und unwandelbarer Punkt zur Vollkommenheit denken. Nein, ewiges Fortſtreben und Fortgehen, ewiges Wachsthum, das ſchön und gut und begehrungswürdig iſt, ewige Annäherung zur höchſten, ſtets unerreichbaren Vollkommenheit:

dies iſt die Beſtimmung, dies das herrliche Loos der Menſchen, dies die größte, die höchſte Würde eines geſchaffenen Weſens!

G. J. Zollikofer.

Meinen Geiſt, dieſes edle, ſo reich ausgeſtattete Weſen kann Gott nicht geſchaffen haben, um ihn nach kurzer Zeit wieder zu vernichten. Die Eiche ſteht Jahrhunderte, die Sterne über mir wandeln Jahrtauſende ihre Bahn. Die Eiche, die Sterne über mir denken nicht, wollen nicht, kennen Gott nicht, meſſen die Räume des Himmels nicht, ahnen das Ewige nicht. Und ich, der ich viel mehr bin als ſie, der ich denke, will, Gott kenne, die Räume des Himmels meſſe, das Ewige ahne — ich ſollte nur beſtimmt ſein, die wenigen Tage, die ich hier zubringe, zu leben? In dieſen wenigen Tagen kann ich ſo viel werden, ſo viel mir aneignen, ſo viel in mir ausbilden — und mit dem Allen ſollte ich nach den wenigen Tagen untergehen?

F. Ehrenberg.

Unſere Seele lebt fort, wenn auch der Leib todt iſt und verweſet; ſie iſt unſterblich, wie Gott ſelbſt, der ſie uns einblies, und der uns eben dadurch nach ſeinem Bilde ſchuf, weswegen wir auch allgemein den Zuſtand der Seele nach dem Tode des Leibes mit allem Rechte in Anſehung ihrer Fortdauer das ewige Leben nennen.

J. Baader.

Unſterblich hat Gott mich geſchaffen. Der Geiſt, mein wahres Weſen und Sein, lebt fort, wenn der Körper Staub wird; er wird ohne Aufhören fortleben. Ich werde empfinden, denken, genießen, wirken, und mich immer höher erheben, wenn Alles, was ich um mich her erblicke, nicht mehr iſt. Nichts vermögen über den Geiſt die zerſtörenden Kräfte der Zeit; göttlichen Geſchlechts gehört er der Ewigkeit an. Verwandlungen giebt es für ihn, keinen Untergang.

F. Ehrenberg.

Warum wollteſt du vor dem Tode erſchrecken? Führt er dich nicht aus dieſem Thal der Sorgen und Mühen zu jener ungeſtörten Ruhe, nach der ſich dein Herz in manchem ſtillen, heiligen Augenblicke ſo innig und oft ſo ſchmerzlich ſehnt? Entreißt er dich nicht zahlreichen Beſchwerden und Leiden, denen auch der Weiſeſte und Beſte hienieden nicht ganz auszuweichen vermag? Iſt die ſüße Hoffnung auf ein anderes, glückſeligeres Leben, und der fromme, erheiternde Glaube an Unſterblichkeit vielleicht ungegründet? Und wenn dies nicht der Fall iſt, warum wollteſt du nicht ruhig und getroſt auf das Jenſeits hinblicken? Du ſollſt, wenn deine irdiſche Hülle dahingeſunken iſt, eintreten in einen höhern Wirkungskreis; du ſollſt im Lichte wandeln, und klar ſoll dir Alles werden, was dir dunkel blieb; ungehinderter ſollſt du auf der Bahn der Weisheit und Sittlichkeit fortſchreiten; ſollſt ernten, was du hier geſäet, Entſchädigung erhalten für das, was du gelitten, den Lohn empfangen für das Gute, das du im Leben der Prüfung mit redlichem Herzen geübt haſt; ſollſt die wieder finden, an deren Särgen und Gräbern einſt deine Thränen floſſen, und mit ihnen auf ewig ver-

eint, Gott ſchauen, wie er iſt. — Wie? die gewiſſe Ausſicht auf den Tod ſollte dich erſchüttern, betrüben und muthlos machen? Es ſteht dir nicht gänzliche Vernichtung, ſondern nur ein Wechſel und eine Verklarung bevor; verlieren ſollſt du dabei wenig, gewinnen Alles! »Für eine reine Seele,« ſagt ein geiſtreicher Mann, »iſt der Tod Erlöſung aus einem dunkeln Gefängniß; für den, deſſen Herz ſich zu Gott wendet, und auf ihn ſeine ganze Hoffnung ſetzt, iſt es nur ein Seufzer, ein kurzer Uebergang von einem Leben in das andere.«

J. Glatz.

Vielleicht von Allem, was die Religion Jeſu Chriſti von heiligen Gegenſtänden unſerm Geiſte zur Betrachtung darbietet, feſſelt nichts ſo ſehr die Aufmerkſamkeit, als die Lehre und Hoffnung der Unſterblichkeit der Seele. Die Sehnſucht und Liebe des Lebens iſt tief in jedes menſchliche Herz geſenkt. Mag dieſes Erdenleben auch noch ſo reich an Mühſeligkeiten ſein: der Sterbliche will es nicht fallen laſſen. Mag der frömmelnde Heuchler die ſchöne Gotteswelt immerhin ein Land des Jammers, ein Thal der Thränen nennen: er verweilt doch gern in dieſem Thränenthal, welches er zu verachten ſcheint, und ſchaudert vor dem Tode, welchen er oft rühmt, weil er ihn von den Leiden dieſer Welt befreie. Die Hoffnung des Lebens lächelt den Sterbenden noch bis zum letzten Athemzuge an; begleitet noch den Miſſethäter oft zum Richtplatze, und verſüßt dem Verbrecher die Bitterkeit des Kerkerlebens. — Eben dieſe Sehnſucht zum Leben, welche allen Sterblichen ein geheimes Grauſen vor ihrer Todesſtunde einflößt, erfüllt ſie auch mit dem Glauben an die Fortdauer ihres Geiſtes nach der Vernichtung des Leibes.

In eben dieſer Sehnſucht, womit die Weisheit des Schöpfers uns, mit faſt unzerreißbaren Banden, an dies Daſein auf Erden feſthält, offenbarte ſie zugleich allen Gemüthern ihre erhabene Beſtimmung. Alle Völker, wenn ſie einmal gleichſam aus dem dumpfen Schlummer thieriſcher Rohheit erwacht ſind, umfaſſen mit Inbrunſt die Vorſtellung eines Lebens jenſeits des Grabes. Alle Religionen, ſelbſt die Religionen wilder Volkerſtämme, predigen einen Zuſtand der Seligkeit oder des Urtheils in einem künftigen Leben. Gewiſſer, überzeugter aber iſt der Chriſt. Er hat dafür, neben den Offenbarungen Gottes durch die Vernunft, auch die Offenbarungen Gottes durch ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum. Wie Jeſus den Tod überwand, ſo werden auch wir den Tod überwinden, und das Verwesliche vertauſchen mit dem Unverweslichen. Auch der Leichtſinn kann den Gedanken an die Ewigkeit nicht hinwegſcherzen. Auch der lauteſte Chriſt, welcher in dieſer Welt lebt, als würde er ewig auf Erden wohnen, wird von der Erinnerung an ſein Grab überraſcht. Auch der Böſewicht, welcher, verſunken in ſeinen Leidenſchaften und Laſtern, allen Witz aufbietet, alle Scheingründe ergrübelt, um den vergeltenden Gott aus dem Weltall hinweg zu leugnen, und das Fortdauern des Weſens, das in ſeinem Körper denkt und will und wunderbar wirkt, wie eine Fabel zu verſpotten — auch er wird, wider ſeinen Willen, mitten in Zerſtreuungen, von dem Gedanken an Gott und Ewigkeit überraſcht. Es überwältigt ihn dieſer Gedanke, als eine unzerſtörbare, ewig dauernde Wahrheit. Er denkt ihn und ſchaudert. »Die Teufel glauben es auch, und zittern,« ſagt der Apoſtel Jacobus (2, 19.). Daß der Sterbliche nicht allein für dieſes kurze Leben vorhanden ſei, daß er nicht blos dem Irdiſchen, ſondern auch einer höhern Weltordnung, einer geiſtigen Welt angehöre, dafür bürgen

ihm drei Zeugen, die er mit allem ſeinem Leichtſinn, mit allem ſeinem Witz, mit aller ſeiner Macht nicht aus dem menſchlichen Geſchlechte verbannen kann; und dieſe drei Zeugen unter allen Völkern des Erdbodens ſind: die Allgemeinheit des Glaubens an einen Gott, die Allgemeinheit des Gewiſſens oder des innern Richters unſrer Handlungen, und die Allgemeinheit des Glaubens an die Ewigkeit. Dieſe ſind es auch, welche wir als Erzieherinnen des menſchlichen Geſchlechtes betrachten müſſen, und als ihre Erhalterinnen. Denn wahrlich, was würde dieſe Welt ſein, ohne jene drei großen Gedanken? Was würde den Menſchen, dieſes in ſeiner Wuth unzähmbare, Alles verheerende Thier, bändigen und zähmen können, wenn dieſe drei großen Gedanken aus der Welt verſchwunden wären? Denkt euch die Sterblichen mit ihren wilden, Alles zerreißenden Begierden ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Glauben an Gott, ohne Empfindung des Rechts und Unrechts, ohne Vorſtellung einer Fortdauer nach dem Tode. Welches Leben, welches Eigenthum wäre dann noch ſicher? Welcher Eidſchwur wäre verbindlich? Welches Geſetz mächtig? Welche Heeresmacht furchtbar? Welche Unſchuld heilig? Welche Thräne rührend? Unter'm Himmel würde eine Hölle ihre Schrecken entfalten. Gewalt, Hinterliſt und Tyrannei würden die Alleinherrſchaft üben. Der Meuchelmord würde den Herrſcher und Beherrſchten in's Grab ſtoßen. Der Erdball würde bald öde und entvölkert daſtehen, wie er war, ehe der Fuß eines Sterblichen ihn betreten hatte.

H. Zſchokke.

Welch' eine Saat, unzählbar wie der Sand
Des Meeres, ſchlummert ſchon im Schooß der Erde,
Und harret ihres Auferſtehungstags!
Wann tönet ihr der zweiten Schöpfung Werde?
Wann giebt das Land, wann giebt des Meeres Grund
Die hier Verſunkenen dem Daſein wieder? —
Wie? oder iſt die Hoffnung nur ein Wahn?
Verglommen alle jene Geiſtesfunken
Auf ewig? mit der Hülle morſchem Bau,
Die ſie durchglühten, in den Staub geſunken?
So ſind Geſchlechter, Völker — Blätter nur
Und Blüthen an dem großen Lebensbaume,
Die heut der Frühling weckt, und morgen ſchon
Der Winter ſtreift, um ſie im welken Raume
Der Erde zu zerſtreu'n? — O Mutterland,
Du Paradies ſo reichen, frohen Lebens,
So wärſt du nur ein übertünchtes Grab?
So wäre hier die Grenze meines Strebens?
Vergebens blickt' ich zu den Sternen auf,
Vergebens blickten ſie zu mir hernieder,
Und gingen ewig ihren ſtolzen Lauf;
Mir aber winkte nie ein Morgen wieder,
Sobald die Nacht des Todes mich umfing?
Ihr Millionen meiner Brüder, die ihr einſt
Auf dieſen Trümmern eurer Väter lebtet,
Aus innerm Drang für Wahrheit, Pflicht und Recht
Nach Kraft und Einſicht unermüdet ſtrebtet;
Ihr Märtyrer des Glaubens an das Wort,
Das euch erleuchtete, des Todes Schmerzen
Nicht achten ließ! Ihr, deren letzter Blick
Den Himmel ſuchte, mit gebrochnem Herzen
Noch Dem vertraute, der euch würdigte
Zu leiden, was er ſelbſt für euch gelitten;

Die ihr den heißen Kampf für Brüderwohl,
Für Freiheit und für Vaterland geſtritten. —
Wie? Wäre jene fromme Zuverſicht,
Entſagung, Hoffnung, wie ihr ſelbſt, verloren?
Wär't ihr, den abgefall'nen Blättern gleich,
So wär' es beſſer, ihr wär't nicht geboren;
So hättet leichter ihr die kurze Friſt
Des Lebens an ein Trugbild nicht vergeudet,
Sie froh genoſſen ohne Reu' und Qual,
Eh' euch des Todes Mörderhand erbeutet!
Dann wär' der Arme, welchem nie der Strahl
Der Wiſſenſchaft den düſtern Pfad erhellte,
Nie Sehnſucht nach der Wahrheit Himmelslicht,
Nie Ahnung höhern Seins den Buſen ſchwellte,
Der ſtumpf, befangen von des Irrthums Nacht,
Halb thieriſch dieſe flücht'gen Stunden lebte,
Befriedigt durch Genuß und Gaukelei'n,
Die Selbſtbetrug und Aberglauben webte,
Weit glücklicher, als ſie! Er fühlte nie
Ein höheres Bedürfniß, als die Erde
Ihm jeden Tag mit mütterlicher Hand
Aus ihres Füllhorns reichem Schatz beſcheerte.
Ihr Dulder, die der Leiden harte Hand
Auf rauhem Dornenweg durch's Leben führet,
Mit Kummer kämpfet, Sklavenketten tragt,
Und ſelten nur ein Frohgefühl berühret;
Ihr unverſchuldet Siechen, die vom Baum
Des Lebens jung gefall'ne Frühlingsblume,
Seid ihr Stiefkinder in dem Vaterhaus?
Wie? Waltet in dem großen Heiligthume
Des Vaters Aller nur für Einzelne
Die Liebe, die das ganze Weltall ſchmückte,
Dem Engel und dem Wurm ſein Daſein gab,

Und beide nach Empfänglichkeit beglückte?
Der seine Sonne läßt den Lebenspfad
Des Guten, wie des Bösen, gleich erleuchten,
Und dessen Wolken mit des Himmels Thau
Die Fluren Aller, segnend gleich, befeuchten.
Löst diese Räthsel mir das Leben nicht,
So soll dies meinen Glauben doch nicht irren;
Jenseits des Grabes wird die Dunkelheit
Das Licht des ew'gen Lebens einst entwirren.
Hier ziemt mir Schweigen, Glauben und Vertrau'n
Auf deine Weisheit, Vater aller Welten!
Dein ist das Reich, dein Thron Gerechtigkeit;
Du wirst einst lohnen, du wirst einst vergelten!

Ch. F. L. Strack.

Der Mensch würde ohne eine Unsterblichkeit das unglücklichste Wesen sein, das in Gottes weiter Schöpfung lebt. Das Thier kennt den Schmerz nur im Augenblick seiner Leiden; aber da dieser Schmerz ein blos körperlicher ist, so drückt er nicht nur schon darum bei weitem weniger, sondern dem Schmerze fehlt überdies die Ahnung und die Erinnerung, wovon die erste Art der Leiden oder die Sorge allein schon das halbe Leben des Menschen einnimmt, und die Erinnerung oder der Kummer die andere Hälfte, wenn auch nicht ganz einnimmt, doch wahrlich sehr ernsthaft berührt. Der Mensch theilt also vorerst mit dem Thiere den körperlichen Schmerz überhaupt, und hat die Sorge und den Kummer vor dem Thiere voraus. Man wird nun freilich einwenden: der Mensch bereite sich seine Sorge und seinen Kummer nur zu oft selbst, und trage also die Schuld seiner Leiden in sich selbst; aber wie manche gerechte Sorge beengt unire

Bruſt, und wie mancher gerechte Kummer lauret auf dem armen Menſchenherzen! - Das Thier empfindet ferner nur ſeinen eignen Schmerz; der Menſch hingegen fühlt den Schmerz der Seinigen oft doppelt und dreifach, ja ſogar den ſeines ganzen Volkes und ſeiner Zeit. Zähle und berechne, wer ſie zählen und berechnen kann, die Sorgen und Schmerzen alle, die ein Mutterherz bei einer zahlreichen Familie empfindet! - Und was fehlt dem Thiere im Allgemeinen zu ſeinem Glück? Seine Lagerſtätte und ſein Aufenthalt iſt ihm geſichert; ſein Unterhalt in der Regel ebenfalls; es braucht nicht zu ſäen, nicht zu ernten, nicht in Scheuern zu ſammeln, und der himmliſche Vater ernährt es doch. Selbſt wenn es in außerordentlichen Fällen Mangel leidet, ſo iſt das vorübergehend, und wird weniger ſchmerzlich empfunden. Iſt es aber bei den Menſchen wohl eben ſo? Geht in die Hütten der Armen, beſucht die Väter, welche mit ihrer Hände Arbeit das tägliche Brot für ſieben Kinder erringen müſſen, und ihr werdet hören, wie es dort beſchaffen iſt. Geht zu Handarbeitern aller Gattung, geht zu den ſchwer belaſteten Geſchäftsleuten, und lernt, wie ſauer der Menſch ſein Stückchen Brot verdienen muß. Und nun beginnen erſt die höhern Sorgen und Leiden. Das Thier macht keine Anſprüche und kennt keine. Der Menſch fordert Gerechtigkeit, Ordnung, Geſetzmäßigkeit, eine rechtmäßige Freiheit. Werden ihm aber wohl dieſe Güter in dem Maße zu Theil, als er ſie zu verlangen berechtigt iſt? Welche Ungerechtigkeiten, welche Ungeſetzlichkeiten, welche Bedrückungen, welche Verfolgungen, welche Mißhandlungen hat ein Menſch erlebt, empfunden, der ſich durch die rauhe Lebensbahn bis an das Ziel durcharbeiten mußte! Und endlich das Thier kennt keine Hoffnungen, keine Erwartungen. Seine Wünſche ſind auf den Augen-

blick der Befriedigung beſchränkt, und geben keine Linie darüber hinaus. Die Schwalbe wird von einem unbekannten Triebe nach dem warmern Lande hingezogen, und irrt nicht; ſie findet das Land und findet auch bei der Rückkehr ihr Neſtchen wieder. Nicht ſo der Menſch. Seine Bruſt iſt von unendlichen und zwar gerechten Wünſchen erfüllt, und nicht blos für dieſe Welt, ſondern für ein Jenſeits, für ein glücklicheres und beſſeres Leben. Dieſer Trieb liegt in ihm; er hat ihn ſich nicht gegeben, er hat ihn empfangen und muß ihn mit ſich tragen, ohne ihn ablegen zu können. Und da kommt der kalte, tödtende Zweifel, und greift boshaft in dieſe Welt der ſchönſten und heiligſten Hoffnungen. Eitler Thor, ſpricht er, alle deine Wünſche, alle deine Ausſichten, alle deine Hoffnungen ſind Seifenblaſen, die mit dem letzten Hauche verſchwinden, und nur eine ewige Vernichtung iſt dein Loos und dein Ziel! Das Schmerzlichſte von allem endlich kennt nur der Menſch unter den auf Erden lebenden Weſen. Es iſt das Bewußtſein der ſittlichen Unvollkommenheit, das Gefühl der Sünde und Schuld. Die Leiden, welche hieraus erwachſen, ziehen ſich durch das ganze Leben des Menſchen hin, und je mehr derſelbe ſich beſtrebt, ein gebeſſerter Menſch zu werden, je, je mehr er ſelbſt zunimmt an Beſſerung, deſto zarter wird ſein Gefühl, deſto ſchmerzlicher die nie ganz zu überwindende ſittliche Unvollkommenheit. Nein, dem Menſchen wäre ohne Unſterblichkeit wahrlich ein nicht zu beneidendes Loos gefallen.

L. Huſſel

Sanftes, erheiterndes Bild der Auferſtehung! Und dennoch
Trübt ſich im Weinen der Blick, träufelt die Thrän'
auf das Kreuz.

F. G. Klopſtock.

Wie innig Zeit und Ewigkeit verbunden ſind, und wie ſehr wir uns das ganze Leben des Geiſtes als den Lauf einer einzigen Linie vorzuſtellen haben — darauf deutet eine Aeußerung in unſrer Vernunft, die vielleicht nicht immer nach Verdienſt beherzigt wurde. Durch die Geſetzgebung der Vernunft werden wir nämlich zur Erhaltung des leiblichen Lebens und zugleich zu ſeiner freiwilligen Dahingabe aufgefordert. Dieſer Widerſpruch wird nur ſo ausgeglichen, daß man in jener Forderung einen Wink für die ewige Zukunft anerkennt, die das Räthſel der Gegenwart befriedigend auflöſ't. Die Löſung wird nicht ſowohl in einem Lohne für freiwillige Aufopferung beſtehen; vielmehr wird die Ewigkeit eine unausbleibliche Entwicklung aller Folgen ſein, zu denen wir durch unſere ſittliche Aufführung in der Zeit den Grund legen; und es wird klar werden, daß beſonders der Tod im Dienſte der Pflicht für keinen Verluſt in der großen menſchlichen Lebensrechnung zu erachten war. Leben und Beſtehen iſt, ohnerachtet ihres unaufhörlichen Wechſelns und Umgeſtaltens, das Loſungswort der Natur. Ueberall findet ſich der Trieb nach Fortdauer, das Streben, die verbrauchte Lebenskraft aus ergiebigem Quell wieder zu erſetzen. Was iſt, will beharren; was angefangen hat, ſcheuet ſich vor dem Ende, und das Lebendige fliehet den Tod. Die Pflanze ſucht Licht, Luft und Raum; ſie überwindet Wachsthumshinderniſſe, läßt ſich empfindliche Lebensſtörungen gefallen, und giebt nur langſam die Abſicht auf,

den Höhepunkt ihrer Entwicklung zu erreichen. Das Thier, in welcher Richtung und Beſchäftigung wir es treffen, hat im Allgemeinen ein Ziel: ſich zu erhalten, fortzuleben. Verſtummelt, wenn es liegt, halb erwürgt, wenn es ſchon im Blute ſchwimmt — es will nicht enden. Das vernünftige Geſchöpf kämpft um den ſüßen Preis des Daſeins, das Kind ringt mit dem Tode, und verlangt ſelten zu ſterben. Nur der bewußte Menſch ergiebt ſich, nur er willigt in das ernſte Geſchick. Er kann ſogar den Tod wünſchen, er kann noch weiter gehen und die Lebensliebe in Lebenshaß verwandeln. Die Vernunft, die nie eine Gegnerin der Natur iſt, wohl aber die Forderungen und Geſetze der Natur ihrer höhern Geſetzgebung unterordnet, billigt und heiligt den Lebenstrieb durch das Gebot der Selbſterhaltung. Was in uns Naturverlangen iſt, iſt auch Pflicht. Dies wäre unnöthig, hörte der Menſch nicht auf, Kind zu ſein; träte er nicht aus dem Zuſtande der Natürlichkeit über in den Zuſtand ſittlicher Freiheit. Auf ſeinen Willen wirken jetzt noch andere Beweggründe, als die der Sinnlichkeit; er kann den Naturtrieben feindſelig ſich entgegenſtellen, er kann ſein leibliches Daſein beſchließen wollen. Auf dieſe Möglichkeit ſeines Verlangens mußte alſo durch ein Geſetz der Vernunft Bedacht genommen ſein. Vor ihrem Richterſtuhl iſt daher jede Selbſtentleibung verwerflich. Sie bezeichnet dieſe als eine That der Unnatur, die ſchon in ihrer Erſcheinung angraut, und deren Motive keine Prüfung aushalten; als eine Ausgeburt des unglücklichen und zerrütteten Bewußtſeins, deren Abſicht in jedem Falle verfehlt iſt. Sie verabſcheuet den Selbſtmord nicht ſowohl, als die Zerſtörung des ſinnlichen Daſeins und Genuſſes; vielmehr flucht ſie ihm als der ſchnödeſten Zerreißung aller Bande der Pflicht,

an die wir durch das Band des ſinnlichen Lebens geknüpft ſind.

J. Dietelmaier.

O ſei mir gegrüßt, du letztes Haus
Im einſamen Friedensthal!
Auch du dort oben, du Heimathland,
Gegrüßet viel tauſendmal!
Und gegrüßt ſei jeglicher Glockenſchlag,
Der mahnend an's Herz mir dringt,
Bis einſt die letzte Glocke ertönt,
Die hinab zum Grabe winkt.

E. Hoffmann.

Es iſt gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten ſolle, das aus ihr nicht ſtammt, die Natur, um derentwillen nicht ich, ſondern die ſelbſt nur um meinetwillen lebt. Aber ſelbſt mein natürliches Leben, ſelbſt dieſe bloße Darſtellung des innern, unſichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann ſie nicht vernichten, weil ſie ſonſt ſich ſelbſt mußte vernichten können; ſie, die blos für mich und um meinetwillen da iſt, und nicht iſt, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil ſie mich tödtet, muß ſie mich neu beleben. Es kann nur mein in ihr ſich entwickelndes höheres Leben ſein, vor welchem mein gegenwärtiges verſchwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, iſt die ſichtbare Erſcheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Weſen auf der Erde, das da nun einmal ihr Licht erblickt hätte, ſo wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer

neuen Erde zu harren; die einzig mögliche Abſicht dieſer Natur: Vernunft darzuſtellen und zu erhalten, wäre ſchon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geſchloſſen. Aber der Act, durch den ſie ein freies, ſelbſtſtändiges Weſen tödtet, iſt ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberſchreiten über dieſen Act, und über die ganze Sphäre, die ſie dadurch beſchließt. Die Erſcheinung des Todes iſt die Leiter, auf welcher mein geiſtiges Auge zu dem neuen Leben meiner ſelbſt, und einer Natur für mich hinüber gleitet. — Jeder meines Gleichen, der aus der irdiſchen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiſte nicht für vernichtet gelten kann — denn er iſt meines Gleichen — zieht meine Gedanken mit ſich hinüber; er iſt noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indeß wir hienieden um ihn trauern, ſo wie Trauer ſein würde, wenn ſie könnte, im dumpfen Reiche der Bewußtloſigkeit, wenn ſich ihm ein Menſch zum Lichte der Erdenſonne entreißt, ſo iſt drüben Freude, daß der Menſch zu ihrer Welt geboren wurde, ſo wie wir Erdenbürger die unſrigen mit Freuden empfangen. Wenn ich einſt ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude ſein; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlaſſe. — Es verſchwindet vor meinem Blick und verſinkt die Welt, die ich noch ſo eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr ſchaue, iſt ſie doch nur der Vorhang, durch den eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem dieſe ſich entwickeln ſoll. Mein Glaube tritt hinter dieſen Vorhang, und erwärmt und belebt dieſen Keim. Er ſieht nichts Beſtimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden faſſen kann und je in der Zeit wird faſſen können. So lebe ich und ſo bin ich, und ſo bin ich unveränderlich, feſt und vollendet für alle Ewigkeit. Denn dieſes Sein iſt

kein

kein von außen angenommenes, es iſt mein eigenes, einzig wahres Sein und Weſen.

J. G. Fichte.

Drei ſind es, die den irren Schiffer führen
Durch dieſes Lebens wilden Ocean.
Wenn laut erbrauſt die Fluth und der Orkan,
Läßt frommer Glaub' ihn nicht den Muth verlieren.

Die Liebe hilft ihm ſelbſt das Ruder führen,
Sie kettet ſanft und treulich Kahn an Kahn,
Daß froher wir vereint dem Hafen nahn;
Mit Blumen ſeh' ich ſie den Nachen zieren.

Die Hoffnung läßt von fern die ſel'gen Auen
Der neuen Welt im hellen Glanz uns ſehn;
Doch ſcheidet ſie, wenn wir an's Ziel gelangen.

Der Glaube wandelt ſich in freud'ges Schauen,
Die Liebe nur wird ewig mit uns gehn,
Und inn'ger noch und heil'ger uns umfangen.

K. C. G. Schmidt.

Wir ſtellen ein Kind von Gefühl in unſere Mitte, und fragen es ernſt und langſam, ob es ſich wohl denken könne, daß es ſterben und verderben, und ſeine lieben Eltern niemals, niemals wiederſehen werde? Das Kind wird uns betroffen anſehen, und ganz entſchieden antworten: »Das kann ich mir durchaus nicht denken!« Aber dieſe Gottesſchrift aus dem kindlichen Gemüth nennt ihr Ungläubigen ein Kindergeſchwätz, und wiſſet ſie nicht. So

bitten und beſchwören wir einen betagten Greis, den beſten, den wir kennen, einen biedern und edlen Greis um ſeines Herzens aufrichtigſte Meinung. »Ich glaube an ein ewiges Leben,« ſagt er, »und kann nicht anders!« Aber dieſe Gottesſchrift aus der redlichen Bruſt eines redlichen Greiſes nennet ihr eines alten Mannes Traum, und wiſſet ſie nicht. Je nun, ſo gehet hin, verſammelt Weib und Kinder um euch, und hebet an, ihnen ehrlich zu geſtehen, daß ihr eigentlich an keine Auferſtehung glaubt, daß ihr vor ihnen nur ſo thut, um des väterlichen Anſehns willen, daß ihr, die Wahrheit zu bekennen, alles Streben nach Weisheit für eine rechte Thorheit und alle Kämpfe um eine reine, keuſche und treue Seele für eine rechte Narrheit haltet, und daß ihr ihnen darum die Freiheit geben wollt, klüglich zu handeln, d. h. ſündlich zu leben, ehe es nicht mehr geht. Wie? ihr zögert, ihr ſträubt euch, ihr ſchaudert davor zurück? Und wiſſet doch die Schrift nicht, die Gott in euch geſchrieben hat, in dieſem Schauder, und begreift doch nicht, daß euer Zweifel an Unſterblichkeit eine Geburt der Finſterniß iſt, die das Licht ſcheuen, die ſich ſcheu vor Weib und Kind verbergen muß? — Die Gottesſchrift wiſſen ſie nicht, die Ungläubigen, das wollen wir ihnen ſagen, weder die im menſchlichen Herzen, noch auch die in ihren eignen Seelen!

G. W. Freytag.

Auch das Verwesliche wird ſich
Einſt in Unverweslichkeit wandeln; die Blume, ſo hinſank,
Schnell in dem Sturm gebrochen, wie herrlich wird ſie erwachſen
Jenen feſtlichen Frühlingsmorgen des letzten der Tage!

F. G. Klopſtock.

Mögen unſere Vorſtellungen von Gott noch ſo erhaben und rein, mögen die Begriffe von unſrer Beſtimmung noch ſo groß, mögen die Freuden, die wir genießen, noch ſo mannigfach und unſchuldig ſein — Wahrheit, Tugend und Erdenglück verlieren für uns den größten Theil ihres Reizes und Werthes, ſobald wir uns nur für dieſe kurze, ungewiſſe, ſchnell entfliehende Zeit geſchaffen glauben. Wir müſſen uns dann vielmehr um ſo elender, um ſo verlaſſener und verwaiſter fühlen, je einſichtsvoller, je beſſer wir werden, weil wir nirgends auf dieſem Schauplatze der Veränderlichkeit vollkommene Befriedigung für unſere hohen Bedürfniſſe finden. Es iſt ein wahres, ganz aus der Beſchaffenheit dieſer Welt und aus der Natur unſrer Seele gehobenes Wort des Apoſtels: »Hofften wir allein in dieſem Leben auf Chriſtum, dann wären wir die elendeſten unter allen Creaturen.« — Aber in welch' einer ganz andern Geſtalt erſcheint uns nicht unſer Daſein, welch' hohen Werth, welch' hohes Gewicht erhält nicht Alles, was wir ſind und haben; auf welchen herrlichen Standpunkt ſehen wir uns verſetzt, wenn wir uns unſterblich fühlen! Nun können wir Gott erſt recht herzlich für unſere Anlagen, Vorzüge und Kräfte danken; ſie ſind nicht blos einer unendlichen Vervollkommnung fähig, ſondern ſollen von Kraft zu Kraft, von Stufe zu Stufe ſteigen. Nun mag unſere Erkenntniß noch ſo mangelhaft und dürftig ſein: getroſt, dieſe Dunkelheit wird einſt aufhören, dieſer Nebel verſchwinden; wir dringen durch zum hellen Lichte! Mag nun auch unſere Tugend, bei unſrem beſten Willen, nie den Grad der Reinheit, der Stärke und Feſtigkeit erreichen, den wir ſo gern ihr geben möchten: getroſt, er wird in Erfüllung gehen, unſer Wunſch! Hier iſt nur Ausſaat, dort Ernte; hier Anfang, dort Fortſetzung; hier Bildungsanſtalt, dort der Genuß und

die Frucht unſrer Erziehung. Nun wird uns Alles in der Regierung Gottes deutlich und begreiflich; nun verwirren uns unſere und die Schickſale unſrer Brüder und ganzer Völker nicht mehr; nun iſt kein Gang zu mühſam, kein Weg zu weit, keine Arbeit zu ſchwer, kein Opfer zu theuer. Wir wiſſen, wir gehen einem Ziele entgegen, wo jede Führung Gottes ſich als die beſte offenbaren und rechtfertigen wird. Nun erfüllt uns der Genuß der prächtigen Natur mit reiner, unvermiſchter Freude; ſie iſt ein Vorbeſt der beſſern Welt; nun ſchlägt beim Anblick des Sternenhimmels lauter und wärmer unſer Herz; erſtaunt ſchaut unſer Auge in dieſen Wundern der Größe und Güte auf, und Ahnungen der Unſterblichkeit ergreifen uns. Nun kommt in unſere Arme, ihr theuren Pfänder unſrer Liebe und ihr guten Menſchen, an die uns Gott durch die Bande des Blutes und der Sympathie knüpfte; unſer Bund iſt ein Bund für den Himmel! Am Scheidewege ſagen wir uns, wenn auch mit Thränen, doch getroſt, gute Nacht; denn der frohe Morgen der Ewigkeit vereinigt uns wieder, und dann iſt keine Trennung mehr; dort werden alle edlen, gleichgeſinnten Seelen ſich finden, und ewig glücklich ſein. Nun beben wir nicht angſtvoll zurück, wenn unſre letzte Stunde ſchlägt; die große Hoffnung, die in uns iſt, mildert die Schrecken des Grabes, und verwandelt den Tod in einen Boten des Friedens.

N. H. Eylert.

Heil mir, Heil! Du mein Regierer,
Du über Tod und Grab mein Führer,
Beſeligſt mich in Ewigkeit!

Dort, von deiner Hand geleitet,
Find' ich die Statte mir bereitet
In deines Reiches Herrlichkeit.
Anbetend folg' ich dir,
Dein Beispiel iſt mit mir.
Hallelujah!
Die Sonne ſinkt!
Der Himmel winkt!
Hinauf zu Gott mein Geiſt ſich ſchwingt.

J. P. Hundeiker.

Erſchrecke Niemand, wenn Philoſophen und Theologen ſagen: Beweiſen läßt ſich die Fortdauer unſres Geiſtes jenſeits des Grabes nicht. Die Unſterblichkeit iſt Sache des Glaubens, wie das Daſein Gottes. Wer derſelben nicht durch den Glauben gewiß werden kann, für den giebt es keinen Ueberzeugungsgrund. Es iſt ſehr wahr, wenn man alſo ſagt. Aber wenn man, wie hier die Worte gemeiniglich verſtanden werden, der Meinung iſt, als ob die Gründe für die Unſterblichkeit, welche der Glaube aufſtellt, weniger Beweiskraft enthalten, als jene demonſtrativen Beweiſe, welche nicht hinüberreichen in das Unſichtbare, ſo iſt man in einem großen Irrthum begriffen. Dieſe Gründe beſitzen nicht blos dieſelbe, ſondern eine noch viel höhere Beweiskraft, ſo wahr und gewiß, als die ſogenannten Beweiſe, auf welche man ſo viel baut, lediglich auf der mittelbaren Sinnenerkenntniß beruhen, von welcher ein großer Philoſoph behauptete: durch ſie könne der Menſch gar nichts weiter urtheilen, als daß ihm ſo und ſo die Außenſeite erſcheine oder ſcheine, von der im beſten Falle gewiß iſt, daß ſie uns nur die äußere Welt der Erſcheinungen, nicht das innere Weſen derſelben

enthüllen, jene Gründe des Glaubens aber unmittelbar in unſrem Selbſtbewußtſeyn, in unſrer geiſtigen Natur wurzeln. Was mit ſittlicher Nothwendigkeit aus unſrer ſittlichen Natur folgt, iſt eben ſo gewiß, als was mit mathematiſcher Nothwendigkeit geſchloſſen wird. Darum aber iſt Hoffnung auf perſönliche Fortdauer eben ſo zuverläſſig, als die Berechnung von dem Laufe, der Größe, der Entfernung der Himmelskörper von dem Inhalt des Cirkels, von den Theilen des Quadrats. Hier iſt mathematiſche, dort moraliſche Folgerichtigkeit und Gewißheit.

J. J. Th. Wohlfarth.

Du Unſichtbarer über mir!
Ich kam von dir und geh' zu dir;
Du weißt es, wie und wann?
Mein Leben welkt dahin, wie Laub:
Du biſt's, der aus des Todes Staub
Mich neu beleben kann!

Ich wandle freudig meinen Pfad;
Der bis hieher geholfen hat,
Hilft wahrlich fernerhin!
Dort werd' ich unverhüllt ihn ſchaun'
In dieſem ſeligen Vertraun
Iſt Sterben mir Gewinn.

L. W. Burde

Iſt denn der Glaube an die jenſeitige Heimath ſo ſchwer? Liegt etwa der Himmel ſo fern? Richtet nicht Gott, ſelbſt durch die Erſcheinungen der ſichtbaren Welt, ſeine Augen täglich hinauf? Daß man für unſern be

ſchränkten Geſichtskreis untergehen könne, um in demſelben Augenblick für andere Regionen aufzugehen, das kannſt du täglich ſchauen in dem Bilde der untergehenden Sonne. Daß auch des Winters Todtenerſtarrung an den Strahlen der höher aufſteigenden Sonne zu neuem Frühlingsleben ſich wieder erwärmt, ſiehſt du jährlich im erwachenden Lenze. Iſt es denn ſo unglaublich, daß einſt auch unſere Erſtarrung an einer höhern Sonne ſich wieder zu neuem, friſchen Frühlingsleben erwärme? Siehe jenes bunte, flatternde Inſekt, wie es fröhlich aus jenem Grabe auferſtanden iſt, und nun lebensvoll zur Höhe ſich aufſchwingt; ſelbſt des Winters härteſte Strenge vermochte nicht ſeine verborgenen Lebenskeime zu vernichten. Warum verzweifelſt du ſo hartnäckig, daß auch in uns verborgene Keime des Lebens liegen, die aller Gewalt des Todes widerſtehen, und in höhern Welten ſich entfalten? O dahin iſt es doch wohl ſchon mit dir gekommen, daß dein dankbares Herz ſich zuweilen inbrünſtig zum Vater erhebt, der ſo freundlich iſt, und auch an dir ſeine Liebe ſo ſichtbar verherrlicht! Wohlan! zweifle nicht! Daß er alle dieſe Bilder eines aus dem Tode erwachenden neuen Lebens vor unſere Augen hingeſtellt habe, nur um eine vergebliche und grundloſe Sehnſucht in dir zu wecken und zu nähren, und mit der furchtbarſten aller Täuſchungen uns zu quälen, nein! das kannſt du von dem Allmächtigen nimmermehr fürchten. Erhebe dich nur zu einem recht lebendigen Bewußtſein deiner höhern Würde; lerne es fühlen: du biſt nach Gottes Ebenbilde geſchaffen, biſt ſeines Geſchlechts; und bald wirſt du ſprechen und zeugen mit ſeliger Zuverſicht: Sind wir Kinder, ſo ſind wir auch Erben — des Himmels Erben! In unſerm Geiſte liegen edle Keime, die einer Ausbildung und Fortbildung in das Unendliche fähig ſind; in unſerm Herzen

liegt eine Sehnſucht nach dem Vollendeten, welche allen Stillſtand haßt, und an den Anfängen der Mittelmäßigkeit niemals genug hat. Fürchtest du, die ewige Weisheit habe in der Menſchennatur ſich verrechnet? habe ihr Kräfte, einer unendlichen Veredlung fähig, anvertraut; aber Zeit und Gelegenheit, ſie vollkommen zu entwickeln, vergönnt ſie ihr nicht? Was berechtigt dich zu dieſer ungläubigen Furcht? Siehſt du nicht Plan und weiſe Abſicht und entſprechende Ordnung und Uebereinſtimmung in der ganzen Welt? Wo iſt denn ſonſt in ihr Verſchwendung nutzloſer Kräfte zu ſchauen? Stimmt überall, bei allen Weſen, das Mittel zum Zwecke: ſo kann am wenigſten der Menſch, dieſe Krone der Schöpfung, planlos und unweiſe gebildet ſein. Oder kommt er auf Erden jemals zum Ziel? Dringt er je in ſeinem Forſchen bis zu dem erhabenen Punkte vor, da er ſich ſagen könnte: nun iſt alles Wiſſen erſchöpft? Thun nicht immer weitere und herrlichere Ausſichten ſeinen forſchenden Blicken ſich auf, und erkennet er nicht, je höher er ſich ausbildet, alles menſchliche Wiſſen nur Stückwerk? Und wo die edelſten Wünſche ſeines Herzens in Erfüllung gehen, werden ſie nicht bald die Quelle einer neuen Sehnſucht nach einem noch ſchönern Ziele? — Je mehr ich das durchdenke, deſto klarer muß es mir werden: es iſt auf das Unendliche mit uns angelegt. So gewiß uns die Erde am wenigſten dann genügen kann, wenn wir am höchſten ſtreben: ſo gewiß erwartet uns ein Himmel, wo wir vollenden, was wir hier begannen, wo wir erlangen, wonach wir hier mit Sehnſucht verlangten. Im Herzen kündet es laut ſich an: »Zu was Beſſerem ſind wir geboren!« Im Herzen ſuche für deine Himmelsſehnſucht die feſteſte Bürgſchaft. Ein reiner Tugendſinn verklärt ſich bald zu einem hoffnungsvollen Himmelsſinn. Durch reine, thätige Liebe

zum Guten erkauft man am ſicherſten den ſeligmachenden Glauben an ein ewiges Leben. Er iſt der wahren Tugend unſchätzbarer Preis. Wohlan! Weihe der Tugend ſchon früh dein Herz! Regle, lautere, heilige durch ſie deine Kraft. Stelle dir ein hohes Urbild der Vollendung, als das Ziel aller deiner Betrebungen, vor die Augen. Jeſus, der Reine und Himmelsverklarte, werde dein Vorbild! Strebe nach Aehnlichkeit mit ihm, und trachte nach ſeiner Gemeinſchaft. Nicht jene alltägliche Mittelmäßigkeit genüge dir, welche ſchon Alles gethan zu haben meint, wenn ſie eine gemeine Rechtlichkeit übt, die Niemandes Rechte kränkt. Mit ihr verträgt ſich ein neidiſcher, feindſeliger Sinn, und jede niedrige Ausſchweifung der Weltluſt und Wolluſt. Nein! Heilige dich durch und durch! Die Regungen deines Herzens bewache ſtreng! Lerne auch vor den innern Sünden erbeben, die dein Leben eben ſo arg beflecken, als oft die ſündliche That. Der heilige Sinn Jeſu werde dein Sinn, ſeine reine, überſchwengliche Liebe deine Liebe, ſeine unermüdete ſegensvolle Thatigkeit dein Ziel, und ſein unbeſcholtener, ganz fleckenloſer Wandel das Muſter deines Lebens. Bald wirſt du mit Sehnſucht zu immer erhabenern Hoben der Heiligung aufblikken, und mit immer heißerer Liebe ein hohes Ziel umfaſſen, das man auf Erden nimmer erreicht. O in dieſer deiner Tugendliebe muß ſicher die Himmelsliebe erwachen. Du ſehneſt dich nicht nur nach dem Lande der Vollendung, du glaubeſt daran mit Zuverſicht. Die leiblichen Pulſe ſtehen einſt ſtille, aber das höhere, geiſtige Leben kennt keinen Stillſtand. Das Herrliche, was deine Seele füllt, die heilige, unaustilgbare, nie befriedigte Liebe zu dem Vollendeten und Reinen — nein, das ſinkt nicht mit der Hülle in Staub und Moder. Das iſt unvergänglich, und verbürgt den Himmel, weil es dem Himmel verwandt iſt.

Sei gut! Strebe mit jedem Tage, beſſer zu werden! Und immer mächtiger richtet ſich deine Sehnſucht, immer inniger deine Liebe auf die himmliſche Heimath, immer feſter glaubſt du an ſie; du fühlſt dich auf Erden ſchon in den Vorhöfen des Vaterhauſes. O wie freundlich und herrlich haſt du das große Jenſeits, deine ewige Geiſterwelt, uns aufgeſchloſſen, himmliſcher Vater! Die Sterne der Nacht leuchten zu uns nieder, als deine Boten und Herolde, als Engel des reinen Lichts. Es giebt, rufen ſie von oben herab, es giebt noch höhere, beſſere Welten. Dich auch, ſterblicher Bewohner der Erde, nimmt einſt ein Stern auf, zum unvergänglichen, ſeligen Leben. Mein Vater, ich liebe dich! Dir zu gefallen, dir treulich anzuhangen, nach deinem Willen mein Erdendaſein zu nützen — ſiehe, das iſt meines Herzens heilige Sehnſucht. Wo iſt die Macht, die aus deiner Hand mich reißen könnte? Was vermag der Tod wider dich, Vater des Lebens? Nein, wo du waltest mit Liebe, da kann der Tod nicht ewiglich herrſchen. Dir will ich angehören mit Allem, was ich vermag; durch den kindlichen Aufblick zu dir will ich mich ſtärken zu jedem guten Werke, mich tröſten in aller Noth, mich rüſten zu jedem Kampfe. Dir will ich leben, dir will ich ſterben! So wird mein letztes Lebewohl an dieſe Erde ſein: Ich gehe zum Vater!

M. F. Schmalz.

Sollt' ich nicht muthig aufwärts ſtreben,
Des Glaubens Krone zu empfahn?
Nicht dir, mein Gott, mein Licht, mein Leben,
In Lieb' und Demuth freudig nahn?

Du haſt mir ew'ges Licht bereitet,
Und allerbarmend, gnädig leitet
Mich deine treue Vaterhand
Empor zum ſel'gen Heimathland.

K. A. Möthe.

In dieſes irdiſche Leben kehrt keiner zurück, der einmal den Tod geſchmeckt, der einmal Abſchied genommen hat von der Welt. So wunderbar verklärt ſich Gott nicht an den Eurigen, daß er ſie aus dem Grabe euch von neuem zuführte, wie er Jeſum den Seinen wiedergab. Doch in dem Grabe läßt er keinen von allen, die ihr beweinet; zur Beute eines allvernichtenden Todes läßt er ſie nicht werden. Auch ſie verklärt ſeine Vaterliebe; denn er verſetzt ſie aus dem irdiſchen Boden in die himmliſche Heimath; aus dem wechſelvollen, rauhen, ſtürmiſchen Lande in ein geſegneteres, bleibendes, in ein Land des Friedens, den nichts ſtört. Ihren Wohnſitz haben ſie vertauſcht, ihr Kleid gewechſelt, und ein ſchöneres angethan; entwachſen ſind ſie der Welt voll Sorgen, Kämpfe und Beſchwerden, und herangereift für ein beſſeres Sein. »Ihre Seelen ſind in Gottes Hand, und keine Qual rühret ſie mehr an.« — Und wären ſie auch in voller Blüthe ihres Lebens euch entriſſen, in friſcher Kraft ihres ſegenvollen Wirkens weggenommen: wiſſet ihr nicht, was geſchrieben ſteht? »Der Gerechte, ob er gleich zeitlich ſtirbt, iſt er doch in der Ruhe.« Tröſtet, beruhigt's, ſtärkt's euch nicht, was die ſchönen Bibelworte ausſagen: »Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.« Ihr haltet Oſtern, und wollet noch in Schmerz vergehen über

den Verluſt eurer Theuren? Ihr wiſſet, daß der Himmel ihr Theil iſt, und wünſchet ſie auf die Erde zurück? Ihr wiſſet, daß ſie dort wohlaufgehoben ſind, und könnet vielleicht nach Jahren noch — euch nicht zufrieden ſtellen, daß ſie hinübergegangen ſind? Ihr könnet noch hoffnungslos, untroſtlich weinen? »Was ſuchet ihr die Lebendigen bei den Todten?« Bliebe auch dies Alles fruchtlos an euch: wie? der Gedanke ſollte nicht Macht genug haben, euch in eurem Schmerze aufzurichten: Einſt finden wir ſie alle wieder, um die wir weinten? Denn iſt er nicht, dieſer Gedanke, das unſichtbare Band, das uns ſchon auf Erden zum Himmel zieht? die vermittelnde, ſüßtönende Geiſterſprache, die von oben herab hineinklingt in unſere ſehnſuchtsvolle, auf ewige Vereinigung mit dem Liebſten, das wir hier unſer nannten, hoffende Seele? iſt er nicht der Friedensbote, der leiſe und ſanft die Thränen abzuwiſchen kommt von dem weinenden Auge? — Wiederſehn! du Balſam für tiefverwundete, an Gräbern trauernde Herzen! Du beſchwichtigſt den herben Gram, der an unſerm Innern nagt; in freudig heilige Bewegung des Gemüthes löſeſt du auf die ſtumme Klage um die, die aus unſern Armen geriſſen wurden. Ja, wiederſehen, wiederfinden ſollet und werdet ihr die Eurigen, wenn auch eure Stunde ſchlägt; wiedererkennen werdet ihr ſie; denn euer Herz wird euch zu ihnen hinführen. Kein neuer Tod wird ſie euch tückiſch entreißen; keine neue bittere Abſchiedsſtunde wird euch betrüben. Ewig unzertrennlich werdet ihr mit ihnen verbunden leben, ungeſtört euch ihrer Liebe freuen, die, reiner und himmliſcher geworden, dort euch und ſie ſchöner beglücken wird. Welch ein Gewinn, welch ein Segen, der aus Trennungswehen ſich entwickelt! Nicht mehr hängt nun unſer Herz an dieſer für uns reizloſern Erde. Der Himmel umſchließt ja unſer

ganzes Glück! Nicht mehr bangt uns nun, wenn es Abend bei uns werden will und der Tag sich neigt. Der lichte Morgen des Wiedersehns verscheucht ja die düstern Schatten unsres Lebensabends! Freudig befehlen wir nun in des Vaters Hände unsern Geist; denn dort, wohin er aufschwebt, dieser unser Geist, finden wir ja unsere Verklärten alle um den Vater versammelt! Und er legt sie wieder in unsere Arme, und segnet neu den Bund unsrer Herzen! Nein, ihr Entschlummerten, wir weinen nicht mehr um euch. Im Grabe suchen wir euch nicht — beim Vater suchen, beim Vater finden wir euch!

M. W. G. Müller.

Dieses Leben ist Schlaf, aus dem ein letzter uns aufweckt.

F. G. Klopstock.

Die Verbindungen der Liebe und Freundschaft auf Erden, ganz unverkennbar bezeichnen sie eine höhere Hand, die sie knüpfte, ganz augenscheinlich sind sie das Werk einer weisen, absichtsvollen Verfettung; unwidersprechlich ist Alles in ihnen auf gegenseitige Ausbildung und Vervollkommnung, Alles auf Vorbereitung zum höhern Freudengenuß berechnet, Alles dazu geeignet, um den Sinn für das bessere Jenseits zu wecken. Eltern erziehen mit Sorgfalt und gewissenhafter Treue ihre Kinder, und bringen sie dahin, daß sie würdige, brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden. Sie machen auch wirklich ihr Glück; aber die Vorsehung leitet die Umstände und den Gang der Begebenheiten so, daß sie an einem andern Orte ihren Standpunkt, ihren Wirkungskreis erhalten. Von denen, welchen sie ihr Dasein, ihre Bil-

dung und Erziehung verdanken, von Vater und Mutter leben ſie getrennt, und fremde Menſchen freuen ſich ihrer. Gerade die, die mit Mühe und Sorgen, mit Aufopferungen und Beſchwerden die Saat beſtellten, müſſen auf die Freude der Ernte Verzicht thun. Menſchen, die gar nicht für einander paſſen, in keinem Berührungspunkte mit einander ſtehen, durchaus nicht auf denſelben Ton geſtimmt ſind, werden durch den Drang der Umſtände, dem ſie nicht widerſtehen können, oft in die engſte Verbindung geſetzt, und Seelen, die, mit einander verwandt, in harmoniſchem Einklang mit einander ſtehen, ſind und bleiben getrennt. Freunde, Freundinnen, Brüder und Schweſtern, die Ein Herz und Eine Seele ſind, die durch wechſelſeitigen ungeſtörten Umgang ſich den Himmel auf Erden ſchaffen würden, leben in ſchmerzlicher Entfernung, und ſehen ſich dagegen von Menſchen umſchloſſen, die ſie einengen und drücken, und ihnen täglich Gelegenheit geben, ſich in der Geduld und Selbſtverleugnung zu üben. Zuweilen führt ein freundliches Geſchick ſie, die ſich lieben, auf einige Wochen und Tage zuſammen, aber ach! der Schmerz der unvermeidlichen Trennung verbittert die Freude des Wiederſehens, und läßt nichts als Sehnſucht zurück. Gerade die edelſten und beſten Menſchen, die am meiſten dabei leiden, haben in ihren Verbindungen mit anhaltenden widrigen Verhältniſſen und tauſendfachem Ungemach zu kämpfen, und kommen ſelten zum ruhigen, ungeſtörten Lebensgenuſſe. Einige helle, von Zeit zu Zeit eintretende Perioden, wo ein reiner, entwölkter Himmel ihnen lächelt, ſcheinen nur da zu ſein, um ſie zur Ertragung neuer Leiden zu ſtärken. Alles dies ſind Beobachtungen und Erfahrungen, die uns das tägliche Leben in tauſendfach verſchiedener Geſtalt beſtätigt. Und wozu nun alle dieſe Entbehrungen, Trennungen, Uebungen und

Leiden, die doch ganz unverkennbar von der Vorsehung herbeigeführt sind, wenn nicht jenseits des Grabes ein Tag, ein seliger Tag der Vergütung, der Entschädigung, der Wiedervereinigung auf uns wartet? Ohne Plan, ohne weisen Zweck, ohne wohlthätige Absicht würde dies alles sein; ein grausames, hartes, verfolgendes Schicksal, und nicht eine allmächtige Liebe müßte dann die Welt regieren. Nein, es liegt am Tage, daß wir auf unserer kurzen Pilgerreise hienieden, durch Entsagung und Entbehren, für den Genuß einer reinern Liebe und Freundschaft gebildet und erzogen werden. Alles ist dazu geeignet, unsrer Hoffnung für das Bessere Nahrung zu geben; Alles deutet auf Wiedervereinigung hin; denn ohne diese wären die meisten Verbindungen der Liebe und Freundschaft ohne einen vernünftigen Zweck.

N. F. Eylert.

Wenn man die vielen Verstorbenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt, und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben.

J. W. v. Goethe.

Wenn wir den Gedanken denken, daß unsere Seele im Augenblick des Todes den Leib verlassen, und in eine neue Welt übergehen soll, so drängen sich uns eine Menge Fragen, Besorgnisse und Zweifel auf, die unsern Glauben leicht erschüttern können. Wie wird unser Geist

ſein, wie wird er empfinden und wirken können, wenn er von dem Körper, durch welchen er bis zum Tode empfand und wirkte, getrennt iſt? Wird er ſtark genug ſein, um ſich unter den Erſchütterungen des Todes zu erhalten? ſtark genug, um ohne den Körper ſeinen Weg nun nach eigner Kraft zu gehen? Wie wird und ſoll er ſich von dieſer Erde losreißen, wie ſoll er den Weg zu dem künftigen Leben und ſeinem neuen Wohnſitz finden? Wer wird ſich ſeiner annehmen, wenn er hülflos und als ein Fremdling in den Gefilden der beſſern Welt erſcheint? — Wir müſſen geſtehen, daß der Eingang unſrer Seele in die Ewigkeit allerdings viel Räthſelhaftes und Wunderbares hat. Aber wir dürfen uns darüber nicht ängſtigen, dürfen deshalb nicht zweifeln, denn auch die Geburt zu dieſem Leben iſt ein Räthſel, ein Wunder der göttlichen Allmacht. Fragt ihr, wie euer Geiſt einſt ohne den Körper werde leben und wirken können, und ob er nicht ohne dieſen in einen Zuſtand der Unthätigkeit, des Todesſchlummers verſunken müſſe: ſo denkt daran, wie der Menſch bei der Geburt ſich auch aus dem ſchützenden Schooße der Mutter losriß, und dennoch im Lichte der Sonne ſogleich ein ſelbſtändiges, herrliches und vollkommnes Leben anfing. Schreckt euch die Gewaltſamkeit, mit welcher die Hülle des Keimes zerſtört wird, fürchtet ihr, euer Geiſt möge unter dieſen Zerſtörungen erliegen, und zu ſchwach ſein, um dieſe Erde zu verlaſſen, und den Weg zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde zu finden: ſo denkt daran, daß auch der Neugeborne unter heftigen Erſchütterungen und gewaltſamen Zerſtörungen in dieſes Leben eintritt; daß auch ihn die Hand ſeines Schöpfers leitet, und aus einem ſchwachen hülfloſen Anfang ein kräftiges Leben entwickelt. Und bekümmert euch die Beſorgniß, wie euer Geiſt, wenn ihm das Auge fehlt,

durch

durch welches er ſah, das Ohr, durch welches er hörte, der Körper, durch den er empfand und wirkte, ein neues Leben beginnen und ſein Daſein empfinden könne: ſo denkt daran, wie ein Menſch bei der Geburt eben ſo hülflos in dieſe Welt eintritt, wie er die Sinne, deren er in ſeinem neuen Daſein bedarf, ſchon in ſich trug, und wie ſchnell ſie ſich entwickeln, ob ſie gleich im Schooß der Mutter noch geſchlummert hatten. Und erſchreckt euch der Gedanke, daß ihr als Unbekannte und Fremdlinge hülflos in die neue Welt eintretet: ſo bedenkt, daß der Neugeborne eben ſo hülflos in dieſes Leben tritt, daß aber die göttliche Vorſehung dafür geſorgt hat, daß Eltern und andere Erwachſene den hülfloſen Ankömmling aufnehmen und pflegen. So wird unſer Geiſt auch dort Vorangegangene, Eltern, Geſchwiſter, Freunde finden, die ihn, wenn er, erſchüttert vom Todeskampfe, hülflos der Erde entflieht, empfangen, ihn leiten, ihn pflegen, und in die neue Welt einführen werden.

K. G. Bretſchneider.

Man kann zwanzig Jahre lang die Unſterblichkeit der Seele glauben — erſt im ein und zwanzigſten erſtaunt man über den reichen Inhalt dieſes Glaubens, über die Wärme dieſer Raphtaquelle.

J. P. F. Richter.

Wohl endet hier, auf Gottes Wink, mein Lauf; und was der Zeit gehört, muß ihr verbleiben. Doch hat an mir die Erde keine Macht. Mit innigſter Gewißheit ruf' ich aus: der Tag des Todes iſt beſſer, als der Tag der Geburt! Zwar ruht in dunkler Zukunft meine Hoff-

nung; doch ruht ſie ſanft und feſt. Ich glaub' und fürchte nicht. Ich bin kein Theil der Sinnenwelt; wie könnt' ich verſchwinden mit ihren Erſcheinungen? Ich lebe in Gott; wie könnt' ich ein Ende nehmen? Zerbrich, du morſche Hülle! Ein ſchönerer Leib erwartet mich. Schon daß ich, mitten unter Trümmern, mich über die Natur erhaben denken kann, giebt mir die ſtille Bürgſchaft, daß ich's ſei. Ich ſehe überdies in Gottes Welt nichts ganz vergehn. Das Schlechteſte, in Einer Form verbraucht, lebt neu für andere Zwecke wieder auf. Wie kann ein Geiſt verſchwinden, der ſeine eigene Welt iſt!

Sodann bedarf ich eines künftigen Lebens. Nicht, weil mein Werth und mein Ergehn ſich widerſpräche. Ich maße mir nicht an, für mein Geſchick zu gut zu ſein. Ich werfe nicht zum Richter des Verdienſtes in Andern mich auf. Ich traue zu kindlich meinem Gott und ſeiner heiligen Entſcheidung, als daß ich fürchten ſollte, es geſchehe einem einzelnen Weſen Unrecht. Ich weiß überhaupt nicht, was mein inneres Leben zu thun haben ſollte mit äußern Belohnungen. Das aber fühl' ich und verſteh' es: die Zeit umfaßt mein wahres Daſein nicht. Sich entwickeln muß ich ſehen, wovon ich die vielfach unbegreiflichen Anfänge zu bemerken gewürdigt ward. Mein Ziel, mein Werk, und meine Kraft, und meine Pflicht, und meiner Sehnſucht Flamme, und meiner Lieblinge Beſitz, und meines Lebens innere Natur, und meiner höhern Rechenſchaft Gewißheit — es treibt mich Alles über ſie hinaus. Das Ziel, nach dem ich ringe, dämmert nur aus unermeßner Ferne. Ich jag' ihm nach, und nie ergreif' ich es. Das Werk, dazu ich auserkoren bin, auch um mich her ein Himmelreich zu ſchaffen, harrt froh auf ein bildſameres Gebiet. Die Kraft, die mir verliehen ward, wächſt zwar, wie ſie ſich entwickelt, heiſcht

aber höhere Entwicklung, wie ſie wächſt. Die Pflicht, die Gott mir auferlegt, gebietet, daß ich das nichtige Leben wage, um das wahrhafte zu gewinnen. Die Sehnſucht, die in meinem Herzen glühet, löſcht eitler Tand nicht aus; je mehr ich reife, um deſto heller lodert ſie empor. Sie iſt das Heimweh nach dem Vaterlande. Der Bund mit den Erwählten meines Herzens gehört der Zeit nicht an: ſo kann er in der Zeit auch nicht verfallen. Wahrhafte Liebe fürchtet keinen Tod. Auf ihre Hoheit ſtützt ſich ihre Treue, auf ihre Treue ihre Ewigkeit. Das Leben meines Lebens iſt Vollendung, iſt Kampf mit der Natur, iſt Drang nach Freiheit, iſt ewiger Verſuch, mich zu erlöſen, iſt Aufſchwung zu dem Vater und dem Sohne. Die Rechenſchaft von meinen Thaten endlich muß unausweichbar ſein, wenn das Geſetz in meiner Bruſt nicht log; nicht mich entziehen, mich nähern muß der Tod dem Stuhl des Richters. Blick' ich in dieſem Geiſte um mich her: rings ſind' ich Bilder meines hohen Erbes; Aufſchlüſſe über das Wie? das Wann? das Wo? Der Lenz nahet mir als Herold ewiger Blüthen. An jedem Morgen feiere ich Auferſtehung; und wie der Heimath traute Lichter, winken die Sterne Gottes mich hinauf. So ſchließt denn nicht ein Grab meine Wallfahrt. Dem Dieſſeits reiht ſich ein Jenſeits an. Und beide ſind Ein Ganzes. Wie ich hier ende, ſo beginn' ich drüben mein Leben, und kein anderes ſetz' ich fort. Ich ernte ein, was ich hier ausgeſäet.

J. H. W. Dräſeke.

Was einſt uns, dem Beglückten und dem Dulder,
Labyrinthweg und Nacht war,
Das führt uns zu dem ewigen Heil hin!

Indeß welkt auf Erden
Der unſterbliche Menſch weg,
Und empfindet Herannahn des Todes,
Herannahn der Verweſung,
Und verweint, in Wehklag' ergoſſen,
Den Beginn des Daſeins,
Und weiß nicht, daß es Gott einſt mit Wonne
Vollbringt, er, der ihn auch zu dem Heil ſchuf.

F. G. Klopſtock.

Das Leben vereint und es trennt der Tod. Das fühlen wir ſo ſchmerzlich, wenn er mit unerbittlicher Hand ein Daſein endet, das wir ſo gern noch lange in unſrer Mitte behalten, an deſſen Anblick wir ſo gern noch unſer Herz erfreut, und uns zu dem, was heilig iſt und edel, geſtärkt, erweckt und erhoben hätten. Aber es trennt auch das Leben, und es vereint der Tod. Denn wenn jenes an uns ſeine mannigfaltigen Anforderungen richtet, und uns durch die Verſchiedenheit der Verhältniſſe und des Berufes aus einander führt; wenn es ſo uns oft nicht dazu kommen läßt, die Gefühle, die uns bewegen, gegenſeitig auszutauſchen und uns zu ſagen, wie viel uns diejenigen ſind, an welche uns die zarten Bande vereinter Achtung und Liebe knüpfen — dann bringt uns das Haus der Trauer und der ſtille Ort zuſammen, wo' unſre Hingeſchiedenen ruhn; wir treten an den Rand der dunkeln Gruft, die die entſeelte Hülle in ſich aufnehmen und mit der kühlen Erde decken ſoll, und ehe die Scholle mit dumpfem Tone auf den Sarg herabfällt, leihen wir der gemeinſamen Erinnerung ein Wort der Verſtändigung, und führen uns das hingeſchwundene irdiſche Daſein noch einmal in ſeinen bedeutungsvollſten Zügen vor die Seele.

Immer ſei die Wahrheit uns heilig, doch doppelt hier, wo die offene Gruft zu unſern Füßen und jeder Grabhügel, der ſich um uns erhebt, und jeder Denkſtein, welchen die trauernde Liebe weihte, uns daran mahnt, wie eitel es wäre, hier zu rühmen, was droben von dem allſehenden Auge des ewigen Richters als verwerflich erkannt und auf ſeiner Wage zu leicht befunden werden müßte. Ein edles Daſein endet ſelbſt für die Erde der Tod nur in gewiſſer Hinſicht; ihm iſt darüber nicht volle Macht gegeben. Ein höherer Segen ruht auf jedem höheren Leben. Denn auch nach ſeinem Ende in der Zeit bleibt es unzerſtört in denen, die wahrhaft mit ihm in Verbindung traten, und die aus ſeiner Fülle recht zu ſchöpfen wußten. Nicht blos im Bilde der Erinnerung behalten ſie es, deſſen Züge allmälig wohl erbleichen; nein, ewig als einen Theil des eignen Lebens und mit ihm auf's innigſte verbunden. So hat ſich der Dahingeſchiedene in unſrer Mitte die irdiſche Unſterblichkeit bereitet. Die himmliſche hat er empfangen von dem, an welchen er geglaubt. Er hat ihn aus den Stürmen der Erde hinübergeführt in den Hafen des ewigen Friedens, und dorthin würde ſein Blick uns weiſen, vermöchte er noch einmal das gebrochene Auge zu öffnen. Mit dieſem Troſt würde er die Trauer lindern, wäre es ſeligen Geiſtern vergönnt, ſich durch den Laut der menſchlichen Rede den Sterblichen zu offenbaren. Jenes Wort des Erlöſers würde er uns zurufen: »In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe.«

J. C. C. Schwarz

Was iſt dieſes Leben, als ein Stand der Prüfung und Vorbereitung, worin ſich Alles auf eine andere Welt bezieht, worin wir ausſäen, um in einer noch unbekannten Zukunft zu ernten, worin das Wohl oder Elend unſerer ewigen Dauer von einer jeden Stunde abhängt? Hier muß entſchieden ſein, was wir dort werden können; hier müſſen wir uns gewöhnen, himmliſch zu denken, um dort an den Geſchäften und Freuden der Himmliſchen Geſchmack zu finden; hier muß unſre Seele von den Hefen der Sinnlichkeit und Selbſtheit gereinigt werden, wenn uns die lautern Ströme des Aethers nicht wie Schaum von ſich auswerfen ſollen. Aber auch hier, ſchon hier kann unſre Seligkeit angehen, die dort vollendet werden wird; ſchon hier kann unſer Geiſt, wie Henoch, mit Gott leben, welchen er zu ſchauen geſchaffen iſt.

C. M. Wieland.

Was ſind die meiſten Wünſche der Menſchenbruſt anders, als der Wiederhall des Wunſches nach ewiger Fortdauer, den ſchon die Natur in uns legte? All' unſere Erwartungen, all' unſere Entſchlüſſe, die ſich immer nur auf die Zukunft beziehen, all' unſer Wirken, das ſich immer ein fernes, noch zu erreichendes Ziel ſteckt, bezeugen das. Es ſind dies Erſcheinungen, die ſich aus jenem im Innerſten liegenden Wunſche entwickeln. Wer würde mit dieſem Leben ganz untergehen wollen? Auch der Selbſtmörder endet es nur, um in ein beſſeres zu kommen. Freilich iſt ſein Thun Verbrechen, und das neue Leben dürfte ihm kaum ein beſſeres ſein; aber doch ſpricht ſich der Wunſch danach ſelbſt im Verbrecher aus. — Vernichtung! Harter, entſetzlicher Gedanke! Sterben, um nie mehr zu leben! Verlieren, um nie mehr zu haben!

Alles, was wir beſaßen, was uns entzückte, uns entriſſen — ohne Hoffnung der Wiedererlangung entriſſen! Wir ſelbſt, wenn die letzte Erdſcholle unſerm Sarge nachgerollt, hingeſunken in ewige Vergeſſenheit! Vergebens das raſtloſe Streben nach Vollendung; vergebens das geheime Sehnen der Seele, das hienieden keine Befriedigung fand! Nur einen Augenblick durften wir uns freuen, nur einen Augenblick der Schöpfung Wunder anſtaunen, um ohne Sättigung, um mit geſteigerter Pein, nachdem wir das Gute erkannt, geſehen, genoſſen, das Beſſere geahnt und gewünſcht, unwiederbringlich aus dem Leben geſtoßen zu werden, und in das leere, todte, weſenloſe Nichts niederzuſchauen! O glücklicher wäre auf ſolche Art das Gras des Feldes, glücklicher der Kieſel der Gaſſe! Des Daſeins Wonne kennen ſie nicht, doch auch die Grauen der Vernichtung empfinden ſie nimmer! Nein! »Gott iſt nicht ein Gott der Todten!« Dieſes kurze, karge Daſein, nein, es iſt daher nicht unſer ganzes Daſein, iſt nicht unſere Ewigkeit! Wir wurden, um zu bleiben. Der Vernichtung Schrecken bedräuen nicht ein Weſen, das Gott nach ſeinem Bilde ſchuf; dem er, ihn zu glauben und ſeine Nähe zu fühlen, verlieh; das er mit einem Geiſte begabte, der Höheres als Staub umfaſſen kann, deſſen Kraft und Fülle zu groß iſt für der Erde engen Raum. Ruhig dürfen wir uns zum letzten Schlummer niederlegen, ruhig auf Leichengewand und Moder und Verweſung blicken. Unſer beſſeres Ich verweſet nicht; im unbegrenzten Reiche der Unendlichkeit dauert es, ſelbſt zur Unendlichkeit erkoren. Wie ermuthigend, wie reich an Kraft und Labung iſt dieſe Hoffnung! Ja, was uns den beſten Troſt hienieden giebt, was in Trübſal uns dem finſtern Gram entreißt, uns nicht dem Schmerze der Verzweiflung zur Beute werden läßt, was unſern Geiſt belebt,

uns erhebt über alles Wohl und Wehe der Gegenwart, iſt die Hoffnung eines beſſern Jenſeits. Unſterblichkeit, hohes begeiſterndes Wort! Weſſen Herz durchzitterſt du nicht mit Gefühlen himmliſcher Luſt! Theilnehmen an den Wonnen des Ewigen, ſtillen den Durſt nach dauernder Seligkeit, wachſen in Erkenntniß und Einſicht, ſie überſchauen, die Myriaden ſeiner Welten, ſie verſtehen, die verborgenſten Urſachen der Dinge, entſchleiert vor ſich liegen haben, was dunkel und verhüllt auf Erden war, den Gang der eignen Schickſale, warum er ſo und nicht anders geſtaltet ſein mußte, begreifen, genießen die Wolluſt des Seins, des beglückteſten Seins, ohne Furcht, von ſelbem ſcheiden zu müſſen, ein Leben haben ohne Tod, eine Freude ohne Trauer, ein Wohlſein ohne Ende — o es ſchwillt der Buſen, wenn wir nur in der armen Menſchenſprache die ſeligen Hoffnungen der Unſterblichkeit auszudrücken verſuchen! — Wollen wir aber hier fragen, wie das möglich ſei, ſo denken wir der Größe desjenigen, der einſt das All der Schöpfung aus Nichts hervorgehen ließ. Sei das Wie immerhin unbegreiflich, das Können bleibt dennoch gewiß. Glauben wir nicht einen allmächtigen Gott? Dürfen wir unſere Beſchränktheit zum Maßſtabe des Allvermögenden machen? Oder war es leichter, eine ganze Schöpfung aus Nichts hervorzurufen, als es ſein wird, ſchon Geweſenes wieder zu ſammeln? Was da iſt, verbinden, hat doch gewiß weniger einen Anſchein von Schwierigkeit, als, was nicht da iſt, ſchaffen. Aus den Trümmern eines verfallenen Hauſes wird leichter ein neues erbaut, als wenn keine Stoffe dazu vorhanden ſind. Und zeigt uns nicht auch die Natur genug ſolcher Erneuerungen? Was in ihr heute zu Grunde geht, erſcheint es nicht morgen in anderer Geſtalt wieder? Iſt nicht jede Zerſtörung zugleich eine Sammlung zu wiederholten Neu-

gungen? Ja, giebt uns nicht jeder kommende Frühling, der frische Blüthen aus dem Schooße der Verwesung hervortreibt, Erläuterung über das bange Räthsel des Todes, und widerlegt unsere ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlafes selbst in Hinsicht auf den Körper? Sinnig feiert deswegen unsere Kirche die Auferstehung Jesu mit der Auferstehung der Natur zugleich; sie reicht uns darin das treffendste Sinnbild unserer eigenen einstigen Wiederbelebung. - Immerhin möge daher unser Körper mit dem letzten Athemzuge der Auflösung zum Raube hinsinken, möge zerfallen und versplittert werden in's Weite. In jugendlicher Kraft, in himmlischer Schöne wird er einst wieder erblühen, und, der in Freude und Leid treu uns hienieden begleitete, von dem sich die Seele schwer nur zu trennen vermochte, in verklärter, herrlicherer Form wird er sich ihr wieder vereinen, um auch durch die Freuden der Ewigkeit ihr treuer Gefährte zu sein.

J. F. Röhr.

Hoffnung ach! des Wiederauferstehens
An der Allvollendung großem Tag,
Süße Hoffnung jenes Wiedersehens,
Nie verbittert durch der Trennung Ach!
Reich' mir, Sel'ge, deinen Lilienstengel,
Auf des Lebens schwulem Wallertag,
Bis dereinst gereift auch ich zum Engel,
Meinen Lieben nach mich schwingen mag!

L. Th. Rosegarten

Würden die Geiſtesanlagen des Menſchen ſchon hier, in dieſem Leben, reife Früchte bringen und die Einſichten reiner Geiſter gewähren, und gäbe es für den ewigen Trieb nach Wahrheit keine undurchdringlichen Schranken mehr — die Weisheit, die uns ſchuf, wäre gerechtfertigt, es hätte nie ein Räthſel ſtattgehabt, und es bedürfte keiner weitern Welt mehr, um ein Räthſel zu löſen. Aber ſo gewiß als die Hand des Fötus, die das ganze Leben im Mutterleibe hindurch mit jedem Pulsſchlage der Nabelſchnur zwar an Wachsthum und Entwicklung zunimmt, aber doch nie von uns gebraucht werden kann, und daher unnütz und überflüſſig ſcheint; ſo gewiß ſie, dieſe Hand, nach einer mit den Kennzeichen des Todes und der Verweſung einhergegangenen Metamorphoſe, einſt dem Menſchen auf der Oberwelt zu einem Wunderwerk dient, wenn ſie mit einer, dem feinſten Anatomen, wie dem tiefſten Pſychologen unbegreiflichen Schnelligkeit und beſeeltem Nachdrucke aus den Saiten der Harfe himmliſche Melodieen hervorlockt, und das Herz aller Zuhörer aus dem engen Bruſtkaſten in eine weite Zauberwelt verſetzt; — und ſo gewiß, als das Auge des Menſchen nur erſt zum wirklichen Gebrauch und zum Genuß des Anblicks der ſchönen Welt Gottes gelangt, wenn vorher die Haut, die den Augapfel des Fötus bis zur Geburt hin hermetiſch verſchließt, abgeſtreift und der Verweſung preisgegeben worden: — eben ſo werden auch unſere intellectuellen Anlagen, durch die wir uns ſchon hier zu den Sternen emporſchwingen und Himmelsluft athmen, und die doch hier die Frucht der Anwendung verfehlen — ſie werden uns, ſage ich, nach einer neuen Metamorphoſe, wozu uns gleichmäßig Tod und Verweſung der irdiſchen Bande und Hüllen nur deſto begründetere, auf analoges Vorſpiel gegründete Hoffnung giebt — einſt zu einer Früchte

tragenden Einſicht gelangen laſſen, wovon ſchon jetzt das Schweifen unſerer Gedanken von Welten zu Welten in den unermeßlichen Räumen des Himmels nur ſchwaches Vorbild iſt. Seid mir jetzt gegrüßt, und viel inniger als zuvor, Sonne, Mond und Sterne! Die Strahlen, die ihr meinem Verſtande zuſendet, ſind geiſtige Blutstropfen vom Firmament herab, die ihn im Stillen nähren, und einſt zur thatenreichen Laufbahn der verklärten Geiſter erſtarken laſſen, gleich den leiblichen Blutstropfen, welche mir meine Mutter zuſandte, als ſie mich noch unter'm Herzen trug, und welche mich im Stillen zum thätigen Leben auf der Oberwelt heranreifen ließen. Seid mir nochmals gegrüßt, ihr himmliſchen Nahrungsquellen meines Geiſtes! Die Unermeßlichkeit, die Unendlichkeit eurer Zahl, die keines Menſchen Begriff faſſen kann, iſt mir Bürge der Unermeßlichkeit der Anlagen meines Geiſtes, der nur in der Betrachtung der Unendlichkeit eurer Zahl hinlängliche Sättigung finden kann, und der den engen Gedanken, daß das Weltall begrenzt ſei, mit ſeiner eigenen, in's Unendliche neigenden Faſſungskraft ſelbſt viel unverträglicher findet, als den ſchwindelnd ausſchweifenden Gedanken des grenzenloſen unendlichen Raumes. So ſteht denn die Unſterblichkeit meines Geiſtes in einer, aus unendlichen Reihen funkelnder Buchſtaben gezeichneten Hieroglyphe — am Himmel geſchrieben, und die hohe Verheißung, vom heiligſten Munde ausgeſprochen, tönt mir jetzt wie eine Stimme vom Himmel herab: »Es hat es kein Auge geſehen und kein Ohr gehört, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.«

F. Groos.

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe; denn ich habe die feſte Ueberzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es iſt der Sonne ähnlich, die blos unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet.

J. W. v. Goethe.

Erdzunge zweier Welten, ſtilles Grab,
Wie ſchweigt es um dich her! Dieſſeits iſt Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Aſche nur;
Und jenſeits — kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein ſel'ger Geiſt, der dieſen Staub beſucht,
Kein Traumgeſicht. Nacht iſt rings um mich her.
Hoch droben funkeln Sterne. Glänzet ihr,
Geſtirne droben, dem entſchwung'nen Geiſt?
Und bricht dem Todten, wie dem Schlummernden,
Ein neuer Morgen an? — Was zweifelſt du
In mir? Unſterblicher! der hier am Rath
Und Werke der Natur ſchon Antheil nahm.
Er ſann, was ſie erſonnen, und er traf's,
Ausſprechend ihre Regel, ihr Geſetz;
Und bot unausgeſchlagen ihr die Hand
Zum edelſten, zu ihrem ew'gen Werk,
Dem Ordnen durch Verſtand und Güte. Wenn
Sie fortan dein zu deinem Dienſt bedarf,
(Und ſie verſchmäht, die reiche Sparerin,
Die Nichts vertut, und mit dem Mindeſten
Das Größeſte errichtet, keine Kraft
Und Uebung), wenn ſie fortan dein bedarf,
So ſage willig: Ich bin da! Und weh'

In meinem kleinen Winkel emſig fort
An jenem Schleier der Penelope
Minerva, der unüberſehbar dort
In Millionen Sternen prachtig glanzt.

J. G. v. Herder.

Verachte den Tod! Sieh mit Lächeln der Erſcheinung des Schreckensphantoms entgegen! Es iſt nichts als die Nebelform des träumenden Menſchen, bevor ſeine Vernunft erwachte. Lerne daraus die große Wahrheit, daß der Menſch jede Furcht, jede Leidenſchaft bezwingen kann, wenn er will. Scheue dich nicht vor dem großen Geheimniß deiner Entwicklung, und denke an deine letzte Stunde wie an den letzten Abendſtrahl, der in ſeinem Glanze einen noch ſchönern Morgen verkündet. Nur der iſt groß und glücklich, der den Tod nicht ſcheut, und die mächtige Kunſt verſteht, als ein Mann zu ſterben.

K. V. v. Bonſtetten.

Ihr erſtaunet darüber, wie der kann ein Sterblicher werden,
Welchen Gott gewürdiget hat, ihn ewig zu ſchaffen.
Nicht der Geiſt iſt ſterblich, der ewige Geiſt nicht; der Leib nur
Wird zur Erde, woraus er gemacht war. Das nennen ſie Sterben.

F. G. Klopſtock.

Groß sind die Zerstörungen, welche der Tod für uns herbeiführt, und gewaltsam zerreißt er alle Bande, die uns so eng an dieses Leben knüpften. Der Körper, der die Verbindung mit dieser Erde vermittelte, wird ganz aufgelöst und zerstört, und der Wind zerstreut den Staub, in welchen er zerfällt. Alle Thätigkeit, die wir im Leben äußerten, verschwindet gänzlich im Augenblick des Todes; auch nicht eine Spur, daß die Seele noch lebe und wirke, bleibt uns auf Erden; und zerrissen, für immer zerrissen sind alle Bande der Liebe, der Freundschaft, des Umgangs, in welche unser Geist durch den Körper verflochten war. Auch hat man nie ein Beispiel, daß die Seelen wieder auf Erden erscheinen, und noch irgend eine Gemeinschaft mit den Lebenden unterhalten. Dies scheint manchen schwachen Gemüthern bedenklich, und der Unglaube benutzt diese Umstände gern, um sich zu rechtfertigen. »Sollte nicht,« sagt er, »die Seele, wenn sie fortdauert, auch noch mit dieser Erde in Verbindung, sollten nicht wenigstens die Seelenverbindungen, in denen wir hier standen, unzerrissen bleiben? Sollte es nicht den vom Leibe geschiedenen Seelen möglich und wünschenswerth sein, auf diese Erde zurückzukehren? Sollte nicht der Körper, mit dem die Seele so lange verbunden war, immer ein Gegenstand ihrer Sehnsucht bleiben?«

Doch alle die Fragen erledigen sich, alle diese Bedenklichkeiten verschwinden, wenn wir den Tod als eine Geburt der Seele betrachten, und sie mit der Geburt zum jetzigen Leben vergleichen. Wenn der im Samenkorn verschlossene Keim zum Leben geboren werden soll, so muß das Samenkorn zu Staub verwesen, und alle Verbindung zwischen ihm und dem Keim wird zerrissen. — Die Verbindung, in welcher die Mutter mit dem Kinde steht, das sie unter ihrem Herzen trägt, ist zwar innig und so ge-

nan, daß beider Leben nur eins zu sein scheint. Aber wenn das Kind das erste unvollkommene Leben im Schooße der Mutter vollendet hat, so muß es dann alle Verbindung mit der Mutter gänzlich zerreißen; es muß die Hülle, von der es umgeben war, abstreifen und der Zerstörung überlassen; es muß seinen Wohnplatz verändern; es wird nun geboren zum Licht dieser Welt; es tritt in ganz neue Verbindungen, es beginnt ein neues Leben, das zweite, wo alles ganz anders ist, als in seinem ersten unvollkommenen Dasein. Sehet hier das Bild des Todes! Denn was mit dem Menschen geschieht, wenn er den Mutterschooß verläßt, das geschieht mit der Seele, wenn sie vom Leibe im Tode scheidet. Wenn die Seele, die in Verbindung mit dem Leibe den ersten unvollkommensten Zustand ihres Daseins durchlief, zu einem vollkommnern Leben geboren werden soll, so muß die Hülle des Körpers, welcher die Seele umschloß und nährte, abgestreift und, weil sie den Zweck ihres Daseins erfüllt hat, der Zerstörung überlassen werden. Alle Verbindungen, in denen die Seele mit dieser Erde stand, hingen von dem Körper ab, bestanden nur durch diesen: sie müssen also mit dem Tode des Körpers gleichfalls und gänzlich aufgelöst werden. Die Seele verändert, eben so wie das neugeborne Kind, ihren Wohnplatz, und hört auf in einer Welt ferner zu sein und zu wirken, wo sie die Absicht ihres Daseins erreicht hat. So wie der zur Welt Geborene nie wieder zurückkehren kann in seiner Mutter Schooß, so wie es ihm schlechterdings unmöglich ist, auch nur einen Faden des vorigen Lebens wieder anzuknüpfen: so kann auch die Seele nicht wieder in ihren Körper oder auf diese Erde zurückkehren, und keine Verbindung mit den Lebenden mehr unterhalten.

K. G. Bretschneider.

Wenn in eurer letzten Stunde, bedenkt es, alles im gebrochenen Geiste abblüht und herabstirbt, Dichten, Denken, Streben, Freuen: so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort, und starkt mit Duft im letzten Dunkel.

J. P. F. Richter.

War dies der Tod? O sanfte,
Schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht!
Es heiße
Tod dein Name nicht mehr!
Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen!

F. G. Klopstock.

Wir glauben an das Dasein der Materie, weil sie einen gewissen Eindruck auf unsere Sinne hervorbringt, d. i. weil sie eine gewisse Veränderung oder eine gewisse Wirkung erzeugt; und wir folgern, und zwar mit Recht, daß diese Wirkung eine Ursache haben müsse, obschon der Beweis, daß diese Ursache etwas außer uns Befindliches sei, keineswegs eben so klar ist. Aber das Dasein des Geistes kennen wir durch unser Bewußtsein von, oder Nachdenken über das, was in uns vorgeht, und unser eigenes Dasein als fühlendes und denkendes Wesen schließt das Dasein des Geistes, welcher Gefühl und Gedanken hat, in sich. Wissen, daß wir sind, und daß wir denken, heißt daher Kenntniß von dem Dasein der Seele haben. Diese Kenntniß ist aber von der Materie ganz unabhängig, und der Gegenstand derselben hat mit der Materie in keiner seiner Eigenschaften, Zustände oder Thätigkeitsweisen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit. Ja, wir haben

haben ſogar von dem Daſein der Materie nur durch die Operationen des Geiſtes Kunde, und wenn wir die Wahl hätten, an der Exiſtenz eines von beiden zu zweifeln, wäre es viel ſicherer, an jenem der Materie, als an dem des Geiſtes zu zweifeln. Das Daſein und die Operationen des Geiſtes, wenn man einmal vorausſetzt, daß er exiſtire, reicht hin, um alle Erſcheinungen zu erklären, welche wir an der Materie wahrzunehmen vermeinen. Nie aber kann das Daſein und die Thätigkeit der Materie, man variire dieſelbe wie man will, auch nur eine einzige der Erſcheinungen des Geiſtes erklären. Wir glauben nicht feſter an das Daſein der wahrnehmbaren Gegenſtände um uns, wenn wir uns im Zuſtande der Geſundheit und des Wachens befinden, als auch an jene Phantome, welche die Phantaſie in den Stunden des Schlafes oder der Verſtandeszerrüttung heraufbeſchwört. Nie hat aber eine durch materielle Agentſchaft hervorgebrachte Wirkung eine geiſtige Exiſtenz oder den Glauben an eine ſolche Exiſtenz erzeugt; ja dies ſcheint beinah eine contradictio in terminis zu ſein. Daß alles um uns nur Geſchöpf der Phantaſie ſein ſollte, davon kann Niemand behaupten, daß es ganz unmöglich ſei. Daß aber unſer Geiſt das, was erinnert, vergleicht, einbildet, mit Einem Worte, das, was denkt, das, deſſen Exiſtenz wir uns beſtändig bewußt ſind, das, was exiſtiren muß, wenn wir ſelbſt exiſtiren, das, was ſeine eigenen Operationen zum Gegenſtande ſeiner Gedanken machen kann; daß das kein Daſein haben ſollte, iſt ſowohl unmöglich, als wirklich ein Widerſpruch. Wir haben daher eine Evidenz der ſtrengſten Art, die bündigſte und irrthumloſeſte Induction aus Thatſachen, um den Schluß zu rechtfertigen, daß der Geiſt exiſtirt, und von der Materie vollſtändig unterſchieden und unabhängig iſt. Dieſer Satz hebt nicht nur die

Lehre der Materialisten auf, sondern führt auch zu den ſtärkſten Schluſſen der Fortdauer des Geiſtes, nachdem der Körper, mit welchem er während des Lebens verbunden war, in Staub zerfallen. Unſere ganze Erfahrung zeigt kein einziges Beiſpiel von Vernichtung. Die Materie erleidet beſtändigen Wechſel, wird nie zerſtört; die Form und Art ihrer Exiſtenz verändert ſich endlos und unaufhörlich, aber ihr Daſein hört nie auf. Der Körper verfault, und man ſagt, er werde zerſtört, d. h. er wird in ſeine Elemente aufgelöſ't, und bildet den Stoff zu neuen Combinationen ſowohl belebter als unbelebter Natur. Aber kein einziges Theilchen wird vernichtet, nichts, was uns umgiebt, hört je auf zu exiſtiren. Wenn der Geiſt bei dem Tode zu exiſtiren aufhörte, wäre dies das einzige Beiſpiel von Vernichtung, welches wir kennen. Unſere Idee von Vernichtung iſt übrigens lediglich von der Materie abgeleitet, und was wir ſo zu nennen gewohnt ſind, bedeutet nur eine Umwandlung der Form, und Auflöſung der Theile, oder Combination in neue Formen. Ohne das Beiſpiel der Verwandlungen, welche die Materie erleidet, würden wir nicht einmal einen Begriff von Zerſtörung oder Vernichtung haben. Wollen wir aber die Sache ſelbſt betrachten, ſo können wir die Möglichkeit derſelben gar nicht begreifen. Wir können uns wohl denken, daß eine Maſſe Zündpulver oder eines andern entzündlichen Stoffes durch Exploſion der Verbrennung als ſolcher zu exiſtiren aufhört; daß aber alle ſeine Elemente nicht fortfahren ſollten, in einem verſchiedenen Zuſtande und in neuen Combinationen zu exiſtiren, erſcheint unbegreiflich. So weit können wir den Proceß nicht verfolgen, können uns nicht einen entfernten Begriff bilden, wie ein Theilchen, das einmal iſt, je ganz aufhören kann zu ſein. Wie könnten wir daher die Idee

erfaſſen, daß der Geiſt, von welchem wir wiſſen, daß er exiſtirt, je aufhöre zu ſein. Es iſt dies eine Idee, welche ſchlechterdings über unſer Faſſungsvermögen geht. Allerdings können wir, nachdem der Körper aufgelöſ't iſt, den Geiſt nicht mehr gewahren, weil wir ihn nie durch die Sinne wahrgenommen haben; wir erkannten ſein Daſein in Andern nur aus ſeinen Wirkungen auf die Materie, und hatten keine Erfahrung von ihm unabhängig von dem Körper. Aber es folgt auf keine Weiſe, daß er nicht exiſtire, blos weil wir aufgehört haben, ſeine Wirkungen auf irgend einen Theil der Materie wahrzunehmen. Er ſteht im Zuſammenhange mit der Materie, auf welche er wirkte, und von welcher er gewohnt war, daß ſie auf ihn wirkte; ſo wie ſeine gänzliche Trennung von ihr ſtattfand, erlitt dieſe Materie eine große Veränderung, aber doch nur eine Veränderung, welche daraus entſtand, daß ſie zuſammengeſetzter Natur iſt. Dieſelbe Trennung kann den Geiſt nicht auf gleiche Weiſe afficirt haben, weil er von einfacher und nicht zuſammengeſetzter Natur iſt. Daß wir aufhören, Wirkungen zu gewahren, welche er auf irgend einen Theil der Materie hervorbringt, und die das einzige Mittel bietet, welches wir haben können, um ſein Daſein zu ermitteln, iſt daher kein Beweis, daß er ferner nicht exiſtire; ja ſelbſt, wenn wir zugeben, daß er nirgends mehr eine Wirkung auf eine Materie hervorbringe, ſo giebt auch dies noch keinen Beweis, daß er aufgehört habe zu ſein. Fürwahr, wenn wir von ſeiner Vernichtung ſprechen, können wir ſagen, daß wir ein Wort gebrauchen, mit welchem ſelbſt die Phantaſie keinen beſtimmten Sinn zu verbinden vermag. In jedem Fall iſt es weit ſchwerer, zu glauben, daß dieſe Vernichtung ſtatt gefunden habe, und zu begreifen, wie dies bewirkt worden ſein ſoll, als zu glauben, daß der Geiſt in irgend einem

Zuſtande geſonderter Exiſtenz, entbürdet vom Körper, fortdauere, und zu begreifen, wie dieſe geſonderte Exiſtenz erhalten werde. Ferner muß bemerkt werden, daß die materielle Welt eben ſo wenig ein Beiſpiel von der Schöpfung als von Vernichtung darbietet. So wie ſie in Bezug auf die Quantität war, ſeitdem ihre Exiſtenz begann, ſo iſt ſie es noch: kein einziges Theilchen iſt hinzugegeben, keins davon genommen worden. Veränderung, unaufhörliche Veränderung in allen ihren Theilen, und in jedem Zeitaugenblicke erleidet ſie ewig. Aendern ſich aber auch die Combinationen und Verhältniſſe dieſer Theile ohne Unterlaß, ſo iſt doch kein einziges derſelben geſchaffen, keins vernichtet worden. Vom Geiſte kann man dies nicht ſagen; er wird beſtändig vor unſern Blicken in das Daſein gerufen. In einer Rückſicht mag dies das Argument von der Fortdauer der Seele ſchwächen, weil es zu dem Schluſſe führen kann, daß der Geiſt, ſo wie wir ihn erſchaffen werden ſehen, auch zerſtört werden mag, während die Materie, welche keinen Zuwachs erleidet, auch keinem Verluſte unterliegt. Aber das Argument ſcheint in anderer Beziehung mehr Kraft zu gewinnen, als es in dieſer verliert; denn nichts kann den Unterſchied zwiſchen Geiſt und Materie beſſer erklären oder auffallender beweiſen, daß jener von dieſer unabhängig iſt. Der Körper erleidet fortwährend in allen ſeinen Theilen Aenderung. Wahrſcheinlich hat kein Menſch im Alter von zwanzig Jahren auch nur einen einzigen Theil ſeines Körpers, den er mit zehn Jahren hatte; er iſt nun in neue Combinationen getreten, bildet Theile von Menſchen, Thieren, vegetabiliſchen oder mineraliſchen Subſtanzen, gerade wie der Körper, den er jetzt beſitzt, nach dem Tode in neue Combinationen aufgelöſ't werden muß. Der Geiſt bleibt ſtets einer und derſelbe; keiner ſeiner Theile kann aufgelöſ't

werden, denn er iſt einfach, und wird durch die Veränderungen des Körpers nicht verändert. Das Argument wäre gerade eben ſo ſtark, wenn die Veränderung, welche der Körper erleidet, nicht ſo vollſtändig wäre, und wenn irgend ein kleiner Theil der Knochen während des ganzen Lebens bliebe. Man erwäge, wie bündig die Schlüſſe ſind, welche ſich aus dieſen Thatſachen ergeben, ſowohl um zu beweiſen, daß das Daſein der Seele ganz unabhängig iſt von jenem des Körpers, als auch die Wahrſcheinlichkeit zu zeigen, daß ſie ihn überleben wird. Wenn der Geiſt derſelbe bleibt, während der ganze oder faſt der ganze Körper verändert wird, ſo folgt, daß das Daſein des Geiſtes nicht im geringſten Grade von dem Daſein des Körpers abhängt; denn er hat bereits eine gänzliche Veränderung, oder, um dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zu folgen, eine gänzliche Zerſtörung dieſes Körpers überlebt. Wenn der ſtärkſte Grund, daß der Geiſt mit dem Körper untergehe, ja, wenn der einzige Grund dafür von den Erſcheinungen des Todes abgeleitet iſt, ſo bietet die Thatſache, deren wir erwähnt haben, eine Antwort darauf. Denn dieſer Grund lautet, daß wir kein Beiſpiel kennen, welches bewieſe, daß der Geiſt nach dem Tode des Körpers exiſtirte. Nun haben wir hier aber genau den verlangten Fall, da offenbar derſelbe Proceß, welcher beim Tode des Körpers plötzlicher ſtatt findet, während des ganzen Lebens allmäliger, aber in den Reſultaten eben ſo wirkſam vorgeht, und der Tod ſelbſt den Körper in ſeine Elemente nicht vollſtändiger auflöſ't und in neue Combinationen verwandelt, als im lebenden Zuſtande funfzehn oder zwanzig Jahre durch dieſelbe Auflöſung und Combinationen denſelben Körper zerſtören. Und doch bleibt, nachdem dieſe Jahre vergangen ſind, und der frühere Körper zerſtreut und in neue Combinationen geformt

worden iſt, der Geiſt derſelbe wie zuvor, übt daſſelbe Gedächtniß und Bewußtſein aus, und bewahrt ſo genau dieſelbe perſönliche Identität, als wäre gar keine Veränderung vor ſich gegangen. Kurz, es iſt nicht mehr richtig, wenn man ſagt, daß Alle, die wir jetzt leben, Körper haben, welche von dem geformt ſind, was einſt Körper der uns Vorausgegangenen waren, als es richtig iſt, wenn man ſagt, daß Einige von uns, die jetzt funfzig Jahre alt ſind, Körper haben, welche zum Theil Andern gehörten, die jetzt leben und dieſe mehr oder weniger Jahre zählen. Die Erſcheinungen ſind genau dieſelben, und die Operationen gehen auf dieſelbe Weiſe vor ſich, nur mit ganz verſchiedenen Graden von Schnelligkeit. Alle würden gewiß an die geſonderte Exiſtenz der Seele glauben, wenn ſie die Erfahrung hätten, daß dieſelbe geſondert von dem Körper exiſtire. Aber die Thatſachen, auf welche wir Bezug genommen haben, beweiſen, daß ſie geſondert von einem Körper, mit welchem ſie einſt vereinigt war, exiſtirt, und obſchon ſie in Verbindung mit einem andern iſt, aber doch nicht demſelben inhärirt, ſo iſt zugleich bewieſen, daß ſie ein von dieſem Körper geſondertes und unabhängiges Daſein hat. So würden auch alle glauben, daß die Seele den Körper überlebe, wenn ſich ihre Dauer nach dem Tode des Körpers kund gäbe. Aber die Thatſachen, die wir angeführt, beweiſen, daß nach dem Tode des Körpers, d. i. nach der chroniſchen Auflöſung, welche der Körper während des Lebens erleidet, der Geiſt nach wie vor zu exiſtiren fortfährt. Hier haben wir alſo jenen ſo vielverlangten Beweis: das Daſein der Seele nach der Auflöſung des Körpers, mit dem ſie verbunden war. Die beiden Fälle können, nach richtiger Schlußfolgerung, durchaus nicht von einander unterſchieden werden; und dieſes Argument, welches nach reiner Induction aus der Natur

wiſſenſchaft theils durch das Zeugniß unſrer Sinne, theils aus der Pſychologie durch das Zeugniß unſres Bewußtſeins abgeleitet iſt, beweiſ't daher die mögliche Unſterblichkeit der Seele faſt ſo ſtreng, als wäre Jemand von den Todten auferſtanden. Die Betrachtung der Güte Gottes, inſofern ſie von dem großen Uebergewicht der Fälle, in welchen eine wohlwollende Abſicht unverkennbar iſt, abgeleitet wird, in Verbindung mit der Betrachtung der Wünſche und Gefühle des menſchlichen Geiſtes, giebt Anlaß zu dem erſten Argument, welches für die Unſterblichkeit der Seele angeführt wird. Es giebt kein allgemeines, kein ſtärkeres Verlangen, als jenes der Unſterblichkeit, welches der Seele eingepflanzt iſt, und im Vergleich mit welchem alle ihre übrigen Wünſche und Sorgniſſe nur ſchwach und zufällig erſcheinen. Daß ein wohlwollendes Weſen dieſes Verlangen, ohne die Abſicht, es zu befriedigen, und zu keinem einleuchtenden Zwecke, außer etwa zu beweiſen, daß es keinen Gegenſtand habe, uns eingepflanzt haben ſollte, hält ſchwer zu glauben; denn die inſtinctmäßige Furcht vor dem Tode hätte gewiß zur Erreichung aller Zwecke der Selbſterhaltung genügt, ohne daß damit der Wunſch nach Unſterblichkeit verbunden zu werden brauchte, obſchon es keinem Zweifel unterliegt, daß dieſer Wunſch, oder vielmehr die Beſorgniß wegen unſers künftigen Schickſals mit unſrer Furcht vor Auflöſung in innigem Zuſammenhange ſtehe. Jener Schluß erhält aber noch mehr Stärke durch die Betrachtung, daß die Fähigkeiten des Geiſtes faſt bis zur Zeit der Erloſchung des Körpers reichen und ſich ausbilden, und daß die Zerſtörung der Seele in dem Augenblick, wo ſie für wichtige Dinge tauglicher iſt, als ſie, ganz unbegreiflich erſcheint. Die zärtlichen Gefühle, welche ſo mächtig und ſo allgemein in unſrer Natur thätig ſind, liefern einen andern Beweis ähnlicher Art. Ohne

Zweifel iſt der Zweck, wozu ſie in dieſem Leben dienen, viel deutlicher wahrnehmbar; und doch iſt es mit den Anordnungen einer wohlwollenden Macht nicht zuſammen zu reimen, daß ſie uns für ſo heftige Gefühle empfänglich gemacht haben, und geſtatten ſollte, daß wir ihnen uns ſo ergeben, daß unſer Glück hauptſächlich in ihrer Befriedigung beſteht, und daß wir dann plötzlich das bittere Wehe der Trennung fühlen müſſen, während durch unſer Ueberleben dieſe Schmerzen verlangert werden, ohne daß eine nützliche Wirkung aus dieſen Leiden entſpränge. Daß ſolche Trennung ewig ſein ſollte, ſcheint mit der Stärke des verwundeten Gefühls, und mit der Güte, die man in der Ordnung des Weltalls ſo allgemein wahrnimmt, ſchlechterdings unvereinbar. Die Annahme einer Wiedervereinigung dereinſt hebt dieſe Schwierigkeit, und vereint den ſcheinbaren Widerſpruch. Die ungleiche Vertheilung der Belohnungen und Strafen in dieſer Welt, d. i. das Elend, in welchem oft die Tugend lebt, und das Glück, welches nicht ſelten das Laſter begleitet, läßt ſich auf keine Weiſe mit den Planen einer wohlwollenden Vorſehung ſo gut vereinigen, als durch die Vorausſetzung eines künftigen Zuſtandes. Aber vielleicht deutet nichts ſtärker auf eine ſolche Abſicht von Seiten des Schöpfers, als das allgemeine Daſein der Religion unter den Menſchen. Kaum iſt ein ſo unwiſſender und barbariſcher Stamm zu finden, der ganz ohne jede Art von Gottesverehrung, ohne allen Glauben an ein künftiges Daſein wäre. Nun ſind alle Religionen inſoweit von Gott, daß er ſie geſtattet; er ſchuf und bewahrte eben ſo gut die Fähigkeiten, welche die falſchen Religionen erfunden haben, als diejenigen, welche den wahren Glauben in ſich faſſen und enthalten. Religiöſer Glaube, religiöſer Sinn, das Vorwärtsſehen nach einem künftigen Zuſtande, das Finden

ten auf einen Zuſtand, wo die Thaten des irdiſchen Lebens mit gerechter Vergeltung heimgeſucht werden, ſind ſammtlich Facta von allgemeiner Uebereinſtimmung in der Geſchichte und den intellectuellen Gewohnheiten des Menſchengeſchlechts. Sind ſie alle bloße Dichtung? Bedeuten ſie wirklich nichts? Iſt das eine bloße grundloſe Phantaſie, was an allen Orten, zu allen Zeiten die Gedanken beſchäftigt und beſchäftigt hat, und ſich in alle Handlungen der Menſchen, mögen ſie civiliſirt oder barbariſch ſein, miſcht?

H. Brougham.

Es ruft uns eine Stimme zu im Scheiden:
Ermuth'ge dich, du armes Menſchenherz!
Bald ſchwingt ſich über banges Erdenleiden
Der Geiſt auf Engelsflügeln himmelwärts,
Und es erwarten ihn dort ew'ge Freuden.
Des Grabes Dunkel wandelt ſich in Licht;
Verzage nicht!

H. Döring.

Du, der du mit mir die gleiche Sehnſucht theilſt, tritt mit mir hinein in die Natur! Wohl iſt ſie auch ein Wort des Lebens, weil ſie uns unſer eigenes Herz zeigt, wie es iſt. Ein Abglanz von Gottes Herrlichkeit, iſt ſie zugleich ein Abglanz unſers eigenen Geiſtes. Da wogt es vor uns, das unermeßliche Meer, an das wir hingetreten ſind in unſerm Geiſte. Sanft ſpielt die eine Welle über die andere, als ſcherzten ſie mit einander. Die ſtillen Abendlüfte ſcheinen es nur ſchwach bewegen zu können; aber doch brauſ't es bisweilen wilder auf, als woll-

ten die Gewäſſer heraufſteigen, welche die Tiefe verſchlungen hat, um auch den blauen Himmel zu ſehen und die Abendſonne zu begrüßen, die auf die bläulichen Wogen ſchon ihre Purpurgluth vom Himmel herabgießt. Was aber bewegt uns ſo, daß wir niederknieen möchten und beten in heiliger Andacht? Laßt uns anbeten, denn auch hier iſt heiliges Land! Die Stimme des Ewigen geht über die Gewäſſer, und von ſeinem Hauche angerührt, brauſen ſie. Mit geheimer ſüßer Luſt ſchweifen die Blicke über die unermeßliche Fläche weg bis dahin, wo der blaue Himmel in der Purpurgluth der untergehenden Sonne in die Fluthen hinabſteigt. Iſt es nicht, als habe Gott den Himmelsbogen rundum auf die Erde geſenkt, dem Menſchen zum Zeichen, daß Himmel und Erde ſich berühren, körperlich wie geiſtig, damit das Herz nicht allein ſei mit ſeiner Sehnſucht? Siehe, da ſteigen Schiffe herauf über die krauſen Wellen, und ihre Segel flattern in dem Purpur der Abendſonne. Wer führt ſie über das Meer, daß ſie nicht verſinken in ſeine Tiefe? Der Menſchengeiſt, den Gott ſo herrlich gemacht, den er geſchaffen zu ſeinem Ebenbilde. Allgütiger! wir beten zu dir, verwirf es nicht, das Gebet unſrer Lippen und unſers Herzens! In deinen Werken ſchauen wir dich, in deinem größten Werke auf Erden, dem Menſchen, vor allen, und die Seele zittert freudig, daß ſie dich erkennen kann. Dich erkennen nun heißt leben. Laß die Seele dich lieben, den ſie erkannt hat, denn in deiner Liebe wird ſie groß. Kann auch ein Geiſt dich fühlen, und an ſeiner Unſterblichkeit zweifeln? — Warum iſt uns das Meer denn ſo erhaben mit ſeiner unermeßlichen Fläche, warum der blaue Himmel und die Purpurgluth der Sonne, die in die Fluthen des Meeres zu ſteigen ſcheint? Darum, daß es Blätter ſind aus dem hohern Buche des Lebens, die unſer Herz

lieſet, und ſeine Sehnſucht begreifen lernt, und ſeine Liebe und ſeine frommen Hoffnungen und ſeine heiligen Wünſche. Iſt das Meer unendlich, dieſes todte Gewäſſer? Nein, das Menſchenherz iſt es, was in der Unermeßlichkeit des Meeres ſeiner eigenen Unendlichkeit inne wird. »Du blauer Himmel — ſpricht das Herz in ſeinem Glauben — biſt mein, denn Gott hat dich mir gegeben und den Sternentempel an dir, den bald meine Augen ſchauen werden, wenn die Nacht ihn aufſchließt, daß die Seele anbetend hineingehen kann in ſeine goldenen Thore. Dich grüß' ich, herrliche Sonne, in deinem Roſenkleide, das du dir ſelbſt gewebt haſt aus Wolkenduft und Himmelsluft. Eine freundliche Botin biſt du von Gott, und jetzt wohl gehſt du von uns; aber nach kurzer Nacht kommſt du wieder, und weckſt die Seelen alle, deren Augen jetzt bald die Nacht ſchließen wird zu ſüßem Schlummer. Einſt, o Vater, führeſt du uns Alle, die wir dir ſchon hier angehören im Glauben und in treuer Liebe, ſelbſt in deinen Sternentempel, daß wir deine Wunder ſchauen überall, und ſelig werden in deiner Anbetung: denn dich anbeten iſt Seligkeit.« — Mögen alle die Gefühle, die wie heilige Quellen eines höhern Lebens durch unſere Seele fließen, oft noch ſo ſehr getrübt werden in dem Schlamm der Sinnlichkeit: gewiß genug iſt es, daß ſie vorhanden ſind. Mag das höhere Leben ſelbſt nicht ſelten eine ganz verzerrte und unheilige Geſtalt annehmen in denen, die ſich weggewendet haben von dem Worte des Lebens. Iſt nur unſer eignes Auge nicht trübe, ſo werden wir es auch in der gröbſten Mißgeſtalt noch wieder erkennen. Alle Strahlen, die aus dem Himmel, unſerm väterlichen Hauſe, in unſer finſteres Gefängniß hier in der Fremde herabfallen, werden immer, bald mehr, bald weniger, in den dunkeln Wellen des Verſtandes, die wir

Begriffe nennen, oder in den noch dunklern des Leibes, ſeinen Begierden, die nur auf dieſe Erde gerichtet ſind, gebrochen. Aber auch durch die Nacht der größten Finſterniß ziehen ſie, wie ferne Dämmerungen der ewigen Welt, wie freundliche Lichter, die aus unſerer Heimath herüber leuchten. Daher laßt uns dahin trachten, daß wir heilig werden, wie Gott heilig iſt! Dann werden wir ihn in dem Tempel der Natur ſchauen überall, und nicht blos ihn, ſondern auch unſern eignen Geiſt, den er zur Unſterblichkeit geſchaffen hat. Nicht genug kann ich es wiederholen: die Natur iſt nur ein Spiegel unſers Geiſtes; wir aber ſtehen höher, als ſie. Wo ſie oft ſo wunderbar auf uns wirkt, daß ſie das Herz ruhig macht in der größten Pein, und einen heiligen Frieden ſendet in den wildeſten Streit der Gedanken und Begierden: da ſpricht unſer eigener höherer Geiſt durch ſie zu uns. Wir ſehen uns ſelbſt in ihr, und wie alles höhere Streben des Menſchen nur dahin geht, daß er ſich ſelbſt ſichtbar wird, ſo wird er auch nicht eher ruhig, als bis er ſich ſelbſt geſehen hat. Selbſt in dem größten Unglück kommt der Menſch zum Frieden, ſobald es ihm nur gelingt, ſich ſelbſt zu ſehen. Auch werden wir auf keine andere Weiſe weder begeiſtert, noch entzückt, als wenn wir uns ſelbſt geſehen, unſern heiligen Urſprung und unſere himmliſche Beſtimmung erkannt haben. Wir glauben oft die Sprache der Natur zu vernehmen, wo ſie doch nur die Zunge unſers eigenen Herzens gelöſ't hat. Dadurch bekommt die Natur einen ſo hohen Sinn, dadurch geſchieht es, daß ſie oft ſo wunderbar unſere Sehnſucht ſtillt, verſtummen läßt alle Klagen, und aufhören läßt alle Angſt. Und doch hat ſie uns nichts geſagt; nur die Sehnſucht iſt ſie geworden, in der wir die Worte unſers eigenen Herzens fanden. Was unſer Herz ſelbſt geſchrie-

ben hat, oder was in daſſelbe geſchrieben iſt, leſen wir von ihr ab; wo wir glauben, ſie ſprechen zu hören, iſt es unſer eigenes Herz, was ſpricht, oder vielmehr Gottes Geiſt durch daſſelbe; denn das reine Herz redet immer heilige Worte, kennt nur Wahrheit und keinen Irrthum, noch Lüge. In den Stunden der Erhebung, die uns die Natur bereitet, ſehen und hören wir uns ſelbſt, erkennen wir uns in unſerm heiligen Urſprunge; und in ſeinem heiligen Urſprunge iſt der Menſch wahr, und nicht falſch.

J. H. Rabbe.

Muß das Saatkorn
Nicht aufſchwellen, bevor zum lebenden Keim es ſich hebet?
Muß die Wolke zu Nacht nicht werden, eh' ſie in den ſchnellen
Zuckenden Blitz, in den Rufer Gottes, den Donner, ſich wandelt?
Soll die hohe Seele denn ſtets in dem ſterblichen Leibe
Wohnen, des Daſeins erſte Bahn auf immer betreten?

F. G. Klopſtock.

O wie ſchön iſt Gottes Welt! Ihr frommes Anſchauen erhebt uns zum reinſten und höchſten Genuß, denn es ſchließt den Himmel uns auf. Ihr Schmuck und Segen deutet auf eine künftige größere Herrlichkeit. Vergänglich ſind ihre Schönheiten alle, und wechſelnd ihre Reize; aber nichts geht unter im weiten Reiche der Schöpfung. Noch aus der Aſche des verbrannten Stammes keimt neues, reges Leben auf. Der Menſch iſt zum Herrn der Erde beſtellt, und alle ihre Gaben ſind in ſeine Hand gegeben zur treuen Verwaltung. Und das,

was an ihm das Köſtlichſte iſt, was ihn zum Kinde Gottes macht, ſein Geiſt nur ſollte untergehen und zurückſinken in ewiges Nichts? Siehe die Natur, zu neuer Frühlingsluſt erwacht, wie laut predigt ſie dir eine zukünftige, himmliſche Welt! Auch ſie hielt der Tod gefangen, und alles Leben war ertödtet in des Froſtes Umarmung. Aber ſie wand ſich aus des Winters kalten Todesarmen, erwachte zum neuen Leben, als Gott ausgehen ließ ſeinen Odem, ihre Geſtalt zu erneuern. So halte feſt das ſichtbare Unterpfand deines Erwachens jenſeits. Nicht deinen Geiſt umſchlingt das Leichentuch. Was die Erde empfangt, das biſt du nicht, das iſt deine Hülle nur. Zu Gott, zum Vater alles Lebens, kehrt dein Geiſt heim, der ihn gegeben hat. Freue dich, Sterblicher, du biſt unſterblich! Ja, nun erſt wird die Natur mir ein Tempel ſeligen Genuſſes. Kein Mißton fällt in den Wohllaut meiner Freude. Strömet ein auf mich, ihr Bache heiliger Luſt! Ich ſchopfe, ich trinke mit wunderſeligem Entzücken — denn ſelbſt der Himmel iſt mein!

M. F. Schmalz.

Das Grab iſt tief und ſtille,
Und ſchauderhaft ſein Rand;
Es deckt mit ſchwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in ſeinen Schooß.
Der Freundſchaft Roſen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaſſ'ne Bräute ringen
Umſonſt die Hände wund;
Der Waiſen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch ſonſt an keinem Orte
Wehrt die erſehnte Ruh';
Nur durch des Grabes Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr ſchlägt.

J. G. v. Salis.

Können wir uns ein ſchöneres Bild unſerer ewigen Fortdauer denken, als dasjenige, welches uns Jeſus in der neu belebten Natur erblicken lehrt, wenn er ſpricht: »So denn Gott das Gras und die Blumen, die heute ſtehen und morgen in den Ofen geworfen werden, alſo kleidet; ſollte er nicht viel mehr an euch thun?« Scheint aber dieſe, in jugendlicher Geſtalt prangende Natur nicht in den Tagen des Herbſtes zu Grunde zu gehen? Scheint ſie nicht im Winter geſtorben, getödtet, vernichtet zu ſein? Herrſcht nicht überall eine öde, kalte Todtenſtille, als wenn man zwiſchen Gräbern wandelte? Iſt es nicht, als wenn wir überall Leichenſteine erblickten, die die Inſchrift tragen: Vergangen! Verblüht! — Wenn wir die Natur nie anders, als in ihrem Schneegewande, gehüllt in ein weißes Leichentuch, erblickt hätten, würden wir es uns als möglich denken können, daß ſie einer ſolchen Umſchaf-

ſung und Belebung fähig ſei? Und — o ſehet ſie im Frühling! Wie ſind ſie zerriſſen die Bande des Todes, die ſie feſſelten; wie ſind ſie geſprengt die Gräber, die ihre Schönheit verhüllten; wie ſind ſie niedergeſtürzt die Leichenſteine mit ihren traurigen Inſchriften; wie mächtig iſt er abgeſchüttelt der Staub der Verweſung und des Todes! Im Frühling feiert die Natur das Feſt ihrer Auferſtehung. Nur ihre äußere Geſtalt, nur ihre Form, nur ihre Außenſeite, nur ihr Kleid wurde von dem kalten Todeshauch des Herbſtes und Winters zerſtört und ein Opfer der Verweſung; aber das Innere, das geheime Leben, der tief liegende Keim deſſelben dauerte fort, und was todt und vernichtet ſchien, ſchlummerte in ihrer unſichtbaren, heiligen, raſtlos wirkenden Werkſtätte; ihre Auflöſung, ihr ſcheinbarer Tod war das Mittel zu ihrem jetzigen neuen Leben, zu ihrer verjüngten, jugendlichen Schönheit. — Ja, hinter dem prachtvollen Vorhange der Erde wartet auf uns eine höhere und beſſere Ordnung der Dinge; an der Grenze der Zeit und des Grabes liegt das Frühlingsland des Himmels. Tod iſt nicht Tod, iſt eine Veredlung ſterblicher Natur. Nur die zerbrechliche Hülle, die wir bewohnen, kann ſeine Hand ergreifen und in den Staub legen; das Edle und Beſſere in uns, das ſich fühlbar von unſerm Pilgerkleide unterſcheidet, iſt über ſeine Macht erhoben, und ewig, wie Gott, der es uns gab. Nein, dieſe Erde thut unſerm Geiſte kein Genüge, ſtillet ſeine Bedürfniſſe nicht und füllet ſeine Leere nicht. Selbſt in ihrer ſchönſten Geſtalt, im Prachtgewande des Frühlings, regt ſich gerade dann, wenn wir uns in ihrem Anſchauen freudetrunken verlieren, das Herz mit geheimer Sehnſucht aufwärts, und die ſtille Thräne der Rührung, die in unſerm Auge glänzt, iſt eine Thräne der Hoffnung. Sie wird, ſie wird Erfüllung werden, dieſe Hoffnung;

ſie

ſie wird befriedigt werden, dieſe Sehnſucht, und vor dem Lichte dieſer Hoffnung verſchwindet jede räthſelhafte Dunkelheit im Gange unſres Erdenlebens. — In deiner, aus Tod und Verweſung hervorgegangenen, neu belebten Schönheit wollen wir, voll Glauben und Hoffnung, das Bild unſrer Unſterblichkeit, unſern ewigen Frühling erblicken. Hier, umringt von Wundern der Güte und Liebe, ſollen Vorgefühle der beſſern Welt uns erquicken, und unſere Kräfte in der Nachfolge Jeſu ſtärken; hier wollen wir vom Sichtbaren zum Unſichtbaren uns erheben. Iſt ſchon das Sichtbare ſo ſchön, o was wird dann der Himmel erſt ſein, was die beſſere Welt uns geben!

A. F. Eylert.

Den ſchreckt nicht des Grabes
Öffne Nacht, nicht Erd' auf den Leichnam mit dumpfem Getöſe
Niedergeworfen, nicht Stille verlaſſener, einſamer Gräber,
Noch der Verweſung Bild, wer, wenn dies Alles ſein wartet,
Weiß, daß Gott ihn dereinſt in ſeinen Himmel hinaufruft,
An dem Tage der großen Geburt, in das Weſen der Engel.

F. G. Klopſtock.

Ganz frei von Schmerzen iſt ſie nicht, die letzte Stunde unſrer irdiſchen Wallfahrt: das bezeugt das rein menſchliche Gefühl und die natürliche Liebe zum Leben; und nur der glücklichen Begeiſterung des Dichters oder der überreizten Phantaſie des Schwärmers kann es gelingen, dem Bilde des Todes eine ganz heitere und lächelnde Geſtalt zu leihen. Das Dahinſchwinden der friſchen Le-

benskraft, die Erſtarrung der regſamen Glieder, der entfliehende Athem, der verſtummende Mund, die erbleichenden Lippen, die brechenden Augen, und dann beſonders die Trennung von Allem, was für Menſchenherzen Werth haben kann, das ſchauerliche Dunkel des Grabes und die abſchreckenden Bilder der Verweſung — ach! das alles ſind Gegenſtände, gegen welche bald das Herz, bald die Sinnlichkeit des Menſchen ſich empört. Aber iſt denn Alles ſchrecklich, was eine abſchreckende Außenſeite uns zeigt? Und iſt es weiſe, zurückzubeben vor jedem Bilde, das den Sinnen misfallt? Iſt es weiſe, am äußern Schein zu hängen, ohne das Weſen erforſcht zu haben? Würde es nicht thöricht, im höchſten Grade thöricht ſein, kleinmuthig zu zagen vor Schmerzen, die Alle überſtanden haben, welche vor uns auf Erden gelebt, angſtvoll zu zittern vor einer Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, und von dem muthigen Kämpfer ſchnell überwunden wird? Ja, Thoren ſeid ihr Alle, die ihr vor den Schrecken des Todes bebet; euer geängſtetes Herz malt euch ſeine Geſtalt immer grauſenvoller, und ein kraftloſes Gemüth bereitet ſich durch trügliche Schreckbilder ſelbſtgeſchaffene Qual. Wo ihr Elend und Verderben erblicket, da ſieht der Weiſe ſogar Heil und Segen; ihm erſcheint der Tod als wohlthätiger Befreier von den Leiden und Schmerzen einer beſchränkenden Welt. In ſolchem Grade beglückt und vom Schickſal begünſtigt war nie ein Bewohner der Erde, daß er nicht bald über die Gebrechlichkeit ſeines Körpers, bald über die Unbeſtändigkeit ſeiner Freuden, bald über die Flüchtigkeit aller irdiſchen Güter zu klagen Urſache gehabt hätte. Wer kennt nicht die Menge von Laſten und Beſchwerden, von Leiden und Schmerzen aller Art, welche in größerem und kleinerem Maße jedes Menſchenleben trüben? Wer weiß es nicht, wie oft der Anblick

und die Umgebung einer unvollkommnen, gebrechen- und ſchmerzenreichen Welt das fühlende Gemüth mit Ekel und Ueberdruß erfüllt? Wer würde ihn nicht willkommen heißen, den Freund, der mit ſchützendem Arm alle die Gefahren abzuwehren, allen dieſen Leiden ein Ende zu machen, alle dieſe Thränen zu trocknen vermöchte? Und iſt denn nicht der Tod dieſer rettende Freund? Iſt nicht eben das Grab der ſchirmende Hafen, in welchem wir nach wechſelndem Geſchicke Zuflucht ſuchen, um den Stürmen eines ungeſtüm tobenden Lebens zu entrinnen? Du fühlſt die Schmerzen und Beſchwerden eines hinfälligen Körpers; freudenarm ſchleichen deine Tage träge dahin, und oft feſſelt Krankheit und Gebrechlichkeit dich an das öde und einſame Siechbette. O ſo blicke hin auf den Retter, der dir Freiheit von Schmerz und Qual verheißt. Zwar mit ernſtem Gange naht dir der Tod; aber er nimmt von dir die laſtende Bürde, die dich drückt, »und wir wiſſen, ſo unſer irdiſches Haus, dieſe Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel.« Dein Leben iſt ein beſtändiger Kampf mit einem feindſeligen Geſchick; Gefahren umringen deinen Pfad; Kummer und Sorgen ſind dein trauriges Loos; und was noch hienieden dein Herz mit Luſt und Freude zu erfüllen vermöchte, entreißt dir der Wechſel der Zeit und die Unbeſtändigkeit des Irdiſchen. Tritt an die dunkle Grabesſtätte; dort iſt aller deiner Leiden Ziel. Weiter als an die Grenze des Endlichen reicht kein irdiſcher Schmerz. Dort trocknen unſre Thränen; und was auch ein reines Gemüth bekümmern mag: der Tod ſtreift mit der ſterblichen Hülle auch jedes Erdenleiden von uns ab. Und wir wollten zagen vor ſeinem Erſcheinen? Wir wollten zurückbeben vor ſeiner rettenden Hand? Wir wollten murren

und klagen, daß auch über uns der Tod ſeine Herrſchaft übt, da er der beglückende Retter iſt, der von jedem Gebrechen, von jeder Laſt und Sorge, von jedem Schmerz und Kummer uns befreit? Doch wie unſere Erdenleiden, ſo raubt uns der Tod auch alle unſere Erdenfreuden, und wir hätten darum gleichwohl Urſache, ihn zu haſſen und zu fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß er uns mehr giebt, als er uns nimmt. Was ſind alle die Freuden und Genüſſe, alle die Güter und Schätze, welche in der großen Sterbeſtunde vor uns fliehen? Ach, wie wenige Erfahrungen müßten wir gemacht, wie wenige richtige Vorſtellungen von dem Weſen der uns umringenden Dinge mußten wir uns erworben haben, wenn es uns nicht klar geworden wäre, daß kein Erdenant alle Anforderungen unſres Herzens zu befriedigen vermag; daß alle von außen uns zu Theil werdende Freuden wohl eine Zeit lang unſere Sinne zu reizen vermögen, aber doch immer unvollkommen und mangelhaft bleiben; daß ſelbſt die edelſten Genüſſe und die beglückendſten Verbindungen des Lebens dem Wechſel und der Unbeſtändigkeit unterworfen ſind. Und das ſind denn die Güter, welche der Tod uns raubt. Aber das Edlere und Beſſere in uns, den Keim höherer Seligkeit, der in unſerem Herzen liegt, die koſtbaren Vorzüge und Schätze des Geiſtes, nein! die vermag er uns nicht zu entreißen! Er öffnet uns dagegen einen neuen und freien Schauplatz reiner Freuden, ſeliger Genüſſe und befriedigender Güter; er leitet uns hinüber in ein ſchöneres Land, wo unſrem frommen Glauben der entzückende Lohn des Schauens, unſrem muthigen Kämpfen die Palme des Sieges, unſrem freudigen Streben und Hoffen wonnevolle Gewährung folgt, in ein Gebiet, da Wort gehalten wird jedem gläubigen Gefühl, da das Herz von neuem die Bande anknüpft,

die die Strenge des waltenden Geſchicks zerriſſen, da der Geiſt, nicht mehr beſchränkt durch die nun abgeſtreifte Hülle, freier und glücklicher hinaufſteigt zum ſtrahlenden Ziel der Vollendung. »O ſo iſt ja der Tag des Todes beſſer, denn der Tag der Geburt; denn unſere Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit;« ſo iſt es ja Thorheit, traurige beklagenswerthe Thorheit, die flüchtigen Schmerzen zu fürchten, die ſelbe Seligkeit uns bereiten. Darum, Chriſten, laſſet uns nur immer achtſamer ſehen auf das Unſichtbare, und nicht auf das Sichtbare; was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig; laſſet uns froh und muthig dem Tode in's Auge blicken, und minder furchtbar wird ſeine Geſtalt uns erſcheinen. Wir werden ſeine Schrecken ertragen lernen, werden mit Weisheit auf ſeine Erſcheinung uns anſchicken, und wenn er dann wirklich uns naht, mit Paulus ſprechen können: »Die Zeit meines Abſcheidens iſt vorhanden; ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.«

C. Zimmermann.

Ihr großen oder ſeligen Geiſter über uns! Wenn der Menſch hier unter den armen Wolken des Lebens ſein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet als ſein Herz: dann iſt er ſo ſelig und ſo groß wie ihr. Und wir ſind Alle einer heiligern Erde werth, weil uns der Anblick des Opfers erhebt, und nicht niederdrückt, und weil wir glühende Thränen vergießen, nicht aus Mitleiden, ſondern aus der innerſten, heiligſten Liebe und Freude.

J. P. F. Richter.

Die Unſterblichkeit
Iſt ein groſser Gedanke,
Iſt des Schweiſses der Edlen werth.

F. G. Klopſtock.

Das Leben nach dem Tode könnte nicht ſein, wenn es nicht naturgemäß wäre. Wir ſind als endliche Weſen umfangen von dem Naturleben, und können nie aus demſelben heraustreten. Was aus uns werden mag, kann nur in der Natur und durch ſie erfolgen; denn auf andere Weiſe wird nichts und verändert ſich nichts in den endlichen Dingen. Nun ſind wir zu dem Glauben genöthigt, daß wir als vernünftige Weſen eine Fortdauer unſeres Weſens erwarten; alſo müſſen wir auch das glauben, daß dazu ſchon in unſrer ſinnlichen Natur, eben ſo wie in der ſittlichen, die Anlage gemacht ſei, und daher die Entwicklung zu einem höhern Leben nach den Geſetzen und Kräften der Natur nothwendig erfolgen müſſe. Durch Wunder und Sprünge wird nichts; obgleich alles, was wir ſehen, uns wunderbar erſcheint, ſo iſt doch eben die Natürlichkeit aller Dinge das eigentliche Wunderbare darin. Die Fortſetzung des Menſchenlebens geht auf eine ähnliche Weiſe vor ſich, wie die Verwandlung des Samenkorns zur Pflanze, und der Raupe zum Schmetterlinge. Die Raupe trägt den Schmetterling ſchon in ſich, und wie ſie ihren Raupenſtand endigen und zur Puppe ſich umwandeln muß, ſo bildet ſie ſich mit gleicher Nothwendigkeit zum Schmetterling aus, und würde es nie können, wenn nicht die Anlage dazu ſchon in ihrem niedern Stande vorhanden wäre. Wir müßten das glauben, auch wenn wir es nicht vor Augen hätten. So müſſen wir auch, ſo gewiß wir die Fortſetzung unſres Lebens in

einem andern Stern glauben, die naturgemäße Entwicklung des ſinnlichen Theils unſres Weſens zu dem höhern Naturleben nothwendig annehmen, mithin an eine natürliche Wiedergeburt nach dem Tode glauben, könnten wir auch das Wie? derſelben gar nicht begreifen, und ſo gar nichts auffinden, um uns dieſelbe nur als naturmöglich zu denken. — Haben wir doch eine ähnliche Erſcheinung davon bei unſrem Eintritt in's irdiſche Leben. Die Thatſache können wir nicht ableugnen, daß wir durch natürliche Zeugung ein menſchliches Daſein empfangen haben. Anders hätten wir es auch nicht empfangen können, als auf natürlichem Wege, wenn gleich nicht nothwendig durch Geſchlechtsvermiſchung und darauf erfolgte Zeugung. Wir kennen nur dieſen einzigen Weg der Entſtehung lebender Weſen, und halten ihn für den der Natur unſres Planeten am angemeſſenſten. Aber uns allen iſt die Art der Erzeugung ein unerforſchliches Geheimniß; und wie wir irgend die Verbindung des Geiſtigen mit dem Körperlichen uns denken mögen: vom Naturwege können wir nicht abweichen, immer müſſen wir ſie als ein durch natürliche Kräfte und Triebe vermitteltes Ereigniß uns vorſtellen.

— Seit ich dieſe Anſicht der Dinge gewonnen habe, iſt mir alles, was ich glaube, und auf bloße Vernunft gebaut habe, gleichſam näher gerückt, und ſomit gewiſſer geworden. Dies gilt beſonders von dem Leben nach dem Tode. Die Erwartung deſſelben iſt eine ſichere, aus dem Heiligthum des ſittlich-religiöſen Lebens hervorgetretene Hoffnung, die aber nur im Heiligenſchein erkannt ſein will, wenn ſie eines Menſchen wahres und gewiſſes Eigenthum werden ſoll. Die Wenigſten haben ſie ſo erkannt; ſie nehmen ſie an auf Treu' und Glauben, aber ſie haben ſie nicht als ihr Eigenthum, wo ſie in der Unſterblichkeit ſchon leben würden. Wir haben ſie ſo; und

doch wird der Glaube menſchlicher, und uns theurer und gewiſſer, wenn wir uns mit ihm auf den Standpunkt der Natürlichkeit verſetzen, und die Fortdauer als ein nothwendiges Naturereigniß anerkennen, möchten wir auch nicht wiſſen, wie es erfolgt, möchten wir ſogar keine haltbare Hypotheſe dafür auffinden können.

G. Ch. Müller.

Je tüchtiger der Menſch ſich in ſich ſelbſt fühlt, deſto weniger läßt er ſich den Glauben an eine perſönliche Fortdauer rauben.

J. W. v. Goethe.

Man frage den gemeinſten und rohеſten Menſchen, ob er wohl wünſche, ob es ihm nur gleichgültig ſei, daß im Tode Alles mit ihm aufhöre? Sein ganzes Herz wird ſich gegen dieſen unnatürlichen Gedanken unwillkürlich empören. Er hofft und wünſcht, es möge nach dieſer Spanne Zeit auf Erden noch eine Fortdauer für ſeinen Geiſt Statt finden. Daher findet ſich auch auf der ganzen bekannten Erde kein noch ſo unwiſſendes, rohes, ſinnliches, heidniſches Volk, bei welchem nicht deutliche Spuren eines Glaubens an Fortdauer des Geiſtes nach dem Tode ſichtbar wären. Der Wilde, welcher Sonne, Mond und Sterne oder gar unwürdige Gegenſtände als Gott anbetet, begräbt doch ſeine Todten in der Hoffnung, ihre Seele werde fortleben. Er giebt ihnen Pfeil und Bogen und jedes Werkzeug ihres Berufs mit in das Grab, um ſich ihren Zuſtand in einem andern Leben damit erleichtern zu können; hoffet auf ſeinem Sterbelager dahin abzuſcheiden, wo die Geiſter ſeiner Väter ſchon

verſammelt ſind, dort alle ſeine irdiſchen Freunden reiner und vollkommener, als ſie hier waren, wieder zu finden, und betrachtet jedes Grab als einen heiligen Ort, um welchen abgeſchiedene Geiſter als unſichtbare Schatten ſchweben. Woher kommt denn dieſem Wilden und Unerleuchteten, der von Jeſu und ſeiner Auferſtehung keine Ahnung hat, woher kommt ihm dieſer Glaube an Fortdauer nach dem Tode? Woher ſtrahlt dieſer Lichtfunke der Unſterblichkeit in die Finſterniß ſeines blöden Verſtandes hinein? Gott ſelbſt hat dieſe Hoffnung, dieſen Wunſch nach einem andern Leben in ſeine Seele gepflanzt. Ohne Lehre und Unterricht entſpringt er in ſeinem tiefſten Herzen. Und würde wohl die Lehre von der Unſterblichkeit durch die Auferſtehung Jeſu ſo ſchnellen und allgemeinen Eingang gefunden haben, eine Lehre, für welche ſich dem Verſtande kein Beweis aus der täglichen Erfahrung darbietet, wenn nicht der tiefe, natürliche Wunſch des Menſchenherzens nach einem andern Leben derſelben freiwillig entgegen gekommen wäre? Wie nun? Gott ſollte den Wunſch und die Hoffnung auf eine Fortdauer nach dem Tode ſo tief in unſer Herz gepflanzt haben, ohne dieſelbe je befriedigen zu wollen oder zu können? Er ſollte ein unwillkürliches Grauen vor dem Gedanken an Vernichtung in uns gelegt haben, ohne unſern Geiſt vor dieſem Looſe der Vernichtung bewahren zu können oder zu wollen? Er ſollte die Sehnſucht, welche den verwilderten Menſchen vom Grab empor in himmliſche Räume erhebt, in unſer ganzes Weſen verflochten haben, ohne ihr durch des Geiſtes Unſterblichkeit Genüge leiſten zu wollen oder zu können? Gab er uns Hunger nach Speiſen, welche ſich im Reiche der Natur nicht finden? Gab er dem Vogel den Trieb, bei nahender Winterzeit in wärmere Länder zu ziehen, ohne dieſes wärmere Land für ihn ge-

ſchaffen zu haben? Gab er dem Wurm die Fähigkeit, ſich in einen Schmetterling zu verwandeln, ohne das Element der Luft bereitet zu haben, in welchem er ſeine Flügel üben kann? Nein, nie kann die Stimme der Natur trügen! Hat Gott den Wunſch und die Hoffnung auf Fortdauer nach dem Tode ſo tief in das Menſchenherz gepflanzt, daß ſie auch unter Wilden und Barbaren rege wird; bewegt und hebt ein ſehnendes Verlangen nach einem andern Leben ſelbſt die Bruſt des Heiden: ſo wird, ſo muß er auch, wenn nicht unſre ganze Vernunft trügen ſoll, Sorge tragen, daß des Geiſtes Unſterblichkeit jenes Verlangen befriedigt. Der uns die Furcht vor Vernichtung gegeben, dieſer gewährt auch unſterbliches Leben!

J. F. Röhr.

Blick' in die Höhle, wo kleine ſtumme Zähren den Glanz des Himmels und die Tempelſäulen der Erde ſpielend nachſchaffen. Auch deine Thränen und Schmerzen, o Menſch, werden einſt ſchimmern wie Sterne, und werden dich tragen als Pfeiler.

J. P. F. Richter.

Giebt es keine Unſterblichkeit für uns, dann iſt es zweifelhaft, ob es einen Gott giebt. Schreckliche Folgerung! Unſer Herz bebt vor ihr zurück, und doch iſt ſie wahr; unſer Verſtand, die Geſetze des Denkens zwingen uns, ſie als richtig anzunehmen. Wir können — um aus der Fülle der ſich hier aufdrängenden Gedanken nur einige auszuheben — uns Gott nicht anders, als das vollkommenſte, als ein höchſt weiſes, gütiges und gerechtes Weſen vorſtellen. Dieſe Eigenſchaften ſind von ihm

unzertrennlich; wer ſie leugnet, dem muß es zweifelhaft werden, ob es überhaupt einen Gott gebe; und er würde aufhören, ſie zu beſitzen, er würde aufhören, weiſe, gutig und gerecht zu ſein, wenn er uns im Tode vernichtete. Die edelſten Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die er uns gab, die ſich nur langſam und mit Mühe entwickeln, die aber einer immer größern Vervollkommnung fähig ſind, würden dann gerade in ihrer Blüthe zerknickt, die hoffnungsvollſte Saat, die die reichſte Ernte verſpricht, würde in ihrem Aufkeimen zertreten. Der Schöpfer hätte ein Werk unternommen, das er nicht ausführte; er hätte einen Plan entworfen, ohne ihn zu vollenden. Mittel und Zweck, Zurüſtung und Ausführung, Anſtrengung und Genuß ſtänden in dem ſchreiendſten, mit ſeiner Weisheit unvereinbarſten Widerſpruche. Und was ſollen wir dann von ſeiner Güte, was von ſeiner überall ſich offenbarenden Liebe ſagen? Tief, unauslöſchlich tief, hat er die ſüße Hoffnung einer ewigen Fortdauer uns eingeprägt; und Hoffnungen, zu denen er berechtigte, Wünſche, die er ſelbſt einflößte, ſollte er nicht erfüllen? Unſrer ſpottend, ſollte er ſie in wenigen fürchterlichen Augenblicken zertrümmern? Er ſollte gerade dann, wenn wir auf ſeine Liebe am meiſten rechnen, und uns hoffnungsvoll in ihre Arme werfen, uns am liebloſeſten behandeln, und mit unbarmherziger Hand uns morden? Und wo bliebe ſeine Gerechtigkeit? wo die Belohnung, die der Tugendhafte nach tauſend Mühen, Leiden und Beſchwerden erwartet? und wo die Strafe, die der Böſewicht nach einem laſterhaften Leben verdient? Wahrlich, ſind wir nichts mehr als Staub und Erde, nimmt keine beſſere Welt uns auf, wenn wir von dieſer vertrieben werden: dann ſind wir keine Geſchöpfe der höchſten Weisheit und Güte, dann ſind wir das Werk eines blinden Ohngefährs, das elende

Spiel eines launigen Schickſals, das uns abſichtslos bald hierhin, bald dorthin ſchleudert; dann verliert der Gedanke, der Glaube an ein höchſt weiſes, gütiges und gerechtes Weſen alle Wahrheit, alle Kraft, allen Einfluß; dann kann ich es nicht lieben; dann iſt es Thorheit, ihm zu geberden, und Unvernunft, ihm zu vertrauen.

Giebt es keine Unſterblichkeit für uns, dann umhüllt unſern Verſtand undurchdringliche Finſterniß. Nur wenn wir glauben, daß dieſes unſer Erdendaſein Anfang, Vorbereitung und Erziehung für ein beſſeres Leben ſei, wenn wir es aus dieſem Geſichtspunkte anſehen, beurtheilen und gebrauchen, nur dann erſt wird alles um uns her hell, verſtändig und wichtig; dann können wir uns alles erklären, dann wird uns alles in unſerm Schickſal, dem unſrer Mitmenſchen und ganzer Völker, begreiflich. Vor dieſem Lichte verſchwindet jede Dunkelheit, in dieſem Lichte löſet ſich jedes Räthſel; dieſe Erde iſt uns dann ein Vorhof der beſſern Welt, und wir ſegnen unſer Loos, Menſch zu ſein, und freuen uns der ſeligen Harmonie, worin ſich dort alle ſcheinbare Verwirrung auflöſen wird. Dagegen umhüllet unſern Verſtand eine undurchdringliche Finſterniß, wenn das Grab die letzte Grenze ſeines Denkens iſt; je tiefer ſein Nachdenken dringt, je ſcharfer und richtiger er urtheilt, deſto weniger wird er die tauſendfachen Zweifel, Einwürfe und Widerſprüche zu löſen und zu widerlegen vermögen, die uns jener Dunkelheit hervorlocken. Muß ich bei der Kürze und der ungewiſſen Dauer meines Lebens die Vernichtung deſſelben fürchten, dann iſt es mir das größte Räthſel, dann kann ich es nicht als Wohlthat anſehen, dann kann ich es nicht auf einen endlichen vernünftigen Hauptzweck zurückführen. Auf die ſich mir immer aufdringende Frage: wer bin ich? was ſollen meine Kräfte? wozu bin ich da? kann ich mir

nichts Befriedigendes, nichts Beruhigendes antworten. Der Triumph des Laſters, und die Unterdrückung der Tugend; das Gelingen der Plane der Bosheit, und die Vereitlung der wohlthätigſten Entwürfe; der Reichthum des Böſewichts, und die drückende Armuth einer tugendhaften Familie; der Kummer, die verſchloſſenen Leiden, die ſtill vergoſſenen Thränen ſo vieler Rechtſchaffenen, und der Uebermuth, das Hohngelächter der Laſterhaften; das graue Haar auf dem Haupte des alten Sünders, und der Tod des hoffnungsvollen Jünglings; das Hinſinken des thätigen brauchbaren Mannes in den Staub — alles dies, wie kann, wie ſoll ich es mir erklären, wie es reimen mit der Weisheit und Liebe einer göttlichen Vorſehung, wenn hinter dem Vorhange der Sinnenwelt nicht Aufklärung, nicht eine höhere und beſſere Ordnung der Dinge auf uns wartet? Dann verliert die Wahrheit alle Gewißheit, dann hat ſie keinen feſten Boden mehr, worauf man ſie bauet, keinen Hauptgrundſatz, von dem man bei der Unterſuchung ausgeht; dann verliert das Streben danach allen Reiz; dann iſt man um ſo unglücklicher, je einſichtsvoller und verſtändiger man iſt; dann ſteigt mit jedem Wachsthum an Kenntniß die Menge der Einwürfe, der Räthſel und Zweifel. Dann iſt es eine Wohlthat, kurzſichtig, ungebildet und unwiſſend zu ſein; denn ohne die Hoffnung der Unſterblichkeit umhüllt unſern Verſtand undurchdringliche Finſterniß.

Giebt es keine Unſterblichkeit für uns, dann ſehnt ſich unſer Herz vergebens nach Ruhe. Es iſt hier nicht die Rede von der ſcheinbaren Ruhe, von der Sicherheit und Sorgloſigkeit der Leichtſinnigen und Unbeſonnenen, die in der Befriedigung der Sinnlichkeit, in dem Genuſſe blos irdiſcher Güter, in dem Dienſte ihrer Leidenſchaften ihr Lebensglück, ihre Zufriedenheit und die Stillung ihrer

Wünſche ſuchen; nicht von Menſchen, denen die edlern höhern Freuden eines gebildeten Geiſtes und fein fühlenden Herzens fremd ſind. Unſer Bewußtſein ſagt es, das Gewiſſen erinnert unaufhörlich daran, und die Erfahrung lehrt es, daß jene Quellen verſiegen, daß ſie es nicht ſind, aus denen unſre Seele mit bleibender Zufriedenheit getränkt werden kann. Nein, ich meine jene wahre, wohlgegründete Ruhe des Herzens, jenen hohen Frieden, jene ſtille Heiterkeit, wobei man gegen die Gefahr eines gänzlichen Verluſtes geſichert iſt, worauf man unter allen Abwechſelungen des Lebens ſicher rechnen kann, die nicht vom Zufall abhängen, ſondern die in uns ſelbſt fließen. Welcher gute Menſch, der der Stimme ſeines Gewiſſens Gehör giebt, fühlt nicht die Sehnſucht nach einer ſolchen Ruhe? In weſſen Seele regt ſich nicht das tief liegende Verlangen, ſie, das größte Kleinod, zu beſitzen? Aber iſt in den engen Schranken der Sinnenwelt irgend etwas zu finden, was jenes höhere Bedürfniß ganz befriedigte? Bleibt nicht immer eine gewiſſe Leere in unſerm Innern zurück? Wird die ſtille Sehnſucht nach etwas Beſſerm nicht gerade dann am meiſten rege, wenn wir uns vorzüglich heiter und glücklich fühlen? Kommen wir in unſerm Leben jemals auf die Stelle, wo wir befriedigt ausruhen, wo alle Wünſche erfüllt ſind, wo keine neuen erwachen? Schranken wir ſie auf dieſe Spanne Leben ein, ſo gerathen wir in den peinlichſten Widerſpruch mit uns ſelbſt, der jede wahre Ruhe unmöglich macht. Dann ſehen wir uns mit unſern Hoffnungen immer auf das Ungewiſſe hingeworfen; von den zufälligen Umſtänden müſſen wir unſre Zufriedenheit armſelig erbetteln, und in dem Augenblick des Empfanges ſehen ihren Verluſt fürchten. Jede Blume der Lebensfreude verwelkt uns dann, jedes theure Pfand der Liebe und Freundſchaft, das wir mit

Innigkeit und Dank an unſer warmes Herz drücken, erfüllt uns dann zugleich mit geheimer Angſt und bangen Sorgen; denn ach! vielleicht iſt die kalte Hand des Todes ſchon aufgehoben, um es uns auf ewig zu entreißen. Dann iſt jede Stütze, worauf wir uns lehnen, morſch und zerbrechlich. Dann iſt die Summe des Böſen unendlich größer, als die Summe des Guten; wahrlich, dann iſt dieſe Erde ein Jammerthal, ein großes ſchauervolles Leichenfeld, ein offnes Grab, das alles Edle, Schöne und Gute, was ſie gebar, wie ein Ungeheuer verſchlingt!

Giebt es keine Unſterblichkeit für uns, dann verliert auch die Tugend ihre feſteſte Stütze. Unſer moraliſches Gefühl, das heilige Sittengeſetz in unſerer Bruſt, und die Vorſchrift der göttlichen Religion Jeſu fordern uns, wenn wir nur darauf achten, unaufhörlich zur Reinheit der Geſinnung und zu einem möglichſt tugendhaften, rechtſchaffenen Verhalten auf. Wie uns auch unſere Eigenliebe beſtechen, unſere Sinnlichkeit mit ſich fortreißen, unſere Trägheit einſchläfern mag, wir können ſie nicht überhören die ehrwürdige ernſte Stimme der Pflicht: du ſollſt, du mußt gut ſein und immer beſſer werden! Je edler der Menſch iſt, je lebhafter er ſeine Würde und Beſtimmung fühlt, deſto mehr öffnet er jener Stimme ſein Herz, deſto williger und unbedingter folgt er ihr. Aber wie ſteil und dornenvoll iſt der Pfad, den er hier wandeln muß! Wie hoch und entfernt liegt das Ziel, das ihm geſteckt iſt und das er erreichen ſoll? Mit welchen Hinderniſſen und Schwierigkeiten, mit welchen Gefahren und Verſuchungen, mit welchen ſüßtönenden Anlockungen, mit wie vielen Feinden von innen und außen hat er zu kämpfen, wenn er den richtigen geraden Weg nicht verlieren will, der in's Heiligthum der Tugend führt? Welch red-

licher Ernſt, welche Feſtigkeit des Charakters, welche Strenge gegen ſich ſelbſt wird nicht erfordert, wenn die Liebe zum Guten in ihm herrſchend werden, und nichts ihn ſeinen religiöſen Grundſätzen untreu machen ſoll? Und wozu dies Alles, wenn, nach wenig Jahren und Tagen, Vernichtung ſein ſchreckliches Loos iſt? Ach, dieſe Erde bleibt der reinen Tugend den Dank ſchuldig, und vergilt ihr ihre Mühe und Treue nicht! Reicht ihr nicht eine beſſere Welt die Palme des Sieges und den Kranz der Vergeltung — wahrlich, dann iſt es eine undankbare Mühe, ihrem Dienſte die edelſten Kräfte und das ganze Leben zu weihen! Was wollen wir dann den Sklaven der Sinnlichkeit ſagen, die Alles auf ſinnlichen Genuß berechnen, und jedes Mittel gebrauchen, das nur zum Zweck führt? Dann iſt es, wenn auch nicht der Weisheit, doch der Klugheit angemeſſen, möglichſt ſchlau ſeine Rolle zu ſpielen, Jeden auf die liſtigſte Weiſe zu verdrängen, der unſern Abſichten in den Weg tritt, und die Befriedigung unſerer Leidenſchaften, das Streben nach Ehre und Reichthum, zum Zielpunkt unſerer Wünſche zu machen. Die Sprache der Wolluſt: Laßt uns eſſen und trinken, morgen ſind wir todt! iſt dann eine ſehr einladende Lehre. Denn wozu ein Kampf, wenn nie ein Sieg, wozu eine Ausſaat, wenn nie die Ernte, wozu Anſtrengung, wenn nie Erholung, wozu Opfer, wenn nie Entſchädigung, wozu Leiden, wenn nie Vergeltung folgt? Nur unter dem himmliſchen Einfluſſe der großen Hoffnung auf eine beſſere Welt gedeihet und wächſt eine wahre, ächte Tugend, und wer jene leugnet, der raubt dieſer ihre feſteſte Stütze.

Gibt es keine Unſterblichkeit für uns, dann gibt es für die ſchwerſten Leiden keinen Troſt. Bei der Erfahrung vieler Unannehmlichkeiten kommt freilich ein, ich

möchte

möchte ſagen, glücklicher Leichtſinn unſrer Natur zu Hülfe, da wir geneigt ſind, viele Widerwärtigkeiten bald zu vergeſſen, und unſer Herz dem wohlthätigen Einfluß der Freude wieder zu öffnen. Aber ach! es giebt Wunden, die keine Zeit ganz wieder heilt; ſtill geweinte Thränen, die kein Erdentroſt trocknet; geheime, tief verſchloſſene, nagende Leiden, zu deren Klage man den Mund nicht öffnen mag; einen Verluſt, der durch Nichts hienieden zu erſetzen iſt; es giebt enge Verbindungen, die alle Lebensfreude verbittern und durch den Tod nur gelöſ't werden; es giebt niederdrückende Bürden, die unſere ſchwachen müden Schultern bis an's Ziel der Wallfahrt tragen müſſen. Armes, ſchüchternes, gepreßtes Herz, ach! es giebt für dich keinen Troſt, keinen Balſam, keine Leidenskraft, wenn du in den beklemmten Schranken dieſer Erde bleiben mußt, und deine Hoffnung ſich nicht über dieſelbe erheben darf. Bedauernswürdiger Unglücklicher, dem das Leiden eines ſiechen, unheilbaren Körpers jede frohe Empfindung unmöglich macht, dem, unter den empfindlichſten Schmerzen, freudenleer die Tage, und kummervoll die langen gezählten Stunden ſchlafloſer Nächte vorüberſchleichen! Schwermüthiger Lebensmüder, den ein unüberwindlicher Trübſinn mit Centnerſchwere niederdrückt, dem kein Stern tröſtender Hoffnung mehr glänzt! Redlicher Rechtſchaffener, der du ein Opfer der Kabale des Neides und der Verfolgung wurdeſt, dem nun auch die letzte Blume der Freude verblüht iſt! Armer Beklagter, der du mit finſtern Sorgen dich zu Bette legſt, mit ihnen aufſtehſt, und eine beſſere Lage nicht erwarten darfſt! Ihr Unglücklichen alle — wartet eurer keine beſſere Zukunft, ſo habe ich, ſo weiß ich keinen Troſt für euch. Wenn ihr, von Verzweiflung beſtürmt, in einer ſchwarzen Stunde den Dolch ergreift, den Giftbecher leert, in die Fluthen euch

ſtürzet: wer kann, wer mag euch tadeln? Was kann euch abhalten, wenn es keine höhern Lebenszwecke giebt, keine Ewigkeit, die nur den treuen, ſtandhaften Dulder lohnt; wenn der Gedanke an ſie es nicht iſt, welcher Muth einflößt, die ſchwerſte Laſt erleichtert, das kummervollſte Herz aufheitert, und mit unvergänglichen Hoffnungen erquickt? Ohne den Glauben an eine beſſere Welt giebt es für die ſchwerſten Leiden keinen Troſt.

Giebt es keine Unſterblichkeit für uns, dann iſt der Tod fürchterlich. Selbſt in dem milden Lichte einer beſſern Welt, geſtützt von der Hoffnung der Unſterblichkeit, behält er doch immer eine furchtbare Gewalt. Die lange anhaltenden ſchmerzhaften Krankheiten, die oft verbergehen; das Bittere der Trennung von den Unſrigen, die durch unſern Abſchied oft in die traurigſten Lagen verſetzt werden; die ſchauervolle Stunde des Sterbens, des Kampfes, des Ringens; die Dunkelheit des Grabes, das Ekelhafte der Verweſung — alles dies macht den Tod zu dem furchtbarſten Feinde, den wir zu beſiegen haben. Aber wie entſetzlich wird ſeine Gewalt, wie bange bebt unſer geängſtetes Herz vor ihm zurück, wenn wir uns ihn als unſern und den vernichtenden Mörder der Unſrigen denken müſſen. Der ſchreckliche Anblick der Leiche eines rechtſchaffenen Vaters, einer liebevollen Mutter; der ſchreckliche Anblick eines erblaßten geliebten Gatten und einer Gattin; der ſchreckliche Anblick der ſchnell erbleichten hoffnungsvollen Kinder; der ſchreckliche Anblick des Sarges, der einen geliebten Bruder, eine treue Schweſter, einen unvergeßlichen Freund umſchließt — o mit namenloſen Schmerzen zerreißt er unſer gebeugtes Herz; wie ein Schwert durchdringt er unſre Seele, wenn es wahr iſt, daß ihr Lieblinge, ihr guten Unvergeßlichen, auf ewig uns entriſſen ſeid; wenn keine Hoffnung des Wiederſehens

unſere Wunden heilt, und unſere Thränen trocknet. Iſt der Tod Vernichtung, dann beneide ich das Thier; dann iſt der Wurm im Staube glücklicher, als ich, da er ohne Furcht des Todes ſich ſeines Daſeins freut. Was hilft mir das längſte, das glücklichſte Leben, was nützt mir eine mühſam errungene Bildung, wenn mein Sterbebette der ſchrecklichſte Ort iſt, wo ich ohnmächtig die Beute einer gänzlichen Zerſtörung werde? Wahrlich, ein Leben, das ſo ungewiß, ſo mühevoll und kurz, deſſen Ende ſo ſchrecklich iſt, hört auf eine Wohlthat zu ſein, wenn am Grabe ſich unſere ganze Laufbahn endet, wenn ſich hier nicht die Ausſicht in eine beſſere Zukunft öffnet. Ohne die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt uns der Tod fürchterlich.

A. A. Volert.

Es falle nur die Hütte hin,
Wo ich hier eingeſchloſſen bin.
Ich ſelbſt, dann freier wie zuvor,
Schwing' aus den Trümmern mich empor.

J. J. Spalding.

Nein, Gott, Liebender, du trenneſt die Seelen nicht, die du zuſammen verbandeſt. Wer ſagt, daß ich meinen Verſtorbenen verloren habe? Was Gott hat, kann das verloren ſein? Bin ich nicht in meines Vaters Hauſe, und mein Vollendeter auch? Ich lebe, aber auch du lebeſt, o theure Seele! Ich denke dein mit wehmüthiger Sehnſucht. Kannſt du aufhören, meiner zu gedenken? Kann Liebe ſterben, da Gott ſelbſt die Liebe iſt? Heute freueſt du dich in deiner beſſern Welt, deiner vollendeten Schöpfung; während meine Thräne fließt, jauchzeſt du

vielleicht entzückungsvoll. Während ich deine irdiſchen Namen mit zitternder Liebe ſtammle, erwarteſt du meine nahe Ankunft. Du erkennſt mich noch in meiner einſamen Trauer, liebſt mich, umſchwebſt, begrüßeſt, leiteſt mich! Vielleicht biſt du meiner Schutzengel einer, die des Herrn Willen vollſtrecken. Nein, wir ſind nicht getrennt. Im göttlichen All iſt Alles Eins. Auch dieſe Erde ſteht im göttlichen Gebäude, auch dieſe Stunde iſt Eins mit der Ewigkeit. Ich genieße ſie hienieden, und du ſie zu gleicher Zeit in ſchönern Welten, wo ich dich dereinſt wiederfinden werde. Wiederfinden? Iſt es möglich? Ja, es iſt Wiedervereinigung. Gottes Stimme hat mir Verheißung gegeben. Selbſt in der Natur finde ich ein merkwürdiges Streben getrennter Kräfte nach Wiedervereinigung. Was zuſammen gehört, das findet der Menſch ſcheide auch ſo viel er wolle — jedesmal den Weg wieder zu einander. Ich ſehe überall in der Schöpfung, im Lebenden, wie im Todten, gewiſſe Dinge einander ſich näher verwandt, ſich immer gegenſeitig anziehend und in einander übergehend. Ich erkenne in Gottes großem Reich überall Eintheilung und Verbindung der Dinge, wie in Familien; ſie halten zuſammen, ſie finden ſich immer wieder. Ohne dieſes Grundgeſetz in der Schöpfung wäre die Welt ein Chaos, eine unendliche Verwirrung der Kräfte und Erſcheinungen; es wäre nichts Auseinandergeſchiedenes, nichts Verbundenes. Aber Licht hält ewig zum Licht, Erde zur Erde. Waſſertheile entſteigen Meeren und Fluſſen; aber im Thau und Regen kehren ſie wieder vom Himmel zurück. Alles findet ſeines Gleichen wieder. Ich erſtaune ſelbſt über die Wirkungen der Wahlverwandtſchaft in lebloſen Körpern, wo Gleiches mit Gleichem unwiderſtehlich ſich durchdringt, und was fremd iſt, ausſcheidet. Was ich aber Wahlverwandtſchaft, Sympathie

nenne in den todten Körpern, heißt Liebe im Geisterreich. Gott selbst ist die höchste Macht der Liebe; daher die unendliche Sehnsucht der Geister nach Vereinigung mit ihm, nach Seligkeit in ihm, nach Vollkommenheit. — Und herrscht das Gottesgesetz in den Schöpfungen auf Erden und in dem Himmel selbst, so weit mein Auge die Familien der Gestirne durchdringen kann, wo alle Erden ihre Monde haben, wo alle Sonnen besondern Erden angehören — herrscht es dann weniger in der Welt der höhern Geister? weniger, wo das, was bei leblosen Dingen nur dunkler Trieb, bei Geistern zu einer mit Bewußtsein verknüpften Empfindung veredelt ist? weniger, wo Gott selbst der Urquell der Liebe ist? wo, wie seine Werke, auch seine Gebote nur Wirkungen der Liebe sind? — Zwar die Hülle, in welcher mir geliebte Wesen auf Erden theuer wurden, ruht im Grabe. Aber es war auch nicht das Verwesliche, was ich eigentlich liebte, sondern das Unverwesliche; und der Schleier, welcher die holde Seele umgab, die ich liebte, ward mir nur erst werth und theuer durch den darunter verborgenen Engel. Der Schleier ist abgefallen, aber der Engel lebt! — Wenn der bunte Frühling erwacht, stehen Millionen Pflanzen in blühender Schönheit. Aber nur diejenigen, welche zu gleicher Art gehören, senden sich durch die Lüfte einander ihren goldnen Blumenstaub. Ohne diesen Staub wäre keine Befruchtung möglich. Sie stehen oft weit getrennt; und doch senden sie sich ihren Staub zu, und diese kaum sichtbaren Theilchen finden die Blumen, die sie finden sollen. Unter Millionen Blüthen schweben sie der einzigen gleichartigen, verwandten Blüthe zu, wie von ihr durch zauberische Kraft angezogen. Ist dieses Wunder des allmächtigen Schöpfers nicht eine Deutung aus der Ewigkeit? Sollte die erhabene Macht Gottes ohnmächtiger sein im

Reiche höherer Geiſter und ihr näherer Weſen? Nur Sünde und Laſter können uns von unſern in die Ewigkeit gegangenen frommen Freunden trennen.

H. Zſchocke.

O du, der du, weil eine falſche Erziehung deinem Geiſte eine verkehrte Richtung gab, zweifelteſt an deines Geiſtes ewiger Fortdauer, ja, der du, befangen in blos ſinnlichen Beſtrebungen, dieſen Glauben bekämpfteſt — blicke empor! Das Licht des Tages iſt untergetaucht, um einer andern Hemiſphäre zu leuchten, und die Nacht breitet ihren Trauerſchleier über die halbe Welt. Ich frage dich, ſiehſt du nichts, gar nichts? Iſt deine Ausſicht nicht um Unendlichkeiten weiter geworden, thuſt du nicht tiefere Blicke in Gottes unendliches Reich? Siehſt du ſie nicht die neuen Welten, die wunderbar in die Erdennacht hernieder flimmern? Hörſt du nicht das Sphärenlied? Immer lauter ſchlagen ja ſeine Töne an dein Ohr herüber, immer vernehmlicher unterſcheiden du ſeine Strophen: »In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!« Höre den Preisgeſang der Natur, und rufe freudig: Droben iſt mein Vaterland! wie Chriſtus, wie dein Herz dir verkündigt und verbürgt hat.

J. F. Ch. Wohlfarth.

Blödſinn'ger Sterblicher! haſt du noch nimmer
Im Herbſte Laub und Blumen welken ſehn?
Und prangten ſie in friſchem Farbenſchimmer
Nicht bei des Frühlings Rückkehr doppelt ſchön?

Lern' in dem großen Buch der Schöpfung leſen,
Erkenne, daß im weiten Weltgebiet,
Nach ewigem Geſetz, für alle Weſen
Aus Grab und Tod ein neues Leben blüht.

Wie ſollteſt du, den Gottes ew'ge Gnade
Durch ſeinen Sohn von Sündenlaſt befreit,
Vor Grab und Tod dich ſcheu'n? Es ſind die Pfade
Zum beſſern Leben, zur Unſterblichkeit..

H. Doring

Laßt uns am Grabe bekennen, daß der Vergänglichkeit grauſem Geſetze Alles, was die Erde geboren, erliegt, daß kein irdiſcher Ruhm, keines endlichen Geiſtes Größe auf Erden beſteht. Doch, nein! nicht alles iſt vergänglich. Reine Freundſchaft! Mit ewiger Klarheit ſteigt mir dein Licht ſtrahlend aus dem dunkeln Grabe empor. Ewige Liebe! Deine göttliche Flamme durchglüht aus dem Todesfroſte das tieftrauernde Herz. Sei mir gegrüßt, Morgenröthe des beſſern Tags, die aus dem Grabe heraufſteigt! Sei mir gegrüßt, Strahl des ewigen Lichts, den von der Gottheit Thron mir der früh Verklärte ſendet in mein von Schmerz zerriſſenes Herz! Sei willkommen auch mir, Engel des Todes, wenn du mir winkeſt! Bote des ewigen Friedens, der du, von der Gottheit geſandt, auch mich zu der ewigen Wahrheit Gefilde aus des Irrthums Thalern rufſt! Ach, wie harre ich dein! Laß, gütiger Vater, wenn auch meines Lebens letzte Stunde mir dreimal willkommen erſchienen, wenn man auch meinen entſeelten Leib in's Grab ſenkt, eines wahrhaften Freundes Thränen netzen den Staub, der meine Hülle bedeckt; laß des Heuchlers Stimme über meinem

entſeelten Leichnam verſtummen; laß eine mir ganz angehörende Stimme über mich aushauchen wahrhaftigen Schmerz! O Allerbarmer, laß das Gebet meines Herzens erhört ſein!

F. C. Schloſſer.

Größere Wunder, als die Erde, zeigt uns die mit Millionen Welten beſäete unermeßliche Höhe über uns. Aber unſere Sinnlichkeit und lüſterne Begehrlichkeit, unſer Leichtſinn, unſere Begierden und Leidenſchaften machen, wenn uns Alles nach Wunſche geht, und fortwährend die Sonne des Glücks lächelt, uns unſern Aufenthalt auf dieſer Erde und unſere Umgebungen auf ihr ſo lieb und ſüß, daß der Blick zum Himmel empor ſich allmälig abſtumpft, und das Herz, angefüllt von ſinnlichen Lüſten, und von ihnen herabgezogen und gefeſſelt, die Kraft und Stimmung, zum Geiſtigen und Ueberſinnlichen ſich zu erheben, unbemerkt verliert. Ach! in dieſem Zuge, Thun und Treiben wird dann der Menſch in allmäligen Uebergängen gemein und grob-ſinnlich; dann erliſcht das Gemüthliche immer mehr in ihm; dann verkörpert ſich Alles an ihm, und ſein Sinnen, Trachten und Weſen wird materiell; dann kommt es mit ihm dahin, daß ihn, den Erdenſohn, nur noch die Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe beſchäftigt; nun verödet ſeine Seele; nun werden Reichthum, Ehre und wechſelnder ſinnlicher Genuß die Götzen ſeines Lebens und das Triebrad ſeiner Bewegung. So betäubt und geblendet, und von einer Unruhe zur andern gejagt, verſinkt er zuletzt in den Jammer des Unglaubens, ſo daß er die Sprache der Religion gar nicht mehr verſteht, und ihr ausweicht, weil er ſie und ſein Gewiſſen fürchtet. Das jammert den guten Vater

im Himmel, der ſo gern ſeine Kinder zu ſich emporziehen und gewinnen möchte, und darum ſchickt er ihnen die Wohlthat der Leiden. Freilich eine bittere Arznei, aber zur Wiederherſtellung und Stärkung des innern Menſchen durchaus nothwendig. Wenn uns ein herzzerſchneidendes Leiden die Erde und ihre Genüſſe verbittert, und dieſe uns anekeln, dann richtet ſich endlich der ſo lange abwärts gekehrte Blick wieder aufwärts. Wenn im Sichtbaren alle Quellen verſiegen, und alle Stützen zerbrechen, dann ſtrecken Herz und Hand ſich zum Unſichtbaren aus. Wenn man in nagendem Kummer über den Verluſt irdiſcher Güter es fühlt, daß der höhere Menſch höherer Güter bedürfe, die nicht genommen werden können: dann kehrt man ſo gern in die Arme der lange verkannten Religion zurück. Wenn Angſt und Sorgen, Kummer und Noth uns drängen, und auf der Erde keine Hülfe mehr zu finden iſt: dann lernt man ſich ſelbſt und die Geheimniſſe ſeiner Bruſt verſtehen; dann wird der Leichtſinn gebrochen, der Hochmuth gedemüthigt, der Uebermuth beſchämt, das Selbſtvertrauen vernichtet, die Sünde verflucht, die Tugend und ihr höherer Werth erkannt; dann erwachen höhere Kräfte, dann öffnet ſich das wunde, blutende Herz einem reinigen, himmliſchen Einfluſſe; und ganz anders ſchaut dann das thränenſchwere Auge mit bittender Sehnſucht zum hohen Himmelsgewölbe einer ſternenhellen Nacht empor. Sind ſie vor unſern Augen verſchwunden, die theuren Menſchen, an denen unſer ganzes Herz in reiner Liebe und Gegenliebe hing; vermiſſen wir ſie überall und finden ſie nirgends mehr: o dann richtet ſich von ſelbſt der Blick zu einer beſſern Welt, in die ſie eingegangen ſind. Und ſo will ich euch hegen und pflegen, heilige Schmerzen meiner Bruſt! Wie tief euer Stachel auch in meine Seele dringen mag, ich will nicht

murren, nicht klagen, will ſtille ſein und aushalten. Nein, heilige Schmerzen, Boten Gottes, ich laſſe euch nicht, ihr ſegnet mich denn!

N. F. Valeri.

Sei mir gegrüßt, du ſeliges Gebiet,
Wo jeder Wahn, wo jede Täuſchung flieht,
Gegrüßt, du Reich der Tugend und der Wahrheit!
Dort ſteh' ich an des Lichtes ew'gem Quell;
Was ſonſt der Nacht umhüllte, ſeh' ich hell,
Und was mir dunkel, wandelt ſich in Klarheit.

H. Doring.

Wir werden uns jenſeits der Grabesſchwelle im Lande der Vollkommenheit einſt wiederfinden. Hienieden haben wir uns nur für kurze Zeit. Jahre ſchwinden oft, bis wir im großen Menſchengedränge nur einem Weſen, wie wir es erſehnen, und wie es uns genügen mag, begegnen. Wir ſuchen und ſuchen, und werden getäuſcht; und hat endlich das Herz das verwandte Herz gefunden, und freut es ſich des Wiederklingens ſeiner beſten Gefühle und ſeiner heiligſten Empfindungen und Hoffnungen in demſelben: ſo war die Freude nur die Freude eines Tages. Es kommt der Bote der Nacht, und ohne Schonung reißt er von einander, was ſich gehörte. Wie bitter dieſer Schmerz! Für jede Wunde hat die Welt ein Heilmittel, für jeden Verluſt einen Erſatz; nur für den Unglücklichen, der die gleichgeſtimmte Seele verloren, hat die Natur keine Vergütung, die Welt keinen Troſt. Das Grab giebt auf Erden ſeine Todten nicht wieder. Arm und verlaſſen ſteht er da in der weiten Schöpfung, und

ungeſtillte ewige Sehnſucht zernagt ihm die Bruſt. Aber die kurze Trennung in der Zeit iſt keine Trennung für die ganze lange Ewigkeit. Wiederfinden, wiederſehen, wiederlieben werden wir alles, was hier unſerm Herzen theuer und unentbehrlich war. Schlagen wird ſie zwar, die Stunde des Scheidens vom irdiſchen Leben; auf in ihre beſſere Heimath werden ſich die Seelen unſerer Vertrauten ſchwingen. Doch unſer Glaube ſchwingt ſich ihnen nach. Ueber den Sternen ſuchen wir voll Vertrauen ihre Wohnung, und leiſe und begütigend tönt es uns im innerſten Gemüthe: Bald haben wir ſie wieder! Und wenn wir ſchon hier, wo ſelbſt der Beſte nicht ganz gut, und ſelbſt der Stärkſte nicht ohne Schwachheit war, wenn wir ſchon hier im Kreiſe unſerer irrenden, fehlbaren, ſterblichen Freunde uns oft ſo froh, ſo glücklich fühlten, wie über allen Ausdruck und alle Darſtellung erhaben wird unſer Glück dann ſein, wenn wir im großen Vaterhauſe uns einſt wieder treffen, und als veredelte, vollendete, unſterbliche Weſen fortſchweben ohne Ende von Seligkeit zu Seligkeit! Ja, tief und wonnevoll muß der Gedanke uns erſchüttern, daß wir bald am Thron der ewigen Liebe uns wieder verſammeln, und im Genuß des Unendlichen, im Genuß aller Guten, im Genuß Aller, die durch Bande der Freundſchaft und Zärtlichkeit an unſere Herzen geflochten waren, Freuden zu finden gewiß ſind, die -Niemand mehr von uns nehmen-, die keine Trennung mehr trüben, kein Tod mehr zerſtören wird. Wiederſehen! ſchöne, große, ſelige Hoffnung! Du ziehſt wie eine ſtrahlende Himmelsflamme durch die Dunkelheit unſers irdiſchen Daſeins, und ſenkſt uns der Ewigkeit glanzvollen Tag in die gläubige Bruſt!

J. A. Kahr.

Was hier mir unbegreiflich, mit ſeiner Zuverſicht
Hoff' ich es dort zu ſchauen in einem höhern Licht;
Dort werd' ich es erkennen, erkennen tief gerührt,
Daß Gott auf dunkeln Pfaden mich nur zum Heil geführt.

Erhalte dieſen Glauben, o Herr, mir jederzeit!
Er ſei mir eine Stütze in Trübſal, Gram und Leid;
In dunkeln Erdennächten ſei er ein freundlich Licht,
Das leuchte mir im Tode, wenn einſt mein Auge bricht.

H. Doring.

Ein Engel Gottes geht uns untrennbar zur Seite, ſo lange wir dieſer Erde angehören, und wir ahnen nicht nur tauſendmal ſeine Nähe, wir ſehen ſelbſt oft ſein ernſtes Gewand, das uns dunkel erſcheint, weil das Auge von Staub das Licht ohne Schatten nicht ungeblendet ſehen kann. Aber ihn ſelbſt, den im ernſten Gewande Verhüllten, hat noch kein lebendes Auge der Erde erblickt. Oft ſchlingt er plötzlich ſeine Arme um uns, und nun iſt es geſchehen! Die Hülle fällt von dem Auge der Seele, und jetzt ſieht es ihn zum erſten Mal, und mit ihm die ganze Herrlichkeit des Weltalls ohne Schranke und Begrenzung. Oft legt er nur ſeine Hand auf das Auge des müden Erdenwanderers, und es ſchließt ſich nun vor jedem irdiſchen Licht eine Zeit lang, um im Zauber des Schlafs und des Traums, wie ihn der mächtige Engel zu beherrſchen verſteht, aus der engen Welt der Zeitlichkeit herauszutreten, und in das Reich der Wahrheit und Erfüllung einen Blick zu thun. Der Engel nimmt die Hand hinweg, und der Schläfer erwacht. Aber, wie aus dem achten Urquell des Lebens erquickt, fühlt er ſich wunderbar geſtärkt, und die neue Kraft, die

er gewann, iſt ihm ein deutlicher Gruß aus der Heimath, wo ſein Erbe und Eigenthum ihm aufbewahrt wird. Der Engel, den ich meine, iſt — der Tod, und ſeine freundliche Gabe iſt das Schauen, das aller Ahnung beglückendes Sehnen ſtillt und befriedigt, und den gebrochenen Ring unſers Wiſſens, unſere wahren und ächten Lebenserfahrungen, wieder ſchließt und unausſprechlich herrlich ergänzt. Siehe, die himmliſchen Kräfte ziehen fortwährend im Leben an dir, und es wird fortwährend eine Blüthe nach der andern entfaltet, und ein Band nach dem andern gelöſ't. Aber vom Bruchſtück zum Ganzen iſt kein ſtetiger Uebergang mehr; nur ein Sprung kann von dem Werden zum Sein, vom Endlichen zum Unendlichen erheben; und das Schrecken des Todes allein vermag vom Wiſſen zum Schauen zu führen, erſchütternd tief und gewaltig den unvorbereiteten Sinn, aber doch nur zu höchſter Freude und Luſt. Wie mag dem Schmetterling ſein, wenn er dem finſtern Grabe, in welchem kein Auge ihm Licht gab, und nur mühevolles Fühlen ihm eine dunkle Ahnung der Außenwelt gewährte, auf einmal entflattert, und nun durch tauſend Augen das Licht des Himmels zu ihm „eindringt? Wie mag dem Wandrer ſein, der in der Wüſte, fern von den Geliebten, ganz einſam und nur mit ſich allein, an den heißblutenden Wunden, die ihm der Zahn des Raubthiers ſchlug, faſt zum Tode ermattet, wenn eine freundliche Fee den Schläfer in die Heimath der Lieben zurückträgt, alle ſeine Wunden mit ihrem kühlenden Balſam heilt, und er erwacht nun, ſchmerzlos, kräftig, wie er nicht vor ſeinem Unglück war, und ſieht das Ziel erreicht, dem er hoffnungslos entgegen gekämpft hatte? Und dennoch iſt das Schauen, das der Tod bringt, unendlich herrlicher; denn es iſt die höchſte Vollendung des Angefangenen; es iſt das Vollkommene

für das Unvollkommene; es iſt der Blitz der Löſung für das ganze große Lebensräthſel, von dem nur einzelne Buchſtaben hier gefunden waren. — Noch in den liebenden Armen der Mutter ruhend, ſchlummert in ſtillen ſeligen Ahnungen das zarte Kind. Da nimmt es mit einem Male jener Engel in ſeine Arme, und es weint nie wieder von den Schmerzen der Erde, und es erwacht nicht mehr, um durch das dunkle Zeichen der Klage, das einzige Wort, das ihm verliehen iſt, der Mutterliebe zu rufen. Iſt nicht aber das Abbild zum Urbild, und der Engel der Erde zum Engel des Himmels geworden? Schöner Wechſel! Kind der Erde erſt, und nun Kind des Himmels! Iſt es nicht Schauen, zu dem es geführt worden iſt, wenn fortan der Schmerz ſein Antlitz nicht mehr trübt, und nur ſeliges Lächeln um daſſelbe ſpielt, ſeinen Frieden im himmliſchen Vater verkündigend? — Und wenn der Jüngling, wenn die blühende Jungfrau das ſehnende Herz der Erde bietet, und es immer unbefriedigt wieder zurückfordert, da blickt der Engel des Todes mitleidend auf ſie nieder, und winkt ihnen dahin, wo der Liebe unvergängliche Myrthenkränze grünen, und ſie vergeben im Sehnen nach Erfüllung, um ſie im Reich des Lichts zu gewinnen. Was das Leben ihnen auch immer Schönes und Großes hätte bringen können, ſie haben das Schöne und Große gewonnen, und es war ihnen, ſie wußten ſelbſt nicht zu ſagen wo? und wie? auf der Frühlingsaue ihres Lebens die Blume davon erſchienen. Da vermochte kein Band der Erde ſie mehr zu halten; ſie rangen vorwärts nach dem Schauen, und es iſt ihnen geworden. — Weine nicht treulos am frühen Grabe des liebenden Vaters und der ſorgenden Mutter, die am Mittag des Lebens den Ruf von Jenſeits vernahmen, und ihm ohne Säumen folgten. Sie ſuchten immer treulie-

bend und ſorgend das Kleinod, das alles Sehnen ſtillen und des Hauſes Räume mit unvergänglichen Schätzen füllen ſollte. Sie waren ihm nahe gekommen, und hatten es ſelbſt nicht erkannt; und du willſt es jetzt noch nicht erkennen — vor den Thränen der Trennungsſchmerzen vielleicht? Aber das Auge der Liebe, das über den Süßträumenden waltet, ſah ſie am Ufer angelangt, am Ziel ihrer Schiffahrt, und winkte ihnen. Glücklich die Schauenden! Nicht nicht ihr Segen von drüben herüber um dich, armes, vater- und mutterloſes Kind, und wird dich viel ſicherer leiten und viel reicher noch ausſtatten, als irdiſche Vaterſorge und zeitliche Mutterliebe es nur immer vermocht hatten? — Milde Abendlichter ſenken ſich auf das Haupt des lebensmüden Greiſes nieder, und die Glocken des ſchwindenden Tages rufen lockender und immer lockender zur Ruhe. Aber wenn die Sonne des Tages erliſcht, gehen dann nicht ſtatt der einen tauſend und aber tauſend Sonnen am Himmelsbogen auf? Und ſieht nicht das geiſtige Auge wenigſtens nun erſt die volle Lichtwelt aufgeſchloſſen, wenn auch das leibliche ihm nicht zu folgen vermag? — Herrliches Licht, das im Tode in die geſchloſſenen Augen des im langen Lebenstage ſo nahe zum großen Gottesabend Hingeführten, alles erleuchtend, einſtrömt! Die Morgenröthe wird zur leuchtenden Sonne; die Räthſel der Welt finden ihre letzte und erfüllende Löſung, und der Ring des Wiſſens hat ſich geſchloſſen, um nie wieder gelöſ't zu werden. Sterben iſt Schauen in reinem Lichte und ewiger Wahrheit! Und wird nicht das Sehen der Liebe in dieſer Zeitlichkeit dann erſt zum vollen Schauen? Und wird das verklärte Auge nicht da erſt im klarſten Lichte die Lieben erkennen, die der beſte Theil unſers Lebens auf Erden waren? Und wird nicht das Erkennen derer, die unſre Seele hier ſchon lieb hatte,

dann erſt zum eigentlichen Finden, nicht nur ohne Trennung und Scheidung, ſondern auch in höhrer und fleckenloſeſter Liebe?— Aber der himmliſche Gärtner weiß allein, wenn die Knospe zeitig iſt, um zur Blüthe ſich aufzuſchließen; und der Menſch der Zeitlichkeit ſoll weder durch thörichte Pflege, noch durch gewaltſames Löſen der Kelchblatter die Stunde ihrer Entfaltung verrücken. Ja, wir wandeln im Glauben und einſt im Schauen.

C. P. Meißner.

Als die Freunde Jeſu bei ſeinem Abſchiede, ſchmerzlich ergriffen von dem Gefühl des Alleinſeins auf Erden, mit inniger heißer Sehnſucht dem ſcheidenden Lehrer nachſchauten, da tönte in ihren Herzen das Troſtwort: »Ich will euch wiederſehen, ich gehe nur voran, um euch dort Wohnung zu bereiten.« Ja, es traten zu den Trauernden die freundlichen Boten aus einer beſſern Welt, und ſprachen tröſtend: »Dieſer Jeſus, der von euch iſt aufgenommen gen Himmel, wird wiederkommen, wie ihr ihn geſehen habt gen Himmel fahren!« • Das war Troſt, das war Balſam für ihre wunden Herzen; ſie trugen der Trennung harten Schmerz, geſtärkt durch die Hoffnung eines glücklichen Wiederſehns. Bleibt nicht auch uns derſelbe Troſt? Werden nicht auch wir unſere Lieben wiederfinden? Schnell eilen die wenigen Tage unſrer Wallfahrt vorüber; bald ſtehen wir am Ziele. Es öffnen ſich des Vaterhauſes Pforten, und wir treten ein in den Kreis der Vollendeten, die geläutert und verklärt ihre Liebe uns auch jenſeits bewahrten, ihre Liebe aufs neue uns zu ſchenken. Nicht getrennt ſind die Bande, die uns im Leben mit ihnen vereinigten; das Grab konnte ſie nicht löſen, und jenſeits des Grabes werden ſie noch inniger

und

und heiliger uns mit ihnen verbinden. Und je treuer hier unſere Liebe, je reiner unſre Freundſchaft, je mehr unſer Sinn ſchon hier gemeinſchaftlich nach Oben, nach dem Vaterlande gerichtet war, um deſto glücklicher wird einſt unſere Wiedervereinigung ſein. O ſo erhebet, ihr Trauernden, euren Blick zum Himmel, wohin der Herr uns vorangegangen iſt! Dort iſt unſere Heimath, dort der Herr, den wir lieben, an den wir glauben, dort die Freunde, die hier von uns geſchieden ſind. Wo unſer Schatz iſt, da ſei unſer Herz. Nach jenſeits ſei unſer Sinn gerichtet und unſer Wandel im Himmel. Und haben wir einſt unſern Pilgerlauf vollendet, des Lebens Freuden und Leiden getragen und einen guten Kampf gekämpft, ſo wird auch uns der Vater der Liebe heimrufen in ſein lichtes Vaterhaus, und wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

H. Hoffmann.

Seele in mir, ich kenne dich nicht, aber ich fühle dich unſterblich! Ich fühle, daß du edler biſt, als Alles, was ich zu meinem Körper rechne; das kommt und ſchwindet, und iſt nur dein Werkzeug, das mit dir nichts Aehnliches hat. Aber du biſt die Bewohnerin, die Künſtlerin, die Herrſcherin, der Strahl der Gottheit in dieſem Tempel! Du biſt's, für die das Ohr gebaut iſt, daß es höre; das Auge gebaut iſt, daß es ſehe — doch nein! Ohr, Auge, höret's, ſehet's nicht! Du biſt's, die dadurch höret, dadurch ſehet, dieſe Hand reget, dieſen Gedanken in mir denkt! Und kann nun kein Saft meines Auges, kein Stäubchen meines Ohrs verſchwinden — großes Weſen in mir! mächtige Abſicht Gottes! wie ſollteſt du verſchwinden können, für die das Alles da iſt? die das Alles beherrſcht? die ſich in ſich ſelbſt und in der ganzen

Schöpfung und in dem Gott ſpiegelt, der die ganze Schöpfung ſchuf? O Seele, ſo wahr, als ich bin, ſo wahr ich dich fühle, fühle ich dich unſterblich, göttlich ewig!

J. G. v. Herder.

Was werd' ich ſein, wenn unſer Traum von Tagen
Auf immer einſt dem Blick vorübereilt?
Bewußtlos, oder kühn, den neuen Flug zu wagen,
Der Geiſt nicht mehr in dieſen Räumen weilt?
Werd' ich vergehn, wenn dieſe Welt verſchwindet,
Zerrinnen in den Staub, der mich umhüllt?
Wirſt du, o Ahnung, die mein Herz empfindet,
Du heißer Durſt nach Seligkeit geſtillt?

Werd' ich, der Gottheit ein verwandter Funken,
Hinſtreben zu dem Urquell ihres Lichts?
Ach! oder in Vergeſſenheit geſunken,
Herniederſchauen in das alte Nichts?
Werd' ich die Wünſche, das geheime Sehnen,
Das oft den tiefen Buſen mir geſchwellt,
Und die Erinnerung an Luſt und Thränen
Mitnehmen in die unbekannte Welt?

Ich ſchau' empor zu unermeßnen Fernen,
Unendlicher! in deine Ewigkeit;
Ein Licht des Troſtes quillt von jenen Sternen
Hernieder in die trübe Nacht der Zeit.
Ich ahne dich, ich fühle deine Nähe,
Das Weltall ruht an deiner heil'gen Bruſt;
O willſt du, daß des Staubes Sohn vergehe,
So nimm ihm auch den Vorſchmack deiner Luſt;

Daß keine Hoffnung ſeine Bruſt beflügelt,
Wenn ihm der Schmerz das Süßeſte geraubt,
Und keine Ahnung ſeine Triebe zügelt,
Die an den ew'gen Ernſt des Lebens glaubt;
Daß, ſchwelgend in der Freude Vollgenüſſen,
Er nur das Heilige der Sitten ehrt,
Und ohne Drang, zu glauben und zu wiſſen,
Den Augenblick der Wonne nie zerſtört.

Nein, dieſes Geiſtes ewig reine Fülle,
Sie wird im Tod nicht ſpurlos untergehn.
Unendlich iſt des Menſchen Kraft und Wille,
Strebt er empor zu der Vollendung Höh'n;
Zu mächtig iſt ſein Flug für dieſe Stunden,
Zu ſtark ſein Geiſt für dieſen eiteln Traum;
Nie hat der Sterbliche ſein Ziel gefunden,
Und kühn durchmißt er den gebot'nen Raum.

Ich werde ſein! An welches Band des Lebens
Mich auch das waltende Verhängniß knüpft;
Wohin es ruft, ſein Ruf iſt nicht vergebens,
Umſonſt bin ich dem Staube nicht entſchlüpft.
Es muß der Geiſt ein Höheres umfaſſen,
Nicht rückwärts geht die Bildung der Natur;
Was ihr gedient, ſie ſtrebt es zu umfaſſen,
Denn auf zur Gottheit trägt ſie ihre Spur.

Chr. Schreiber.

Nächſt der Frage: Sind wir unſterblich? liegt uns nichts näher am Herzen, als zu wiſſen, ob wir jenſeits des Grabes mit unſern vorausgegangenen oder uns nachfolgenden Lieben und Theuren uns wieder vereinigen?

Ob die hier durch den Tod abgebrochenen freundſchaftlichen Verbindungen ſich dort wieder anknüpfen? Ob wir wohl einſt die Häupter, die unſeren Herzen hier nahe ſtanden, dort wieder erkennen, und mit ihnen in unzertrennlicher Vereinigung fortzuleben hoffen dürfen? — »Werden wir einſt uns dort wiederſehen?« bebt es auf unſern Lippen, wenn im trauten Kreiſe der Unſrigen, im Vollgefühl des Glücks, ſie zu beſitzen, ſich der ernſte Gedanke an den Tod uns aufdringt, der ſo oft erbarmungslos die innigſten Bande der Liebe und Freundſchaft zerreißt, ſo oft wir über die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens, über die Kürze und Ungewißheit unſrer Tage und über die Zukunft jenſeits des Grabes nachdenken. Denn gerade die beſſern Seelen, die edlern Herzen fühlen es nur um ſo tiefer, daß eine Unſterblichkeit ohne Wiederſehn für ſie eben ſo werthlos ſein müſſe, als eine Fortdauer ohne perſönliches Selbſtbewußtſein, ohne Erinnerung an das Erdenleben. »Werden wir uns wiederſehen?« ſo klagt das weinende Auge, ſo ſeufzt das vom Schmerze der Trennung zerriſſene Herz, wenn wir am Grabe guter Eltern, geliebter Geſchwiſter, zärtlicher Gatten, unvergeßlicher Kinder, treuer Freunde zum letztenmal unſer Auge auf das theure Antlitz heften, das nun für immer das dunkle Grab uns entziehen ſoll. Und kann uns, wenn wir an Sterbebetten und Gräbern weinen, irgend eine Hoffnung aufrichten und tröſten, kann irgend ein Stern die Schmerzensnacht erhellen, und uns Kraft zur Ergebung in Gottes Willen einflößen, wenn nicht der Glaube an Wiederſehen uns aufrecht erhält? O frage ſich Jeder, der je die ſchwere Pflicht erfüllt, einen theuren Vater, eine geliebte Mutter, einen edlen Bruder, eine redliche Schweſter, einen erprobten Gatten, ein geliebtes Kind, einen biedern Freund oder frommen Wohlthäter in den dunkeln Schooß

der Erde zu betten — was ihm Stärke gab, diesen ernsten Gang zu thun, ohne dem Gram zu unterliegen? Er wird antworten: es war die Hoffnung, daß unsere Verbindung mit den Vollendeten fortdauere, daß sie unser gedenken, wie wir ihrer gedenken, daß wir einander nach wenigen, schnell verflossenen Jahren wiederfinden in dem Lande, wo kein Tod, keine Trennung mehr ist. »Du kommst zwar nicht wieder zu uns, Verklärter!« sprachst du, »aber ich folge dir nach, wer weiß wie bald! Jetzt fasse ich nur deine kalte Hand zum Abschiede von der irdischen Hülle, in der dein geistiges Wesen sich uns kund giebt; dort werde ich an dein von höherem Leben durchströmtes Herz sinken, um ewig, ewig mit dir vereint zu sein, du Geliebter meiner Seele!« So ermannteſt du dich in deinem Glauben, und jener wildtobende Schmerz, der wie ein zweischneidiges Schwert durch deine Seele drang, löſ'te sich in eine sanfte Wehmuth auf, welche der edlere Mensch um alle Genüsse und Freuden der Welt nicht hingeben würde. Der Glaube an Unsterblichkeit kommt dem tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Herzens entgegen, indem wir uns in diesem Glauben zugleich dem seligen Vorgefühl der Wiedervereinigung unwillkührlich überlassen.

J. F. Th. Wohlfarth.

Das Vorbild einer heiligen Welt, in der Gerechtigkeit wohnt, schlummert in der Tiefe aller Menschenseelen, und tritt schon mit dem Kinde in diese Welt ein. Ist es in Jedem, der als Mensch geboren wird, und macht es einen Theil seiner höhern Natur aus, so wird es auch den Völkern, welche von Gottes Wort nichts wissen, selbst denen, deren Geister noch ganz in ihren thierischen Leibern

zu ſchlummern ſcheinen, nicht fehlen dürfen. Und es fehlt auch nicht. Der trübe Nebel aber vielgeſtaltiger thieriſcher Leidenſchaften umgiebt es in dem Grunde der Seele, und nur in einigen ausgezeichneten Menſchen flammt es bei ſolchen Völkern wie helle Blitze auf. Keiner Erklärung bedarf es, daß dieſes Vorbild das ſei, was, ſobald es der Seele zum klären Bewußtſein gekommen iſt, ſich im Leben als Tugend offenbaret, und Geſinnung und That nach jenem höhern Bilde einer heiligen und gerechten Welt zu geſtalten ſucht. Keineswegs iſt daher die Idee der Tugend etwas, was erſt von außen her in den Menſchen müßte hinein getragen werden. Geſchrieben iſt das heilige Geſetz ſchon von Gott in alle Menſchenherzen, damit ſie keine Entſchuldigung haben für ihre Sünde. Das Vorbild einer heiligen Welt der Gerechtigkeit ſoll dem Menſchen gegeben ſein; er ſelbſt ſoll an dieſer Welt keinen Antheil haben. Auf Erden iſt ſie ja nicht zu finden, die Gerechtigkeit. Vielmehr unterliegen hier die guten Geiſter den böſen oft, und die Sünde herrſcht mächtig in dem ſterblichen Leibe. Zum Kampfe mit dem Böſen, zum Kampfe mit ihm auf Leben und Tod, wird der Menſch getrieben von jenem Bilde; doch des Kampfes Ende ſiehet Niemand; der Krieg dauert fort, und der Friede kommt nicht auf Erden. Soll er nie kommen, der Friede? Soll der Kampf, den wir für die heilige Welt zu führen meinen, nur fortgeführt werden für einen nichtigen Traum? Höchſtens ein Traum nur iſt doch dieſes Leben; und haben wir es allein, nicht aber in ihm zugleich ſchon ein anderes, ſo kämpft die Tugend für Schatten, mit Schatten und um Schatten.

J. H. Rabbe.

Es ſchwingt hoch über Wahn und Trug
Der Glaube ſich in kühnem Flug
Mit himmliſchem Gefieder;
Und tröſtet freundlich, wenn der Tod
Manch theures Band zu löſen droht:
Dort ſehen wir uns wieder!

H. Döring.

Wenn ein liebliches Kind, das ein ſchönes Leben zu ntwickeln verhieß, in die Arme des Todes ſinkt; wenn ns ein geliebter Freund, mit dem unſer Herz gleichſam erwachſen war, durch das Grab entriſſen wird; wenn er Tod Eltern von Kindern, Gatten von Gatten ſchei- et; wenn wir auf den Gräbern unſrer Väter wandeln, nd von dem Gedanken tief ergriffen werden, daß wir uch bald Staub und Aſche ſein werden: wohin richtet ch dann die Sehnſucht unſres Herzens, worin ſucht die it der Wirklichkeit in Zwieſpalt gerathene Seele ihren Ruhepunkt? Nur allein — dies weiß jeder aus ſolchen chmerzlichen Erfahrungen — nur allein in dem Gedanken er Unſterblichkeit, der uns dann mit unwiderſtehlicher Macht antritt und ſich als heiße Sehnſucht oder als mäch- iger Glaube in unſrer Seele tröſtend erhebt. Denn den Gedanken, die geliebten Todten auf ewig verloren zu ha- en, erträgt kein fühlendes Herz; er iſt ein Abgrund, in welchem das Gemüth untergehen müßte, und den nur llein der Glaube an Unſterblichkeit auszufüllen vermag. Lange vorher, ehe die menſchliche Vernunft über die Gründe dieſes Glaubens nachdachte, und die Offenbarung ihn beſtätigte, fand ſich daher dieſer Glaube bei den Völ- ern der Erde. Er entſproß als Ahnung in dem menſch- lichen Gemüth, und die tiefe geheime Sehnſucht des

Herzens war die Mutter, die ihn gebar, geweckt durch den ernſten Schmerz des Todes. Aber es tritt noch mehr hinzu, was ihn lebendig macht und kräftigt. Die hohen Erwartungen von künftiger Befriedigung, mit denen die Jugend das Leben begrüßt, wenn es ſich vor ihren Blikken entfaltet, bleiben meiſtens unerfüllt. Weder das Licht, dem der Geiſt zuſtrebt, noch das Recht, dem er huldigt, noch die ungehemmte Thätigkeit, die er zu erſtreben hofft, werden ihm in dem Maße zu Theil, wie er ſich ſo gern vorſtellte, ſondern oft tief herab ſtimmt die Erfahrung die Anſprüche an das Leben. Reich iſt ferner das Leben an Freuden und Abwechſelungen. Aber dieſe Freuden befriedigen die Seele nicht, und die Mängel des Lebens wecken das leiſe ſchlummernde Verlangen nach einem beſſern und dauerhaftern Glück, als die Erde giebt. Bekannte doch ſelbſt der Erzvater Jacob, ſo glücklich auch ſein irdiſches Leben war, als er, ein Greis von hundert und dreißig Jahren, vor Pharao ſtand: »Die Tage meiner Wallfahrt waren böſe!« — Wenn aber unſere Seele die Nichtigkeit alles Irdiſchen tief empfindet, und es ſchmerzlich fühlt, daß alles Glück nur ein kurzer, nichtiger Traum ſei: ſo erhebt ſich mit Macht die Sehnſucht nach einem vollkommnern Daſein, wo des Lebens enge Schranken fallen, und der Geiſt aus der Quelle eines reinern und unvergänglichen Glücks trinken kann. Und wenn unſer ſterbliches Auge in ſtiller Nacht die Sterne Gottes ſieht, wie ſie Welt an Welt am Himmel ſchweben, und in ſtiller Majeſtät ihre Bahnen wandeln, ſo unermeßlich an Zahl, daß ſie noch kein Sterblicher zu zählen vermocht hat; ſo reich an Licht, daß alles Licht auf Erden nur ein Almoſen iſt, das ſie uns ſpenden; ſo groß, daß unſere Erde gegen ſie faſt zu Nichts verſchwindet; wenn unſer Auge dieſe heiligen Heere Gottes, nu

ermeßliche Schauplätze der Weisheit und Gnade des Schöpfers, und des Glücks und der Thätigkeit für vernünftige Wesen, mit hoher Bewunderung schaut: dann grüßt ihr stiller Glanz uns wunderbar mit der Hoffnung, daß auch sie für uns vorhanden sein werden, und weckt in der Tiefe der Seele das freudige Sehnen nach einem Auferstehungsmorgen, wo ihr Licht uns weckt, und zu einer Heimath einladet, in welcher die Wechsel, die Leiden, der Harm, die Niedrigkeit und Schwachheit dieses Lebens nicht mehr gefunden werden. Aber, Sterblicher, wie kam doch dieses stolze Hoffen und Sehnen in deine Brust? Wie kommst du, wenn du nichts bist, als Staub und Asche, wie kommst du dazu, ihn zu denken, den süßen Gedanken der Unsterblichkeit, und zu wünschen, zu glauben, daß er Wahrheit werden wird? — Die Blume ist befriedigt, wenn der heitere Strahl der Sonne ihre Blätter entfaltet, und ihren Kelch mit der Pracht glänzender Farben schmückt; mehr begehrt sie nicht; sie will die Sonne nicht schauen. Das Thier ist zufrieden, wenn die himmlischen Gestirne ihm ihr Licht und ihre Wärme spenden, und sein irdisches Dasein erheitern; ein Höheres kennt und begehrt es nicht. Und du, auch ein Sohn des Staubes, wie sie, kannst es denken, ein höheres ewiges Sein? Du kannst es hoffen? Du kannst das Verlangen nach ihm empfinden? Du wagst es zu glauben, daß dein Hoffen und Sehnen dich nicht täusche? O wahrlich, ein unerklärliches Räthsel wäre der Mensch, wenn er nicht mehr wäre, als die Blume und das Thier des Feldes! Nur dadurch, daß wir wissen, es lebt ein unsterblicher, und der Unsterblichkeit geweihter Geist in der sterblichen Pflanze des Leibes, nur dadurch allein löst sich das Räthsel, wie der Staubgeborne die Unsterblichkeit denken, ahnen, glauben kann. Sonnenklar ist es, daß dieser Geist in uns nicht entsprungen ist aus

irdiſchen Stoffen, ſondern abſtammt aus einer höhern geiſtigen Ordnung der Dinge. Denn nicht aus dem vernunftloſen irdiſchen Stoffe kann es entſpringen das Licht der Vernunft und der nimmer befriedigte Durſt nach Erkenntniß. Nicht aus dem ſinnlichen, mit dem Geiſte ſtreitenden Fleiſche kann er erzeugt ſein, jener heilige Beruf zur Pflicht und zu jedem Opfer für ihre Erfüllung. Nicht aus der ſichtbaren Natur, wo nur das Geſetz der Macht und der Nothwendigkeit herrſcht, kann es hervorgehn, das heilige Gefühl für Recht und das unabweisliche Verlangen nach Vergeltung. Nicht von der Erde kann es erzeugt ſein, das Sehnen nach einem Glück und Frieden, den die Erde nicht hat, nicht gewähren kann, und den ſie durch die Gewalt ihrer Kräfte und Wirkungen ſo mächtig ſtört. Nicht aus dem vergänglichen Staube kann er entſproſſen ſein, der Glaube und das Hoffen eines unvergänglichen Seins, das uns über alles Sichtbare ſo unendlich erhebt. Wollten wir dieſes dennoch wähnen, ſo müßten wir das Widerſprechende für möglich halten; müßten glauben, daß der Erzeugte höher und herrlicher ſei als die Erzeugerin, daß die Erde uns gegeben habe, was ſie ſelbſt nicht hat, und nimmer haben kann. Doch Ein Wort — ein großes Wort, löſ't alle die Räthſel, das hohe Wort: wir ſind unſterblich! Nun wird die Dunkelheit zum Licht, und verſtändlich wird die Verbindung der himmliſchen und der irdiſchen Natur in dem Weſen des Menſchen; durch jenes hohe Wort wird klar, weiſe und gut, was ohne daſſelbe dunkel, zweckwidrig und grauſam wäre. Dieſes iſt aber die theuerſte Bürgſchaft, daß es ein Wort der Wahrheit iſt. Denn nur der Wahn ſtiftet Verwirrung in der menſchlichen Seele; die Wahrheit ſtiftet Frieden und Eintracht. Und ſo erhebe ſich denn mein Geiſt zu dem hohen Gefühl ſeines höhern

Urſprungs und ſeiner Unſterblichkeit, und lerne mit kindlichem Vertrauen dem Worte der Hoffnung glauben, das die Widerſprüche meines Weſens in ſchöne Harmonie auflöſ't, und den Frieden Gottes in meine Seele bringt.

K. G. Bretſchneider.

Wäre unſere Seele etwas Körperliches, ſo müßte auch alle zehn Jahre, wo uns bekanntlich ein neuer Körper umhüllt, ein neuer Geiſt uns beſeelen, und wenn wir daher ein Alter von funfzig Jahren erlangt hätten, in welcher Zeit unſer Körper fünf Mal erneuert worden iſt, ſo müßte auch in dieſer Zeit fünf Mal unſer Geiſt erneuert worden ſein. Und da nach jeder zehnjährigen Umwandlung unſers Körpers kein Theil von denen mehr da iſt, welche vor zehn Jahren die Beſtandtheile deſſelben ausgemacht haben, ſo würde der Greis, wenn ſich ſein Geiſt eben ſo wie ſein Körper veränderte, ſich nicht ſeiner Kindheit, ſeiner Jünglings- und Mannesjahre erinnern, und deſſen, was er in denſelben begonnen hat, bewußt ſein können. Unſer Geiſt bleibt alſo bei allen dieſen Veränderungen unveränderlich. Wenn auch im Alter ſeine Organe ſtumpfer werden, ſo wird er dadurch nicht ſtumpfer, ſo wenig wie der im ſpäten Alter Blindgewordene ſich deſſen unbewußt wird, was er einſt in der ſchönen Natur Wundervolles geſehen, oder ſo wenig wie ein Muſikus, dem ein unvollkommenes Inſtrument dargereicht wird, dadurch ſeine Kunſtfertigkeit verliert. Wenn dieſem ein brauchbares Werkzeug und dem Blinden die Sehkraft durch die Kunſt wiedergegeben werden, ſo wird jener als Tonkünſtler, und dieſer als Sehender wieder erſcheinen. Eben ſo verhält es ſich nun aber auch mit unſerm Geiſte, der die erlangte Vervollkommnung ſeiner ſelbſt nie ver-

liert, wenn er auch eine Zeit lang deren unbewußt zu ſein ſcheint; der dieſelbe daher wieder äußern wird, wenn ihm dazu wieder die gehörigen Werkzeuge verliehen werden, und die ſich ſogar noch in einem höhern Grade zeigen wird, wenn ihm höhere Organe zu Gebote ſtehen. Ohne dieſes Bewußtſein hat die Dauer unſers Ichs keinen Werth für uns, wenn auch eine Fülle der höchſten Wonne uns dereinſt beſeelen ſollte. Was wir Gutes und Böſes gethan, wird uns in die Ewigkeit begleiten; unſere Werke folgen uns nach.

A. H. Ch. Welpke.

Wie, halb umſchattet von des Kirchhofs Linden,
Und halb vom bleichen Mondeslicht erhellt,
Dort ſtill die Gräber ruhen! Sie verkünden
Den Eingang dir in eine beſſre Welt.
Dort wird der nicht'ge Wahn, die Täuſchung ſchwinden,
Die hier dein Auge noch umſchleiert hält.
Was dir in Zweifeln tief verhüllt geweſen,
Das wirſt du hell und ſonnenklar dort leſen.

Wem harte Wunden das Geſchick geſchlagen,
Ihm beut das Grab ein freundliches Aſyl.
Wie oft ertönten ſeine bittern Klagen!
Dort finden ſie ihr lang' erſehntes Ziel.
Es endet dort mit unſern Lebenstagen,
Sich auch des Glückes wechſelvolles Spiel;
Wir ſchlummern nun, befreit von Gram und Sorgen,
Entgegen unſerm Auferſtehungsmorgen.

Begierden, Wünſche, Leidenſchaften ſchlafen,
Die uns mit unſerm beſſern Selbſt entzweit;

Die wir ſo oft auf unſerm Wege trafen,
Begegnen uns nicht ferner, Gram und Leid.
So ſammeln Schiffe ſich im ruh'gen Hafen,
Die ein Orkan auf ödem Meer zerſtreut,
Geſichert, in der blinden Wuth der Wellen,
An Felſenriffen brandend zu zerſchellen.

Wer ruht im Schatten jener dunkeln Bäume,
Genießt den wahren Frieden unbewußt.
O wie umfaſſen dort ſo enge Räume
Des wechſelvollen Lebens Schmerz und Luſt!
Entwürfe, Pläne, Hoffnungen und Träume,
Die einſt bewegt die arme Menſchenbruſt;
Raſtloſe Wünſche, die ſich nimmer ſtillten,
Und Zweifel, die der Wahrheit Licht verhüllten.

Nach ewig unabänderlichem Bunde,
Worin das Leben mit dem Tode ſteht,
Harrt meiner auch die feierliche Stunde,
Naht jener Augenblick, früh oder ſpät,
Wo dieſes Auge bricht, und meinem Munde
Das letzte Wort, der letzte Hauch entflieht;
Wo meines Lebens Sonnenſtrahl für immer
Erliſcht, wie einer trüben Lampe Schimmer.

O täglich an des Lebens Pforte lauſchen
Sehn wir den Tod, der ſeine Hand uns beut,
Der unter Freuden, die uns hier umrauſchen,
Uns düſter mahnt an die Vergänglichkeit.
Wir müſſen dann der Erde Glanz vertauſchen
Mit einem einfach weißen Leichenkleid;
Es zu verweigern darf ſelbſt der nicht wagen,
Der hier auf Erden Purpur einſt getragen.

Die Reichthum, Rang und Stand oft weit geſchieden,
Sie alle macht der Tod einander gleich.
Ihr Schwerbeladenen, ihr Lebensmüden!
Der Retter kommt! er naht! o tröſtet euch!
Er bringt ihn mit, den langſt erſehnten Frieden,
Er führt auf kurze Zeit uns in ſein Reich,
Bis ſich, zu einem höhern Sein beflügelt,
Der Geiſt im Meer der ew'gen Wonne ſpiegelt.

H. Döring.

Wie bei einer Landſchaft die blauen Nebelberge ſich in den Himmel verlieren, ſo auch unſere theuerſten Hoffnungen und Ahnungen. Sie erheben ſich in duftiger Ferne aus dem Vordergrunde unſers Lebens in das Gebiet des Unendlichen und Ewigen. — Stirbt nicht der Menſch drei Mal in ſeinem Leben? Das Kind, indem es zum Jüngling wächſt, der Jüngling, indem er zum Manne reift, der Mann, indem er zum Greiſe welkt? Und ſo wird endlich der eigentlich ſo genannte Tod dem Lebensmüden der Anfang zu einem neuen Kreislaufe. Wie gut iſt es, daß wir nicht mehr von der Ewigkeit wiſſen, als wir von ihr wiſſen! Wir würden ihre Herrlichkeit entweder nicht begreifen und darum verachten, oder, davon hingeriſſen, die Geſchäfte dieſes Lebens für allzu geringfügig und lang halten. Wahrſcheinlicher iſt das Erſtere. Auf Erden ſchon iſt ja dem Knaben kein Glück, was den Jüngling ergötzt, und dem Jünglinge kein Glück, woran der Greis allein noch Wohlgefallen findet.

J. D. F. Schottin.

Fürwahr der Menſch iſt hoch erkoren!
Der Ruf zur Pflicht iſt Ruf zum Himmel, iſt ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeſchworen
Hier, bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja, dem Gewiſſen iſt ein hohes Wort gegeben;
Es ſpricht: Der ew'gen Welt gehört, o Menſch, dein Leben!
Dies Daſein iſt ein ſinkendes Geſchwätz,
Das am Cypreſſenhain verklinget;
Zu einem Leben, das ſich höher ſchwinget,
Ruft uns im Innerſten ein heiliges Geſetz. —
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geiſt uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freu'n.
Das Himmelspfand in unſern Händen
Iſt — eines Himmels werth zu ſein.

E. A. Tiedge.

Nicht ewigen Tod und grauenvollen Untergang unſrer ſelbſt predigt die vor unſrem Geiſte vorüberfliehende Welt; und nimmt ſie auch, was wir nach unſrem ſterblichen Theile als allgemeinen Zoll ihr zahlen müſſen, dahin; bereitet ſie uns auch in ihrem dunkeln Schooße die letzte Ruheſtätte — nur unſern Staub geben wir ihr zurück, den ſie uns gab, und ihre Macht endet an der Grenze dieſes Erdenlebens. Auf dem Schlußſtein unſerer irdiſchen Wallfahrt hebt ſich ein Bau empor, der hinüberragt über die Wolken der Erde. Sein Name heißt Ewigkeit. Dahin, wo kein Wechſel ſeine unſtäte Gewalt ausübt; wo Beharrlichkeit und Dauer ihr unerſchütterliches Reich ſich gründen — dahin ſtrebt der Geiſt, das Herz, die ahnende Seele, und ſucht Aufſchluß der Räthſel, die ſie hier nicht zu löſen vermochte, und Frieden nach irdi-

ſchem Kampf und Sturm. Und was ſie ahnt, und wonach ſie voll höherer Sehnſucht verlangt, das findet ſie, wenn ſie, entfeſſelt von den Banden dieſes Lebens, ſich über die Welt und ihre Schranken emporſchwingt; wenn der kurze Lauf vorüber iſt, der wie ein flüchtiger Traum ſich endet im heitern, langen Tage der Ewigkeit. Im hellen Lichte jener Welten, jenes Gottesreichs, das keine Grenze kennt, kommt uns die Wahrheit und die Tugend, des Forſchens und Strebens höchſter Preis, in reinem Glanze entgegen, und das Stückwerk liegt hinter uns, und das Vollkommene nimmt uns auf; und wir verſtehen dann, was die Nacht der Erde mit undurchdringlichem Schleier unſerm Blicke verhüllte. Die Nebel, die unſern Geiſt umlagerten, verrinnen vor den Strahlen jener Sonnen, die nicht untergehn. Zweck und heilige Ordnung finden wir nun in der ſcheinbaren Verwirrung, die hier uns überall begegnete; Leben und Kraft nach Tod und irdiſcher Schwachheit. Die Blüthe reift zur Frucht; die Erdenprüfung verwandelt ſich in überſchwenglichen Lohn, und was die Erde grauſam trennte, das vereint der Himmel liebend zu ewigem, ſeligem Bunde. Mit dieſem Glauben, der da ſpricht: »wir haben hier keine bleibende Statt, ſondern die zukünftige ſuchen wir!« mit dieſer hehren Zuverſicht überwindet der Chriſt die Welt, und giebt ſich ohne Klage dem Wechſel hin, der ihn, wie alles, was ihn umgiebt, mit ſich fortzieht. Ihn hält die Hoffnung aufrecht, die er in der ahnenden Seele trägt, und giebt ihm ſichere Bürgſchaft ewiger Dauer. Nach Oben wendet er den Geiſt, der nicht geboren iſt zum Raube der Vergänglichkeit, und weiß, daß vom Dieſſeits zum Jenſeits des Menſchen Pilgerſtraße führe; und weiß, daß »geſäet wird verweslich und auferſtehen unverweslich; geſäet wird in Unehre, und auferſtehen wird in Herrlichkeit;

keit; geſäet in Schwachheit und auferſtehen in Kraft; geſäet ein natürlicher Leib und auferſtehen wird ein geiſtlicher Leib« (1 Cor. 15, 42—44.). O ſenke dich hernieder auf uns alle, und gieße Ruhe und Himmelstroſt in unſre Herzen, Glaube aus Gott, Licht und Friede aus der Ewigkeit. Dich, heilige, ſtärkende Kraft aus der Höhe laß uns faſſen, und führe uns an deiner Hand durch dieſes finſtre Thal zur Pforte des unvergänglichen Lichtreiches. Dann zagen wir nicht, ob Erd' und Himmel vergehen und Tod und Grab uns umdüſtern; dann wanken wir nicht, ob Noth und Gefahr uns bedrohlich umſtehen, und Vernichtung in ihrem Gefolge haben; dann erſchrecken wir nicht, ob die fluthende Zeit mit zermalmendem Tritt einherſchreite, und ihr r[illegible]r Sturm die Blüthe des Menſchenglücks verheere; dann ſt[illegible]n wir aufrecht, ungebeugt und unerſchüttert im [illegible]eſe gegen die Welt und ihre Schreckniſſe. Denn unſer Glaube iſt der Schild, der uns deckt, unſer frommes Herz ſei das Schwert, mit dem wir ſtreiten, unſere Hoffnung das Panier, das uns zum Ziele führt. Und iſt er ausgekämpft, der ſchwere Kampf des Lebens; ſinkt unſer Haupt ermattet nieder nach des ſchweren Erdenlebens Mühen, die unſre Kraft und unſern Muth erprobten; verſchwindet vor unſerm brechenden Auge das Land der Kindheit unſers aufſtrebenden Geiſtes: dann nimmt die wahre Heimath uns auf, das Vaterhaus, in welchem »viele Wohnungen« ſind.

M. W. G. Muller.

Es giebt Augenblicke, wo die beiden Welten, die irdiſche und die geiſtige, nahe an einander vorüberſtreifen, und wo Erdentag und Himmelnacht ſich in Dämmerun-

gen berühren. Wie die Schatten der himmliſchen Glanzwolken über die Blüthen und Früchten der Erde wegſlaufen, ſo wirft überall der Himmel auf die gemeine Fläche der Wirklichkeit ſeine leichten Schatten und Widerſcheine.

J. P. F. Richter.

Der Hoffnung freundlicher Schimmer iſt es, der uns die dunkle Zukunft aufhellt, und bei allen unſern Unternehmungen von einiger Wichtigkeit uns mit Zuverſicht, mit Entſchloſſenheit und Heiterkeit erfüllt. Alles in unſerm Daſein, in unſern Verbindungen und Verrichtungen iſt auf Hoffnung berechnet; ſie iſt die ſtarke Triebfeder, die alle unſre Kräfte in Thätigkeit ſetzt und in Thätigkeit erhält. Alles, was uns werth und theuer iſt, Alles, was unſer Herz mit inniger Liebe und zärtlicher Theilnahme umfaßt, iſt durch das ſchöne, frohe Band der Hoffnung an uns geknüpft. Sie iſt es, die jeden Schmerz verſüßt, und jede Wunde heilt; ſie, die auch die dunkelſte Ausſicht aufhellt, und die ſchwerſte Lebenslaſt erleichtert. Sie iſt der freundliche, liebevolle Schutzgeiſt, an den geſchmiegt, von deſſen Hand geführt, wir ruhig und getroſt unſern Weg fortſetzen. Laßt uns aufmerkſam ſein auf dieſen wunderbaren, tiefliegenden Trieb unſerer Natur, und ihn mit einem Gefühl voll Ehrfurcht betrachten; denn er iſt ein Beweis für unſere Fortdauer! Mit einer geheimen, unwiderſtehlich wirkenden Kraft drängt uns die Hoffnung immer vorwärts; wir leben mehr in der Zukunft als in der Gegenwart, und nie kommen wir in unſerm Leben auf den Punkt, wo die Stimme der Hoffnung ſchwiege, nie auf die Stelle, wo wir ganz geſtillt und befriedigt ausruhten, wo nicht neue Wünſche in uns aufſtiegen. Wir befinden uns in einem Zuſtande von beſtändig mit

einander abwechselnden Erwartungen, die uns durch alle Abschnitte unsers Lebens begleiten und nie ganz aufhören. Wohl dem, der diese Sprache in der Tiefe seines Wesens versteht, und von ihr zu unvergänglichen Hoffnungen geleitet wird! Ist diese merkwürdige Erscheinung unsrer Natur nicht ein überzeugender Beweis, daß wir hier nicht zu Hause gehören; daß wir hier nirgends eine bleibende Ruhe finden, sondern sie in der Zukunft ahnen; daß unser Herz sich nach dem bessern Jenseits sehnt? Aus diesem lehrreichen, erhabenen Gesichtspunkte betrachtet, wird uns auch erst der wunderbare, unauflösliche Trieb der Hoffnung theuer, heilig und erfreulich, indem sie uns die frohesten Aussichten in eine glückliche, endlose Zukunft öffnet. Dann ist sie uns eine Stimme aus dem Himmel; dann ehren wir in ihr den Sprecher unsrer Unsterblichkeit. Aber erwarten wir von ihr keine Stillung unsrer Wünsche, als in den Grenzen dieser Welt; engen wir sie ein in die Schranken unsers Erdenlebens; verstummet an unserm Sterbebette die Sprache: wahrlich, dann ist sie ein widersprechendes, uns nur täuschendes Gefühl, das stets zu neuen Hoffnungen auffordert und sie nie ganz erfüllt; dann ist es uns nicht zur Freude, sondern zur Qual gegeben; dann wären wir unglücklicher, als das Thier, das ohne allen Gedanken an die Zukunft lebt. Denn wo gäbe es für einen vernünftigen, ernstgesinnten Menschen einen schrecklichern Zustand, als die Sehnsucht nach einer bessern Zukunft mit sich herum zu tragen, und fürchten zu müssen, daß der Tod auf immer alle Hoffnungen zerstören, und seine mordende Hand auf ewig sie vernichten werde.

M. J. Eylert.

Es giebt keinen Tod für des Menschen Geist. Nur das öde Haus, aus dem er ausgegangen ist, wird der Verwesung Raub. Es giebt keinen Tod für des Menschen Seele. Nur die Hülle verschlingt das Grab. Es giebt keinen Tod für die wahre Liebe. Nur das Bild des Geliebten erbleicht, wie andere Farben, und vergeht. Es giebt keinen Tod für den frommen Glauben. Ueber Zeit und Grab schwingt er sich empor in's bessere Vaterland. Unsere Seele ist unsterblich. So verkündigt es Vernunft und Schrift; so bezeugt es der Glaube und die Sehnsucht. Oder sollte es möglich sein, daß auch die Seele in Staub zerfalle, die nicht von Staub, sondern aus Gott ist? Oder ließe sich's denken, daß der ewig Wahrhaftige solche Sehnsucht nach Leben und Unsterblichkeit in unsere Brust gepflanzt hätte, wenn er uns nicht wirklich zum ewigen Leben erschaffen wollte? Oder können wir glauben, daß Kräfte für das Wahre, das Gute, das Ewige in uns wohnen, nur um das irdische Dasein zu verschönern, und mit dem modernden Leibe im Grabe unterzugehen? Oder vereinigte sich's mit Gottes Gerechtigkeit und Güte, daß die Tugend hier kämpft und strebt und opfert und blutet, und am Ende zum Lohne nichts nimmt, als eine Hand voll Erde und einen engen Sarg? Nein, nein, es gäbe keine ewige Güte, es bestände keine ewige Wahrheit, es regierte keine ewige Gerechtigkeit, es wäre die ganze Erde nur ein Todtengefild, es wäre Wahrheit und Tugend nur ein leerer Schall, und die Hoffnung und der Glaube — nichts, und die Liebe — nichts, wären wir nicht unsterblich. Darum zage nicht vor dem Tode, mein Herz! Neben dir steht der Engel der Hoffnung, und deutet da hinauf, wo die unvergänglichen Palmen grünen.

J. Ch. E. Lesch.

Wahr iſt es, unſere Seele iſt von dem Körper ſehr abhängig, ſo lange ſie mit ihm verbunden bleibt. Geſundheit und Krankheit des Körpers hat den größten Einfluß auf die Seele; der Körper hindert oder befördert die Anſtrengungen des Verſtandes; ſeine Schmerzen rauben der Seele öfters die Faſſung, bisweilen ſelbſt das Bewußtſein; ſeine Freuden und Vergnügungen dagegen berauſchen den Geiſt; ſeine Anſtrengungen ermüden auch die Kräfte der Seele, und die Heiterkeit und Traurigkeit derſelben wird nur zu oft von der geſunden oder kränklichen Beſchaffenheit des Körpers beſtimmt. Und was das Wichtigſte iſt, das Altern des Körpers, welches eine allmälige Auflöſung iſt, ſcheint auch der Seele ihre Kraft zu nehmen, und der Tod des Leibes vertilgt alle Spuren ihres Daſeins und Wirkens. Sehet, ruft uns hier der Ungläubige zu, ſehet, wie wenig die Seele ohne den Körper vermag, wie innig ſie mit ihm verbunden iſt, wie ſie ganz von ihm abhängt! Scheint ſie nicht blos das Leben des Körpers zu ſein? Und iſt es nicht ſehr zu bezweifeln, daß ſie als ein beſonderes Weſen den Tod des Körpers überdauere? Wird ſie nicht bei der gänzlichen Zerſtörung des Körpers auch zerſtört werden? Der verborgene Keim, den die äußere Hülle des Samenkorns einſchließt, hat mit dem Samenkorn ſelbſt daſſelbe Schickſal, hängt von ihm ab, wird mit ihm in die Erde gelegt. Aber indem das Samenkorn ſtirbt, ſo iſt dieſer Tod der äußern Hülle nichts anderes, als die Geburt des jungen Keims, der bald zu einer neuen Pflanze emporwächſt. Etwas Aehnliches findet Statt bei dem Menſchen, der durch die Geburt in dieſe Welt eintreten ſoll. Vor der Geburt iſt der Menſch mit der Mutter, die ihn gebären ſoll, in einer Verbindung, die ſo innig, ſo außerordentlich iſt, daß ſie

mit nichts ſchicklicher verglichen werden kann, als mit der Verbindung zwiſchen Leib und Seele. Die Zeit, während welcher die Mutter das ungeborne Kind unter ihrem Herzen trägt, muß als ein Leben für ſich, als das Vorſpiel auf das eigentliche Leben im Sonnenlicht der Erde betrachtet werden. Während dieſes neunmonatlichen Lebens hängt das Kind auch ganz von der Mutter ab; es nimmt an allen Krankheiten, ſo wie an dem Wohlbefinden der Mutter Antheil, es empfindet alle Gemüthsbewegungen der Mutter mit, eben ſo wie die Seele an allen Zuſtänden des Leibes Theil nimmt; aber es äußert auch eben ſo augenſcheinliche Rückwirkungen auf den Zuſtand der Mutter, wie die Leidenſchaften und Empfindungen der Seele auf das Befinden des Körpers. Und doch ſind beide, Mutter und Kind, zwei ganz verſchiedene Weſen; doch führen beide ein ſelbſtſtändiges Leben; doch iſt das Kind beſtimmt, einſt ſich loszureißen aus der Mutter Schooß, und zu dem vollen Lichte des Tages zu erwachen. So auch unſre Seele im Tode. Der Körper iſt nichts Anderes als die Mutter, in welcher der Keim geboren wird, und ſein erſtes unvollkommnes Leben lebt, wo er ſtark werden ſoll für das zweite ſelbſtſtändige Leben. Zwar iſt er mit dem Körper, in welchem er für eine beſſere Welt reifen ſoll, eng verbunden, und ſcheint mit ihm ein Ganzes auszumachen. Aber die Seele iſt eben ſo ſelbſtſtändig in ihrem Leben, wie der Keim im Samenkorn, wie das ungeborne Kind im Schooße der Mutter, und wird nur frei, und zum eigentlichen vollkommnen Leben geboren, wenn der Leib, in welchem ſie wuchs und reifte, zerſtört wird. So finden wir alſo in der Vergleichung der Geburt mit dem Tode des Menſchen einen ſehr wirkſamen und lehrreichen Beruhigungsgrund über die

enge Verbindung zwiſchen Leib und Seele, und über die bedenkliche Abhängigkeit der letztern von dem erſtern.

A. G. Bretſchneider.

Tritt hin zum Sterbelager des Jünglings, der Jungfrau, des Vaters, der Gattin, des Greiſes, und du wirſt es aus ihrem Munde vernehmen, daß des Himmels Harmonien um ſo lauter zu dem Menſchen herübertönen, je mehr die irdiſche Hülle den Geiſt freigiebt. Du haſt noch keinen mit Bewußtſein Sterbenden geſehen, der nicht tiefere Blicke in das Land jenſeits gethan, und mit überſchwenglichen Hoffnungen dem Geſtade der Ewigkeit ſich genähert hätte. Viele bezweifelten im Leben die Unſterblichkeit. Im Tode aber und in der Nähe deſſelben umfaßten ſie dieſe Hoffnung mit einer Innigkeit, welche unbegreiflich ſein würde, wenn nicht ſichtbar das ewige Vaterland in ſeiner Herrlichkeit erſt dann dem Menſchen ſich zu enthüllen anfangen könnte, wenn der Geiſt denſelben auf ſeiner Reiſe zum Ziel nahe genug gekommen iſt, um es zu erkennen. Den Tod, vor dem der Lebende zurückbebt, ſchmückt eine noch herrlichere Sternenkrone, als die Nacht. Sie aber ſieht nur der Sterbende, weil erſt im Tode des Menſchen Auge für das Ewige ſich öffnet.

J. F. Th. Wohlfahrt.

Völker, welche die Verſtorbenen ganz gleichgültig und ohne alle Umſtände irgend einem der Naturelemente übergeben, verrathen dadurch, daß ſie als thieriſche, als verwilderte Halbmenſchen keine Vorſtellungen von ihrer Seele und ihrer Fortdauer haben und faſſen können, oder daß

ſie als verblendete und ganz der Sinnlichkeit hingegebene Seelen- und Gottesleugner nach jenem Leben nichts fragen. Wo giebt es jedoch ſo wilde, ſo verderbte Völker? Nirgends. Und hat es je ſo wilde und verderbte Völker gegeben? Niemals. Alle Nationen, die ſind, beobachten, gleich den Nationen, die waren, mehr oder weniger Feierlichkeiten in Todesfällen. Selbſt die Wilden aller Erdtheile machen wenigſtens einige Umſtände mit den Entſeelten, zum Zeichen, daß ſie, wenn gleich nur rohe, nur ihnen gemäße Vorſtellungen und Bilder von einem andern als dem irdiſchen Zuſtande haben, und daher vor dem drohenden Dunkel der Zukunft und vor der Macht der obern Weſen, der Götter, ſich ſcheuen, ihre Todten ſorglos und unanſtändig zu behandeln. So giebt es denn wirklich unter allen Nationen des Erdkreiſes überſinnliche, vornehmlich im Götter- und Gottesdienſte und in feierlicher Todtenpflege ſich ausdrückende Begriffe. Und ſo wäre nun daraus, daß alle Völker, die neuen gleich den alten, überſinnliche Begriffe und denſelben entſprechende Anſtalten und Gebräuche haben, und darum auch ein künftiges Leben annehmen, ein ſehr bedeutender Beweis für dieſe Annahme zu bilden. Oder muß die allgemeine Einſtimmigkeit der Völker in dem Punkt des jenſeitigen Fortganges unſers Lebens nicht zu einem trefflichen Grunde dafür angeſehen werden? Ein Gedanke, ein Glaube, der ſo allgemein unter dem Menſchengeſchlechte herrſcht, und ſich allenthalben auf eine ähnliche Weiſe äußert, muß dieſer nicht in der uns angebornen Natur gegründet ſein? Kann er anders, als aus der Seele und ihrer Aeußerung in das innere Gefühl und in die Empfindungen und in die Gedanken der Menſchen eintreten und überall vorkommen? Könnten die Menſchen, anders geſagt, überſinnliche Ideen und Vorſtellungen haben, wenn ihre Natur,

wenn ihr Weſen es nicht mit ſich brächte? Und könnte dies ſein, wenn der Menſch nicht auf einem Geiſte, auf einem himmliſchen und unſterblichen Geiſte beruhte?

J. G. Hennig.

Auch bei den rohesten und ungebildetſten Nationen finden wir deutliche und beſtimmte Spuren des Glaubens an Ewigkeit. Mögen die Begriffe hieruber noch ſo dunkel und verworren, mögen ihre Vorſtellungen noch ſo unrichtig und ſchwankend ſein, mag der Aberglaube ſie noch ſo weit von der reinen Quelle der Wahrheit entfernt haben genug, ihr ganzer, wenn gleich verunſtalteter Gottesdienſt, ihre Bilder von dem Glücke der Seligen, ihre Schilderungen von den Qualen der Gottloſen, ſie ſind Beweis genug, daß ſie es fuhlen: der Menſch iſt nicht blos für dieſe Welt allein geſchaffen. Und wie viele einſichtsvolle, nach Wahrheit und Gewißheit dürſtende edle Männer gab es nicht zu allen Zeiten, unter allen Völkern, deren forſchender Verſtand die Nebel des Irrthums und der Vorurtheile zerſtreute; die, für edle reine Freuden empfanglich, den Druck und die Knechtſchaft der Sinnlichkeit mit Wehmuth fuhlten; die, geweckt von der Stimme ihres Herzens, die, ergriffen von ſeligen Gefuhlen, es tief empfanden, daß ſie mehr als vergänglicher Staub waren? Dieſer ſo allgemeinen und vollkommnen Uebereinſtimmung muß nothwendig Wahrheit zum Grunde liegen; ſie kann nicht auf falſchen Schlüſſen beruhen; ſie muß in ihrer Quelle rein ſein. Was alle Weiſen und Guten in allen Himmelsgegenden, in allen Jahrhunderten, unter allen Volkern behaupteten und fühlten, das muß entſchieden gewiß ſein, oder es giebt überhaupt keine Wahrheit und kein Merkmal mehr, woran man ſie erken-

nen kann. Wo die Urtheile der ganzen Menſchheit, wie auf Einem Punkte ſo auffallend zuſammentreffen: da iſt keine Tauſchung, kein Betrug unſrer Einbildungskraft; da iſt kein Wahn, kein leerer Wunſch; da iſt untrügliche Gewißheit, die über alle Einwürfe erhaben iſt.

A. F. Eylert.

Wer weinend gen Himmel ſchaut, hat nichts verloren, denn das Oben iſt eben Alles, was er hienieden wünſcht. Nur der verlor, wer Feld ein, in die Länge der Gegenwart ſchaut.

J. P. F. Richter.

Betreten wir das Feld der Erfahrung, ſo kann nicht geleugnet werden, daß das Reſultat der Unterſuchung über den großen Gegenſtand unſrer Fortdauer nach dem Tode ſich äußern ungünſtig geſtaltet. Die menſchliche Seele hat angefangen zu ſein. Was folgt hieraus, der Erfahrung gemäß, beſtimmter, als: ſie wird auch aufhören zu ſein. Die menſchliche Seele kann erkranken, gleich dem Leibe; alſo wird ſie auch, gleich ihm, einmal aufgelöſ't werden. Betrachte, ſpricht die Erfahrung, den Greis, wie ſeine Geiſteskräfte allmälig ſchwinden, und ſprich: ob ſie nicht auch endlich vergehen müſſen? Mit unſerm Körper leidet in den meiſten Fällen auch unſer Geiſt mit. Wäre er ein immaterielles Weſen, ſo müßte er ſich in jedem Falle über den Körper erheben; iſt er aber das, wie aus dem Erwähnten hervorgeht, nicht: ſo iſt er auch der Auflöſung unterworfen. So die Erfahrung, und auf ſie fußend, haben Viele den Glauben an Unſterblichkeit aufgegeben. Aber an eine heilige ſittliche

Ordnung fühlt ſich der edlere Menſch ſtreng und feſt gebunden. Mögen Dichter walten im Reiche der Gefühle, und nach der Begeiſterung des Augenblicks oft die ernſte, ſittliche Wahrheit modeln; mögen moraliſirende Barbaren mit ſchwerem Fußtritt der Menſchheit herrliche Pflanzung ſchonungslos zertampfen — der achte Weiſe erkennt und behauptet mit unbefangenem, ruhigem und feſtem Sinne die rechte Mitte ächt menſchlicher Sittlichkeit. Ihr heiliges Geſetz gebietet ihm aus der Tiefe ſeines geiſtigen Weſens; es ſpricht zu ihm aus allen Offenbarungen der Gottheit in Schrift, Natur und Welt; es macht ſich ihm geltend als eine unbeſtechliche Nemeſis, die jede ſittliche Erſcheinung vor ihren eben ſo gerechten, als billigen Richterſtuhl zieht. Und eben dieſe ſittliche Ordnung, welcher der Menſch angehört, iſt es, die ihn als ein Weſen höherer Art, über die ganze ſichtbare Schöpfung ſtellt, welche ihm allein vor allen andern irdiſchen Geſchöpfen Pflichten auferlegt, deren viele nur mit eigener Aufopferung, nur mit großer Anſtrengung, nur mit eigentlicher Selbſtüberwindung von ihm erfüllt werden. Wozu denn dieſe höhere gebietende Macht des ſittlichen Geſetzes? Wozu denn dieſe höhere Richtung, die mich, den Menſchen, daſſelbe unverkennbar anweiſ't? Hätte die ewige Weisheit mich nur für dieſes Leben beſtimmt, gewiß würde ſie dann auch eine tiefere, der Sinnlichkeit mehr zuſagende, auf irdiſches Glück beſſer berechnete ſittliche Richtung mir gegeben haben. Sie that es nicht, ſie ſtellte mich auf die höhere Bahn; ſie gab mir ein auf edlere Bedürfniſſe eingerichtetes ſittliches Geſetz, verſetzte mich dadurch in eine Ordnung höherer, als blos irdiſcher Weſen. Sie kann ſich nicht ſelbſt widerſprechen, die ewige Weisheit. Was ſie durch die ganze Einrichtung meiner ſittlichen Natur mir angedeutet hat, meine höhere, als blos ir-

diſche Beſtimmung, wird ſie mich auch wirklich erreichen laſſen. — Und möchteſt du von denen, die du liebteſt, die deinem Herzen unausſprechlich theuer waren, zu denen hienieden die innigſte Sehnſucht dein fühlendes Herz hinzog, möchteſt du von ihnen auf ewig getrennt ſein? — O es liegt etwas Unſterbliches in der Liebe, ein Etwas, welches ſelbſt bittere Kränkung, ſelbſt eine kalte Zurückweiſung, ſelbſt herzzerſchneidender Verrath nicht zu zerſtören vermag; und weil ſie ſelber unvergänglich iſt, die Liebe, ſo muß auch unvergänglich ſein die Verbindung, in welche ſie hier die Menſchen mit einander ſetzt. Das ſcheint eine uralte Wahrheit zu ſein, die von dem uralten Stammvolke der Menſchheit bereits erkannt wurde, und, wie eine heilige Tradition, ſich über die übrigen Völker ausgebreitet hat. Daher, wie des Volkes Geiſt ſich gerade ſeine Fortdauer nach dem Tode am anmuthigſten geſtaltete, ſein Paradies, ſein Elyſium, ſein Walhalla. Dieſe mit ſolcher Innigkeit und Treue feſtgehaltenen Vorſtellungen der verſchiedenartigſten Völker bekunden aber gewiß, daß das Bedürfniß der Fortdauer dem Menſchen von Gott in's Herz gelegt worden ſei. Zeigt aber wohl ein Vater ſeinem Sohne eine ſchöne Frucht, verſpricht er ſie ihm, und verſagt er ſie ihm dennoch? So kann Gott nicht handeln. Dieſe heiligen und feſten Bande, welche er hier um menſchliche Herzen ſchlang, durch welche der Lebende noch mit dem theuren Todten ſich verbunden fühlt, denen der Höchſte ſelber in der über die ganze Menſchheit verbreiteten Sehnſucht nach ihrem Fortbeſtehen ewige Dauer verhieß, werden auch wirklich in Ewigkeit unvergänglich fortdauern. Erhebe endlich, o Menſch, deinen Blick zu dem ſternebeſäeten Bogen des Himmels! Jene gewaltigen Globen, zahllos wie der Sand des Meeres, ſchuf des Allmächtigen Hand in ewig ſicherem Gleichge-

wichte, lenkt des Allmächtigen Hand in ewig regelmäßiger Bahn. Schaue zu ihm empor und fühle tiefer deine große ſittliche Beſtimmung, deine hohe Geiſterwürde, deine innige Sehnſucht nach Wiedervereinigung und ewiger Fortdauer mit durch den Tod von dir getrennten geliebten, theuren Menſchen. Die ewige Macht, die jenes Weltenmeer ſchuf, ſollte deinen Geiſt nicht erhalten können? Die ewige Weisheit, welche in demſelben, Alles ordnend, und die große Eine Ordnung immerfort erhaltend, waltet, ſollte deinen hochbegabten Geiſt nicht erhalten wollen? Die ewige Liebe, welche mit Mutterzärtlichkeit das Weltall umfaßt, ſollte das Köſtlichſte, was ſie dir verlieh, deinen Geiſt, nicht vor dem Untergange bewahren? — Von dieſem hohen Standpunkte aus erſcheinen als gewichtlos die Zweifel, die man, ausgehend von beſchränkter menſchlicher Erfahrung, gegen die Unſterblichkeit erhoben hat. Sei dieſes unſer geiſtiges Weſen wirklich nicht ganz immateriell, ſei es mit dem körperlichen Organismus verwebt, umhülle im Tode nur Nacht die Augen des vom Leben Scheidenden: die allwaltende höchſte Macht ſprengt dem zu einem ſchönern Leben reifenden Schmetterling ſeine Puppenhülle; ſie löſ't und entwickelt auch im Tode das Unvergängliche, das Edlere und Höhere im Menſchen aus den Organen, in welche es hienieden eingehüllt war. Und hiermit hat denn unſere Betrachtung den Boden gewonnen, welchem ſie recht eigentlich angehört, auf welchem ſie allein auf's fröhlichſte gedeiht — den Boden des Glaubens. Weit entfernt von der Annahme, alle Einwendungen gegen die Unſterblichkeit durch dieſe anſpruchsloſen Gedanken über dieſelbe entkräftet zu haben, aber zugleich auch ohne Mißtrauen in die Güte der Waffen, mit welchen ich unſere große Hoffnung vertheidigt habe, ſpreche ich endlich noch meine Ueberzeugung aus: daß die

Unsterblichkeit auf dem Gebiete des Forschens ein ewiges Problem, auf dem Gebiete des Glaubens eine ewige Wahrheit bleiben wird.

A. Sanderhoff.

Wenn wir über das, was wir wünschen und verlangen, unbefangen mit uns selbst zu Rathe gehen, so werden wir uns der Bemerkung nicht entziehen können, daß sich von Zeit zu Zeit in uns eine Sehnsucht nach dem Himmel regt, die uns zu den ernsthaftesten und zugleich reizendsten Betrachtungen auffordert. Verweilen wir bei den verschiedenen Lebensaltern der Menschen, so sehen wir, wie schon das fromme Kind sich seiner künftigen Gemeinschaft mit den Engeln Gottes in seligen Hoffnungen freut; wir finden Jünglinge und Jungfrauen, aus deren reiner Brust die Flamme einer himmlischen Liebe bis zu dem Thron des Ewigen aufwallt; wir begegnen überall Männern und Greisen, die in ihrem irdischen Wirkungskreise ermatten, und das nahe Grab als einen Uebergang zum Bessern mit stillem Verlangen begrüßen. Wenden wir uns zu den Weisen, zu den Vernehmen, zu den Glücklichen der Erde, so vernehmen wir auch aus ihrem Munde bald, daß Zuwachs an Kenntniß nur Zuwachs an Schmerz ist. Wir hören von Fürsten und Königen, die ihre Kronen niederlegten, um in dem Schooße der Einsamkeit und stiller Hoffnung das ersehnte Glück zu finden, welches ihnen der Glanz des Throns nicht zu gewähren vermochte. Selbst diejenigen, welche die Erde mit allen ihren Lüsten und Vergnügungen übersättigt hat, sehen wir aus ihrem Taumel zuletzt mit einem Ueberdrusse erwachen, der den versteckten Wunsch himmlischer Freuden erzeugen muß. Und suchen wir ein

die groſse Zahl von Unglücklichen und Leidenden auf, miſchen wir uns in die Reihen der Trauernden, die ihrer vorangegangenen Freunde und Geliebten in ſüſser Wehmuth gedenken, reichen wir dem Einſamen und Verlaſſenen die Hand, der um den einzigen Gegenſtand ſeiner Liebe in unbetäubarer Schwermuth weint — ſo theilen wir gern mit ihnen das Bekenntniſs, daſs der offene Himmel ihr einziger Troſt iſt; ſo können wir uns den Wunſch nicht verſagen: das glückliche Loos ihrer Vollendeten möge auch bald das ihrige werden; ſo dürfen wir wenigſtens die Sehnſucht nicht misbilligen, die ihr Herz zu einer höhern Seligkeit emporzieht, und ihnen für jedes unverſchuldete Leiden volle Entſchädigung und reichen Lohn verheiſst. Wer über die Art und Weiſe, wie Gott die Menſchen belehrt und erleuchtet, je mit Aufmerkſamkeit nachgedacht hat, der wird dieſes Verlangen der Beſſern nach dem Himmel ſchon darum mit Achtung bemerken, weil es allgemein, weil es edel, weil es gleichſam die Krone unſrer reinſten Empfindungen und Gefühle iſt. Soll ſich das Räthſel unſres irdiſchen Daſeins einmal befriedigend löſen, ſoll wahre Vollkommenheit und Tugend einmal den Preis erhalten, der ihr gebührt, ſoll zuletzt nicht jede Wahrheit für uns zweideutig und ungewiſs werden: ſo wird, ſo kann uns die Sehnſucht nach dem Himmel nicht täuſchen, die der Schöpfer ſelbſt, als den Beginn einer frohen Zukunft, in unſere Bruſt gepflanzt hat.

C. F. v. Ammon.

Die Menſchen erſchrecken ordentlich über die Erhabenheit, welche ihnen der Tod oder die Ewigkeit droht. Wohin, ſagen ſie, ſollen wir vollendet droben ſtreben?

wohin ſoll ſich ſeine Sonnenblume wenden, welche ſelber auf der Sonne ſteht? Ich antworte: nach der größern Sonne, um welche unſere Erde zieht.

J. P. F. Richter.

Das künftige Leben muß uns ein Geheimniß ſein. Die Weisheit und Güte Gottes ſelbſt verſchleiert uns das Angeſicht der Ewigkeit. Wäre uns auch eine nähere Offenbarung gegeben, wir würden ſie nicht begreifen. Wie wäre bei unſern an die Erde gefeſſelten Kräften die Erkenntniß des Ueberſinnlichen möglich? Alle Beſchreibungen würden uns dunkel bleiben, weil uns alle Mittel der Erkenntniß fehlten. Wenn ein Reiſender unſres Welttheils zu den rohen Wilden ferner Inſeln des Weltmeers gelangt: wie will er denſelben die Bequemlichkeiten, die geiſtigen Vorzüge der Menſchen aus unſren Gegenden beſchreiben, da davon keine Anſicht in die Seele der Wilden gelangt iſt? Wenn ein Sehender dem Blinden die Reize einer Landſchaft, die prachtvollen Geſtalten hoher Gebirge ſchildern will, an deren Fuſen große Ströme Waſſers glänzen, um deren Haupt die Wolken des Himmels im Strahl der goldnen Abendſonne ſchimmern — mit welchen Worten konnte er dem Blinden, der nie das Licht gekannt, den wunderreichen Zauber dieſer Erſcheinungen verſtellen? Der Blinde wird traurig in ſeiner Finſterniß verharren und von Allem nichts begreifen. Nur größere Wehmuth wird ſeine Seele erfüllen, daß er des Glücks nicht theilhaftig geworden iſt, wie viele andere Weſen. — Und wenn jener Vollendeten einer erſchiene, wenn er uns die Größe, die Güte, die Majeſtät des Schöpfers in jenen ſeligen Welten ſchildern, wenn er uns den Zuſtand der vom Irdiſchen befreiten Geiſter verſtellen wollte

— ach,

ach, würden wir ihn begreifen und verſtehen können? Würden wir nicht in Wehmuth verſinken, und die Freude, welche Gott uns ſchon hienieden gewährt, gering finden gegen diejenige, welche er uns noch vorbehalten hat? Je mehr uns die Beſchaffenheit des künftigen Lebens ein Geheimniß iſt, deſto uneigennütziger wird auch unſre Tugend. Wahre Tugend beſteht in der Selbſtbeſeligung, Selbſtveredlung. Sie ſoll keinen andern Zweck haben, als ſich ſelbſt. Wenn Jemand nicht ſündigt aus Furcht vor der Hölle, iſt er darum ein Gerechter? Wenn Jemand Gutes thut in der Hoffnung, dafür in jenem Leben außerordentlich belohnt zu werden, iſt er darum ein Heiliger? Iſt ſeine eigennützige Tugend etwa viel anders, als eine kluge Maßregel, wie einer um einen geringen Preis ein großes Gut erkauft, durch ein geringes Opfer von wenig Minuten eine Ewigkeit voller Luſt erwerben könne? Nur ſo lange, als wir die Ewigkeit nicht mit klaren Blicken durchſchauen, kann unſre Tugend Werth haben.

H. Zſchokke.

Wohlauf, wohlauf zum letzten Gang!
Kurz iſt der Weg, die Ruh' iſt lang.
Gott führet ein, Gott führet aus;
Wohlauf hinaus!
Kein Bleiben iſt im Erdenhaus.

Ein Feſtſchmuck iſt der Särge Fluch,
Ein Siegeszug der Leichenzug.
Triumph! der Herr macht gute Bahn;
Sein Kreuz voran
Das winkt und deutet himmelan.

Ihr Glocken, tönt hochfeierlich d'rein,
Und lautet hell den Sabbath ein,
Der nach des Werktags kurzer Frist
Durch Jesum Christ
Für Gottes Volk vorhanden ist.

J. J. Sachse.

Gibt es keine persönliche Fortdauer, so gibt es überhaupt gar keine für uns, so ist alles Große, Wahre, Schöne und Gute in sich gehaltlos, und Niemand ist zu beneiden, als nur derjenige, welcher diesen Schauplatz des irdischen Lebens entweder nie betreten hat, oder für den der Vorhang des Lebens schon wieder gefallen ist. Von der übrigen Verstimmung, welche alle Saiten unsres Lebens erfahren würden, wenn die Vernichtung nach dem Tode zur furchterlichen Gewißheit wurde, mag ich gar nicht reden; denn es stellt sich von selbst heraus, daß dann jeder Schmerz ohne Trost, jedes Leiden ohne Hoffnung, und unser ganzes Hiersein ohne allen Sinn und Verstand, ein wahres Mysterium von Ungereimtheiten und Widersprüchen wäre. Wie wohl ist uns, wenn wir aus den Mühen und Schmerzen des Lebens heraus unser Auge nach Oben richten, und sagen können: Dort wird Friede sein, dort wird die Gerechtigkeit widerfahren, dort wird kein Schmerz existiren, dort wirst du nicht mehr weinen! Wie hebt sich unser Herz, wenn wir uns von dieser Welt voll Thorheit, Sünde und Narrheit wenden können zu einem Himmel, darin eine höhere Ordnung der Dinge, wie sie uns oft hier in der Idee vorschwebt, zur Wirklichkeit geworden ist, und auch für uns werden wird! Wie erleichtert fühlt sich endlich unsere Brust, wenn wir an unsre Vollendeten denken, und sie durch

die Thränen hindurch, welche ihr Verluſt uns auspreßt, im Himmel ſelig ſeyn, wenn wir an ihren Gräbern ſagen: Wohl dir, du haſt es gut! und wenn wir mit Zuverſicht hinzuſetzen können: Wir werden ſie wiederſehen! Das Alles wäre ohne den Glauben an eine perſönliche Fortdauer dahin; das Grab wäre der einzige Troſt, und die Hoffnung, ebenfalls bald nachzuſinken in die Verweſung und Vernichtung, die einzige Beruhigung. Das Alles wäre dahin, und noch mehr, ſogar die Kraft des reinen Bewußtſeins, der edle Stolz des beſſern Menſchen, wodurch er ſich allein aufrecht zu erhalten vermag, wäre dahin; denn dieſes Bewußtſein hatte keinen Haltpunkt, keinen Boden mehr; es wäre keine andere höhere Ordnung der Dinge vorhanden, an welche ſich dieſes beruhigende Bewußtſein knüpfen, von der es fortgeſetzt werden könnte; es wäre in ſich ſelbſt nichtig, eben weil es jeden Augenblick der Vernichtung ausgeſetzt iſt. In dieſem Sinne kann man auch behaupten: der Glaube an ein ewiges Leben ſei ſelbſt entſcheidender für das Leben, als der Glaube an einen lebendigen und perſönlichen Gott; denn wiewohl beide Wahrheiten genau zuſammenhängen, ſo bliebe doch noch ohne den letztern Glauben, bei aller ſchrecklichen Leere, die Möglichkeit eines durch die Natur ſich hinziehenden Zuſammenhangs, an deſſen kalter Hand wir dort, wie hier, leben könnten. Nein, nein, und nochmals nein! Der Glaube an eine perſönliche Fortdauer iſt ein unabweisbares Bedürfniß für alle Verhältniſſe im Ganzen wie im Einzelnen, für Völker, Familien und Privaten; er iſt der Boden, auf dem alles ruht, die Sonne an unſrem geiſtigen Himmel, die alles erleuchtet, die Lebensquelle, aus der alle vernünftigen Weſen ſchöpfen. Es giebt zwar viele Zweifler, die gleichwohl beſtehen und auch keineswegs als untauglich erſcheinen,

und hiernach möchte man denn doch das Bedürfniß eines Glaubens an Unsterblichkeit weniger hoch anschlagen können. Allein es sind das eben nur Zweifler, keineswegs entschieden Ungläubige, und die Wahrheit ist so mächtig, daß sich dieselbe, ohne daß es Menschen wollen und wissen, stets behauptet, alle Verhältnisse durchdringt und trägt, so daß selbst der Zweifler doch nur auf ihrem Boden wandelt. Es ist dieses eine auffallende, aber wahre Bemerkung, die man im größern Leben oft machen kann. Man rufe z. B. eine Gesellschaft von Zweiflern an der Unsterblichkeit zusammen, schwerlich werden sie sich zu dem Beschlusse vereinigen, fortbin entschieden diese Wahrheit zu verwerfen; man beobachte die Zweifler in ihrem Thun und Treiben, und man wird finden, sie schonen diesen frommen Glauben bei Andern in Worten und Thaten, ja sie wollen ihn als Väter nicht nur nicht bei ihren Kindern, sondern sie arbeiten darauf hin, daß dieser Glaube im kindlichen Gemüthe erhalten und befestigt werde. Was ist das? — Es ist die Macht der Wahrheit, von der man nicht loskommen kann, der man huldigen muß, selbst wenn viele Bedenklichkeiten obwalten. Würde indessen jemals der Zeitpunkt kommen, worin eine ewige Vernichtung allgemein angenommen, oder gar zur Gewißheit werden könnte, so müßte alles Höhere im Menschenleben in sich zusammensinken, alle Cultur, alle Wissenschaft, alle Kunst, alle Religion und Tugend, der Irrthum und das Laster würden sanktionirt erscheinen, und das Reich der Thierheit würde beginnen. — Es liegt in dem Bedürfniß, abgesehen von allem Anderweitigen, ein nicht unbedeutendes Gewicht, zumal wenn alles klar gedacht und tief empfunden wird, und ich möchte, neben manchen Zusätzen der Sinnlichkeit, doch darin eine innere Nöthigung erkennen, der wir uns nicht entziehen können. Denn

warum fühlt der Menſch dieſes Bedürfniß ſo gewaltig, warum bringt es der Zweifler nie ganz zum Schweigen, ſo daß er einmal mit ſeinen Zweifeln fertig werden und ſich entſchieden für die Vernichtung erklären könnte, warum finden wir dieſes Bedürfniß gleichmäßig bei allen Menſchen, vom größten Weiſen bis zum rohesten Wilden herab? Ich bin ſehr geneigt, ſchon in dem bloßen Bedürfniß einer Fortdauer einen geheimen Zug unſrer Natur nach der Heimath zu ſehen, und daſſelbe gleichſam als die noch unentfaltete und noch nicht zum vollen Bewußtſein gekommene Wahrheit zu betrachten.

L. Hüffel.

O ſchönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt,
O ſchönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die hier der Erde Leiden wund gedrückt!

Uns Allen iſt ein ſchöner Traum beſchieden;
Wir Alle wachen fröhlich wieder auf.
Wie ſehn' ich mich nach deinem Götterfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

A. Mahlmann.

Der Tod iſt nur eine kurze Trennung für den gläubigen Chriſten. Es iſt des himmliſchen, des allgemeinen Vaters Haus, wohin die Sterblichen gehen; und wie lange währt es, ſo folgen wir ihnen nach! Wir ſind alle Kinder deſſelben Vaters, auf der Wallfahrt begriffen, fern von ſeinem Hauſe; und einſt kehren wir alle zurück und finden uns alle zuſammen. Hier auf der flüchtigen Reiſe

des Lebens drängt ein Wandrer den andren, und es iſt uns kein ruhiges Beiſammenwohnen vergönnt. Der Jüngling drängt den Greis von hinnen, daß er ſeinen Platz einnehme; der Sohn folgt dem ſcheidenden Vater, um bald ſeinem Sohne wieder Platz zu machen. Dort aber im Hauſe des Vaters, in der ewigen Heimath, da iſt bleibende Ruhe, ſeliges, ungeſtörtes Beiſammenwohnen. Und die Bande, welche heilige Liebe hienieden geknüpft hat, werden ſich dort wieder zuſammenſchließen; die Seelen, welche für einander geſchaffen ſind, werden ſich dort wieder finden; denn die Liebe hört nimmer auf! (1. Cor. 13, 8.) Im Vaterland der Liebe, im himmliſchen Vaterhauſe werden wir uns nur reiner und inniger lieben. O entzückender Gedanke! Wir werden uns mit unſren Geliebten wieder zuſammenfinden, um einander nie wieder zu verlaſſen, um mit einander die ganze Seligkeit der Liebe zu genießen. O was iſt der Schmerz des Todes gegen dieſe ſelige Hoffnung! Wie verſchwinden die Schreckniſſe ſeiner kurzen Nacht vor der Morgenröthe, welche jenſeits für uns anbricht! So ziehet denn hin, ihr geliebten Sterbenden, begleitet von den Thränen unſrer Sehnſucht, nicht unſres troſtloſen Schmerzes, ziehet hin in das ewige Vaterland, wohin wir euch folgen werden! Bald iſt auch unſere Laufbahn vollendet, und der beſchwerlichen Wanderung müde, kehren wir dann in dem Hafen der Ruhe ein, wo ihr uns mit offnen Armen empfanget. Himmliſche Sehnſucht hebt die Seele zu euch empor, daß ſie euch nachfliegen möchte. O eilt, ihr Stunden, daß der ſelige Augenblick erſcheint, wo wir uns wiederſehen!

W. M. L. de Wette.

Wäre uns ein Blick in die Seligkeit künftiger Welten geſtattet, die Ungeduld, ſie zu erreichen, würde uns das

Hierſein verbittern. Wie leicht, wie bald wäre die Grenze des Lebens überſprungen! Wie viel tauſend Leidende würden in Augenblicken des Unmuths, uneingedenk ihrer Pflichten, dieſe Welt verlaſſen wollen! Aber Gott wollte, daß wir auf Erden unſere Beſtimmung erfüllen, ſo weit ſie hienieden zu erfüllen iſt, daß wir unſere irdiſche Laufbahn nicht freiwillig, nicht muthwillig verlaſſen, ſondern ſie bis an ihr äußerſtes Ziel beenden. Daher ſtellte er als Wächter vor die verſchloſſenen Thore der Ewigkeit, das Schwanken und die bangen Zweifel, und die furchtbare Stille des Todes und die unaufhörliche Finſterniß. Und dieſe Wächter treiben das Menſchengeſchlecht in ſeine Bahn zurück, daß es ſeinen Lauf vollende. — Wäre jene Finſterniß nicht, ſo würden wir den müden Seefahrern gleichen, welche auf dem ſtürmiſchen Meer nach einer langen Reiſe die Ufer der Heimath vor ſich erblicken. Sie ſehen die ruhigen, feſten Geſtade, wo keine Stürme mehr den Untergang drohen. Schon ſehen ſie die blühenden Bäume und die friedlichen Hütten. Alle Sehnſucht, alles Heimweh erwacht. Ihre Augen ſchwimmen in Thränen wehmüthiger Wonne bei dem lang'entbehrten Anblick. Sie zittern. Jeder Augenblick wird ihnen zum Jahr, ehe ſie das Ufer erreichen. Ach, ſchon erkennen ſie die Gattinnen, die Brüder, die Eltern, die Kinder, die Geliebten, welche ihrer dort warten. Und ſie vergeſſen das Ruder des Schiffes, die Wellen des Meeres, die Klippen, die Brandungen rings umher, die Schätze, welche ſie auf der langen mühſamen Reiſe einſammelten. Sie ſtürzen ſich voller Sehnſucht in's Meer. — Das wäre das Loos der Sterblichen, wenn nicht der dunkle Abgrund ſie von dem himmliſchen Vaterlande zu ihrem eignen Heil trennte.

H. Zſchocke.

Wenn der Ewige Alles, was er geſchaffen hat, zu einem ewigen Leben beſtimmt, wenn nirgends in ſeiner Schöpfung Vernichtung herrſcht, wenn jede Kraft zu neuem Leben wiederkehrt, wie ſelbſt die größten Zweifler an Unſterblichkeit nicht leugnen können, warum ſollte denn gerade unſer Selbſt vernichtet werden? Das Einzige, was ſich in jedem Menſchen vor allen andern ſo genau und ſo beſtimmt unterſcheidet, was kein Andrer mit ihm theilt, was durch tauſendfache Veränderungen des Lebens, durch höchſte Kämpfe, mühevolle Arbeiten, durch Freuden und Leiden ſich erſt allmälig entwickelt und zu dieſem unſern Selbſt gebildet hat? Und gerade dieſes unſer Selbſt — wie konnte es gleich den übrigen Beſtandtheilen unſres Menſchen zu der ganzen Maſſe wiederkehren und mit dem Leben eines Andren ſich vermiſchen? Es hat ſich abgeſondert vom Ganzen, es ſteht in ſeiner Einzelheit und Eigenthümlichkeit da in Gottes Welt — wer will, wer mag es tödten? Oder iſt es vielleicht Anmaßlichkeit meiner Menſchennatur, daß ich mich ſelbſt abſondere vom Ganzen, iſt es Vermeſſenheit des Sterblichen, daß er ſich einzeln denkt und fühlt, und eine eigene Laufbahn ſich erwählt, ein eignes Ziel ſich ſetzt, und ſich allein ausnehmen will vom Schickſal aller andern Creaturen? Wer gab uns denn die Kraft zu dieſem Wollen und Vermögen? Liegt es denn in der Freiheit unſres Willens, kein Selbſtbewußtſein zu haben? — Wir leben und wirken auf Erden mit vollem Bewußtſein, und wir ſollten im Tode verſinken in ewige Nacht, und ein langer Traum das ganze Leben ſeyn? Dann wäre, wie der Dichter ſagt, unter allen Creaturen die einzig Leidende — der Menſch; dann wäre im Raume der weiten Lebensfülle der einzig Sterbende — der Menſch. Aber auch mit Gottes Weisheit, die überall nur Zweckmäßigkeit uns vorausſetzen

lehrt, müßte es ſtreiten, wenn der Menſch nicht in ſeiner Perſönlichkeit fortlebt; denn wozu wäre dem Einzelnen die Kraft gegeben, ſich zu veredeln, Tugenden ſich zu erwerben, und ſeine Gefühle und Geſinnungen zu heiligen, für ein andres Leben ſich vorzubereiten und Sehnſucht nach demſelben in ſich zu beleben und zu verſtärken? Wozu dieſe tauſendfach verſchiedene Veredlung einzelner geiſtiger Kräfte, wozu den Einzelnen zu mühſamen Kämpfen verdammen, durch welche er, von ſeiner Natur getrieben, ſich Veredlung erwirbt, des Erdenlebens Genüſſe ſich verſagt, wenn das, was er durch Arbeit und durch Kummer, durch Leiden ſich errungen hat, einſt von ihm geſchieden werden ſollte, um das Eigenthum des Ganzen oder eines Andern zu werden, der blos genoſſe, was wir für uns erkämpft und errungen haben.

A. H. d'Antell.

Was denken, was fühlen wir, was ſteigt in uns auf, wenn wir uns, in frommer Betrachtung verloren, der tröſtenden Hoffnung des Wiederſehens hingeben? Dann erheben wir unſern Geiſt über die drückenden Grenzen der Sinnenwelt in das beſſere Land der Ruhe und des Friedens; dann freuen wir uns eines Reiches, wo nur Gott, wo nur Wahrheit und Tugend herrſchen; dann ſtellt ſich uns eine Verbindung, eine Geſellſchaft dar, die frei iſt von allen niedrigen Nebenrückſichten, rein von allen unlautern Abſichten, die nur die reine Liebe zum Guten, die ein lebendiges Pflichtgefühl zu den heiligſten Zwecken mit einander verknüpft, die im hohen Frieden, die in ſteter Heiterkeit und Ruhe, aus den nie verſiegenden Quellen der Erkenntniß und Sittlichkeit unausſprechliche, ſtets wachſende Freuden ſchöpft. Darum kehrt dieſe Hoff-

nung auch nur in das Herz des Menſchen ein, der für das Gute einen offnen Sinn hat; darum wird ſie auch nur von den beſſern Seelen geſucht und geliebt, die das Leere und Unbefriedigende aller Erdenfreuden empfinden, und ſich gedrungen fühlen, oft über das Sichtbare hinweg zum Unſichtbaren ſich zu erheben. Der leichtſinnige, der irreligiöſe, der blos ſinnliche, der liebloſe Menſch kann dieſe Hoffnung gar nicht in ſich aufnehmen; ſein Geſichtskreis iſt zu niedrig, ſeine Art zu denken und zu empfinden zu kleinkreiſig, als daß ihm wohl ſein könnte bei einer Hoffnung, die ein durch Religion und Liebe gebildetes und feiner geſtimmtes Herz vorausſetzt. Der hartherzige, der böſe, der ſchadenfrohe, der durch Sünde zerrüttete Menſch muß vielmehr wünſchen, daß ſie ungegründet ſei, dieſe Hoffnung, weil ihm die ernſte Stimme ſeines innern Richters ſagt, daß es dort auch Menſchen gebe, die das Andenken an ſeine Bedrückungen, Vergehungen und Kränkungen mit hinübernahmen, und deren Vorwürfe ihn auch dann noch treffen werden. Sie, dieſe Hoffnung, iſt das Eigenthum, das Kleinod guter Seelen, und gerade dann, wenn ſie am meiſten Urſache haben, mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſein; gerade dann, wenn das erquickende Bewußtſein einer fortſchreitenden Vervollkommnung ſie mit tiefer Ruhe und innerm Frieden lohnt, gerade in den ſchönen Augenblicken ihrer frommen Geiſtesſammlung und des Umganges mit Gott, fühlen ſie das Wohlthätige, das Beſſernde und Beruhigende dieſer Hoffnung am ſtärkſten. Je reiner ihr Wille, je frömmer ihr Sinn, je ſtiller und gemeinnütziger ihr tugendhafter Wandel wird, deſto lebendiger, deſto feſter und anſchaulicher befeſtigt ſich in ihrem Innern dieſer Glaube. Und wie? Einer Hoffnung, die aus der reinſten Quelle fließt, die mit den heiligſten Wahrheiten in einer unauflöslichen Verbindung ſteht, die

eine Blüthe der Liebe, die eine Frucht der Tugend iſt, die das ſanfte Gepräge eines innern Werthes, die den Charakter eines reinen himmliſchen Sinnes trägt — die ſollte Wahn, Täuſchung und leerer Traum ſein? Nein, ſchon die reine Quelle, aus der ſie fließt, iſt uns Bürge ihrer Wahrheit und Pfand ihrer Gewißheit.

R. F. Eylert.

Laßt nur den Tag unſres Lebens erſt ſinken und die Nacht des Todes heraufſteigen, und wir werden das Land ſehen, wo wir ruhen von des Lebens ſchweren Mühen, von des Schickſals harten Schlägen, von des irdiſchen Lebens Wahn und Täuſchung. Gegen jeden ſchwachen Einwurf, den der Unglaube oder die Zweifelſucht wider den Glauben an Unſterblichkeit erhebt, hat die Vernunft unzählige mächtige Gründe entgegenzuſetzen, und wer nicht durch langen Laſterdienſt ſeiner Menſchenwürde ſich begeben und ſein Selbſtbewußtſein ſo gut wie von ſich gethan hat, der ſteuert dem Ende aller irdiſchen Dinge mit der feſten Zuverſicht zu: Wenn die irdiſche Sonne für immer mir untergeht, dann erhebt ſich das Licht des ewigen Tages! In demſelben Maße, als mein Auge für die Welt erblindet, öffnet es ſich für die ewige Heimath. Ich verlaſſe dieſe unvollkommene Welt, um dort in dem herrlichen Vaterlande der Geiſter, dem geahnten San Salvador, die Fahne des Glaubens aufzupflanzen, und neue größere Wunder Gottes anzuſtaunen, in höhern Kreiſen, für höhere Zwecke, mit höhern Kräften zu wirken.

J. F. Th. Wohlfarth.

Bald, ach! bald verrauſcht, wie Morgenträume,
Unſer Leben, und der Vorhang ſinkt.
Wir erwachen! — Neue, fremde Sonnen
Warten unſer, wo kein Führer winkt.

Welche dunkle, unbekannte Gegend
Jenes fremden Landes, wo noch nie,
Nie ein Pilger wiederkehrte, müſſen
Wir durchwandeln? Wer beſchreibt uns ſie?

Ewigkeit! Vernichtung! Zwiſchen beiden
Bleibt der Sterbliche betroffen ſtehn,
Harrt, daß ihm an der Erfahrung Grenze
Soll ein höh'rer Strahl entgegenwehn.

Wehmuthsvolle, bange Schauer ſchrecken
Ihn zurück vom fürchterlichen Bild
Der Vernichtung, und um ſeine Seele
Schwebt der Ahnung Fittig himmliſch mild.

Und von einer höhern Macht beflügelt,
Faßt er dann voll Muth, Gedanke, dich,
O Unſterblichkeit! — dem Erdenwaller
So entzückend und ſo fürchterlich.

O der Gottheit großer Wille webte
In ſein Weſen ſelbſt den Wunſch hinein,
Und des Herzens ewig reges Sehnen
Muß ihm Bürge der Erfüllung ſein.

S. Mereau.

Man kann ſagen: es giebt eine Wahrheit, von der alles abhängt, und dieſe Wahrheit iſt: Wir ſind unſterblich! oder, was daſſelbe iſt, es giebt ein Unvergängliches, Ewiges und in ſich harmoniſch Zuſammenhängendes. Mit dieſer Wahrheit ſteht und fällt Alles, alles Wahre, alles Große, alles Schöne, alles Gute, und überhaupt alles, was dem menſchlichen Leben auf Erden irgend ein reelles Intereſſe, ja nur einen dauernden Reiz zu geben vermag. Vergebens ſind eure Forſchungen nach Licht und Wahrheit, ihr Denker und Weiſen! wenn morgen, vielleicht heute noch, eine ewige Nacht über euch hereinbricht; denn allen euren Beſtrebungen für das Höhere und Beſſere liegt inſtinktartig und oft unbewußt die Ahnung eines überſinnlichen Zuſammenhangs unter. Selbſt der Zweifler wird davon geleitet, und da ohne eine Fortſetzung unſres Lebens für uns überhaupt nichts Ewiges exiſtirte, ſo würde man nicht nur müde werden, etwas an ſich völlig Gehaltloſes zu erſtreben, ſondern jener Durſt nach Wiſſen würde gar nicht vorhanden ſein, ſo wenig als beim Thier. Vergebens ringt ihr, Freunde des Schönen und der Kunſt, neue Ideale zu verwirklichen. Ohne eine Ewigkeit, mit welcher ihr im Zuſammenhange ſteht, ſind dieſe Ideale an ſich nichtig, und die Verweſung verzehrt euch, eure Werke und eure Schattenbilder. Raube man der Kunſt das ihr oft unbewußt inwohnende Göttliche und Ewige, und ſie ſinkt in ſich ſelbſt zuſammen; denn ihr Herrlichſtes ſind immer die Töne, die von Oben erklingen, und die Gebilde, welche den Sinn nach Oben richten. Vergebens iſt endlich ſogar euer Streben nach reiner Sittlichkeit; denn der Boden derſelben iſt ja das im Todeskampfe brechende Herz, und der Himmel iſt für ſie auf ewig geſchloſſen. Alles Uebrige im Leben wäre nun vollends ein leerer, erbärmlicher Tand, da wir ja ſchon bei dem Glau-

ben an eine Unſterblichkeit nichts Befriedigendes darin finden können.

L. Hüffel.

Umgeben von den Gütern dieſer Erde, den Früchten unſerer Bemühungen, fühlen wir uns an die Stätte, die wir einnehmen, gefeſſelt, und überlaſſen uns der Täuſchung: das flüchtige irdiſche Glück ſei uns auf ewig geſichert. So wird uns die Erde, wo wir nur Gäſte und Pilger ſind, durch reine und unreine Liebe, durch geiſtige und irdiſche Freuden, zur Heimath und zum Wohnſitz unſres Glücks, und das Leben zur ſüßen Gewohnheit. Wenn aber dann der Tod uns entgegentritt mit ſeiner ſchreckenden Geſtalt und uns von der Erde abfordert: ſo erbebt unſer Herz, und grauenvolles Dunkel umwölkt unſeren Blick. Wir ſollen dieſen freundlichen, vom Sonnenlicht beſchienenen, von tauſend Reizen ſchimmernden Wohnſitz verlaſſen, und dem unwillkommenen Führer in das Dunkel des Grabes, in das kalte Reich des Todes folgen. Ach! hier verlaſſen wir Alles, was uns lieb iſt, und was erwartet uns jenſeits der dunkeln Pforte? Weggeriſſen von unſrer Heimath — in welche ſchauerliche Oede werden wir verſetzt werden? Was ſollen wir in dem unbekannten Lande? — Aber ſo fragen wir nur, wenn wir keinen Glauben haben, wenn der Schrecken die Hoffnung in unſren Herzen unterdrückt hat, und die falſche Liebe zum Irdiſchen uns erfüllt. Der Chriſt weiß, daß ihn der Tod in das Haus des himmliſchen Vaters führt, in ſeine ewige Heimath, für welche er geſchaffen iſt. Es iſt ihm keine dunkle, unbekannte Oede, es iſt das vom ewigen Lichte erhellte Vaterland, wo er ſich erſt heimiſch fühlen wird. Lebe wohl, ruft der ſcheidende Chriſt der

Erde zu, lebe wohl, Land der Wallfahrt und der Prüfung! Ich kehre in die Heimath, in des Vaters Haus! Auch du gehörst zu den Wohnungen des Vaters, und bist ein Theil ſeiner herrlichen Schöpfung; du warſt für mich die Schule, wo er mich mit väterlicher Güte erzog und übte, und Dank ihm für alles Gute, das ich auf dir empfangen habe! Aber du biſt nur ein äußerer, ferner Vorhof des großen Hauſes des Weltalls. Nun trete ich ihm näher, und ſeine Vatergüte wird ſich mir noch reicher offenbaren. Fahret hin, ihr Freuden der Erde, die ich mit Dank gegen den Schöpfer genoß, an die ich aber nie mein Herz hing, die ſich oft trübten durch Sorgen und Schmerzen. Fahret hin! Meiner wartet im Hauſe des Vaters ewige, ungetrübte Seligkeit.

W. M. L. de Wette.

Wie groß und kühn der Gedanke der Unſterblichkeit und des Erwachens in der Ewigkeit auch immer für den Menſchen zu ſein, in welcher unerreichbaren Ferne er ihm auch immer zu liegen ſcheint, dennoch kann ihn nichts verhindern, ſeinen Geiſt zu demſelben zu erheben, und in ihm die Stütze zu ſuchen, deren ſein Herz ſo ſehr bedarf, und die er ſonſt nirgends zu finden vermag. Oder wie ſollte das Herz jemals dieſen großen, troſtreichen Gedanken entbehren können, wenn das Leben auch ein ewig heiterer, unbewölkter Frühlingstag wäre, wenn ſonſt auch nichts hienieden die Glückſeligkeit des Menſchen ſtörte, und ihm ſein Daſein verbitterte, und Alles ſich nur vereinigte, um ihm die Erde zu einem blühenden Paradieſe, zu einem Himmel voll Freude und Seligkeit zu machen. Denn auch dann würde der Gedanke an die ihm bevorſtehende Vernichtung ihm jeden Genuß des Lebens ver-

kümmern, ihm jeden Tropfen Freude vergällen, und ihn mitten unter allen Gütern und Herrlichkeiten der Erde zum unglücklichſten und elendeſten aller Geſchöpfe machen. Allein wie nun erſt, da das Leben ſo reich an Wermuth und Dornen, an Jammer und Herzeleid iſt? Wie nun erſt, da der Menſch hienieden ſo oft mit Mangel und Noth, mit Krankheiten und Schmerzen, mit tauſend Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und in dieſem immerwährenden Kampfe oft ſeines Daſeins kaum einen Augenblick froh werden kann? Woran ſollte des Menſchen Herz ſich da in tauſend trüben Augenblicken des Lebens halten? woran ſich da halten, wenn der Tod es blutend von einem andern liebenden Herzen reißt? woran ſich da halten, wenn es ſelbſt nach und nach erſtarrt und erkaltet, und ängſtlich zwiſchen Sein und Nichtſein über den grauſenden Abgründen des Todes ſchwebt? Nein, da kannſt nur du, Hoffnung eines beſſern Lebens! die leidende gequälte Seele, das zerriſſene, brechende Herz halten und ſtützen, und vor dumpfer Verzweiflung bewahren; da kannſt nur du, Gedanke der Unſterblichkeit, den Menſchen Erſatz und Entſchädigung, Troſt und Beruhigung, Lebens- und Todesmuth geben!

F. Ch. Wirarder.

Wohin entflieht die Seele dann,
Wenn dieſer arme Staub erſtarrt?
Sie, die nicht ruhn noch ſterben kann,
Indeß die Hülle man verſcharrt?
Wird ſie denn körperlos ſich heben,
Indem ſie Stern für Stern durchzieht?
Wird ſie im ew'gen Raume ſchweben
Als Auge, welches Alles ſieht?

Unſterblich, ewig, unzerſtört,
Allſehend, aber unſichtbar,
Was Erd' und Himmel angehört,
Ruft ſie zurück, ſtellt ſich ihr dar.
Was längſt verfloſſen und ſeit Jahren
Von dichter Dunkelheit umſtrickt,
Kann ſie mit Einem Blick gewahren,
Der das Vergangne neu erblickt.

Frei iſt ſie von der Lüſte Schaar,
Die Liebe, Furcht und Haß nicht kennt.
Jahrtauſende ſind ihr ein Jahr,
Und Jahre ſind ihr ein Moment.
Durch Alles, was ſie nur erleſen,
Schwebt ohne Flügel hin ihr Geiſt,
Ein namenloſes ew'ges Weſen,
Das längſt vergaß, was Sterben heißt.

B. G. N. Byron.

Der Körper, das fühlt die Seele gar bald, iſt ihrer Wirkſamkeit ein Hinderniß. Sie möchte freier ſich bewegen, tiefer forſchen, feſſelloſer wirken. Da folgen ihr aber die Sinne nicht; da kommt Erſchöpfung; da treten die Geſetze der phyſiſchen Natur entgegen; da giebt es hier, dort Hemmung. Von dieſem allen möchte ſich die Seele gern losmachen. Warum? Weil ſie von einer freiern Form weiß. Woher aber dieſes Wiſſen? Schon in dem Kinde muß eine religiöſe Ontologie ſchlafen. Seh' ich ein ſchlafendes Kind, ſo denke ich immer:

Das Göttliche du ſchon empfingſt!
Wie könnteſt du ſo ſüß ſonſt träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kameſt, dich ergingſt?

Es muß ſchon träumen von den Begriffen des Möglichen, Wirklichen, Ewigen, Unendlichen, von unbegrenztem Raum und Zeit. Wie wären dieſe Begriffe ihm ſpäterhin bei zunehmendem Alter jemals beizubringen, da die äußere Anſchauung gar nichts Aehnliches darbietet? Oder werden ſie ihm später gelehrt? Aber Lehre geſchieht durch Worte. Worte aber können Gedanken wecken, doch nicht erſchaffen. Wofür man keine Gedanken hat, dafür giebt's auch keine Worte. Nein, der Stoff des Göttlichen liegt ſchon in der Seele, wie in dem Keim der Eichel ſchon der künftige hundertjährige Baum mit ſeiner Wurzel, dem Stamme, den Aeſten und Zweigen liegt; wie in dem Ei des Schmetterlings der ganze Körper deſſelben mit der Farbenpracht ſeiner Flügel, mit den Tauſenden von Augen, mit den Fühlfäden und ſeiner zum Einſaugen des Blumennektars künſtlich gefo.mten Zunge verborgen iſt. Noch augenſcheinlicher, als in dem Kinde, finde ich den Zug nach dem Göttlichen im Greiſe. Wie? Das nennt man Schwäche des Alters, wenn er nicht mehr lebhaft empfindet; leicht die Außendinge vergißt, und an dem Thun und Treiben der Menſchen, wie an ihren Sorgen keine Luſt mehr findet? Aber nennt ihr es etwa auch Schwäche und Abſterben, wenn die Pflanze, um das Samenkorn zur Reife zu bringen, ihre Wurzel-, Stengel- und ſogar ihre Blumenblätter verliert und eine bleiche Farbe annimmt? Umgekehrt, das iſt nicht Schwäche, ſondern Kraft, nicht Zurückgehen, ſondern Vorwärtsdringen. So iſt es auch bei dem Alten nicht Abnahme, ſondern Zunahme der Kraft, ein Vorſchritt des Göttlichen, das aus der Sinnenwelt heraus will.

Der ſchrankenloſe Geiſt iſt darum nur gefangen
In Schranken, um zur Freiheit zu gelangen.

Der Menſch gleicht dem Baum, der im Frühling Blätter und Blüthen, im Sommer Früchte bringt. Nimmt ihm der Herbſt alles Schöne, ſo hat er doch gewonnen. Die Rinde iſt feſter, der Aſt ſtärker geworden, um im nächſten Jahre mehr zu tragen. So iſt auch die geübte Kraft der Gewinn des ſchwindenden Lebens. Ich mag alſo über den Urſprung ſinnen, wie ich will, ich muß es wohl glauben, wenn ich auch nicht wollte: dir, meine Pſyche, iſt der Trieb nach Unſterblichkeit angeboren. Darum haſt du eine Hinneigung zum Großen, und Wohlgefallen an dem, was jedes bekannte Maß überſteigt. Darum haſt du eine Neigung zum Wunderbaren, und Gefallen an Vorſtellungen, welche allen bisherigen unähnlich ſind. Darum haſt du einen Hang zum Geheimnißvollen und Tiefen, und weideſt dich an Dingen, die dir vorher nicht bekannt waren. Darum haſt du einen Wunſch nach dem Unendlichen, und verabſcheueſt jedes letzte Ziel, welches deinem Streben geſetzt ſein könnte. Darum haſt du ein Vorahnen der Zukunft, das ſich nicht mit der Gegenwart befriedigen läßt. Darum haſt du ein Verlangen nach Unkörperlichkeit, einen Unſterblichkeitstrieb nach einem von dem beengenden Körper erlöſ'ten Zuſtande. Haben die Vögel bei ihren Wanderungen einen uns unbekannten Sinn für weit entfernte Gegenden, haben ihn die in einem verſchloſſenen Kaſten weggeführten Brieftauben — warum ſollteſt du ihn nicht haben? Hat die Spinne eine Ahnung von der bevorſtehenden Aenderung des Wetters, hat ſie der Kranke mit ſeinen geſchwächten Nerven — wie fehlte das Vorausempfinden des kommenden Zuſtandes dir? Daß du es nicht immer, nicht lebendiger haſt, dient zu deinem Glücke. Wie würde dir dieſe Welt zum Ekel, wenn der Sinn für das Höhere allmächtiger wäre? Wohl gleicht die Seele einer unendlichen Linie. Anfang und

Ende entgeht der Beachtung; was wir von ihr wahrnehmen, iſt nur ihr Mittelzuſtand. Man ſollte nicht von einem zweiten Leben ſprechen, ſondern von einem nothwendig fortgehenden. Wohl kann dem Ebenbilde Gottes in ihr nur das Unendliche genügen. Ein falſcher Ton im Geſange und in der Muſik verurſacht ein peinliches Gefühl; warum nicht auch das alberne Gewäſch von ewiger Vernichtung? Daß uns letzteres nicht ſo beleidigt, kommt es etwa daher, daß wir hier eher, als in der Muſik, Diſſonanzen zu hören gewohnt ſind? Kann eine Idee nicht getödtet werden, kann die Idee der Tugend, des Quadrats, des Cirkels nie untergehen, ſo kann es der Inhaber von Ideen, ein als Idee ſich anſchauendes Individuum, noch weniger, und ſo wie die Zahl von Eins zwar anfängt, aber in's Unendliche ſich ausdehnen läßt: ſo iſt auch die Menſchenſeele ein zwar anfangendes, aber unendliches Daſein zu ihrer Entwicklung Bedürfendes, von dem wir uns jetzt eben ſo wenig einen Begriff machen können, als das Kind im Mutterleibe etwas von ſeinem bevorſtehenden Erdenleben weiß. Iſt Tod dem Leben entgegengeſetzt, ſo muß ſie, wenn ihr ſterbliches Kleid ſtirbt, dem Tode aus dem Wege gehn, und kann das Gegentheil deſſen, was ſie iſt, nicht annehmen. Ihr unaufhörliches Begehren nach Gott würde ſie nicht haben, wenn ſie nicht einmal Befriedigung fände, ſo wie ihr irdiſcher Körper nicht Durſt und Hunger fühlen würde, wenn es keine Speiſen und Getränke gäbe. Ihr Drängen muß zum Hindurchdringen kommen. »Gott iſt,« ſagte ein Alter, »ein unausſprechlicher Seufzer im Grunde der Seelen gelegen.«

Ich ſah ein Tröpfchen Thau am Blatte zitternd blinken;
Schon wollte es zur Erde niederſinken,

Da kam beim erſten Morgenſchein
Ein Sonnenſtrahl, und ſog es ein.
Es war der Seele Bild; ſie ſinkt und will ermatten;
Ihr bangt vor dunkeln Grabesſchatten,
Da zieht ſie, reißt der Dämm'rung Flor,
Der erſte Morgenſtrahl empor.

Kann der in Trauer ſich verhüllende Wurm doch im Stillen eine ſchönere Geſtalt annehmen, und mit neuen Fittigen ſich aufſchwingen! Sollte der mit Ruhm und Ehre gekrönte Menſch in ſeiner Entwicklung beim Ablegen der letzten Hülle allein zurückgeſetzt ſein? — Freilich wird der entkörperte Geiſt ſeine Nachklänge aus dieſem Leben mitnehmen. Ging ſein Zug im Leben mächtig nach oben, ſo findet er den Eingang in die neue Welt frei und geöffnet. War er aber nach unten gerichtet, wo ihm nun Alles verſchloſſen iſt, ſo iſt das ſeine Hölle! Jener findet leicht einen Nachen zum Ueberſchiffen in's blaue Aethermeer, und ſeine Sehnſucht iſt die geheimnißvolle Bouſſole, welche die Ueberfahrt untrüglich macht. Neue Seiten des Lebens werden ihm aufgehen, gerade wie einem Blindgeborenen eine neue Welt ſich aufſchließt, wenn er glücklich operirt iſt. Wir bedürfen jetzt nur noch der hegenden Umſchränkung, damit wir nicht zerſtäuben, nicht zerfließen in das Unendliche, deſſen Anblick kein ſinnlich vernünftiges Weſen ertragen kann. In dem Wechſel beider Momente, des Strebens nach dem Unbeſchränkten und des Bedürfniſſes der Beſchränkung, bewegt ſich das jetzige Leben. Und wie ſchön entſpricht gerade die Kirche beiden Momenten! Wie fühlen wir da die Forderungen des Unendlichen auf der einen Seite und auf der andern die ordnenden Schranken durch Geſang, Gebet und Vortrag! Der Geiſt ſammelt und concentrirt ſich in den höchſten Höhepunkten, und das Aeußere verhütet, daß keine Ver-

wirrung und Zerſplitterung erfolge. Genug, wenn Tugend, Liebe und Frömmigkeit wirkliche Weſen wären, und außer unſrer Vorſtellung ein Daſein hätten, ſie würden weinen und jammern über Seelen, die Gottes Tempel nicht lieben. »Wollte Gott,« ſpreche ich mit Moſes (4 Moſ. 11, 29.) »daß alles Volk weiſſagte, und der Herr ſeinen Geiſt über ſie gäbe!« Doch wer weiß, was geſchieht! Was wir jetzt ſehen, ſind nur Fragmente, nicht der Umriß der Welt. Was die jetzige Zeit anfing, darauf drückt die Gottheit in der folgenden das Siegel.

J. K. W. Tiſcher.

Wenn uns das Erdengift des Todes den Leib verzehrend durchdringt, ſo empfangen uns die himmliſchen Läuterungsflammen, und die unſterbliche Seele ſchwingt ſich auf zum Urquell des Lichts, aus welchem ſie entſprungen.

W. M. L. de Wette.

Die Kräfte der menſchlichen Seele für's Wahre, Gute und Schöne, oder wie Jean Paul ſagt, »die in unſerem Geiſte glühende Sonnenwelt der Tugend, Wahrheit, Schönheit, deren Goldader auf eine unbegreifliche Art den dunkeln, ſchmutzigen Klumpen der Sinnenwelt glänzend durchwächſt, die zweite Welt, die ſchon hienieden in die phyſiſche vererzt iſt wie lichte Kryſtalle im Gletſcher« — die bürgen für die Fortdauer unſres Geiſtes beſonders darum, weil ſie den Anfang des ewigen Lebens ſchon im Irdiſchen nachweiſen. Schon der Neuplatoniker Plotin lehrt: »Weisheit und Tugend, da ſie etwas Göttliches ſind, können nicht einer ſchlechten, ſterblichen Natur an-

gehören; ſie keimen nur auf göttlichem Boden. Weiheten nur Alle der Weisheit und Tugend ihre Kräfte, keiner würde ſo ungläubig ſein, an der Unſterblichkeit zu zweifeln.« Im Menſchengeiſte ſpiegelt ſich die ganze Welt, und wenn gleich nicht geleugnet werden kann, daß er, während das Thier nur im engen Umkreiſe ſeines phyſiſchen Bedürfniſſes ſich bewegt, gleichfalls auf beſtimmte Schranken der Erkenntniß angewieſen iſt: ſo vermag er doch innerhalb dieſer Schranken die Schöpfung in ſich zu wiederholen, ja in mancher Beziehung gehet ihre Vollendung erſt von ihm aus. Sein Streben und Ahnen, ſein Erkennen und Durchdringen ſchreitet weit über die Grenzen des phyſiſchen Bedürfniſſes hinaus; er ſteigt auf zum unermeſſenen und unermeßlichen Univerſum, und vermag theilweiſe die Geſetze auszuſprechen, nach welchen die ewige Allmacht und Weisheit Gottes den Welten dort oben die Bahnen und Entfernungen beſtimmt hat. Er bewaffnet ſein Auge und verfeinert ſein Ohr, und lauſcht auf den leiſen und verborgenen Gang der Bildungen auf Erden; er zwingt die geheimnißvolle Sphinx an den Pforten zu dem Heiligthum der Natur, ihm mehr als Ein Geheimniß zu enthüllen. Entweder müſſet ihr, wenn ihr die Unſterblichkeit leugnet, die ganze geiſtige Welt der Wahrheit niederreißen, oder ihr müſſet den allliebenden Gott zum ſchadenfrohen Tyrannen machen, der das Höhere in uns legte, um uns mit der Pein einer heißen und doch nie befriedigten Sehnſucht nach dem Unendlichen zu quälen. Wir tragen die doppelte Natur des Thiers und Engels an uns, aber mit der Aufgabe, die Sinnlichkeit zu beherrſchen, die Welt zu überwinden. Wir können die Unſterblichkeit nur ſo lange leugnen, als wir zum höhern ſittlichen Leben nicht erwacht ſind.

J. H. E. Reich

Ich kenne kein andres Mittel, mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken zu können, als das Geheimniß des alten Sokrates: das Bewußtſein eines wohlgeführten Lebens. Das Bewußtſein, daß man nie Böſes, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewußt iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelaſſen und getroſt, was da kommen wird. Eine ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schooß des Unendlichen, und ſchlummert unvermuthet aus einem Leben hinaus, worin es nie wieder erwachen wird. Dies iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanaſia nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſrer Gewalt iſt, warum ſollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt?

C. M. Wieland

Die Natur hat einen unſern Blicken undurchdringlichen Schleier zwiſchen uns und durch die Zukunft gezogen. Wir müßten dieſen Vorhang zerreißen können, wenn wir gewiſſe Ueberzeugung von dem Daſein eines beſſern Lebens haben wollten, und dann wäre dieſe Ueberzeugung die Unſterblichkeit ſelbſt. Genug, daß ſie uns erlaubt,

eine beſſere Zukunft zu wünſchen und zu hoffen, daß ſie ſelbſt uns mächtige Gründe für dieſe Hoffnung gegeben hat; denn alle Hoffnungen und Wünſche der Menſchen ſind nichts anderes, als der Wiederhall des Wunſches nach ewiger Fortdauer, den die Natur in uns gelegt hat. Sie ſelbſt beſtätigt dieſen Wunſch, da ſie uns auf ihre Werke hinweiſet, deren keins vernichtet wird, keins ganz ſtirbt. Alles wird nur verwandelt; was heute zu Grunde geht, erſcheint morgen in einer andern Geſtalt. Jede Zerſtörung iſt zugleich eine Sammlung zu neuen Zeugungen. Unaufhörlich ſtrebt ſie zur Ausbildung und Vollendung ihrer Werke; hundert tauſend Weſen läßt ſie zu Grunde gehen, um ein vollkommneres Geſchöpf hervorzubringen. So wird auch der Tod den Menſchen nicht vernichten, ſondern nur in einen vollkommnern Zuſtand hinüberführen. Die Keime zur höhern Vollkommenheit liegen ſchon in ihm.

J. A. Feßler.

Ueberall in der Körper- und Geiſterwelt geſellt das Gleiche ſich zum Gleichen, ziehet das Verwandte ſich an, nähert und umarmt ſich das Einerlei. Dieſe Einfalt der Natur, dieſe Einheit der Haushaltung läßt uns hoffen, daß wir, die hier bei einander waren, auch dort uns wiederfinden werden.

W. L. Krug

Mag auch des Todes Arm uns trennen,
Wir werden einſt uns wiederſehn,
Vor Gottes Thron die Unſern kennen,
Mit ihnen dankend vor ihm ſtehn,
Da, wo nicht Trennung, wo nicht Tod
Den Neuvereinten ferner droht.

J. J. Eſchenburg.

Freue dich, meine Seele! Auch du darfſt nicht verloren gehen in der großen Natur. Du biſt zum Licht geboren, und wirſt ewig ſein, wie das Licht. Noch kämpft das Licht mit dem Chaos; aber die ſchweren Wolken werden zerriſſen, und ein freundlicher Glanz wird dereinſt um unſre Gräber leuchten.

J. H. W. Witſchel.

Sehen wir auf unſer vergangenes Leben zurück, ſo ſcheint es uns eine kurze Spanne zu ſein; und was wir auch von unſerm fernern Leben denken mögen, ſo finden wir es doch von weit kürzerer Dauer. So wie wir älter werden, ſcheinen ſich die Tage zu verkürzen, und unſere genaue Bekanntſchaft mit der Zeit vermindert den Begriff von ihrer Dauer. Laßt uns daher getroſt ſein! Bald erreichen wir das Ziel unſrer Pilgrimſchaft. Bald legen wir die ſchwere Bürde ab, die uns der Himmel auferlegte. Täuſcht auch der Tod, der einzige Freund des Unglücklichen, den müden Wanderer auf kurze Zeit, und entweicht er vor ſeinen Blicken, wie der Horizont: ſo wird dennoch der Augenblick bald erſcheinen, in welchem wir von unſrem mühſamen Tagewerk ausruhen. Dann werden wir, umringt von allen unſern Freunden, oder

von denen, die unſrer Freundſchaft würdig ſind, mit Wonne an unſre hienieden ausgeweinten Leiden denken; dann wird unſre Seligkeit unausſprechlich, und, was das Höchſte iſt, unendlich ſein.

O. Goldſmith.

Die ſchweren zerſtörenden Kämpfe gehören noch dem Erdenleben an, aber nicht dem Tode; er ſelbſt, die eigentliche Auflöſung der irdiſchen Bande, die ſchöne Umwandlung des geiſtigen Zuſtandes, ſenkt ſich herab auf leichten Schwingen. Haben ihm Kämpfe vorher, ſo finden ſie ihr Ende, noch ehe er naht; er kommt im leiſen Weben, die befreite Seele auf weichen Schwingen in's Land der Unſterblichen zu tragen. Mit welchen Preisgeſängen werden wir einziehen in die uns bereitete himmliſche Wohnung!

B. A. Veillodter.

Die Liebe weckt das junge Leben.
Man ſieht es eine kurze Zeit
In ihrem Sonnenglanze ſchweben;
Dann legt's ſein ſchweres Erdenkleid
Sanft in die kühle Todtenlade,
Und ſchwingt, umſtrahlt von Himmelsgnade,
Sich freudig zur Unſterblichkeit.

A. F. C. Langbein.

Wie ruhig, getroſt und hoffnungsvoll darf der Weiſe und Tugendhafte dem Tode entgegenſehen! wie heiter und zufrieden in das kühle, ſtille Grab hinabblicken, das ihn

nur hinübergeleitet in eine beſſere Welt! Der Leib kehrt zurück in den Staub, aus dem er genommen iſt; aber die unſterbliche Seele ſteigt empor zu dem Urſprung ihres Weſens, zu Gott, ihrem Schöpfer, dem Vater und Geber aller Seligkeit. Wenn dieſe Hoffnung der Böſe nicht hat, ſo iſt das ſeine eigene Schuld; warum iſt er böſe? Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Für die Böſen iſt die Botſchaft des Todes eine Forderung vor den Richterſtuhl des ewigen Vaters, welcher Herzen und Nieren prüft, welcher recht richtet und unbeſtechlich belohnt und beſtraft. Dann ergreift ſie freilich Angſt und Bangen, Zittern und Beben, und ſie möchten lieber nicht mehr ſein, als unter Pein und Qual ihrer entſetzlichen Zukunft entgegenſehen. Das Ende des Guten aber iſt ruhiges Hinüberſchlummern; der Tod des Ruchloſen iſt Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewiſſen hier nicht erwacht, ſo wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes ſpricht: »Gieb Rechenſchaft von deinem Leben!«

J. Siegl.

Wir fühlen in uns die Unendlichkeit, fühlen unſere Beſtimmung über Tod und Grab hinaus. Aber ein Blick auf unſre Erdenwelt iſt eben nicht ſehr geſchickt, die Hoffnung einer Zukunft zu bekräftigen. Nichts als Vergänglichkeit entdeckt ſich unſerm Augen; alles, was lebt, ſinkt nach kurzer Zeit zu dem Staube zurück, von dem es genommen iſt; ſelbſt der Menſch mit ſeinen hohen Ahnungen, mit dem Gefühl einer Zukunft nach Zeitlichkeit und Verweſung, ſieht ſeiner Zerſtörung durch den Tod entgegen. Sollte ſich nicht von Zeit zu Zeit ein kleiner Zweifel in ſeiner Bruſt einfinden; ſollte er ſich

nicht bei manchen Gelegenheiten fragen, ob er seiner Hoffnung eines zukünftigen Lebens unbedingt trauen dürfe? Im Christenthum ist aller Zweifel durch die bestimmtesten Verheißungen eines ewigen Lebens gehoben. Christus ward durch seine Auferstehung ein Vorbild der unsrigen. Verschwunden sind die Schrecken des Grabes und der Zerstörung, verschwunden ist das Heer von unangenehmen Bildern, welche die Einbildungskraft des Menschen beunruhigten; er wandelt in Klarheit und Licht seinen Weg durch das Leben, und freut sich am Ende desselben eines neuen Daseins. Welch ein Eigenthum für den oft so schwachen, niedergebeugten, traurigen Menschen! Welch ein unvergleichliches Kleinod, dieser Glaube an Tugend, Gott und Unsterblichkeit! Wer menschliches Gefühl und menschlichen Sinn nicht verleugnet, muß im höchsten Grade durch diesen Glauben erhoben, gestärkt und beseligt werden.

F. Köppen.

Nicht das Grab ist dein Ziel, sondern der Himmel. Das Grab nimmt nur das Sterbliche auf; dem Unsterblichen öffnet sich die ewige Heimath. Was wir hier erfahren, gewinnen, genießen und leisten, ist viel zu geringfügig, als daß wir es für den angemessenen Zweck eines Lebens halten könnten, das wir mit so großen Fähigkeiten ausgestattet sehen, und in dem wir überall so viel umfassende Anstalten, so geräuschvolle Bewegungen antreffen. Nein, nicht für die unvollkommene, flüchtige Lust und für die zahlreichen, anhaltenden, herben Schmerzen der Erde sind wir geschaffen; wir sind geschaffen, einst Bürger der herrlichen Stadt Gottes zu werden. Der Geist, der nicht von der Erde stammt, gehet zu dem, der ihn

gegeben hat. Nichts Geringeres, als Gott ſelbſt, iſt das oft unbegriffene Verlangen der Seele, das die ganze Welt nicht zu ſtillen vermag. Zum Vater ſehnt ſich das Kind in der Fremde. Darum wird dir das Herz ſo weit und ſo groß, wenn du nach oben ſiehſt.

F. Ehrenberg.

Uns lehrt ein inn'res Sehnen,
Es ſei jenſeits ein glücklich Land,
Wo nur der Wonne Thränen,
Und wo nicht Harm und Schmerz gekannt.

Nach dieſem Lande wallen
Die Pilgerleute klein und groß;
Es lacht, es winkt uns allen,
Und ladet uns in ſeinen Schooß.

Caroline Rudolphi.

Was folgt wohl daraus, wenn mein Geiſt unſterblich iſt, wenn er nach dem Tode des Körpers fortdauert, fortlebt, fortwirkt? wenn ſein künftiger Zuſtand Fortſetzung des gegenwärtigen iſt? Er wird ſich hier ſeiner Beſtimmung, ſeiner Vollkommenheit genähert, oder von derſelben entfernt haben; und dies wird ihm dort Freude oder Qual verurſachen. Er wird viele ſeiner ehemaligen Vorſtellungen behalten; und die werden ihm angenehm oder unangenehm, tröſtlich oder peinlich ſein. Er wird ein klares Bewußtſein von ſeinem vorhergegangenen Zuſtande und von ſeinem Verhalten in demſelben haben; denn dieſes Bewußtſein iſt das, was ihn von den Thieren unterſcheidet, was ihn zum menſchlichen Geiſte erhebt;

und welchen Einfluß muß nicht dieſes Bewußtſein auf ſeine Glückſeligkeit haben? Er wird gewiſſe Neigungen, Begierden, Fertigkeiten in ſeinen Zuſtand mitbringen, und die werden gut oder böſe, edel oder niedrig, Quellen der Zufriedenheit oder Quellen der Unruhe und des Elendes für ihn ſein. Die Unſterblichkeit kann alſo nicht jedem Menſchen gleich erfreulich, ſie kann es nur demjenigen ſein, der hier ſo gedacht und gelebt hat, wie Menſchen, die zu ſolchen großen Dingen beſtimmt ſind, denken und leben ſollen.

G. J. Zollikofer.

Ohne das Gefühl unſrer Unvergänglichkeit iſt nichts Edles und Großes auf Erden geſchehen: es war die edle Flamme, welche in den beſten Menſchen aller Zeiten den Eifer zu den erhabenſten Thaten entzündet hat. Mit dem Gefühl ihrer Unvergänglichkeit haben ſo viele Weiſe, ſo viele Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, der Unterſuchung und Verbreitung der Wahrheit ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Vergnügen, ihr Leben aufgeopfert. Mit dem Gefühl ihrer Unvergänglichkeit haben ſo viele Helden der Tugend, im Dienſte der Pflicht und aus reiner Achtung gegen das heilige Gebot derſelben, mit allen Schwierigkeiten gerungen, mit allen Mühſeligkeiten gekämpft, und allen Gefahren getrotzt. Mit dem Gefühl ihrer Unvergänglichkeit haben ſo viele Vertheidiger und Retter unſres Geſchlechts zur Rettung ihrer Brüder Alles gewagt, Alles gethan, Alles geduldet, und ihr Blut vergoſſen. Betrachtet die edlen Menſchen genauer; etwas Hohes und Ueberirdiſches werdet ihr an allen merken; ihr werdet ſie alle mit dem Vertrauen handeln ſehen, daß ſie mehr ſind als niedriger Staub; die Hinſicht auf eine höhere Welt und das Ge-

fühl, für ſie beſtimmt zu ſein, werdet ihr mehr oder weniger deutlich bei allen antreffen.

F. V. Reinhard.

Der Leib mag in Staub zerfallen; über dieſe Hand voll Erde mag der Tod ſein Recht üben: die Seele kann er nicht tödten. Losgebunden von niedriger Sinnlichkeit, erreicht ſie jetzt, die Unſterblichkeit, eine neue Stufe auf der Leiter ihrer Beſtimmung, und wirkt fort in einer höhern und ſchönern Ordnung der Dinge. Mögen denn dieſe Augen ſich ſchließen, o es ſchauet der Geiſt dort eben höhere Schönheiten und größere Wunder! Mag der ſüße Ton der Rede und der Stimme zarter Wohlklang nicht mehr dringen zum erſtarrten Herzen, o es hört der freie Geiſt der Engel heilige Chöre und der Sphären geheimnißvolle Harmonie. Mag ich euer beides Angeſicht nicht mehr ſchauen, ihr, meine Kinder und Brüder, o ich ſehe das verklärte Antlitz eurer Engel, und ſtehe näher der heiligen Majeſtät unſres Gottes. Schwindeſt du auch dann meinem Blick, du ſchöne Erde, mein mütterlich Land, die du mich einſt im kühlen Schooße zu den Schlafenden Gottes begrabſt, und meine Gebeine ſanft bedeckſt — o dort gehen mir neue Welten auf, und es leuchten mir die zahlloſen Sonnen in reinerer Klarheit.

C. B. Spieker.

Nichts ſchuf der Ewige ohne Zweck, und überall ſind mit weiſer Sparſamkeit die geringſten Mittel gewählt, um mit ihnen das möglichſt Höchſte zu leiſten. Anders wäre es bei dem Menſchen, wenn ſeine Seele nur für den kurzen Raum des irdiſchen Daſeins geſchaffen wäre.

Das

as Sinnliche erfüllt ſeinen Zweck in ſeiner bloßen Er-
cheinung. Es iſt nicht allein Zweck für ſich, ſondern
ch für Andere; ja ſogar in ſeinem Untergange und ſei-
r Auflöſung dient es wieder der Natur zu neuen Le-
nsſtoffen. Die Seele iſt das einzige Geſchöpf, das vom
chöpfer als bloße Anlage und Kraft in's Daſein geru-
worden iſt, und die Aufgabe empfangen hat, aus ſich
ſt etwas zu werden, und auf dem Wege fortſchreiten-
Bildung zu immer höhern Zielen emporzuſtreben. Von
m Leibe des Menſchen kann man auch ſagen, daß er
jedem Zeitmomente ſeines Daſeins Zweck erfüllt habe.
er für die Seele iſt jeder Augenblick der Gegenwart
Samenkorn einer reichern Zukunft; ihre Kräfte, ihre
hnſucht und ihr Streben deuten auf das Unendliche.
e hat zu keiner Zeit ihre letzte Beſtimmung erfüllt,
il jedes Wachsthum an Erkenntniß und Tugend die
mer neue Bedingung höhern Fortſchreitens in ſich trägt.
r das geiſtige Weſen bringt keine Zeit den Augenblick,
man ſagen dürfte: Bis hieher und nicht weiter! Hie-
kommt die weitere Frage: Wenn der Menſch nur für
irdiſche Daſein berufen wäre, wozu denn Anlagen
Kräfte, wozu eine Sehnſucht und Hoffnung, die uns
t ſelten das engbegränzte Hienieden verleidet, wozu
Stimme eines innern Richters, der mit unabweislicher
n ſtraft, ſobald wir dem Dienſte der Sinnlichkeit uns
geben? Ja, angenommen auch, daß die menſchliche
ie den Zweck ihres Daſeins während der kurzen Dauer
s gegenwärtigen Aufenthalts erfüllen und vollenden
, wie ſtände es dann um die, welche im zarten Kin-
lter eine Beute des Todes werden, oder um die, welche
en in der Entfaltung, da ſie täglich ſchönere Hoff-
gen für die Welt gaben, hinſterben mußten, oder um
welche mit tauſend Schwierigkeiten, die ſich ihrer

geistigen und sittlichen Bildung entgegenstellten, zu kämpfen hatten und sie nicht überwinden konnten; wie um diejenigen, welche Tyrannei, Herrschsucht, Habgier und feindselige Gewalt niedergehalten hat, so daß sie mehr ein thierisches Leben führen mußten, nicht als freie Wesen handeln konnten, sondern mehr als Mittel zu Zwecken gemißbraucht wurden? Bei allen andern Geschöpfen der Erde hätte Gott seine Absicht erreicht, die Kräfte mit der Bestimmung in's schönste Gleichgewicht gestellt. Nur bei dem erhabensten, das er nach seinem Bilde schuf, wäre das nicht der Fall? Des Menschen kümmerliches Dasein stände mit seinen erhabenen Anlagen im grellsten Widerspruche, und mitten im Laufe nach dem Ziele würde er von dem, der ihm das Ziel gesetzt hat, aufgehalten, um gänzlich vernichtet zu werden!

J. Ed. G. Lösch.

Vieles wird der Zeit zum Raube,
Doch nicht Alles kann vergehn;
Einer ist's, an den ich glaube,
Einer, den die Sterne sehn.

Lieben kann ich, glauben, hoffen;
Tief im Dunkel glänzt ein Licht,
Und ich seh' den Himmel offen,
Wenn das Herz im Tode bricht.

A. Schreiber.

Druck von C. J. Amelung.

Bei C. J. Amelang in Berlin erschienen folgende **zur häuslichen Erbauung und zu Festgeschenken sich** eignende, bereits als vorzüglich anerkannte Schriften, und sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bierenthal, Dr. J. H. A., Biblisches, Kirchenhistorisches und Archäologisches Handwörterbuch für gebildete Bibelleser. 8vo. Maschinen-Velinpapier. Geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Döring, Dr. H., Scenen und Bilder aus dem Leben Jesu. Nebst einem Anhange Alttestamentlicher Gemälde und religiöser Dichtungen. 8vo. Maschin.-Velinpap. Mit einem allegor. Titelkupfer. Cartonnirt geh. 22½ Sgr.

Ehrenberg, Fr., (Königl. Hofprediger in Berlin), **Seelengemälde.** I. Theil: Agathe's Morgengedanken. 8vo. 1 Thlr. 10 Sgr.

Desselben II. Theil: Agathens Abendgedanken und Theobalds Nachtgedanken. 8vo. 1 Thlr. 10 Sgr.
(Beide complet 2 Thlr. 20 Sgr.)

Gott mit dir! Andachtsbuch für gebildete Christen jüngern Alters. gr. 8vo. **Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.** Mit Vignetten und einem schönen Titelkupfer. Cartonnirt geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Hiekel, H., Geistliche Blumenlese, aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. 8vo. Mit einem Stahlstich. Maschinen-Velinpap. Geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Preuß, J. D. E., Alemannia, oder Sammlung der schönsten und erhabensten Stellen aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. Drei Theile. **Fünfte verbesserte Auflage.** Mit einem allegorischen Titelkupfer. 8vo. Geheftet. Complet 3 Thlr.

— — **Siona.** Herzenserhebungen in Morgen- und Abendandachten der vorzüglichsten deutschen Dichter. 8vo. **Dritte vermehrte Auflage.** Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Cartonnirt geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.

Reinhold, F. L., (Prediger in Waldau a. Pasewalk), **Fromme Blicke auf die Leidensgeschichte Jesu Christi.** Ein Andachtsbuch für denkgläubige Christen. gr. 8vo. Velinpap. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Rockstroh, Dr. L., Der gestirnte Himmel, oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne und der vorzüglichsten Sterne. Zur Belehrung und Unterhaltung für gebildete Leser, besonders jüngeren Alters. gr 12mo. Mit 10 erläuternden Kupfertafeln. Sauber gebunden 2 Thlr.

Schoppe, Amalie, geb. **Weise, Asträä,** oder Heilige Lehren im Gewande der Dichtung. Eine Sammlung moralischer Erzählungen, zur Belebung religiöser Gefühle und Gesinnungen im jugendlichen Herzen. Für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts zunächst bestimmt. kl 8vo. Mit Titelkupfer und Vignette. Elegant geheftet 1 Thlr.

— — **Sonntag,** oder Seelen- und Sitten-Gemälde für die reifere, gebildete weibliche Jugend. In kurzgefaßten Erzählungen. Seitenstück zur Eugenia. A. 8vo. Mit Titelkupfer und Vignette. Elegant geh 1 Thlr. 5 Sgr.

Spieker, Dr. C. W., (Königl. Superintendent, Professor und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.), **Der christliche Glaube.** Ein Confirmationsbuch für die reifere Jugend. **Neue wohlfeile Ausgabe.** 15 Bogen in gr 8vo. Mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Sauber geh. 1 Thlr.

— — **Des Herrn Abendmahl.** Ein Beicht- und Communionbuch für gebildete Christen. **Zum siebenten verbesserte Auflage.** Mit einem herrlichen Stahlstich und einer Vignette nach Zeichnungen von Weissler, gestochen von C. Mayer. 8vo. Velinpapier. Geh. 1 Thlr.

— — **Andachtsbuch** für gebildete Christen. Zwei Theile, unzertrennlich. **Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.** 8vo. Jeder Theil mit einem schönen allegorischen Stahlstich und Vignette. Elegant geheftet 2 Thlr.

— — **Christliche Morgen- und Abendandachten** auf alle Tage des Jahres. **Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.** Zwei Theile. gr. 8vo. Jeder Theil mit einem allegor. Titelkupf. und Vignette. Sauber geh. Complet 3 Thlr.

— — **Christliches Trostbuch** für Leidende und Traurige. gr. 8vo. Velinpapier. Sauber geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wilmsen, F. P., Eusebia. Andachtsübungen in Gesängen, Gebeten und Betrachtungen für weibliche Erwerbungsanstalten und für die Familienandacht. 8vo. Mit einem Titelkupfer. Geheftet 20 Sgr.

Zerrenner, Dr. C. C. G., (Königl. Consistorial- und Schulrath zu Magdeburg), **Taschenbuch** zur häuslichen Erbauung für denkende Christen. **Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.** Mit einem Titelkupfer. 32mo. Velinpapier. Geheftet 1 Thlr. 5 Sgr.